15
6699
I

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITTERATUREN.

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG.

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND ADOLF TOBLER.

LII. JAHRGANG, CI. BAND,
DER NEUEN SERIE I. BAND.

45135
4/5/99.

BRAUNSCHWEIG.
DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.
1898.

PB
3
A5
Bd. 101

Inhalts-Verzeichnis des CI. Bandes,

der neuen Serie I. Bandes.

Abhandlungen.

	Seite
Ludwig Uhland als Dolmetsch Lopes de Vega. Von Erich Schmidt . .	1
Ein kunsthistorischer Aufsatz Goethes und eine Polemik (Schlegels?) wider die Weimarer Kunstausstellung. Von Ludwig Geiger	5
Über Goethes Elpenor. Von Albert Köster	257
Schiller in der heutigen Schule. Von Rudolf Lehmann	273
Ältere Volkslieder und volkstümliche Lieder aus Tirol. Von J. E. Wackernell. I.	283
Zur Geschichte Byrhtnoths, des Helden von Maldon. Von F. Liebermann	15
Über Benedict Burghs Leben und Werke. Von Max Förster	29
Mittelenglische Vokaldehnung in offener Silbe und Streitbergs Dehnungsgesetz. Von G. Sarrazin	65
Don Quixote, Sancho Panza und Dulcinea in der englischen Litteratur bis zur Restauration (1660). Von E. Koeppel	87
Nachträge zu Cook's Biblical quotations in Old English prose writers. Von Arthur S. Napier. I.	309
Quellen des Lay of the last Minstrel, von W. Scott. Von Eugenie Franke	325
Zur Legende vom heiligen Julianus. Von Adolf Tobler. II. (Fortsetzung)	99
Die altprovenzalische Liederhandschrift N^2. Von Alfred Pillet. I. . . .	111
Zur Legende vom heiligen Julianus. Von Adolf Tobler. III. (Fortsetzung)	339
Die altprovenzalische Liederhandschrift N^2. Von Alfred Pillet. II. (Fortsetzung)	365

Kleine Mitteilungen.

Tegnér und Byron. (F. Holthausen)	141
A Treatice of London. (G. Neumann)	143
Chaucers 'Romaunt of the Rose' und Sackvilles 'Induction'. (E. Koeppel)	145

Seite

Miscellen zur englischen Wortkunde. (Erik Björkman) 390
Satire on the Blacksmiths. (H. Lindberg) 395
John Bull. (Geo. Tamson) 396

Einige Ergänzungen zu Appels provenzalischer Chrestomathie. (Ad. Kolsen) 147
Zu Archiv XCVIII, S. 395. (Alfred Schulze) 151
Drei kleine provenzalische Rätselaufgaben. (Adolf Tobler) 397

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Wiese, Dr. L., Über die geistige Heimatlosigkeit in der deutschen Gegenwart. (W. Münch) 153
John Morley, Studies in Literature. (Richard M. Meyer) 154
Artikulations- und Hörübungen. Praktisches Hilfsbuch der Phonetik für Studierende und Lehrer von H. Klinghardt. (J. Schatz) 155
Från filologiska föreningen i Lund. Språkliga uppsatser. (F. Holthausen) . 156
B. F. Godenhjelm, Handbook of the History of Finnish Literature. 2nd ed. Transl. from the Finnish (with notes) by E. D. Butler. (Hanna Lindberg) 159

Textkritische Untersuchungen zu den Liedern Heinrichs von Morungen von Dr. Ernst Lemcke. (S. Singer) 160
Des Gottesfreundes im Oberland [= Rulmann Merswin's] Buch von den zwei Mannen. Nach der ältesten Straſsburger Handschrift herausgeg. von Prof. Dr. Friedrich Lauchert. (Joseph Seemüller) 162
Béla Lázár in Budapest, Über das Fortunatus-Märchen. (H. Jantzen) . . 163
K. Vofsler, Das deutsche Madrigal, Geschichte seiner Entwickelung bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts. (Wolfgang von Wurzbach) 166
Hoffmanns Werke, herausgeg. von Dr. Viktor Schweizer. (G. Boetticher) 168
Adolf Bartels, Gerhart Hauptmann. (Paul Haake) 168
Deutsche Mundarten. Zeitschrift für Bearbeitung des mundartlichen Materials. Herausgeg. von Dr. Johann Willibald Nagl. (J. Schatz) 172
In Lust und Leed. Plattdeutsche Gedichte. Nebst Nachdichtungen aus Horaz und Scenen aus Homer. Von Felix Stillfried (Adolf Brandt). (O. Glöde) 174
Theoretisch-praktische Anleitung zur Abfassung deutscher Aufsätze in Regeln, Musterbeispielen u. Dispositionen von Dr. Jul. Naumann. (G. Boetticher) 179
Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volkes gesammelt und erläutert von Georg Büchmann. Fortgesetzt von Walter Robert-tornow. Neunzehnte vermehrte und verbesserte Auflage. (Adolf Tobler) 399
George Hempl, German orthography and phonology, a treatise with a word-list. Part first: the treatise. (A. Heusler) 400
Dr. Hermann Jantzen, Gotische Sprachdenkmäler. (E. Mackel) 402
R. Mentz, Französisches im mecklenburgischen Platt und in den Nachbardialekten. Teil I. (O. Glöde) 403
Deutsche Litteraturgeschichte. Für das deutsche Haus bearbeitet von Dr. Karl Storck. (Paul Haake) 406
Dr. Carl Busse, Novalis' Lyrik. (H. Jantzen) 408

Seite

Georg Minde-Pouet, Heinrich von Kleist. Seine Sprache und sein Stil. (S. Singer) 409
E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde. (Robert Petsch) 416
P. Stern, Einfühlung und Association in der neueren Ästhetik. Ein Beitrag zur psychologischen Analyse der ästhetischen Anschauung. (Richard M. Meyer) 421
Daniel Sanders. Ein Gedenkbuch, herausgegeben von Anna Segert-Stein. (Richard M. Meyer) 421

Harvard Studies and Notes in Philology and Literature. Vol. V. (G. Herzfeld) 182
Prof. Dr. K. Deutschbein, Shakespeare-Grammatik für Deutsche oder Übersicht über die grammatischen Abweichungen vom heutigen Sprachgebrauch bei Shakespeare. Zweite, verbesserte Auflage. (G. Sarrazin) 184
G. Chiarini: Studi Shakespeareani. (C. H. Herford) 186
Right Hon. D. H. Madden, The diary of Master William Silence. A study of Elizabethan sport. (A. B.) 187
George Saintsbury, A history of nineteenth century literature (1780—1895). (A. Brandl) 188
C. H. Herford, The age of Wordsworth. (A. Brandl) 188
Wie wir arbeiten und wirtschaften müssen. Eine Gedankenlese aus den Werken des John Ruskin. Aus dem Englischen übersetzt und zusammengestellt von Jakob Feis. (J. Speck) 191
The Ancestors of Peter Atherly and Other Tales. By Bret Harte. (A. K. Potter) 195
"In Kedars's Tents", by Henry Seton Merriman. (F. Weselmann) . . . 196
Dear Faustina, by Rhoda Broughton. (G. Opitz) 197
Mrs. Gaskell, Cranford. In gekürzter Fassung herausgeg. von Dr. Immanuel Schmidt. (G. Krueger) 198
The Manxman by Hall Caine. (Emil Penner) 200
M. E. Braddon, Rough Justice. (M. Marggraff) 202
Rudyard Kipling, The second Jungle book. (A. Brandl) 202
Olive Schreiner, Trooper Peter Halket of Mashonaland. (A. Brandl) . . 204
Aronstein, Dr. Ph., Die Entwickelung der höheren Knabenschulen in England. (W. Münch) 206
Chaucer Stories von Mary Seymour. Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von Clemens Klöpper. (K. Fahrenberg) 207
Abriſs der englischen Syntax. Für den Schulgebrauch abgefaſst von Dr. Wilh. Reimann. (G. Krueger) 208
A. Ohlert, Englisches Lesebuch für die oberen Klassen der höheren Mädchenschulen. (M. Marggraff) 211
O. Thiergen, Elementarbuch der englischen Sprache. (M. Marggraff) . 212
O. Boerner und O. Thiergen, Lehrbuch der englischen Sprache. 2. Auflage. (M. Marggraff) 212
Vietor, Einführung in das Studium der englischen Philologie mit Rücksicht auf die Anforderungen der Praxis. Zweite, umgearbeitete Auflage. (G. Schleich) 421

Seite

F. Kluge und F. Lutz, English Etymology. A Select Glossary serving as an Introduction to the History of the English Language. (G. Schleich) 425
Crow, Ch. L., Maldon and Brunnanburh, Two Old English Songs of Battle. (Erik Björkman) 426
The Martian. By Geo Du Maurier. (A. K. Potter) 429
Uncle Bernac, a Memory of the Empire. By Conan Doyle. (G. Opitz) . 430
Phroso. By Anthony Hope. (Karl Fahrenberg) 432
A Spotless Reputation. By Dorothea Gerard. (M. Marggraff) 434
The Tragedy of the Korosko. By Conan Doyle. (G. Herzfeld) 434
Simon Dale. By Anthony Hope. (M. Marggraff) 435
Dr. Wilhelm Knörich, Auswahl englischer Gedichte aus Thomas Moores und Lord Byrons poetischen Werken zum Gebrauch auf höheren Lehranstalten. 3. umgearbeitete Auflage. (W. Mangold) 436
Mrs. Craik, Cola Monti, or The story of a genius. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgegeben von Prof. G. Opitz. (Max Kuttner) 436
The Little Londoner. Englische Realien in modernem Englisch mit Hervorhebung der Londoner Verhältnisse. Verfaſst von Dr. R. Kron. (Wilhelm Dibelius) 439
A. Ohlert, Elementarbuch der englischen Sprache für höhere Mädchenschulen. — A. Ohlert, Schulgrammatik der englischen Sprache für höhere Mädchenschulen. (L. Boretius) 440
O. Boerner und O. Thiergen: Lehrbuch der englischen Sprache. Ausgabe B für höhere Mädchenschulen. 1. Auflage. (M. Marggraff) . . 442

Grundriſs der roman. Philologie, herausgeg. von Gustav Gröber. (W. Cloëtta) 213
Émile Deschanel, Les déformations de la langue française. (Adolf Tobler) 222
Carl Svedelius, L'analyse du langage appliquée à la langue française. Thèse pour le doctorat. (Adolf Tobler) 224
Alfred Pätzold, Die individuellen Eigentümlichkeiten einiger hervorragender Trobadors im Minneliede. (Hermann Springer) 226
J. Vodoz, Le Théâtre latin de Ravisius Textor (1470—1524). (H. Springer) 228
Felix Frank, Dernier voyage de la reine de Navarre, Marguerite d'Angoulême, sœur de François Ier, avec sa fille Jeanne d'Albret aux bains de Cauterets (1549). (H. Morf) 230
Formenlehre und Syntax des französischen und deutschen Thätigkeitswortes von Adolf Meyer. (Alfred Schulze) 232
Beobachtungen und Erfahrungen auf dem Gebiete der Anschauungsmethode im französischen Unterricht. Von Dr. Paul Lange. (George Carel) . 233
Julius Bierbaum: 1. Lehrbuch der französ. Sprache nach der analytisch-direkten Methode für höhere Schulen. — 2. Systematische Repetitions- und Ergänzungs-Grammatik zu des Verfassers Lehrbüchern. Bearbeitet von J. Bierbaum und B. Hubert. (George Carel) 236
Otto Börner, Oberstufe zum Lehrbuch der französ. Sprache. (George Carel) 238
J. Pünjer, Lehr- und Lernbuch der französ. Sprache. 3. u. 4. gleichlautende Aufl. Zweiter Teil. (George Carel) 238

Seite

Andreas Baumgartner: 1. Grammaire française. Französ. Grammatik für Mittelschulen. 3., verb. Aufl. — 2. Exercices de français. Übungsbuch zum Studium der französ. Grammatik. Im Anschluſs an des Verfassers Gr. franç. 2. Aufl. — 3. The International English Teacher. First Book of English for German, French, and Italian Schools. (George Carel) . 239

Walter Robert-tornow, Die Gedichte des Michelangelo Buonarroti übersetzt und biographisch geordnet. Herausgeg. von Georg Thouret. (Max Cornicelius) 240

Gramática del Poema del Cid por Fernando Araujo. (P. de Mugica) . . 244

M. A. Thibaut, Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. 140. Auflage. Vollständig umgearbeitet von Prof. Dr. Heinrich Wüllenweber. (Th. Engwer) 442

Französische Schriftsteller in und von Solothurn. Eine historisch-litterarische Untersuchung von Martin Gisi. (H. Berni) 454

Julius Voigt, Das Naturgefühl in der Litteratur der französischen Renaissance. (E. Bovet) 457

T. Combe, Pauvre Marcel. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Franz Wüllenweber. (Adolf Tobler) 458

Le troubadour Guilhem Montanhagol par Jules Coulet. (Adolf Tobler) . 462

Alfred Fouillée, Psychologie du peuple français. (Adolf Tobler) 467

Verzeichnis der vom 30. Mai bis zum 2. August 1898 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften 250

Verzeichnis der vom 3. August bis zum 24. November 1898 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften 472

Ludwig Uhland als Dolmetsch Lopes de Vega.

Als Uhland 1810 in Paris neben den altfranzösischen Studien von I. Bekker angeleitet die Lektüre spanischer Dichtungen eifrig betrieb, mufsten ihn des Zusammenhanges wegen solche Stücke des unübersehbaren Dramenschatzes besonders anziehen, die Karl und seinen Paladinen gewidmet sind. Das Tagebuch meldet am 2. Dezember: 'Ich hatte Morgens in Lope de Vega die Romanze von Kaiser Karl etc. gelesen', und am 6.: 'Beendigung des Casamiento en la muerte'. Damals mufs folgende Übersetzung entstanden sein, die ohne Überschrift und sonstige Vermerke in Hollands Nachlasse liegt:

Schwer verwundet mancher Orten
Kam der alte Kaiser Karl,
Fliehend vor Hispaniens Schaaren,
Die Verderben ihm gebracht.
Dort an eines Kreutzes Fufse
Lag er auf den Knieen da,
Sprechend diese bangen Worte,
Drein ihm manche Thräne rann.
Trauervoller Karl! begann er,
Wie dahin ist deine Kraft!
Wo sind deine zwölf Gepriesnen,
So die Welt mit Zittern sah?
Wo ist Roland, dein Getreuer?
Wo der Paladin Rainald?
Holger Däne? Montesinos?
Olivier und Brandimart?
Sansonet? Alfons, der wilde,
Samt dem freudgen Durandart?
Geyfer' samt dem Grafen Nayme?
Und Guarin, der Amiral?
Wehe! Bertram, tapfrer Degen!
Edler Greis, voll weisen Raths!
Weil ich deiner Warnung trotzte,
Endet' ich in Ronceval.
Ganelon hat mich verkaufet,
Gott bezahl ihm den Verrath!
Als der Kaiser dieß gesprochen,
Sinnlos er zu Boden sank.

Lope — El Casamiento en la Muerte, y hechos de Bernardo del Carpio, 2. Akt — läfst auf Grund einer in Agostin Durans Romancero general (1849 I 264 Nr. 398) gedruckten Romanze, die aber Roldans Untergang behandelt, den Dudon Roldans Frage nach dem Kaiser also beantworten:

Por muchas partes herido
sale el viejo Carlo Magno,
huyendo de los de España,
que le han desbaratado.
Al pie estaba de una cruz,
por el suelo arrodillado,
diciendo palabras tiernas,
envueltas en tierno llanto.
O Carlos triste, decia,
qué es de tu esfuerzo pasado?
Qué es de tus Doce famosos,
que dieron al mundo espanto?
Adonde está Don Roldán?
Donde el Paladin Reinaldos?
Danes Urgl, Bradamonte,
Sansoneto, Alfonso ufano,
Montesinos, Oliveros
y Durandarte el gallardo,
el Almirante Guarinos,
Gayferos, el Conde Naymo?
Ay, Don Beltrán valeroso,
viejo noble, honrado y sabio,
por no tomar tu consejo,
en Roncesvalles acabo;
vendido me ha Galalon,
Dios por ello le dé el pago.
Diciendo aquestas razones,
cayó en tierra desmayado.

Seit 1810 schwebte ihm ein eigenes Drama 'Bernardo del Carpio' vor, dessen durch Keller veröffentlichte Entwürfe aber erst in das Spätjahr 1819 fallen. Da Uhland am 23. April 1819 Lopes Stück von neuem vornahm, bin ich geneigt, ungefähr dieser Zeit ein den Skizzenheften beiliegendes Blatt zuzuweisen, das schon der Schrift nach nicht jener Karl-Romanze zeitlich benachbart sein kann:

'Kehrt nach Spanien um, ihr Franken!
Euer Leben decket Schande!
Ich nur um des Sohnes willen
Suche Tod mir oder Rache.'
Durch die Schlacht hin dringet Beltran,
Forthin durch die Schlacht der Alte;
Seine Arme sind ermüdet
Von so manchem Schlag' und Schwange.
Und bei allen Franken späht er,
Doch nicht seinen Sohn ersah er,
Wendet seines Rosses Zügel,
Kehrt allein, ihn zu erjagen.
Nächtlich auf den offnen Wegen,

Durch Gebürge hin am Tage
Sucht den Sohn er unverdrossen
Bis zum Eingang eines Angers.
Als ein Saatfeld er verlassen,
Einen Mohren sah er stehen,
Der an einem Zelte wachet.
Sprach ihn auf arabisch an,
Denn er kannte wohl die Sprache:
'Sahst du, Araber, vorbeiziehn
Einen Ritter, weiß von Waffen?
Hältst du ihn gefangen, Maure,
Wäg' ich ihn mit Goldes Barren;
Oder hältst du ihn als Todten,
Gieb ihn mir, ihn zu bestatten,
Denn der Körper ohne Seele
Ist kaum Hellers werth zu achten.'
'Jener Rittersmann, mein Freund,
Hat er Zeichen, hat er Male?'
'Weiß ist seine Waffenrüstung,
Und ein Fuchs hat ihn getragen.
Auf der rechten Wange trägt er
Zwei Merkzeichen dicht beisammen,
Die ihm einst, als zartem Kinde,
Ihm ein Sperber eingehacket.'
'Jener Rittersmann, mein Freund,
Sank dahin in diesen Thalen,
In dem Wasser seine Füfse
Und den Körper auf dem Sande.
Hatte sieben Lanzenstiche,
Die ihm durch und durch gegangen.'
Kaum hat dieß der Greis vernommen,
Als er wie ein Blitz hin jaget,
Und sich stürzend in die Mauren
Heischet Tod er oder Rache.
Und so starb am Ende fechtend
Beltran, jener gute Alte.

In Lopes 3. Akt beantwortet Dudon Bradamontes Fragen nach den Pairs Roldan u. s. w. und den 'dos Cavalleros, padre è hijo Don Beltràn' mit einer langen Erzählung, die aus der bei Duran als Nr. 395 gedruckten Romanze (vgl. auch Geibel und Schack, Romanzero der Spanier und Portugiesen, 1860 S. 16) geschöpft ist, mit einer Anleihe aus der folgenden (S. 264) gerade an der Stelle, wo Uhland einsetzt ('Volved á Francia').

Volved á Francia, Franceses,
los que amais la vida infame,
que yo, por solo mi hijo,
voy á morir ó vengarle.
Por la matanza va el viejo,
por la matanza adelante,
los brazos lleva cansados
de tanto los rodeare.
Viendo á todos los Franceses,
y no viendo á Don Beltrane,
vuelve riendas al cavallo,
y vuelve solo á buscarle.
De noche por los caminos,
de dia por los jarales,
y á la entrada de unos prados,
saliendo á unos arenales,
vido estár un Moro perro
que vela en un adarve,

háblale en algarabia,
como aquel que bien la sabe.
Caballero de armas blancas,
vístele pasar, Alarbe?
si le tienes preso, Moro,
á oro es poco pesarle;
y si tú le tienes muerto,
dámele para enterrarle;
porque el cuerpo sin alma
muy pocos dineros vale.
Ese caballero, amigo,
qué señas tiene, ó qué talle?
Armas blancas son las suyas,
y el caballo es alazane.
En el carrillo derecho
tiene juntas dos señales,
que quando niño pequeño
se las hizo un gavilane.
Ese caballero, amigo,
muerto está en aquellos valles,
dentro del agua los pies,
y el cuerpo en los arenales;
siete lanzadas tenia,
pásanle de parte á parte.
Apenas escucha el viejo,
quando como rayo sale,
y metiéndose en los Moros,
quiere morir ó vengarle;
y murió, al fin, peleando
el buen viejo Don Beltrane.

Über Uhlands Text wird unsere kritische Ausgabe bald Genaueres berichten, die im Revier Spaniens auch eine doppelte Ergänzung zu dem von Frau Carolina Michaelis-Vasconcellos so kundig bestimmten Liede 'All mein Dienen, all mein Lieben' und ein Gedicht Calderons bringen soll.

Dies nur zum Anbiss!

Berlin. Erich Schmidt.

Ein kunsthistorischer Aufsatz Goethes

und eine Polemik (Schlegels?) wider die Weimarer Kunstausstellung.

Der Bildhauer Fr. Tieck schrieb aus Paris (20. Juli 1800) an A. W. Schlegel folgendes:[1] 'Erst vor ungefähr acht Tagen sah ich das fünfte Stück der "Propyläen", und so gern ich Goethe würde Zeichnungen zu seinen Preisaufgaben geschickt haben, so ist jetzt doch die Zeit zu kurz. Die Beschreibung des Davidschen Bildes ist nicht von mir, sondern von Frau von Humboldt, und die kleine Einleitung dazu von Goethen habe ich bewundert. Ich hielt es für unmöglich, dafs ein Mensch, der nichts von ihm gesehen als den "Schwur der Horatier", ihn so richtig beurtheilen könnte. Alles, was er gesagt hat, ist im strengsten Verstande wahr und das neue Bild ist der beste Beweis davon. Solange Goethe schreibt, ist es ganz überflüssig, etwas über Kunst zu schreiben. Denn wenigstens ehe ich noch damit fertig bin, was ich meine in Worte zu fassen, läfst er es schon besser und bestimmter drucken. Glauben Sie aber nicht, dafs ich das ganze Geschwätz der "Propyläen" so unbedingt annehme und bewundere, es ist Vieles darin, was ich gern weg wünschte. Die Klassification der Künstler hatte mich sehr gefreut und ich werde Goethen nächstens etwas schicken, blos um zu wissen, in welche Klasse er mich hinein schiebt. Da er über Alles schreibt, so erwarte ich auch von ihm mit Nächstem etwas über den Zustand der Kunst in Frankreich.'

[1] Schlegelsche Briefsammlung, Königl. Bibliothek in Dresden. Der Direktion dieser Bibliothek sage ich für Überlassung des brieflichen Materials, den Vorständen des Goethe- und Schiller-Archivs und des Goethe-Nationalmuseums in Weimar für gütige Auskunft ergebensten Dank.

Der in diesem Briefe gemeinte Aufsatz steht in den 'Propyläen' 5. Stück, oder 3. Band, 1. Hälfte. Dafs die Beschreibung des Bildes nicht von Wilhelm von Humboldt ist, wie es in Goedekes Grundrifs IV, 695 heifst, sondern von Karoline, konnte man schon aus Wilhelms Äufserung (Goethes Briefwechsel mit den Gebrüdern Humboldt S. 53) schliefsen (vgl. auch W. A., Briefe 14, 178); die noch im Goethe- und Schiller-Archiv erhaltene Urschrift ist von Karolinens Hand. Vergleicht man übrigens diese Niederschrift mit dem Abdruck in den Propyläen, so bemerkt man, dafs Goethe, ohne an den Gedanken zu ändern, das Ganze stilistisch stark umgearbeitet hat. Eine Gegenüberstellung der Anfangssätze mag diese Arbeit kennen lehren:

Propyläen.

David hat in seinem neusten Werk die von den Römern geraubten Sabinerinnen dargestellt, welche, mit ihren Kindern, sich zwischen die zum Kampf gerüsteten Heere ihrer Männer und Anverwandten werfen, um Frieden zu stiften.

Die Figuren sind ohngefähr in natürlicher Gröfse und das Ganze kann 16 Fufs Höhe und 24 Fufs Breite haben.

Die beyden Heerführer stehen, im wirklichen Kampf begriffen, einander gegenüber. Romulus hohlt eben aus um die Lanze zu werfen, Tatius hat die seine schon geworfen, sie liegt am Boden, ihre Spur aber ist noch am Schilde des Gegners zu sehen.

Man erblickt die ganze Figur des Tatius von vorn, mit nichts, als mit einem von der Schulter wegwehenden Mantel bekleidet, in der Linken hält er den Schild zur Vertheidigung vor sich hin, mit der Rechten hat er soeben das Schwerdt ergriffen.

Humboldt.

Das neueste Bild von David hat ungefähr 16 Fufs Höhe und 24 Fufs Breite. Die Figuren sind grofse Lebensgröfse. Der dargestellte Moment ist der, wo die geraubten Sabinerinnen sich mit den Kindern zwischen die kämpfenden Heere werfen. Tatius und Romulus stehen sich gegenüber in drohender Stellung. Tatius steht auf der rechten Seite des Bildes. Man sieht die ganze Figur, die nichts als einen von der Schulter wegwehenden Mantel zur Bekleidung hat, von vorn, er trägt in der linken von sich gestreckten Hand den Schild, mit der rechten hat er soeben das Schwert ergriffen. Tatius hat in dem vorhergehenden Moment die Lanze geworfen, sie liegt am Boden und ihre Spur ist auf Romulus' Schilde angezeigt.

Wie Tieck die Nachricht von Karolines Autorschaft durch sie selbst erfuhr, so konnte er von ihr, mit der er sehr liiert

war (vgl. die G.-J. XVII, S. 54 angeführten Stellen, ferner Briefe Humboldts an Schweighäuser, Paris 1893, S. 34, 15. Aug. 1800), auch über den Verfasser der Einleitung unterrichtet werden. Dafs Einleitung und Beschreibung von verschiedenen Autoren herrühren können, sieht man leicht. Diese ist ziemlich nüchtern und ins einzelne gehend, jene sucht einen allgemeinen Standpunkt einzunehmen. Gesinnung und Ausdrucksweise sprechen nicht gegen Goethe. Bei Aufsätzen Meyers liebte es Goethe, solche allgemeine Bemerkungen voranzusetzen. Dafs in unserem Falle Beschreibung und Einleitung nicht von derselben Hand herrühren, scheint aus dem Anfange der letzteren klar hervorzugehen. Auch die direkte Wendung an die Leser spricht für Goethe, während die Verfasserin der Beschreibung sich nicht an die Leser wendet, sondern ihre Schilderung schlicht, ohne litterarische Prätensionen, giebt.

Auch Goethes Interesse für David ist bezeugt. Es ergiebt sich aus einem Briefe an Wilhelm von Humboldt, 26. Mai 1799 (Briefe XIV, 101). Durch den Adressaten wurde Goethe, der David für das grofse Werk über Odysseus benutzen wollte, mit dem Künstler in eine gewisse Verbindung gebracht, 'dafs ich allenfalls im Verfolge mich direkt an ihn wenden könnte'. Dafs Goethe David eine ziemliche Beachtung schenkte, geht auch aus dem Briefe XVI, 121, 18 hervor.

Nur eine wirkliche Kenntnis eines Davidschen Originalgemäldes, speciell des 'Schwurs der Horatier', durch Goethe läfst sich nicht nachweisen. Auch eine Handzeichnung oder ein Kupferstich eines Davidschen Bildes befindet sich nicht in seinen Sammlungen. Dagegen kann man sehr wohl annehmen, dafs er solche in den Sammlungen seiner fürstlichen Gönner oder auf seinen Reisen gesehen hat.

Ist daher auch kein zwingender Grund zur Annahme von Goethes Autorschaft geliefert, so liegt auch kein Gegenbeweis vor; die sehr bestimmte Angabe eines wohlunterrichteten Zeitgenossen läfst die Annahme immerhin als höchst wahrscheinlich gelten.

Die Einleitung lautet:

'Versöhnung der Römer und Sabiner. Gemählde von David. Um unsern Lesern die beifolgende Beschreibung von dem neusten Werk des berühmten französischen Mahlers David desto

anschaulicher zu machen, setzen wir derselben einige nähere Nachrichten von den Eigenschaften der Kunst dieses Künstlers vor, die gröfstentheils auf wiederholte Betrachtung seines bekannten Bildes vom Schwur der Horazier gegründet sind, durch welches er sich hauptsächlich berühmt und bekannt gemacht hat.

David scheint vorzüglich historisch-pathetische Gegenstände zu lieben, solche, die in der Geschichte selbst hervorragen und dadurch interessiren; dagegen sind stille, innige, welche das Gemüth sanft bewegen, erheitern, erfreuen, nicht von seiner Wahl, oder gelingen ihm wenigstens nicht so gut. Dieser Neigung zufolge sucht er auch vornehmlich die starken, auffallenden Motive und übersieht zuweilen sogar die näherliegenden von der naiven Gattung, die, aller Erfahrung zufolge, für bildende Kunst die angemessensten sind.

Seine Anordnung ist regelmäfsig, die Zeichnung wissenschaftlich, sehr fest und nur selten unrichtig, die Formen sind alle derb und kräftig, zuweilen nähern sie sich selbst dem Gewaltigen und Grofsen; das Schöne, Gefällige sanfter weiblicher Gestalten, wo Anmuth und Weichlichkeit und Liebe herrschen müssen, dürfte wohl nicht oft in Davids Bildern gefunden werden. Eben so wird in Hinsicht auf den Ausdruck der Leidenschaften mehr der heftige als der zarte, herzrührende in seiner Gewalt seyn, er wird vielleicht schrecken können, doch schwerlich Seufzer oder Thränen entlocken. Seine Farbe ist sehr kräftig mit starken Gegensätzen von Licht und Schatten, wozu ihm Guercin und Valentin die Vorbilder gelichen zu haben scheinen. Die Gewänder sind meistens gut gelegt und breit gefaltet.

Am glänzendsten wird Davids Verdienst erscheinen, wenn man blos Styl und Ausführung an seinen Bildern betrachtet. Sie enthalten eine gelernte Kunst aus den Meisterwerken der Alten und Neuern gezogen, die mit ausharrendem Fleifs erworben worden, unter der Pflege günstiger Umstände sich ausgebildet hat und mit Ernst geübt wird.'

Fr. Tieck kommt auch in der folgenden, Goethes Thätigkeit auf dem Gebiete der Kunst berührenden Angelegenheit zu Wort. Er war 1802 in Weimar, sah Goethe mehrfach, ohne sich seiner

Intimität zu erfreuen, und wurde über die kleinen und grofsen Vorgänge im Weimarer Litteratur- und Kunstleben gut unterrichtet. Seit 1800 wurden in Weimar Kunstausstellungen veranstaltet. Sie bestanden aus Konkurrenzstücken, für die Goethe das Thema angegeben hatte und denen er die Preise bestimmte. Für das Jahr 1802 war 'Die Befreiung der Andromeda durch Perseus' gewählt. Es wurden siebzehn Arbeiten eingereicht; die Hummels aus Kassel nebst einer Landschaft von Rhodens wurde mit dem Preise gekrönt (zusammen 60 Dukaten).[1]

Dies Urteil gefiel nicht allgemein. Ein Zeugnis des Mifsfallens bietet ein ausführlicher, 'Weimar 20. Sept. 1802' datierter Artikel, der unter dem Titel 'Weimarische Kunstausstellung und Preisvertheilung' in der 'Zeitung für die elegante Welt' Nr. 120 bis 124 (7. bis 16. Oktober) abgedruckt war. Das Merkwürdige an diesem Artikel ist nun, dafs die beiden preisgekrönten Arbeiten überhaupt mit keinem Worte erwähnt werden. Bei der Beurteilung der übrigen fünfzehn Werke wechselt Scherz und Ernst ab; in den die ganze letzte Nummer füllenden Bemerkungen über H. Meyers Arbeiten herrscht der reinste Hohn. Der Vorschlag, seine kunsthistorischen Werke in fremde Sprachen zu übersetzen und mit Kupferstichen zu begleiten, ist noch zahm, von weit gröfserer Bosheit der Vorschlag, er möchte sich dem vernachlässigten Gebiet der Wappenmalerei ausschliefslich widmen; vollendet grob endlich die Art, in der seine den 'Cyklus des menschlichen Lebens' darstellenden Bildchen, die sich im Weimarer Schlosse befanden, abgefertigt werden. Der Redaktion der Zeitschrift, die durchaus keine goethefeindliche war, in den folgenden Jahren vielmehr, im Kampf mit dem 'Freimüthigen', auf seiten der Weimaraner stand, wurde die Sache auch zu bunt. Sie setzte daher an den Schlufs der Artikelreihe eine Erklärung, dafs der Schlufs nicht zugleich mit dem Anfang abgeliefert worden sei; wäre dies geschehen und der Redaktion damit ein Gesamturteil möglich gewesen, so würde sie vielleicht angestanden haben, 'einer fast bedenklichen Freimüthigkeit und Ironie Raum zu geben'.

Dafs Goethe durch eine solche Verletzung seiner Autorität

[1] Vgl. Goethe, Annalen 1802 und ausführliche Urteilsbegründung in der Extrabeilage zur Jen. A. L. Ztg. 1803, 1. Quartal.

und durch die Verhöhnung eines ihm nahestehenden Freundes höchst peinlich berührt wurde, liegt auf der Hand. Eine bestimmte, aus jener Zeit herrührende Äufserung ist in den Papieren des Goethe- und Schiller-Archivs nicht zu finden; das Tagebuch (W. A., 3. Abt. III, 64), das für den 11. bis 24. September die Beschäftigung mit der Ausstellung konstatiert, ist für die folgenden Wochen äufserst dürftig, Briefe (das. 4. Abt., Bd. 16) fehlen vom 16. Oktober bis 2. November, also gerade aus der Zeit, in der die Artikel der Eleg. Zeitung gelesen und besprochen wurden, völlig. Andere Quellen aber, aus denen man entnehmen kann, was Goethe meinte, fehlen nicht. Goethes starke Erregung über den Artikel und die Zeitung, in der er veröffentlicht war, geht z. B. aus folgender damals gethaner Äufserung[1] hervor: 'Bei der [Vignette der] "Eleganten Zeitung" schlug er vor, den Buben, der die Greifen zügelt, umzukehren und dem Publikum das Gesäfs zeigen zu lassen'. Aus Briefen Schellings,[2] der übrigens (11. Oktober) die Ausstellung als recht mifslungen erklärte, geht ferner hervor, dafs der Bericht in diesen Kreisen Spafs machte. Er wunderte sich, dafs Schlegel sich über den Verfasser den Kopf zerbreche, erwähnt des Gerüchtes, dafs man A. Bode (Privatgelehrter in Weimar) als Verfasser nenne, und citiert Goethes Äufserung, 'es hab' es ein Lausbub gemacht' (29. November). Er ergänzt diese Mitteilungen dahin (7. Januar 1803), dafs man Hartmann (Maler, 1774—1842) als Verfasser angebe, und dafs Goethe den Autor jenes Berichts der Impietät geziehen habe. Er spricht davon, dafs manche Fr. Tieck und seinen Bruder als Autoren genannt, und schliefst in einer Nachschrift mit den Worten: 'Auf den möglichen Fall, dafs die Kunstausstellungsbegebenheit bei Goethe irgend einen Eindruck gegen Ihre näheren Freunde und dadurch gegen Sie gemacht hätte ... bitte ich Sie ... mich zu autorisiren, ihm über diesen Punkt,

[1] Aus Böttigers 'Literarischen Zuständen', wiederholt bei Biedermann, Goethes Gespräche I, 255. Dort ist dem Jahre 1803 ein Fragezeichen beigegeben, die Äufserung ans Ende des Jahres gesetzt, sie gehört aber gewifs in den Anfang 1803 oder gar schon Ende 1802.

[2] Abgedruckt in 'Aus Schellings Leben', Leipzig 1869, Bd. I, 244 ff. Zwei der hier benutzten Stellen sind bei Biedermann, Goethes Gespräche 1. Band, abgedruckt.

auf welche Weise es sich am besten schickt, diejenigen Versicherungen zu geben, die Sie ihm selbst geben können.'[1]

Auch Karoline, die gerade damals ihre Scheidung von Schlegel durchsetzte, hatte an der Satire ihre Freude, sie erklärte sie 'für kein schlecht Stück Arbeit', registrierte das schon erwähnte Gerücht, dafs Bode der Verfasser sei, vermutete, dafs ihre Korrespondentin Julie Gotter über die Angelegenheit unterrichtet sei und leugnete entschieden, dafs Fr. Tieck der Verfasser sei,[2] weil dieser gar nicht schreiben könne.[3]

Die letzte Äufserung wird man ohne Bedenken billigen: Tiecks Ungeschicklichkeit im Ausdruck, seine Unfähigkeit zu schreiben, von der er selbst spricht (oben S. 5), ist jedem Leser seiner Briefe ohne weiteres klar.[4] Wie wichtig ihm aber die ganze

[1] Schlegels Antwort auf diesen Brief ist nicht bekannt, daher ist es fraglich, ob sich auf unsere Angelegenheit die folgende Stelle aus einem Briefe Schellings an Schlegel, 21. Januar 1803 (Aus Schellings Leben I, 447) bezieht: 'Ich mufs Ihnen die Ankündigung wegen Bode's zurückschicken und Ihnen selbst überlassen, sie an die A. L. Z. zu befördern, da ich mich dazu schlechterdings aufser Stande finde. Ich rathe Ihnen, durch Perthes die Insertion in die Hamburgischen Zeitungen zu besorgen. Man mufs bedauern, dafs Goethe auch den Kunstbericht dahin gegeben, wie ich kaum zweifle auch mit darum, weil er gereizt worden war.' — In der Stelle selbst ist das Wort 'dahin' doch wohl auf die 'Allgemeine Litteratur-Zeitung' und nicht auf die Hamburger Zeitung zu beziehen, denn Goethes Bericht ist sicher in der Litteratur-Zeitung veröffentlicht worden.

[2] Karoline ed. Waitz II, 233. 234.

[3] Sicher bezieht sich übrigens auf unseren Artikel die folgende Äufserung von Karoline Herder an Knebel, 18. Nov. 1802 (Düntzer, Zur deutschen Litteratur u. Geschichte, Nürnberg 1858, II, S. 36 f.): 'Die Anzeige der Weimarischen Ausstellung in der Eleganten Zeitung [so ist sicher statt 'Erfurter Zeitung' zu lesen] ist doch gewifs genialisch. Die hoch eingebildeten Herrens werden, wie billig, in ihrem eigenen Fett gebraten und geträuft. Ihr Übermuth und ihre Pasquillsucht hatte keine Grenzen; ihr eigen Gefühl wird's ihnen sagen, an wem und wo sie dies alles verdient haben. O habe man doch noch Ehrfurcht vor der Nemesis! Es geht nicht mehr so an, dafs man alles, was nicht dieser Herren Speichel leckt, so gerade mit Füfsen treten kann, und sich deshalb mit dem Elendesten zu verbinden sich nicht scheut.'

[4] Zur Stütze der Vermutung, dafs Tieck den Artikel der Eleg. Ztg. geschrieben, darf nur scheinbar die Thatsache angeführt werden, dafs Tieck mit jener Zeitung liiert war. Zeugnis dafür bietet ein in Nr. 19, 13. Febr. 1802, abgedruckter Artikel: 'Arbeiten des Bildhauers Fr. Tieck aus Berlin'.

Angelegenheit war, wird aus folgendem Briefe klar, den er an Schlegel schrieb.

Fr. Tieck an Schlegel, [Weimar] 27. Oktober [1802]:

'... Schreibe mir unverzüglich, ob Du oder Genelli der Verfasser des Aufsatzes über die hiesige Ausstellung in der "Eleganten Zeitung" bist. Ich erwarte hierüber ganz bestimmte Nachricht mit der nächsten Post. Bist Du es nicht, so sei so gut und schreibe Deinem Bruder, oder sage [ihm] wenn er in Berlin ist, er sollte mir schreiben oder sagen lassen, ob er Antheil daran habe, mit Hartmann in Dresden oder Buri. **Ich fordere, er sollte** bestimmt und augenblicklich darauf antworten. Es liegt mir Alles daran, zu wissen, was ich zu thun habe. Goethe ist wüthend darüber, spricht von Buben, die sich unterfingen, und meint Deinen Bruder und Hartmann, und da Sachen darin sind, die nur ich gesagt habe, so meinen sie, ich sei auch mit im Spiele. Meyer stellt sich ganz gelassen und meint, es sei dumm und platt, und er begreife nicht, wie es Goethe ärgern könne. Der Herzog amüsiert sich am meisten und neckt Goethe rasend damit. Ich würde auch lachen, wenn ich nicht zu nahe interessiert wäre. Ich erwarte a[lso][1] ganz bestimmt Antwort. Du kennst in gewissen Fällen meine Verschwiegenheit, und die gelobe ich an, — aber ich muſs es wissen, um die Buben zu rächen, das darf sich Niemand unterfangen, mir zu bieten. Ich sehe Goethe sehr wenig, und daſs er mirs nicht sagt, versteht sich, er würde alsdann erstaunen. — Glaube, ich besitze Verstand und Kälte genug, um mir nichts zu verderben. Aber schreibe sogleich, ob Du, Genelli, Dein Bruder Antheil daran hat. An Deinen Bruder meine Forderung nicht zu vergessen. Es ist mir ernst damit.'

Tieck also hatte die Vermutung, daſs Schlegel oder der Architekt H. Chr. Genelli der Verfasser sei. Beide waren freilich damals nicht in Weimar. Auſser diesem Umstande spricht noch gegen beider Autorschaft der Umstand, daſs beide gerade damals Goethe verpflichtet waren. Genelli, der als Künstler Goethes Protektion wünschte,[2] Schlegel, der für die Vorführung

[1] Hier ein Stück abgerissen.

[2] Die beiden in Goethes Briefen über ihn handelnden Stellen XVI,

des Ion, die nur durch Goethes Machtwort ermöglicht war, hätte dankbar sein müssen.

Dafs Tieck aber gerade die beiden Freunde verdächtigte, hatte seinen guten Grund. In der Schlegelschen Briefsammlung (Königl. Bibliothek in Dresden, Bd. 9) befindet sich ein grofser Brief Genellis an Schlegel (15. Septbr. 1801), der Bezug nimmt auf eine ausführliche, recht höhnische Besprechung der Weimarischen Kunstausstellung von 1801. Besitzen wir auch diese Besprechung nicht, so können wir aus Genellis Eingehen darauf ihren Ton und ihre Gesinnung entnehmen und schliefsen, dafs sie dem Bericht von 1802 ziemlich ähnlich sah. War nun auch diese Besprechung selbst Tieck nicht zugänglich, obgleich auch das nicht ausgeschlossen ist bei dem Charakter des Gemeinguts, den Briefe damals besafsen, so war ihm Schlegels und Genellis Gesinnung keineswegs fremd. Er mochte sie daher als Autoren mutmafsen, da er sie als Meinungsgenossen zu behandeln das Recht hatte.[1]

Für A. W. Schlegel als direkten oder indirekten Urheber jenes Berichtes spricht gar manches. Er, der damals mit der 'Eleganten Zeitung' besonders liiert war,[2] konnte sie gerade zum Interpreten seines Unmuts machen. Trotz seiner früher hervorgehobenen Verbindlichkeit gegen Goethe war er wider den Meister etwas gereizt, weil dieser in seiner Streitsache wider Schütz nicht offen seine Partei ergriff. Er war ferner gerade in jenen Jahren besonders zu satirischem Mutwillen aufgelegt. Die ganze Art der Besprechung ist seiner Weise, die sich z. B. in einer in seine sämtlichen Werke aufgenommenen gleichzeitigen Recension der Berliner Kunstausstellung zeigt, ähnlich genug. Auch ist das Interesse des ganzen Schlegelschen Kreises für die Besprechung ziemlich verdächtig. Endlich ist man versucht, die

---

74 und 309 beweisen nicht viel. An der einen wünscht Goethe Genellis Ion-Dekoration, an der anderen erklärt er, dafs er ihn wegen Mitarbeit an der Jen. L.-Z. habe begrüfsen lassen.

[1] Genelli trat zwar als Schriftsteller wenig hervor; gerade damals schrieb er aber manches, z. B. eine Besprechung des Ion (Aus Schellings Leben I, 377). Sein im Text erwähnter Brief an Schlegel ist ein merkwürdiges Dokument, das eine Veröffentlichung verdiente.

[2] Vgl. seine Briefe an Schelling, a. a. O. I, 388 f.

Art, wie Schlegel den Verdacht der Autorschaft von sich abzuwälzen bestrebt ist, wie er nach dem Autor umspäht und sich verteidigt, fast ehe er angegriffen ist, als eine Selbstanklage aufzufassen.

Läfst sich also auch für diesen Bericht über die Weimarer Kunstausstellung 1802 Schlegel als Autor nicht positiv nachweisen, so möchte man doch zum mindesten annehmen, dafs er der Abfassung nicht gänzlich fern stand.

Berlin. Ludwig Geiger.

Zur Geschichte Byrhtnoths, des Helden von Maldon.

giebt es aufser dem angelsächsischen Liede[1] mehrere Quellen. Zunächst die Urkunden:[2] Byrhtnoth erhielt von den Königen Eadwi und Eadgar 956, 964 und 967 Landschenkungen.[3] Er bezeugte zahlreiche Urkunden von diesen, Eadward II. und Aethelred II. von 956 bis 990[2] als *dux*. Und zwar war er Ealdorman der Ostsachsen.[4] Im östlichen Teile von Süd- und Mittelengland liegen die meisten Güter, die er später besafs, und die meisten Kirchen, die er und seine Familie beschenkten. Zu Essex gehört das Gut,[2] das er zur Morgengabe aussetzte, als er Aelflaed heiratete. Deren ältere Schwester Aethelflaed war die zweite Gemahlin Eadmunds II. (nicht ganz zwei Jahre[2] vor dessen Tode 946) und wurde 962 von ihrem Stiefsohn Eadgar, der die wohl nie Gekrönte nur *matrona* nennt, durch die Schenkung von Chelsworth[5] begünstigt, das sie dann Aelflaed und Byrhtnoth vermachte. Aber auch sonst war dieser dem höchsten Adel und

[1] Litteratur bei Wülker, *Grundrifs Ags. Litt.* S. 334; nachzutragen Steenstrup, *Normannerne* III, 228, wo dänische Übersetzung. Englische spätere Übersetzungen: Merry, *Academy* 1884, II, S. 182; Garnett (1889); Sims, *Modern lang. notes* 1892, 275. Druck: Kluge, *Ags. Leseb.* 120. Erklärung: Abegg, *Zur Entwickelung d. hist. Dicht. bei d. Ags.*, 1894.

[2] Zuerst kritisch erforscht von Napier and Stevenson, *Crawford charters* 85—88. 102.

[3] Birch, *Cartul. Saxon.* 966. 1134. 1209. Zwei fernere Schenkungen Eadgars erwähnt eine Urkunde von 1005 bei Kemble, *Cod. dipl.* 714.

[4] Nicht Ostangeln! By[rhtnoth's Fall, Vers] 92. Die *Hist. Eli.* (ed. Stewart für *Anglia christ.*) 139 behauptet, es sei nach 975 *convocatus totus comitatus Huntedunie a Beorhtnoth alderman*; sie verdient aber für das 10. Jahrhundert keinen Glauben; s. unten Anm. 63.

[5] In Suffolk, ihrer Heimat; Birch 1082.

entfernt auch der Dynastie verwandt. Den Ealdorman Ealhelm in Mercien[6] (940—51) zählte er zur Sippe,[7] höchstwahrscheinlich auch den von Devonshire[8] Aethelweard (einen Ururenkel Aethelreds I.), der als Chronist berühmt ist. Vielleicht hatte schon sein Vater Byrhthelm[9] zum Königshofe Beziehung.[2] Vom Schwiegervater, Aelfgar,[10] dem Ealdorman der Ostangeln, und jener Schwägerin Aethelflaed[11] erhielt Byrhtnoth neben seiner Frau reiche Vermächtnisse in Testamenten, die um 950 bezw. 975 zu datieren[2] sind. Vielleicht war Byrhthelm dem gleichnamigen Bischofe von Winchester (960—3) verwandt.[2] Aber wohl nicht blofs deshalb, sondern vermutlich weil Byrhtnoth ihr Wohlthäter gewesen, vermerkten hier die Mönche im Neumünster um 1000 in ihrem Kalender:[12] *III Id. Aug. obitus Byrhtnoði comitis*: es ist dies die einzige Quelle dafür, dafs die Schlacht von Maldon auf den 11. August fiel. Der Dom zu Canterbury bewahrte ein angebliches Testament, beginnend *ego Brithnothus iturus contra paganos,*[13] dessen Wortlaut zwar gefälscht und dessen Inhalt ungenau ist (da die drei vermachten Güter zuerst an Byrhtnoths Witwe[14] und dann erst, allerdings noch im 11. Jahrhundert,[15] an die Kathedrale fielen); allein hinter der Fälschung birgt sich wahrscheinlich echte Dankbarkeit für eine Schenkung Byrhtnoths. In Ostanglien beschenkte Byrhtnoth mit Ländereien Ramsey[16] und höchst wahrscheinlich Ely, wo er begraben wurde, und wo der Lokalhistoriker Urkunden von jenem, die uns ver-

---

[6] In Searle, *Onomast. Anglosax.* 203 identifiziere man die drei letzten Eintragungen.

[7] By. 218.

[8] *Occidentalium provinciarum* (Kemble 698) bezeichnet Devon in *Vita s. Oswaldi* (ed. Raine, *Histor. of York* 456), ferner bei Will. Malmesbur. (*G. reg.* ed. Stubbs S. 188) und, zugleich mit Cornwall, in *Hist. episc. Somerset.* ed. Camden soc. (1840) S. 11.

[9] By. 92. Zwar erwähnt Aelflaed *Ælfþrǽde minæs hlauordæs medder* (Birch 1289), meint aber unter *hlaford* hier nicht ihren Mann, sondern Aethelred II.

[10] Birch 1012.

[11] Birch 1288; mittelenglisch 1351; lateinisch citiert in *Hist. Eli.* 183.

[12] Ed. Birch in *Transact. R. soc. litter.*, 2. ser., XI, 468.

[13] Twysden, *Hist. Angl. SS. X* 2223.

[14] Birch 1012. 1288 f. [15] Kemble 715. 896.

[16] Birch 1310 f.; *Hist. Ramesei.* ed. Macray 116. 199.

verloren sind, zu benutzen scheint.[16a] Seine Witwe vermachte 991—1002[17] fernere Güter an Ely, *þer mines hlafordes lichoma rest*; und nach den Worten jenes Klosterchronisten,[18] der jedoch sonst mehrfach, also vielleicht auch hier, flunkert, *cortinam gestis viri sui intextam atque depictam in memoriam probitatis eius huic ecclesiæ donavit.* Solche Stickerei, ein Seitenstück zur Tapete von Bayeux, die ein Jahrhundert später Wilhelm den Eroberer[19] verherrlichte, scheint angesichts des Ruhmes angelsächsischer Nadelarbeit nicht unmöglich. Dafs dieselben Helden vom Schriftsteller wie vom Künstler damals gefeiert wurden, dafür sind zahlreiche Beispiele vorhanden.

Von den angelsächsischen Annalen zu 991 gehen vier Handschriften, C, D, E, F, auf einen Archetyp zurück, der vielleicht sofort nach den Ereignissen geschrieben worden ist. Er meldet dreierlei: die Verheerung von Ipswich, Byrhtnoths Fall bei Maldon und das erste Dänengeld von 10 000 Pfund auf Erzbischof Sigerics Rat. Von diesem letzteren wissen wir weiteres durch den Wortlaut von Aethelreds Vertrag:[20] dessen Vorrede handelt von *ðam formalan,*[21] *ðe Sigeric arcebiscop 7 Æðelwerd ealdormann 7 Ælfric ealdorman worhton, ða hy abædon æt ðam cynge, þæt hy mostan ðam læppan*[22] *frið gebicgean, ðe hy under cynges hand oferhæfdon.* Ungezwungen reihen sich die Ereignisse aneinander: Wikinger plündern Suffolk, siegen in Essex und werden nur durch Tributzahlung von fernerer Plünderung abgehalten. Sie bedrohen Ostkent, d. i. Sigerics[23] Diöcese, und

[16a] *Hist. Eli.* 141. 149 f. 182.

[17] Dies Testament (Birch 1289, irrig zu 972) steht auf demselben Pergament hinter dem Aethelflaeds und folgt ihm auch im Chartular von Bury St. Edmunds. Kemble, Thorpe und Earle (*Landcharters* 361) drucken beide als eine Nummer.

[18] S. Anm. 11.

[19] Im Zimmer seiner Tochter Adela stellt sich einen ähnlichen Vorhang vor der Dichter Baldric von Bourgueil (1087—1102) bei Delisle, *Mém. soc. antiq. Norm.*, 3 sér., XXVIII, 203.

[20] Schmid, *Gesetze der Agsa.* 204.

[21] 'Verabredungen', wie manches Wort dieses Denkmals, nordischen Ursprungs.

[22] 'für die Bezirke' Price richtiger als Schmid 'den Landesteil'. In dieser späten Hs., um 1125, fällt Dat. plur. auf *-an* nicht auf.

[23] Dieser entlieh Geld zur Tributzahlung; Kemble 689 f.

späterhin Hampshire,[24] d. i. Aelfrics Herzogtum, und Devonshire, wo jener Aethelweard[25] Ealdorman war. Letzterer spielte 994 eine ähnliche Rolle der Vermittelung mit den Dänen, die wiederum schweren Tribut forderten. Aelfric aber trieb seine Abneigung gegen blutige Abrechnung mit dem Feinde 992 bis zum Verrat. Erst von diesem schwarzen Hintergrunde gemeiner Feigheit (oder partikularistisch beschränkter Fürsorge für die eigenen Leute auf Kosten des ganzen Vaterlandes) hebt sich Byrhtnoths Gestalt, wie sie der Dichter[25a] zeichnet, strahlend ab. Genau wie in dem schimpflichen Vertrage bietet der Däne im Liede dem Herzoge für dessen Land und Leute,[26] nicht etwa für ganz England, zunächst Schonung und sodann dauernden Frieden an. Vor schon versammelter Schlachtordnung ist zwar die Wechselrede zwischen dem nordisch sprechenden Wiking und dem englischen Ealdorman mindestens in dieser Form gewifs, wie alle direkte Rede, unhistorisch. Doch mag der Dichter zeitlich getrennte Einzelheiten dramatisch zusammengedrängt und dennoch den Sinn beider Parteien richtig dargestellt haben. Könnte nicht aber auch der ganze Zug des schimpflichen Angebots[27] und der höhnischen[28] Ablehnung erfunden sein im Hinblick auf und im Gegensatz zu dem wenige Wochen späteren Vertrage? Hyperkritisch erscheint mir diese Frage nur, weil nichts im Liede aufserdem veranlafst, die historische Treue[28a] zu bezweifeln. Richtig erscheint Byrhtnoth an der Spitze erstens der Ostsachsen-Landwehr[29] und zweitens seines Vasallengefolges; als *Æðelrædes þegen (eorl)* verteidigt er *Æðelrædes eard, folc and foldan,*[30] und nicht blofs eigene Hausmacht. Das englische Heer aber ist nicht etwa königlich,[31]

[24] Napier and Stevenson 120. [25] S. oben Anm. 8.

[25a] Abegg 8 vermutet 'Opposition gegen Waffenstillstandspolitik'.

[26] By. 36 *her*; 37 *dine leoda*; 41 *eow*. [27] By. 25—41. 56.

[28] By. 60 *geseman* nicht 'geziemen', sondern 'Streitende friedlich einen'.

[28a] Abegg 7. 25.

[29] Für *fyrd*, wie der angelsächs. Annalist A sagt, steht im Liede *folc* 22. 45. 202. 259, *manega* 199, im Gegensatz zu *leodon, heordwerod holdost, hiredmen*. Zur Landwehr gehört wohl *Dunnere unorne eorl* 255. Vgl. u. Anm. 56. [30] By. 151. 204. 53.

[31] *Eadward* 121 ist nicht etwa Aethelreds Kämmerer, der vielmehr beim König bleiben mufste, sondern Byrhtnoths *burþegn*; denn der König dürfte 120 nicht *his*, sondern 'unser *þeoden*' heifsen.

sondern provinziell. Nicht Ostsachsen sind nur einige Gefolgsleute,[32] die ein persönliches Band an den Herzog knüpft. Richtig schildert der Dichter die Dänen nur beutegierig, nicht eroberungssüchtig. Flüchtige, sagt er, *flugon on dæt fæsten*; der Feind berannte also Maldon nicht,[32a] sondern nahm auf dem Schlachtfeld (das er auch nach dem zweiten Annalisten behauptete) nur den Gefallenen *beagas, reaf and hringas and gerenod swurd.*[33] Der Dichter nennt viele Gefolgsritter Byrhtnoths bei Namen; er kennt die Örtlichkeit; er verachtet als schimpflich jenen Tributvertrag. Er schrieb also nicht etwa für Kent oder Westengland oder den Königshof, sondern in und für Ostsachsen. Dem südöstlichen England entstammte wahrscheinlich die einzige Handschrift[34] des Liedes, vielleicht Barking in Essex, das von Byrhtnoths Schwiegervater und Frau testamentarisch bedacht worden war. Der Dichter preist Vasallentreue[35] und Kriegsthat, Rache für den getöteten Freund, Ehre und Nachruhm, Goldschmuck und Waffenprunk: die Ideale der adligen Gesellschaft. Spräche ein Bauer, so würde der Däne wohl einmal als Flurverwüster, Hausbrenner und Viehräuber gescholten und kaum als *ceorl* dem *eorl* entgegengesetzt werden. Von einem Mönche würde auf Byrhtnoths Eifer für die Klosterreform und Freigiebigkeit für Kirchen angespielt werden: vermag ein solcher doch nicht einmal den grofsen Eadgar zu besingen, ohne Kirchenpolitik zu berühren. Andererseits liefs schwerlich ein Laie,[35a] sondern nur ein in lateinischen kirchlichen Formeln geübter Mann den Helden in der Kampfeshitze dem Schöpfer danken *þæs dægweorces, ðe him Drihten forgeaf,* und den Sterbenden Gott bitten, *ðæt min sawul to ðe siðian mote, mid friðe ferian.*[36] Die Feinde

[32] *Se gysel* 267; *mæg* 224; *Maccus* 80 ist ein Kelte, vielleicht aus dem Westen, etwa von einem Gute Byrhtnoths. Dieser besafs z. B. *Myceluntun*, was Kemble VI, 315 für Mickleton (Glouc.) erklärt, und Land am Stour nahe Wolverley; Birch 1134. Dagegen Sturmer in Essex ist wohl *Stürmere* 249. [32a] Freeman, *Norman conquest* I, 275. [33] 194. 160.

[34] In Hs. Otho A XII folgte auf das Lied Canterburysche Hagiologie und Korrespondenz vom 11. und 12. Jahrh., dann aber Viten der Wulfhild und Eorcenwalds, d. i. der Lokalheiligen und des Stifters von Barking.

[35] *eald geneat*, obwohl von altem Manne gesagt, heifst vielleicht 'echter Gefolgsmann', eher als 'alter (Kampf)genosse' und gewifs nicht 'Altersgenosse'.

[35a] 'Ein krieg[erischer] Recke'; Abegg 26. [36] By. 148. 177.

heifsen 'Heiden' (was wahrscheinlich nicht von allen wahr war[37]), werden aber sonst nicht beschimpft; sie erscheinen als gleichberechtigt. Das ist keine individuelle Anschauung des Dichters, sondern ein Rest aus der Zeit vor der völkerrechtlichen Kultur, da es zum Kriege eines Casus belli nicht erst bedurfte. Teilnehmer des Kampfes war der Dichter nicht: sonst würden die Flüchtigen, zu denen er gehört hätte, entschuldigt, nicht geschmäht werden. Gegen Augenzeugenschaft sogar spricht *gehyrde ic*[38] und das Fehlen jeder Redespur in erster Person oder einer Wendung wie 'ich sah unseren Herrn'. Späterer Besuch des Schlachtfeldes oder bloſses Hörensagen von Kämpfern oder Zeitgenossen aus Maldon erklärt die Kenntnis der Einzelheiten genügend. Die direkten Reden also, wertvoll zwar für den Sinn der Sprecher oder ihrer Gesellschaftsklasse, dürfen nicht etwa als historisch gelten.

Die Abfassung des Gedichts mag noch 991 fallen; aber das Fehlen der Namen gegnerischer Führer beweist dies keineswegs: das kann an der Verstümmelung der Handschrift oder an absichtlicher Beschränkung der Teilnahme auf die eigenen Landsleute liegen; oder, wenn sie unabsichtlich verschwiegen sind, so ist dieser Mangel allen zeitgenössischen Erzählern eigen: nur aus Aethelreds Vertrage kennt spätere Darstellung die Namen. Vielleicht ward das Gedicht vor 1005 benutzt.[39] Jedenfalls setzt es Interesse des Verfassers und des Lesers für die zahlreichen bei Namen genannten Vaterlandsverteidiger voraus. Auch würde später, sicher seit 1017, ein Dichter wichtigere Heldenkämpfe, die Maldon ganz in den Schatten stellten, zum Thema gewählt haben oder, wenn er diese bloſse Episode in dem langen Dänenkampfe herausgriff, wilde Übertreibungen gewagt und schwerlich Anspielungen auf die umwälzenden Ereignisse, die seitdem die Angreifer von Maldon zu Herren Englands erhoben hatten, vermieden haben. Überblickt man nun die zeitgenössischen Biographien Englands etwa von 1000 bis 1200 — es giebt freilich nur[40]

[37] By. 55. 181; vgl. Anm. 46. 'Dänen' heifsen alle Wikinger des Nordens auch sonst. [38] By. 117. [39] S. unten Anm. 52.

[40] Die früheste zeitgenössische Biographie von einem Grafen, ebenfalls in Versen, nämlich den *Guillaume le Maréchal* (ed. P. Meyer) bestellen und unterstützen durch Mitteilungen dessen Verwandte im 13. Jahrhundert.

solche von Königen und Geistlichen, und bloſs in lateinischer, später in französischer Sprache —, so findet man als ihre Verfasser regelmäſsig Geistliche vom Hofhalt des Verherrlichten oder seines Nachfolgers. Den greisen Byrhtnoth überlebten keine Kinder, sondern neben entfernteren Verwandten nur jene Witwe, die das Andenken des Gemahls durch die Kunst der Stickerei[41] verewigt haben soll. Könnte nicht der Dichter ein Hofkaplan dieser fürstlichen Frau[42] sein, von ihr ermuntert, den Helden zu verherrlichen (vielleicht im Gegensatz zur feigen Politik der königlichen Regierung), aber auch beauftragt, in letzter Ausübung der gefolgsherrlichen Hoheit, die getreuen Dienstmannen, besonders die Verwandten,[43] rühmlich zu verewigen, die flüchtigen mit dauerndem Schimpfe zu strafen? Eine Hypothese nur! Ist sie unwiderleglich, so dankt sie's lediglich eigener Schwäche, nämlich unserer Unkenntnis von jener Zeit.

Nachdem besondere Küstenlandschaften durch ihren Erzbischof und zwei Ealdormen den Frieden für sich erkauft hatten, folgte Aethelreds Vertrag mit den Dänen. Bei (*mid*) dem Heere nennt dieser[20] als die Führer *Anlaf and Iustin and Guðmund Stegitan sunu.*[43a] Nach allgemeiner, doch nicht beweisbarer Annahme, die teils auf den zweiten Annalisten A, teils auf den ein Jahrhundert späteren Florenz von Worcester sich stützt, kämpften diese drei gegen Byrhtnoth. Der Name *Iustin* (entsprechend nordischem *Iosteinn*), steht so auf schwedischen Runensteinen.[44] Der Genetiv *Stegitan,* den Florenz,[45] also aus dem Angelsächsischen, übernimmt, erfordert einen Nominativ auf *-a*; der Name scheint sonst unbelegt. Olaf gilt allgemein, aber wiederum nur durch Kombination, als der spätere Norwegerkönig Tryggvason, von dem nordische Sagas mehrere Züge gegen Britannien melden. Nicht er, aber wohl sein Heer, war dänisch und heidnisch.[46] Er erschien, so meldet der erste Annalist CDEF,

[41] S. o. Anm. 18. [42] Vgl. über die Herkunft der Hs. Anm. 34.

[43] Schwestersohn 115 und oben Anm. 7. [43a] Nicht Plural!

[44] Steenstrup III, 228.

[45] Er liest *Steitan,* verderbt *Stercan.* Im Quadripartitus hat die älteste Hs. *Stegitam filio,* andere *-taini, Stegiani,* keine *Stegitani,* wie bisheriger Druck liest.

[46] Steenstrup 242, gegen den Irrtum des Will. Malmesbur.

994 mit Swen und 94 Schiffen. Sie belagerten am 8. September vergeblich London, plünderten dann Essex, Kent, Sussex und Hampshire, bis sie im Winterquartier zu Southampton — also gewifs nicht vor Ende Oktober 994 — Proviant und 16000 Pfund Silbers von England erhielten. Von hier lud Aethelred, durch Bischof Aelfheah von Winchester und jenen[25] Ealdorman Aethelweard, Olaf ehrenvoll nach Andover ein und stand dann Pate bei dessen Firmelung. Aus dem Archetyp CDEF zu den zwei Jahren 991 und 994 hat der andere Annalist A,[47] wohl zu Canterbury, seine Eintragung zu dem einen, jedenfalls falschen Jahre 993 wahrscheinlich nur zusammengearbeitet. *Her on dissum geare com Unlaf mid prim and hundnigontigon scipum* steht in A 993 und in CDEF 994, der nur *Anlaf* und *IIII* statt *prim* liest. Gewifs landete Olaf nicht 991 mit 93[48] und 994 mit 94 Schiffen. Ob der Verwirrer A aus eigener Kenntnis Olaf nach Maldon führt, wird hiernach fraglich: dafs dort die *fyrd*[48a] kämpfte und der Däne siegte, kann er ja ohne Kenntnis von Einzelheiten richtig kombinieren. Dennoch bewahrt A Spuren echter, unabhängiger Erinnerung, da er der Plünderung von Ipswich eine dänische Landung zu *Stane*[49] und Sandwich vorangehen läfst; letzteres gehörte später Canterbury. — Jene Verschmelzung der durch drei Jahre getrennten Einzelheiten zu einem Rückblicke setzt eine etwas spätere Hand in A weiter fort: Olafs Firmelung oder die dazu führende Verabredung geschah, sagt sie, durch die Bischöfe Sigeric und Aelfheah; offenbar weil jener 991, dieser 994 eine Rolle dabei spielte. Wird Sigerics Tod zum 28. Oktober 994[50] richtig datiert, so war dieser vor dem Frieden von 994 tot.

Die Meinung, Aethelreds Vertrag müsse zu 994 statt 991

[47] Der damalige Verfasser dieser Annalen begleitet die Ereignisse überhaupt nicht fortlaufend: von 984—1017 steht nur zu sechs Jahren etwas.

[48] Dem scharfsinnigsten Kritiker entging dies nur, weil er irrig '390' übersetzt.

[48a] Vgl. oben Anm. 29; unten Anm. 56.

[49] Meist als Staines (Midd.) erklärt, was, anderwärts richtig, hier nicht zu passen scheint.

[50] So Stubbs, *Regist. sacr. Angl.* (1897) 30; Hunt, *Dict. nat. biogr.* (1897). Das Datum 995 in Kemble 689 ff. oder Sigerics Unterschrift ist also falsch: wirklich erwähnt 690 im Texte bereits Sigerics Nachfolger.

angesetzt werden, beruft sich erstens darauf, dafs Florenz zu 991 Olaf nicht erwähnt; er nennt aber die zwei anderen Dänenführer und hat hier keinen selbständigen Wert. Zweitens steht hinter dem Vertrage[20] eine historische Notiz, das Dänengeld habe 22000 Pfund betragen, was dem Annale zu 991, aber auch dem zu 994 widerspricht. Diese Notiz hängt wahrscheinlich nur der Kompilator der Gesetze an, wie mehrere Kapitel, die ja längst als Teil eines anderen Denkmals, nicht des Vertrages, gelten. Sie fafst vielleicht mehrere Zahlungen zusammen; oder der Annalist vermerkt nur den ersten Teil der Zahlung, etwa den von jenen drei Fürsten verabredeten;[21] oder endlich einer von beiden irrt. Gewichtige Gründe widerstreiten der Datierung des Vertrages zu 994: er erwähnt nicht Swen, sondern zwei andere Dänen, als Kontrahenten, nicht Aelfheah, sondern Sigeric und Aelfric als Unterhändler, nichts von einer Erneuerung des Vertrages und Wiederholung der Tributzahlung oder von einem kirchlichen Feste oder von dem Versprechen Olafs, England nie wieder heimzusuchen. Der Vertrag bleibt somit die Folge von Byrhtnoths Fall 991.

Vier Meilen nordwestlich von seiner Grabstätte Ely, ebenfalls in Ostanglien, dem einstigen Herzogtume seines Schwiegervaters, lag das Kloster Ramsey, das neben anderen reformierten Stiften durch Byrhtnoth beschenkt worden war. Als hier[51] 997 bis 1005[52] ein Mönch die *Vita s. Oswaldi* schrieb, flocht er die Erzählung[53] ein, wie Aelfhere von Mercien nach Eadgars Tode 975 die Mönche vertrieb. Dagegen erhoben sich auf einem Witena gemot Aethelwine 'Gottesfreund' von Ostanglien, Ramseys Stifter, und sein Bruder Alfwold. Letzterer sprach: '*Non sustineam ut eicientur*[54] *tales uiri a finibus nostris, per quorum preces possimus eripi ab inimicis nostris.' Deinde surrexit Byrihtnothus comes, vir religiosus et ait: 'Hoc quod eximius miles*

[51] Vgl. oben Anm. 8. *Germanum nostri monasterii decanum* 435; *nobiscum* 447; *nobis* 451. 469.

[52] Citiert wird 457 *Vita Dunstani* von 996—1005; aber *est testis Aelfricus archiepiscopus* (995—1005) S. 452, und Dunstan heifst noch nicht ‚heilig'. Die Hs. stammt vom Anfange des 11. Jahrhunderts.

[53] 445 f. Ich kürze im Citieren.

[54] Das Latein ist häufig fehlerhaft, oft dunkel.

nunc dixit cuncti volumus.' Dafs Byrhtnoth also zu den Parteigängern der Klosterreform zählte, stimmt zu seinen und seiner Familie Schenkungen. — Von Byrhtnoths Tode kennt Oswalds Biograph die Zeit nicht, die er irrig vor Dunstans Tod 988 ansetzt, und giebt als Ort nur *in oriente huius regionis.* Stilistische Redensart des schwülstige Ausschmückung liebenden und theologisch wie klassisch wohl belesenen Pedanten sind die meisten inhaltsleeren[55] Sätze dieser Seite über Byrhtnoth. Die Dänennot ist diesem Mönche natürlich göttliche Strafe für Englands geistliche Sünde. Bestimmtes Wissen erhellt dennoch aus folgendem: *primatum pugnæ tenuit dux Byrihtnodus cum commilitonibus*[56] *suis, non reminiscens canitiem,*[57] *debilitationem oblitus corporis, quoniam elemosinæ eum confortabant et orationes. Cecideruntex illis et nostris infinitus numerus; et Byrihtnothus cecidit, et reliqui fugerunt.* Scheint diese Auffassung vom *campi ductor* nicht dem Liede vom *har hilderinc* verwandt, der noch kämpft, als er *ne mihte on fotum leng fæste gestandan,* während andere *bugon fram beaduwe on fleame?*[58] Wenn an anderen Stellen der Biograph Dinge, die Oswald nicht angehen, hereinzieht, so benutzt er Schriften.[59] So hat er auch hier vielleicht das Lied gelesen oder doch von dessen Existenz gehört. Vielleicht nicht blofser Schwulst steckt dann in dem Satze *Quam gloriose incitavit principes belli suos ad aciem, quis urbanitate fretus potest edicere?* Vielmehr heifst das vielleicht: 'Feines Latein[60] drückt nicht aus die Anfeuerung zum Kampfe', die

[55] Auch *statura procerus* sagt er von anderen.

[56] Die Haustruppen hatten den Vorkampf; daneben also kämpfte Landwehr; s. oben Anm. 29. 48a.

[57] Diese Worte wendet er 471 auch auf einen anderen.

[58] 169. 171. 185 f.

[59] Manches citiert Raine, aber nicht, dafs S. 437, offenbar aus einem Pontificale, zu Eadgars Krönung 973 bereits die Königsweihe samt dem Krönungseid ausgeschrieben steht, den man bisher erst zu Aethelred II. (978) hinauf datierte. Dies Zeugnis ist um so wichtiger, als das meist um 950 angesetzte sogen. *Pontificale Egberti* (ed. Surtees soc. S. 105, jetzt Hs. Paris, Latin 10575), wo der Eid vorkommt, ein bis zwei Menschenalter später geschrieben sein kann, laut freundlicher Mitteilung von L. Delisle vom 27. Dezember 1897. Die anderen ags. Pontifikalien mit dem Eide, die ich kenne, gehören dem 11. Jahrhundert.

[60] *urbana fretus facundia* wird 428 allerdings auch von Aethelwine

angelsächsisch im Liede vorkommt: *hyssas bylde, bad gangan ford* (Vers 170, also gerade zwischen dem soeben Citierten; vgl. 17. 22. 127). Trügen diese Anzeichen nicht, so ist das Lied vor 1005 zu Ramsey benutzt worden.

Als ein Jahrhundert später an Oswalds Grabe im Dome zu Worcester Florenz den angelsächsischen Annalisten aus dem Archetyp von CDEF übersetzte, entnahm er von der Vita Oswaldi das erste Stück über Byrhtnoth zu 975; er kürzt 6 Seiten zu 20 Zeilen, behält aber die Wörter bei, darunter *Byrhtnotus religiosus*[61] mit der Rede. — Zu 991 entnahm er der Vita nur *utrinque infinita multitudine cæsa, dux occubuit.* Wenn er dagegen berichtet, die Plünderer von Ipswich und die Besieger Byrhtnoths waren *Iustin et Guthmund filius Steitan,* und *Sirici et ducum Aethelwardi et Alfrici consilio* wurde Dänengeld gegeben, *ut (Dani) pacem firmam tenerent,* so kombiniert er, wahrscheinlich glücklich, mit dem Annale und der Vita eine dritte Quelle, nämlich den Prolog von Aethelreds Vertrag,[62] aus dem er die drei nordischen Namen nicht latinisiert. Fortgelassen hat er hier Olaf, entweder durch ein Versehen, oder weil er ihn 994 in den Annalen fand, ohne zu wissen, daſs Olaf mehrere Male in England landete.

Eigenes weiſs dagegen die Historia Eliensis[63] dem Florenz, aus dem sie a. 975. 991 zusammenschreibt, hinzuzufügen. Sie ist von den Erklärern des Liedes seit Wanley[64] überschätzt worden. Sie benutzt[65] und citiert ausdrücklich die oben erwähnten Testamente der Schwägerin und der Frau Byrhtnoths, vermutlich daneben dessen Schenkungsbriefe und vielleicht jene Stickerei.[66]

---

von Ostanglien (s. zu Anm. 53) gesagt; der Prolog aber entschuldigt wegen mangelnder *urbanitas,* was *nos paterno more* erzählen; 401.

[61] Zu 988 übersetzt er erst aus CDEF einen Dänenkampf in Devonshire, fügt aber hinzu den Heldentod Strenwolds, und zwar aus Vita Oswaldi, die ihn nämlich S. 456 vor Byrhtnoths und Dunstans Tode (988) erwähnt.

[62] S. o. Anm. 20. [63] S. o. Anm. 4.

[64] Hickes *Thesaur. ling. sept.* III, 232.

[65] Was an die Vita Oswaldi sicher anklingt, geht nicht auf diese, sondern auf Florenz zurück. Zufällig dagegen können die Ähnlichkeiten sein: *corpore maximus, patria, orationibus.*

[66] S. o. S. 16 f.

Ihr Autor, entweder der früheste Lokalhistoriker (Richard?)[67] um 1130 oder sein Überarbeiter Thomas um 1175, sah vielleicht im Domschatze noch Kostbarkeiten, die man Byrhtnoth zuschrieb, und in dessen Grabe, statt des von den Dänen abgehauenen Hauptes, wirklich eine Wachskugel.[67a] Er erzählt eine Anekdote: Byrhtnoth, mit seinem Heere durch England ziehend, erbat zu Ramsey Gastung, lehnte aber die von Wulfsi nur für sieben Genossen gewährte ab: *'sciat dominus abbas, quod solus sine istis nolo prandere, quia solus sine illis nequeo pugnare'*. Er erhielt dann Quartier fürs ganze Heer zu Ely, das reichlichen Lohn davontrug. Falsch sind hieran mehrere Namen: Wulfsige, erst später Abt von Ramsey, steht hier nur, weil er, berühmt durch seinen Tod fürs Vaterland 1016, der Historia wahrscheinlich aus jener Zeit allein bekannt war. In Ramsey hatte höchstens ein Herzog der Ostangeln, nicht aber Byrhtnoth zu befehlen. Wie nun die Historia jene Reden anderer, die sie aus Florenz kopiert, Byrhtnoth in den Mund legt, so überträgt sie vielleicht auf ihn das geflügelte Wort eines anderen damaligen Heerführers, etwa um seine Teilnahme für Ely zu erklären. Jünger als Byrhtnoth scheint die Anekdote nicht: sie beleuchtet den holden Gefolgsherrn, der die Genossen wie im Kampfe so beim Trinkgelage[68] nicht entbehren mag, den Anspruch des Heerführers auf das königliche Vorrecht der Gastung und vielleicht auch den Rechtssatz, daſs acht oder mehr Genossen eine 'Schar'[69] bilden, deren Gewaltthat härter als die des einzelnen bestraft wird.

[Der Lokalhistoriker von Ramsey[70] berichtet um 1175[71] dieselbe Anekdote mit deutlichem Anklange[72] an Elysche Worte,

[67] Vgl. *Ostengl. Geschichtsquellen* in *Neues Archiv f. Gesch.* XVIII, 213. Wo der eine, wo der andere spricht, läſst sich nur selten, hier nicht, erkennen.

[67a] Freeman 275 glaubt dies. War der Kopf in Leichenwachs übergegangen?

[68] *æt meodo on bence on healle*; By. 212. Schwerlich 'biblisch oder klassisch' (Freeman 636).

[69] Ine 13; II Aethelred 5, 2. [70] *Hist. Ramesei.* ed. Macray S. 116 f.

[71] *B. Thomas martyr*, also nach 1172, S. 133, doch vor dem Tode Wilhelms, des Abtes von Ramsey, dann Cluny, 1179. S. 332.

[72] *bellicus contra hostes; procuraret; sufficere hospitalitas.* Macray bezweifelt mit Unrecht auch die Benutzung der *Vita Oswaldi* (vgl. S. 9. 12. 23. 91) und des Will. Malmesbur. (vgl. S. 14).

nicht ohne die unzeitige Sparsamkeit seines Abtes und die List Elys zu beseufzen. Er schwächt die markige Kraft jener Antwort ab und setzt statt der Siebenzahl: *VI aut VII.* Er erfindet nur noch hinzu, Byrhtnoth habe noch nach der tödlichen Verwundung testiert.| Die Übertragung der alten Anekdote auf Byrhtnoth geschah vielleicht erst im 12. Jahrhundert. Der angebliche Durchzug Byrhtnoths durch Ramsey und Ely nach Maldon hängt nämlich mit der irrigen Vorstellung der Historia Eliensis zusammen, er sei Herzog der Northumbrer gewesen und dorther nach Essex geeilt: eine Vorstellung, die erst seit der Centralisation Englands durch die Normannenkönige möglich wurde. Erfunden ist, dafs Byrhtnoth zweimal bei Maldon gekämpft habe (das erste Mal siegreich, das zweite Mal vier Jahre später vierzehn Tage lang), und dafs die Dänen *in patriam fug(erunt).* Aber echte Erinnerung, allein im Liede aufserdem erhalten, steckt in den Worten *super pontem aquæ.* Nun steht zu Beginn dieses Abschnittes folgender Satz: *Brithnot(i)*[73] *gesta non parvis praeconiis anglicæ commendant historiæ, de quibus pauca excepimus arido sermone.* Der Chronist behauptet also, 'Heldenthaten in englischer Sprache' zu excerpieren, wie er anderswo sagt *Comprimo Gesta Herewardi,*[67] wo er einen lateinischen Abenteuerroman ausschreibt über einen englischen Vaterlandsverteidiger, der, drei Menschenalter jünger als Byrhtnoth, ebenfalls zu Ely örtliche Beziehung hatte. Der Fabulist über diesen Hereward Namens Richard war um 1150 Mönch zu Ely und ist wahrscheinlich identisch mit dem frühesten Lokalhistoriker. Er behauptet letztere Gesta zu kennen *a Lefrico diacono ad Brun.* der *actus gigantum et bellatorum ex fabulis antiquorum aut ex fideli relatione Angliæ litteris commenda(bat).* Stand im englischen Sammelband Leofrics von Burne, den Richard citiert, das Lied von Maldon oder ein auf diesem fufsender, uns verlorener Abenteuerroman von Byrhtnoth? Das Lied hätte der Gallolateiner des 12. Jahrhunderts jedenfalls nicht mehr ganz verstanden; aber ein Nachhall daraus könnte bei ihm der Brückenkampf sein, sowie[74] Byrhtnoths Tapferkeit, Tollkühnheit, Strategie,

[73] Ich kürze.

[74] *nimia animositate* : *ofermode* 89; *ne unum passum pedis* : *fotes trym, fotmæl landes* 247. 275; *paucis suorum superstitibus* : *ure magen lytlad* 313.

Beredsamkeit und Patriotismus. Im Liede *sende se særing suðerne*[75] *gear,* und ficht ein Kämpfer von *Norðhymbron*;[76] vielleicht dies mifsverstand ein unaufmerksamer Leser,[77] als komme Byrhtnoth aus Northumbria. Elys Chronist mufs an das Dasein von englischer Litteratur über Byrhtnoth entweder geglaubt haben oder (wenn er sich nur des bekannten lügnerischen Kunstgriffs seiner Zeit bediente, Erfundenes oder mündlich Überliefertes[78] alten Büchern in die Schuhe zu schieben) mindestens gehofft haben, eine solche Litteratur seinen Lesern glaublich zu machen. Da sein ostanglischer Zeitgenosse, der Historiker Heinrich von Huntingdon,[79] nur den Annalisten zu 991 übersetzt, erklingt hier der letzte Laut von Byrhtnoths Ruhme an seinem Grabe in Ely.

---

[75] Ich verstehe *von* (nicht *gegen*) Süden; auch nach Freeman 271 'Brihtnoth came from the north'; a. M. Koerner, *Ags. Texte* 230.

[76] By. 134. 266.

[77] Tho. Smith, *Catal. Cotton.* 67 nennt 1696 das Lied *Fragmentum historicum de Eadrico,* offenbar aus Vers 11.

[78] Das Wort *ealdorman* pedantisch zu erklären, hätte er, ein lateinischer Chronist, nicht nötig gehabt, wenn er nur lateinische Bücher las: er hörte oder las es in angelsächsischer Quelle. [Nicht von Byrhtnoth braucht es aber By. 219. Dieser heifst nur *ealdor* 11. 222. 314, höchstens 202 im Sinne von *ealdorman.*]

[79] *Phalanges* ist klassische Reminiscenz, nicht etwa aus *wihaga, scyldburh, bordweall* des Liedes 101. 242. 277.

Berlin. F. Liebermann.

Über Benedict Burghs Leben und Werke.

Fehlte es auch nicht im 15. Jahrhundert an Stimmen, welche die dichterische Bedeutung des grofsen Chaucer ahnen mochten, so scheint doch sein geniales Schaffen in weiteren Kreisen erst in der vergröbernden, dem Handwerksmäfsigen angenäherten Nachahmung seiner zahlreichen Schüler annehmbar und schmackhaft geworden zu sein. Wenigstens spricht dafür die nicht geringe Zahl von Lobrednern, die den Schüler neben den Meister stellten, und vor allem die Erscheinung, dafs die Kunstdichtung des 15. Jahrhunderts zu einem guten Teile nicht direkt an Chaucer anknüpft, sondern an seinen fruchtbarsten und vielleicht wesentlich dadurch einflufsreichsten Schüler, John Lydgate, den Mönch von Bury. Den ganzen Umfang dieses Lydgateschen Einflusses abzuschätzen, ist vorläufig noch unmöglich, solange nicht die Lydgate-Forschung und vor allem unsere Kenntnis der englischen Litteratur des 15. Jahrhunderts überhaupt weiter fortgeschritten ist. Eine Vorarbeit dazu wollen die folgenden Blätter bieten, indem sie das, was über einen der ausgesprochensten Lydgate-Schüler, den Magister Benedict Burgh, vorgebracht zu werden pflegt, hier kritisch zu beleuchten und stellenweise zu ergänzen oder besser zu fundieren versuchen werden.

Sehr dürftig, meist auf trockene Daten sich beschränkend, lauten bisher die Angaben über das Leben unseres Dichters, im wesentlichen sämtlich auf dem reichen Materiale beruhend, welches mit staunenswertem Fleifse ein Registrator, oder sagen wir lieber Archivar der Diöcese Canterbury, Richard Newcourt († 1716), durch systematische Durchsuchung des gesamten kirchlichen Ur-

kundenmaterials Londons gewonnen und in seinem Riesenwerke 'Repertorium ecclesiasticum parochiale Londinense' (London, 2 vols, 1705 und 1710) niedergelegt hat. Übernommen wurden Newcourts Angaben und durch Heranziehung weltlicher Urkunden ergänzt von dem gleich unermüdlichen Bischof Tanner († 1735), der somit in seiner 'Bibliotheca Britannico-Hibernica' (gedr. 1748) auf S. 140 bereits fast alles das vereinigt, was wir heute über Burgh wissen. Ja, Tanners Artikel bildet noch bis auf den heutigen Tag das Zuverlässigste und Vollständigste, was über Burghs Leben gesagt ist, da seine Nachfolger ihre Angaben vielfach durch schlimme Versehen oder allzu grundlose Vermutungen entstellt haben. Schon Warton (The History of English Poetry. London 1774—1781) bezeichnet in den biographischen Notizen einen Rückschritt gegen Tanner, obgleich ihm der Ruhm gebührt, zuerst den Dichter Burgh in die Litteraturgeschichte eingeführt zu haben. Auf den genannten drei beruht dann, was bis auf die neueste Zeit über Burgh vorgebracht ist: so auch J. Ritson, Bibliographia Poetica. London 1802. S. 49 f.; W. Blades, The Biography and Typography of William Caxton. London 1861—1863. Vol. II, S. 53 f.; M. Goldberg, Die Catonischen Distichen während des Mittelalters in der englischen und französischen Litteratur. Leipzig 1883. S. 44; W. Hunt im Dictionary of National Biography. Vol. VII (1886), S. 315; H. Morley, English Writers. Vol. VI, S. 161. Erst Robert Steele in seiner Ausgabe von Lydgate and Burgh's Secrees of old Philisoffres. London 1894 (= EETS. Extra Ser. LXVI), S. XVII f. hat wieder neues Material beigebracht, leider aber nur ziemlich flüchtig verwertet und mit manchen Irrtümern untermischt.

Trotz aller dieser Bemühungen und — um dies gleich hier vorwegzunehmen — auch nach den meinigen will es nicht gelingen, ein ausgeführteres Bild von dem Leben und Schaffen dieses Epigonen-Dichters zu gewinnen. Die Quellen fliefsen allzu spärlich. Seine poetischen Werke sind, mit einziger Ausnahme eines Lobgedichtes an Lydgate (s. unten), viel zu unpersönlich, um uns einen anderen Schlufs daraus zu gestatten als den negativen, dafs wir es mit keiner temperamentvollen, originellen Persönlichkeit zu thun haben. Und so bleiben uns nur die trocke-

nen amtlichen Notizen, welche die Akten seiner vorgesetzten geistlichen Behörde über ihn bieten, nämlich das jetzt in dem Archive der St. Pauls Cathedrale zu London befindliche Register des Bischofs Thomas Kempe, der von 1450 bis 1489 den bischöflichen Stuhl von London inne hatte. Bestätigt und zum Teil ergänzt werden diese Angaben durch die Patent-Rolls der königlichen Kanzlei, die jetzt im Staatsarchiv (Record Office) zu London einzusehen sind, und wenn das Glück uns günstig — vielleicht einmal durch ein paar Privaturkunden.

Den Schlüssel zu Burghs äufserlich nicht ganz glanzlosem Lebenslauf liefert uns eine Bemerkung W. Caxtons in der Vorrede zu seiner Übersetzung der französischen Cato-Glosse des Premierfait, die besagt, dafs '*Mayster Benet Burgh, late Archedeken of Colchestre and hye chanon of saint stephens at westmestre*' seine Cato-Version geschrieben habe, '*for the erudicion of my lord Bousher, Sone and heyr at that tyme to my lord the erle of Estsex*'. Ob man aus dieser Stelle, wie R. Steele (EETS. Extra Ser. 66, S. XVII) thut, ohne weiteres folgern darf, dafs Burgh Hauslehrer ('tutor') bei dem Lord Bourchier gewesen sei, scheint mir zweifelhaft; soviel geht aber zur Gewifsheit daraus hervor, dafs Burgh in irgendwelchen Beziehungen zu der einflufsreichen Familie Bourchier[1] stand, die gerade damals durch ihre energische Parteinahme für die Yorksche Sache sich dem Königshause verdient gemacht und in den drei Brüdern Henry, Thomas und John bedeutenden Einflufs auf die öffentlichen Angelegenheiten gewonnen hatte. Henry (geb. 1406, gest. 1483), sechster Lord Bourchier und späterer Earl of Essex, durch seine Heirat mit Isabella, Schwester des Herzogs Richard von York, mit dem König Edward IV. verwandt, hatte nach erfolgreichen Waffenthaten die diplomatische Laufbahn beschritten und dann dreimal (1455—1456, 1461, 1473—1483) als Lord Treasurer das Reichssiegel geführt. Sein noch berühmterer dritter Bruder Thomas († 1486) hat ein Vierteljahrhundert hindurch als Erzbischof von Canterbury die Geschicke der englischen Kirche gelenkt. Und der vierte, John († 1474), hat als Kunstmäcen

[1] Trefflicher Stammbaum der Familie bei J. H. Ramsay, Lancaster and York. Oxford 1892. Vol. I. Tafel 5.

und Übersetzer verschiedener umfassenderer Werke dem Namen Bourchier eine bleibende Stelle in der Litteraturgeschichte gesichert.

Der Gunst dieser einflufsreichen Familie dürfen wir es wohl zuschreiben, wenn wir unseren Burgh während der Jahre 1440—1444 als Pfarrgeistlichen (Rector) in dem eine halbe Meile südöstlich von Chelmsford gelegenen Dorfe Sandon[1] antreffen, da diese Stelle dem Patronat der Herren De Scales unterstand, welche um diese Zeit durch die Heirat Henry Bourchiers, des zweiten Sohnes jenes oben genannten Henry, mit Elisabeth, Tochter und Erbin des Lord Thomas De Scales, zu Burghs Gönnern in enge Verbindung getreten waren. Zudem besafs die Familie Bourchier kaum eine halbe Stunde von diesem Orte entfernt ein Gut Springfield Barnes[1]. Am 6. Juli 1440 (s. Kempes Register f. 30 = Newcourt, Repertorium ecclesiasticum parochiale Londinense, London 1705 und 1710. Vol. II, 517) fand Burghs Einführung in das Pfarramt von St. Andrew's in Sandon statt, welches er indes schon nach vier Jahren im September 1444 — am 24. des Monats ward sein Nachfolger ernannt — wieder aufgab. Was ihn zu diesem Rücktritt veranlafst, wissen wir nicht; ebensowenig, was er in den nächsten sechs Jahren bis 1450 getrieben hat. In diesem Jahre wurde durch den Tod des John Smith die Pfarrstelle an St. Petri in dem kleinen, aber wohl schon damals nicht unbedeutenden Landstädtchen Sible Hedingham[2] erledigt, für welche sich die Familie Bourchier durch Gründung eines Kollegiat-Stiftes (1340) in dem eine knappe Meile entfernten Halstead das Präsentationsrecht erworben hatte.[3] Auch war diese Gegend die eigentliche Heimat der Bourchier: dicht bei Halstead stand ihr Stammschlofs, Stansted Hall,[4] der gewöhnliche Aufenthaltsort unseres

[1] Vgl. Thomas Wright, The History and Topography of the County of Essex. London 1835. I, 123 ff. und A New and Complete History of Essex ... by a Gentleman [d. i. Peter Muilman]. London s. a. [Vorrede: Sept. 1773], vol. I, 172 ff.

[2] Vgl. Wright a. a. O. I, 500 ff.; Muilman a. a. O. II, 88 ff.

[3] Vgl. Muilman II, 61 ff.

[4] Noch heute kann man in der St. Andrews-Kirche zu Halstead auf der Ostseite des Südschiffes die 'Bourchier Chapel' sehen, in der viele Angehörige dieser Familie begraben liegen. Vgl. Muilman II, 18 ff.

Henry Bourchier, und in Sible Hedingham selbst, an die Nordseite des Kirchhofs grenzend, lag das Gut Boure Hall, welches Ende des 13. Jahrhunderts durch Heirat aus der Familie Prayers in den Besitz der Bourchier übergegangen war. Sehr begreiflich also, dafs die erledigte Pfarrstelle in Sible Hedingham unserem Burgh übertragen wurde, und zwar am 19. Oktober 1450 (Kempe f. 59 = Newcourt II, 323). Diese Pfarre hat Burgh recht lange innegehabt, auch noch als seine Berufung in ein höheres Amt seine Anwesenheit am Orte unmöglich machte und andere Pfründe ihm überwiesen waren. Erst 1476, als er eine sehr reich dotierte Präbende an der königlichen St. Stephans-Kapelle in Westminster erhielt, gab er dieses zugleich mit anderen Beneficien auf.

Als im Jahre 1466 der bisherige Archidiakon von Colchester, Magister Robert Stillington, das Archidiakonat von Wells in Sommerset übernahm, fiel die Wahl des Bischofs von London, der über die Neubesetzung der Stelle zu entscheiden hatte, auf unseren Burgh, eine Wahl, die sicher den Beifall des Erzbischofs, jenes Thomas Bourchier, gefunden haben wird, sofern dieser nicht gar selbst daran mitgewirkt hat. Am 10. Februar 1465 66[1] übernahm Burgh das Archidiakonat von Colchester, welches er bis an sein Lebensende (1483) innegehabt hat. Eine einflufsreiche, verantwortungsvolle und nicht uneinträgliche Thätigkeit war ihm damit übertragen; sollte doch der Archidiakonus *'oculus et manus episcopi'* sein. Das ganze nördliche Essex unterstand ihm mit seinen sechs Diakonaten Tendring, Colchester, Lexden, Witham, Sampford und Newport, in denen er die Verwaltung zu besorgen, Kirchenvisitationen vorzunehmen und eine durch Strafgewalt verstärkte Oberaufsicht über die Geistlichen auszuüben hatte. Die altertümliche, erinnerungsreiche Stadt, in der er seinen Sitz hatte, mufste zudem mit ihren gut erhaltenen römischen Bauresten seine Blicke auf die Vergangenheit, auf das römische Altertum lenken.

Die weiteren Nachrichten, die wir über ihn haben, zeigen, dafs er in seiner Amtsführung sich nicht nur das Wohlwollen

[1] Vgl. Kempe, fol. 99; MS. Harl. 6955, fol. 25r; MS. Harl. 7521, fol. 112r; Le Neve-Hardy, Fasti Anglici II, S. 341, wo das Jahr irrtümlich als '1464/5' angegeben ist; Newcourt I, 90.

seines vorgesetzten Bischofes, sondern auch die Huld seines Königs, Edwards IV., zu erwerben verstand, die ihn beide durch Verleihung von Beneficien auszeichneten. Letzterer übertrug ihm am 11. April 1470 die reich dotierte[1] Bridge-Walton-Präbende an der königlichen Freikapelle St. Mary Magdalene in dem Königsschlosse zu Bridgnorth in Shropshire, welche durch den Tod des Magister Walter Peytewyn frei geworden war.[2] Als dann zwei Jahre später der Inhaber der Ealdland-Präbende an der Kathedrale Londons, der St. Pauls-Kirche, starb, bekam er auch diese reiche Pfründe nebst dem Kanonikat am 23. Februar 1471/72 durch den Bischof von London zugewiesen,[3] so dafs er nunmehr, abgesehen von seiner einträglichen Archidiakonatsstelle die Einkünfte von drei nicht schmal dotierten Präbenden bezog. Alle drei gab er aber auf, als er am 8. Juni[4] 1476 die sehr reich bedachte und mit besonderen Privilegien ausgestattete Stiftsstelle an der dem heil. Stephan geweihten königlichen Freikapelle der Westminster-Abtei erhielt. Als Kanonikus von St. Stephan wird er wohl in seinem Chorstuhl gesessen haben, als anläfslich der Hochzeit des Herzogs Richard von York mit Anna von Norfolk am 14. Januar 1477 der ganze Hof in der prächtig ausgeschmückten Kapelle erschien;[5] ebenso mag er auch die drei Messen mitcelebriert haben, die für König Edward IV. — er starb am 9. April 1483 — während der achttägigen Aufbahrung der Leiche in dieser Kapelle gelesen wurden.[6] Fast zu gleicher Zeit erreichte ihn eine andere schmerzliche Kunde, dafs nämlich wenige Tage vorher, am 4. April, auch

---

[1] R. W. Eyton, Antiquities of Shropshire. London 1854. I, 73 ff.; 339 Anm.

[2] Patent Rolls, 10 Edward IV. No. 526 = Urkunde I meines Anhangs.

[3] Kempe fol. 133; Harl. MS. 6955 fol. 26r; Newcourt I, 146; Le Neve-Hardy II, 383.

[4] Nicht Februar, wie Steele a. a. O. S. XVIII angiebt. S. Patent Rolls, 16 Edward IV. part. I, membr. 18 = Urkunde II meines Anhangs.

[5] Vgl. Mackenzie Walcott, The Memorials of Westminster. London 1851. S. 230. W. Thornbury, Old and New London. New Ed. London 1890. Vol. III, S. 491 ff. J. T. Smith, Antiquities of Westminster. London 1807. S. 119 ff.

[6] Walcott a. a. O. S. 230; Ramsay a. a. O. II, 452 f.; Archaeologia I, 349; Letters of Richard III (ed. Gairdner = Rolls Series 24). I, 1.

sein Gönner Henry Bourchier dahingeschieden war. Diese ungestümen Todesmahnungen waren indes nicht das einzige, das seinen Lebensabend verdüsterte. Die wirren, schreckensvollen Monate zu durchkosten, die bei der Minderjährigkeit des Königs und der schrankenlosen Herrschsucht seines Oheims über England hereinbrachen, sollte ihm nicht erspart bleiben; mit wundem Herzen mufste er den Sturz der von ihm geliebten und verehrten Königsfamilie mit ansehen, mufste erleben, wie die Königin-Mutter in das schützende Asyl der Westminster-Abtei flüchtete, wie die Rechtmäfsigkeit ihrer Söhne im Parlament wie auf der Kanzel mit immer dreisterer Stimme in Frage gezogen und schliefslich am 25. Juni ihr Oheim Richard von Gloucester als rechtmäfsiger Nachfolger vom Parlament ausgerufen wurde. Jenen 6. Juli, an dem sich der neue König in Westminster die Krone aufs Haupt drückte, überlebte der greise Archidiakon nur um wenige Tage: am 13. Juli desselben Jahres ging auch er zur ewigen Ruhe ein. Ein jährliches Seelenamt hielt sein Andenken in der St. Stephans-Kapelle wach, der er, den verhältnismäfsig hohen Gratifikationen nach zu urteilen, welche die mitcelebrierenden Geistlichen an seinem Jahrestage erhielten, eine nicht karg bemessene Dotation vermacht hatte.[1]

Soviel ist über den äufseren Verlauf von Burghs Leben urkundlich zu belegen. Wir haben aber auch noch andere Nachrichten über ihn, die leider entweder in ihrer Deutung oder durch ihre Überlieferung Anlafs zu Zweifeln geben. So zunächst die Frage, wie es mit dem Magister-Titel steht, der ihm in fast allen oben herangezogenen Urkunden, sowie in den drei Cato-Handschriften, die den Namen des Verfassers überliefern (Rawl. C. 48, f. 111v; Harl. 271, f. 44v; Harl. 4733, f. 30r) und am Schlufs

[1] Burghs Name findet sich in jeder der zwei, in Kalenderform gehaltenen Benefaktoren-Listen, welche uns in dem Sammelbande Cott. MS. Faustina B. VIII als fol. 5 und fol. 52 erhalten sind. Dort erfahren wir auch das Datum seines Todes: *13. Julii: Obitus Benedicti Burgh canonici* (fol. 5r) und *Julij 13. die Benedicti burgh canonici XX^d. XVI^a. VI^a iiij^d. ij^d.* (fol. 52r). Das Todesjahr wissen wir aus Kempes Register, wo wir fol. 195 (= Harl. MS. 6955, fol. 29v.) lesen, dafs am 18. Juli 1483 das durch Burghs Tod erledigte Archidiakonat dem Thomas Barrow übertragen ist.

der beiden unten abgedruckten Gedichte aus dem Add. MS. 29729 beigelegt wird. Kein Zweifel kann darüber bestehen, daſs ihm der Titel Magister wirklich zukam; denn wir haben einen direkten urkundlichen Beweis dafür. Durch einen glücklichen Zufall ist uns nämlich in dem jetzt auf der Bodleiana untergebrachten Archive der Universität Oxford ein als Register F bezeichneter Band erhalten, welcher Kopien, bzw. Auszüge von Universitätsdokumenten enthält, die der damalige Universitätsschreiber Farley hergestellt hat.[1] In diesem Bande nun finden wir die Notiz, daſs am 3. Juli 1433 einem Benedict Burgh das Doktordiplom von der Universität Oxford ausgestellt ist. Es wird dort nämlich unter dem Jahre 1433 zunächst das Diplom[2] als 'Magister artium' für einen Joh. Treguran wörtlich mitgeteilt, und heiſst dann weiter (Univ. Oxon. Arch. F. 4, fol. 27v):[3] *Consimiles littere erant sigillate pro Magistris Morgano Wynter et Petro Prouost et alia pro* Magistris *Vincencio Clement sub dato penultimi diei predicti mensis Junij. Consimiles eciam littere pro Magistris Willielmo Dowsen et Benedicto Burgh sub dato tercij diei mensis Julij.*' Wenn Burgh in Oxford ein Doktorexamen gemacht hat, so möchte man annehmen, daſs er auch in Oxford seine Schulbildung erhalten, dem damaligen Brauche folgend mit zehn bis zwölf Jahren nach Oxford gekommen sei und dann die übliche Laufbahn als Grammarschüler (zwei bis vier Jahre lang), Artist (vier Jahre) und Bachelor of Arts (drei Jahre), wie sie Anstey (S. LVIII—C) so anziehend beschrieben hat, durchgemacht habe. Schwierigkeiten macht nun, daſs unserem Burgh gemeiniglich die Fortsetzung von Lydgates Bearbeitung der Secreta Secretorum zugeschrieben wird, in

[1] Vgl. H. Anstey, Munimenta Academica, or Documents Illustrative of Academical Life and Studies at Oxford. Oxford 1868. Vol. I, S. XVIII f.

[2] Eine Abschrift dieses Diploms besorgte mir gütigst Herr Parker.

[3] Dies Citat findet sich schon bei Tanner (S. 140), woraus Th. Warton (ed. Hazlitt III, 133, Anm. 5) es übernommen hat, leider mit dem durch alle Auflagen hindurchgehenden Fehler T für F. Nicht begreife ich, wie dem gegenüber Steele (S. XVII) behaupten kann: *His degree is attributed to Oxford without reference by Wharton* [sic! Meinte Steele wirklich den Historiker Henry Wharton? In dessen Anglia Sacra finde ich es nicht].

der der Übersetzer die Ungewandtheit seiner Feder damit entschuldigt, dafs er, wie es in jeder Strophe der Einleitung (V. 1492—1589) zum Schlufs heifst: *nat aqueynted with the musys nyne* sei, und dafs er nichts von *gramcer* (V. 1528), *logyk* (V. 1535), *Tully* (V. 1541), *rethoryk* (V. 1542), *arismetryk nor musyk* (V. 1545), *geometrye* (V. 1546), *astronomye* oder *Ptolomaeus* (V. 1548) kenne, gerade jenen Gegenständen, deren Kenntnis in der Oxforder Prüfungsordnung vom Jahre 1431 (gedruckt bei Anstey S. 285 ff.) vom Magister Artium verlangt wird.[1] Das soll doch wohl soviel heifsen, dafs er nicht die sieben freien Künste studiert, dafs er keine akademische Bildung genossen und nicht den Grad eines Magister Artium[2] erworben haben kann. Nun gab es aber damals neben den Magistri Artium auch sogenannte magistri grammaticae oder grammaticales, welche nicht den akademischen Kurs durchgemacht, sondern auf eine einfache Prüfung im Lateinischen hin — *de modo versificandi et dictandi et de auctoribus* sagt die alte Vorschrift bei Anstey S. 436 — Diplom und Titel erhielten und dann die Neueintretenden in der Grammar School im Lateinischen, Englischen und Französischen zu unterrichten hatten (vgl. Anstey S. 437 f.). Nichts[3] widerspricht der Annahme, dafs Burgh ein solcher Magister in grammatica gewesen sei. Wir hätten ihn uns dann eine Reihe von Jahren nach 1433 in Oxford lehrend zu denken, eine Thätigkeit, die ihm zuerst den Gedanken einer englischen Übersetzung der Disticha Catonis eingegeben haben mag. Auch Lord Bourchiers Sohn William könnte damals zu seinen

[1] Auch die Reihenfolge stimmt bis auf die Umstellung von Logik und Rhetorik; ebenso werden die beiden Schriftsteller Cicero und Ptolomæus ausdrücklich in der Vorschrift genannt. — Auch die Angaben in seinem Lobgedichte auf Lydgate (S. 18 ff.), dafs er nicht wisse, wo die Musen wohnten (V. 4), dafs er nie in Cicero seine Lippen genetzt (V. 7) und überhaupt nur wenig gelernt habe (V. 11), könnte man in diesem Sinne deuten. Doch können sie sich ebenso gut auf seine Anfängerschaft im Dichten beziehen, weshalb ich hier von ihnen absehen zu müssen glaube.

[2] Der theologische und juristische Doktorgrad setzte damals die Erwerbung des philosophischen voraus.

[3] Dafs die Archidiakonen Magistri Artium oder Doctores der Theologie bezw. des kanonischen Rechtes sein sollten, wurde erst 1515 auf dem Tridentiner Konzile bestimmt; s. Sessio XXIV, cap. 12.

Schülern gehört haben. Indes kann die Verfasserschaft Burghs für die Fortsetzung der Secreta Secretorum nicht als gesichert betrachtet werden (s. unten S. 58) und läfst daher die darauf gestützten Vermutungen als sehr zweifelhaft erscheinen. Eine eindringende Forschung wird vielleicht doch jene Fortsetzung unserem Burgh absprechen müssen und ihm damit akademische Schulung und den höheren Titel eines Magister Artium zuerkennen dürfen.

Eine weitere Frage ist, ob Burgh irgendwann in seinem Leben Vikar von Maldon gewesen ist, als welcher er in zwei, allerdings voneinander abhängigen Handschriften seiner Cato-Bearbeitung bezeichnet wird. Im Harl. MS. 4733, f. 30r heifst er *vicarius de maldoun et cetera;* im Harl. MS. 271, f. 44v sogar noch specieller: *vicarius de maldoun in Essex.* Manches spricht für die Richtigkeit dieser Angabe.[1] Die Bourchiers hatten mehrfache Beziehungen zu dem kleinen Landstädtchen, welches anderthalb Meilen von Sandon entfernt ist und von diesem als Tochterkirche abhing. Zwei Güter besafsen sie dort; und in der Marien-Kapelle der nahen Prämonstratenser-Abtei Bileigh[2] lag jener Henry Bourchier begraben; auch in der All Saints'-Kirche in Maldon selbst befindet sich noch heute auf einem Ostfenster das Wappen der Familie. Weiterhin können wir unseren Burgh einmal ganz nahe bei Maldon verweilend nachweisen; denn wie er selbst angiebt, ist sein Lobgedicht auf Lydgate (s. S. 48) *written at the abbey of Bylegh,* jener Abtei, die auch das Präsentationsrecht für das Vikariat von Maldon besafs. Sehen wir uns nun aber die Liste der Vikare von Maldon an, wie sie Newcourt (II, 398) giebt, so finden wir Burghs Namen nicht darin, wohl aber eine grofse Lücke zwischen John Weston, welcher am 15. Dezember 1399 die Stelle erhielt, und William Reder, der am 28. Juni 1446 'per mortem Hamewoode' ernannt wurde. Wenn also Burgh Vikar von Maldon gewesen ist, so mufs er es vor 1446, oder vielmehr, da er seit 1440 nachweislich die Rektorstelle in Sandon innehatte, wahr-

[1] Leider lassen uns für diese Frage die Gemeinderegister von Maldon völlig im Stich, da sie nur vom Jahre 1558 an erhalten sind, wie mir der jetzige Vikar von Maldon, Rev. E. R. Horwood, freundlichst mitgeteilt hat.

[2] Vgl. Muilman a. a. O. Vol. V, S. 278 ff.

scheinlich schon vor 1440 gewesen sein.[1] Der ebengenannte John Hamwood erscheint wieder unter den Rektoren von Sandon, wo er am 6. Juli 1440 sein Amt an unseren Burgh abtritt (Kempe, f. 30 = Newcourt II, 517), jedenfalls um die Vikarstelle in Maldon zu übernehmen, da er bei seinem sechs Jahre später erfolgenden Tode (1446) als Vikar dort bezeugt ist (Gilberts Reg. fol. 70 = Newcourt II, 398). Halten wir nun die beiden Thatsachen zusammen, dafs in demselben Jahre 1440 auf der einen Seite der frühere Rektor von Sandon nach Maldon übersiedelt und auf der anderen Seite die erledigte Rektorstelle von Sandon einem übertragen wird, der mutmafslich vor 1440 Vikar von Maldon war, so gewinnt die Annahme an Wahrscheinlichkeit, dafs beide miteinander getauscht haben, dafs also Burgh bis 1440 Vikar von Maldon gewesen ist. Altersschwäche mag jenen J. Hamwood bewogen haben, den weniger anstrengenden Wirkungskreis in dem stillen Maldon vorzuziehen und eine junge Kraft die umfangreicheren Geschäfte der Rektorstelle von Sandon besorgen zu lassen. Angetreten hätte Burgh das Vikariat von Maldon erst um 1433 haben, oder, wenn er wirklich Grammar Master gewesen ist, einige Jahre später, sagen wir 1436—38.

Goldberg (S. 47) läfst ihn von 1461 bis 1465 Vikar von Maldon sein und behauptet (S. 44): 'König Eduard IV. (1461—1482) ernannte ihn zum Präbendar (Vikar) von Maldon in Essex.' Wie Goldberg zu dieser Behauptung kommt, die dann von Steele recht unklar wiederholt ist, weifs ich nicht. Zweierlei spricht aber dagegen: einmal hatte gar nicht der König, sondern die Abtei Bileigh das Patronatsrecht über Maldon, und zweitens ersehen wir aus Kempes Register (f. 74 = Newcourt II, 398), dafs am 12. Juli 1461 Thomas Wellys dort Vikar wurde. Goldberg verweist für seine Angaben auf Tanner und Blades, die jedoch beide obiges nicht enthalten; möglich, dafs eine Verwechselung mit der Präbende von Bridgnorth vorliegt, die allerdings Edward IV. ihm übergab, aber erst 1470. Letzteres steht bei Tanner.

[1] Die Jahre 1444—1450, wo wir Burgh in keinem Amte nachweisen konnten, kommen nicht in Betracht, weil zu jener Zeit nachweislich John Hamwood (bis 1446) und Will. Reder (bis 1458, s. Kempe, f. 57 = Newcourt II, 398) Vikare von Maldon gewesen sind.

Wann Burgh geboren ist, wissen wir ebenfalls nicht. Einen ungefähren Anhalt giebt uns der Antritt seines ersten Pfarramtes, sowie das Datum seines Doktordiploms. Falls er nicht Dispens von dem kanonischen Alter erhalten, mufste er mindestens im Jahre 1440, als er Rektor von Sandon wurde, sein 25. Lebensjahr zurückgelegt haben. Wir haben es aber wahrscheinlich zu machen gesucht, dafs er vorher noch Vikar in Maldon war, eine Stelle, die er einige Jahre nach 1433 angetreten haben mag. Dies würde seine Geburt auf die Jahre 1410—1414 verweisen. Zu dem gleichen Ergebnis führt uns die Erwägung, dafs er sein Doktordiplom etwa mit zwanzig Jahren erhalten haben mag, so dafs wir vielleicht das Jahr 1413 als ungefähres Geburtsdatum ansetzen dürfen.

Auch sein Geburtsort ist uns unbekannt. R. Steele meint schlechthin: *'he would be a native of the village of Burgh in Essex'*. Mir ist es indes nicht gelungen, auf der Generalstabskarte von Essex[1] eine Ortschaft dieses Namens zu entdecken; und ich möchte, da auch sonst Steele mit seinen Angaben nicht sehr genau ist, hier einen Irrtum seinerseits annehmen.[2] Die Namensform weist zudem nach dem Norden, wo in der That nicht wenige Orte des Namens nachzuweisen sind. Auch ob Burgh mit der alten Adelsfamilie der De Burgh etwas zu thun hat, vermag ich nicht aufzuklären.

Um uns noch weitere Nüsse zum Knacken aufzugeben, ist endlich ein 'Benedictus Burgh clericus' auch in einer Urkunde des Court of Chancery (jetzt ebenfalls im Record Office, als *Ancient Deed C. 2269;* s. Anhang III) genannt: Ihm werden dort gemeinsam mit dem Abt William des Cistercienser-Klosters zu Coggeshall[3] in Essex und einem zweiten Kleriker Thomas Swattock von John Fray und John Doreward verschiedene in

[1] Auch die im Lesesaal des Britischen Museums stehenden Gazetteers kennen keinen Ort des Namens in Essex.

[2] Hat Steele das in Essex am Stour gelegene Bures im Sinn?

[3] Auch mit diesem Orte stehen die Bourchiers in Verbindung. Henrys Vater, William Bourchier, hatte 1407 ein Stift in der dortigen Klosterkirche gegründet. Ein heute noch so genanntes Gut 'Bowsers Grange', damals dem Kloster gehörig, scheint den Namen des Gebers zu bewahren. Vgl. Wright a. a. O. I, S. 365.

Essex und Suffolk gelegene Güter nebst Pertinenzien überwiesen, welche die Geber mit vierzehn anderen jetzt verstorbenen Personen gemeinsam besessen hatten. Zum Unglück ist das Datum der Urkunde teilweise zerstört; doch können wir sie mit einiger Wahrscheinlichkeit (s. S. 63 ff.) auf den 6. Februar 1455 oder 1457 verlegen. Die Lokalitäten sowie das Datum der Urkunde sprechen nicht dagegen, dafs der genannte Benedictus Burgh mit unserem Cato-Übersetzer identisch sei. Auch das Fehlen des Magistertitels kann gegen die Identificierung nicht ins Gewicht fallen, da sich dies auch sonst findet.

Die bisherige Forschung schreibt dem Magister Benedict Burgh folgende[1] Werke zu:

1) eine Paraphrase der *Disticha Catonis,*
2) ein Lobgedicht auf John Lydgate,
3) ein Lehrgedicht, betitelt *A leson to kepe well ye tonge,*
4) ein Gedicht auf die Apostel, als *Cristemasse Game* bezeichnet,
5) die Fortsetzung von Lydgates Übersetzung der *Secreta Secretorum,*
6) ein Lehrgedicht *The A B C of Aristotle.*

Abgesehen von der Cato-Version, für die wir das Zeugnis Caxtons haben, können wir uns für Burghs Verfasserschaft dieser Gedichte nur auf die Angaben in den Handschriften stützen. Wie weit diese anfechtbar erscheinen, soll bei der folgenden Besprechung der einzelnen Gedichte kurz angedeutet werden. Dafs dabei einige bisher nur fehlerhaft gedruckte Texte nochmals zum Abdruck gelangen, wird hoffentlich Billigung finden.

Nicht allzu grofs dürfte die Zahl der aus dem Mittelalter stammenden englischen Werke sein, bei denen uns die Verfasserschaft so gesichert ist wie bei dem oben an erster Stelle Burgh beigelegten Werke, einer Vers-Paraphrase der im Mittelalter so ungemein beliebten *Disticha Catonis.* Gleichwohl ist lange Zeit einem anderen die zweifelhafte Ehre der Autorschaft

[1] Die leicht hingeworfenen Vermutungen Steeles (S. 95 und 110), dafs Burgh auch der Verfasser eines alchimistischen Gedichtes in Ashmoles *Theatrum Chemicum Britannicum* (1652) und jener als *The Babees Book* bekannten Anstandsregeln (ed. Furnivall, EETS. XXXII, S. 1—9) sein könne, dürfen wir hier wohl aufser acht lassen.

übertragen, nämlich dem ungemein fruchtbaren Verseschmiede Lydgate, ein Irrtum, der wie so mancher andere auf den verdienstlichen, aber in seiner Zuverlässigkeit lange überschätzten Joseph Ritson zurückgeht, welcher in seiner Bibliographia Poetica (London 1802) S. 66 ff. jenem Lydgate die erschreckliche Zahl von 251 'Werken' beilegt, worunter, zum Überflufs noch in zwei Werke zerlegt, als No. 11 ein *Parvus Cato* und als No. 54 ein *Liber magni Catonis* erscheinen. Entnommen mochte Ritson diese Angabe dem Harl. MS. 172 haben, wo in der That auf fol. 52r eine Hand des 16. Jahrhunderts, wohl die des Antiquars Stowe,[1] die Worte *'John Lydgat'* als Überschrift auf den oberen Rand gesetzt hat, dieselbe Hand, die weiterhin das dritte Buch (fol. 62r) dem *T. Hoclive* zuteilt. Ritsons Ansehen hat dann bis in die neueste Zeit nicht nur Zusammensteller von Handschriften-Katalogen, sondern auch so sorgfältige Arbeiter wie Dibdin, Blades, Warton und andere verleitet, entweder unsere Cato-Version Lydgate zuzuschreiben, oder doch von einer Lydgateschen Cato-Bearbeitung neben der Burghs zu sprechen (vgl. Goldberg S. 41), obgleich schon Thomas Tanner das Richtige gebracht hatte.

Das vollgültigste Zeugnis für Burghs Verfasserschaft des Cato bietet uns Englands erster Drucker William Caxton, der nicht weniger als dreimal denselben gedruckt hat und in der Vorrede zu seiner eigenen Übersetzung der französischen Cato-Glosse des Premierfait die folgenden für uns wichtigen Angaben macht: *Here begynneth the prologue or prohemye of the book callid Caton, whiche booke hathe ben translated in to Englysshe by Mayster Benet Burgh, late Archedeken of Colchestre and hye chanon of saint stephens at westmestre.* Der Umstand, dafs diese Vorrede kaum ein halbes Jahr nach Burghs Tode (1483) geschrieben ist und Burgh als Kanonikus der Stephans-Kapelle höchst wahrscheinlich mit dem ja in Westminster arbeitenden Drucker seines populärsten Werkes in persönliche Berührung getreten sein wird, verleiht Caxtons Angabe doppeltes Gewicht.

Bestätigt wird uns die Verfasserschaft Burghs durch die

[1] Vergleiche das von ihm geschriebene Add. MS. 29729.

beste und älteste Handschrift, Rawlinson C. 48 (fol. 111v), sowie die beiden, freilich miteinander verwandten Handschriften Harl. 271 und Harl. 4733, und durch das alte Inhaltsverzeichnis von Harl. 116, welches an zweiter Stelle anführt: *Item liber minoris Catonis & maioris translatus a latino in anglicum per magistrum Benet Borughe [sic!].*

Der von Lydgate überkommenen Schultradition gemäfs wählte Burgh für seine Übersetzung die siebenzeilige, aus Fünftaktern bestehende Chaucer-Strophe, die er im grofsen und ganzen in derselben Weise baut wie sein Vorbild Lydgate, nur dafs er ein noch weniger feines Gefühl für die Übereinstimmung des Versrhythmus mit dem Satz- und Wortaccent an den Tag legt und dazu noch reichlicher Gebrauch macht von jenen, vereinzelt zum Teil schon beim formstrengen Chaucer begegnenden Freiheiten, wie einsilbiger bezw. dreisilbiger Taktfüllung und Fehlen des Auftaktes im ersten oder zweiten Halbverse. Auch dafür hatte er ein Vorbild in der Chaucer-Schule (z. B. Chaucers Clerkes Tale), dafs er seinem Gedichte Geleitstrophen persönlichen Inhaltes beigab, die an seinen 'Maister' — gemeint ist jedenfalls Lydgate — gerichtet und in einer von dem Hauptteile abweichenden Strophenform, jener ebenfalls öfter von Chaucer und Lydgate gebrauchten achtzeiligen Strophe mit der Reimstellung ababbcbc, geschrieben sind. Nach jedem von den vier, schon im lateinischen Originale so abgeteilten Büchern findet sich ein solches Geleit oder Lenvoye, ausgenommen nach dem letzten, wo der Inhalt des lateinischen Schlufsdistichons einen besonderen Epilog überflüssig erscheinen liefs. Einstrophig ist das Geleit des sogenannten Parvus Cato (Str. 7); sonst ist es mehrstrophig, und zwar zweistrophig nach dem ersten Buche des sogenannten Magnus Cato (Str. 48—49), sogar dreistrophig nach dem zweiten und dritten Buche (Str. 87—89 und 116—118).[1]

Über den Text, der unserem Burgh bei seiner Übersetzung vorgelegen, kann kein Zweifel herrschen. Es war nicht, wie bei den englischen Cato-Versionen des 13. und 14. Jahrhunderts, eine französische Übersetzung, sondern das lateinische Original, und

[1] Hiernach sind die entsprechenden, sehr wirren Angaben bei Goldberg S. 45 zu bessern.

zwar in der stellenweise verderbten Textgestalt, wie sie im späteren Mittelalter allgemein benutzt wurde und auch in fast allen Handschriften unserer englischen Bearbeitung, sowie den Drucken von Caxton und Copland, ziemlich übereinstimmend, jeder Strophe das entsprechende Distichon vorangesetzt, sich findet. Ein Vergleich mit Hauthals Text und Varianten (Catonis Philosophi Liber. Berlin 1869) lehrt, dafs Burghs Vorlage in eine Klasse mit dem bei Hauthal als III. bezeichneten Leydener Codex gehört.

Die dem Original vorausgeschickten 56 Breves sententiae sind in der englischen Übersetzung in sechs Strophen (ob von Burgh?) zusammengefafst; bei dem Magnus Cato hingegen entspricht jedem Distichon eine Chaucer-Strophe, in der Weise, dafs in den ersten fünf Versen der erste Hexameter des Distichons umschrieben und dann das schliefsende Reimpaar für den zweiten Hexameter verwendet wird. Indes bieten die 168 Strophen, die wir so mit den Geleitstrophen erhalten, keine genufsreiche Lektüre. Schon die Wahl einer so langatmigen Strophenform war entschieden ein Mifsgriff für diesen Stoff, bei dem markige Kürze des Ausdrucks das erste Erfordernis für die Möglichkeit ästhetischer Wirkung und zugleich den Hauptvorzug des Originals bildete. Und unter diesen Umständen mögen wir es unserem braven Burgh kaum so schlimm verargen, dafs er nicht Geist genug besafs, uns darüber hinwegzutäuschen, wie schwer es ihm wird, seine langen Strophen einigermafsen mit Inhalt, man möchte oft sagen, Worten anzufüllen. Anders urteilten die Zeitgenossen. Sie vergafsen den trockenen Ton über dem nützlichen, für jung und alt[1] gleich beherzigenswerten Inhalt. Und wie sehr Burgh den Geschmack des damaligen Publikums getroffen haben mufs, geht schon daraus hervor, dafs uns sein Werk in einer so stattlichen Anzahl von Abschriften aus dem 15. Jahrhundert erhalten ist, dafs weiter W. Caxton dreimal den Burghschen Cato druckte und noch im 16. Jahrhundert W. Copland eine Neuausgabe (London 1557) für loh-

[1] Dagegen verspricht wenig, dafs Burghs Bearbeitung wie das lat. Original zunächst für die Jugend bestimmt war, wie Caxtons oben herangezogene Bemerkung, sowie die häufig als bequemes Füllsel gebrauchte Anrede *my childe, my sone* und dergleichen lehrt. Pafste doch auch manches darin wenig für Kinder.

nend hielt, und dafs endlich um die Wende des 15. Jahrhunderts der kunstsinnige (fünfte) Graf Henry Algernon Percy von Northumberland (1478—1527) eines seiner Schlösser in Yorkshire mit Sprüchen aus Burghs Version zieren liefs (vgl. Anglia XIV, S. 489—493 und Archiv f. d. St. d. n. Spr. XC, S. 296 f.).

An Handschriften, die mehr oder weniger vollständig den Burghschen Cato enthalten, sind mir 24 bekannt, alle aus dem 15. Jahrhundert und zwar meist aus der zweiten Hälfte desselben stammend. Ihrer Textgestalt nach scheiden sie sich in zwei Hauptgruppen: Rawl. C. 48, F. 32, F. 35; Un. Libr. Cambr. Hh. IV. 12 und Harl. 172 auf der einen Seite (Gruppe α); ihnen gegenüberstehend und ebenfalls wieder in zwei Gruppen zerfallend: Chetham B. 7. 6; Trin. Coll. Dublin E. I. 29; Harl. 116; Arundel 168 (= Gruppe μ) und Hunterian U. 4. 17; Raine MS.; Un. Libr. Cambr. Ee. IV. 31, Ff. I. 6, Ff. IV. 9; Pepys 2006; Cosins MS. V. 2. 14; Huth MS.; Harl. 271; 2251; 4733; 7333; Add. 34193; Royal 18. D. 2; Peniarth MS. (= Gruppe γ). Dem Original am nächsten steht die Gruppe α, deren besten und ältesten Vertreter wir in dem Rawlinson MS. C. 48 zu sehen haben, das nach dem bekannten Handschriftenkenner Madan 'about 1440—1450' geschrieben ist. Diese Handschrift habe ich daher bei dem kritischen Texte dieser Version zu Grunde gelegt, den ich unter Heranziehung des gesamten handschriftlichen und gedruckten Materials für meine Schrift über die englischen Cato-Bearbeitungen fertiggestellt habe.[1]

[1] Manches, das ich hier nur andeuten konnte, findet sich dort näher begründet. — Über Burghs Sprache sei hier nur bemerkt, dafs bezüglich des Endsilben-*e* für ihn — auch z. B. für Ashby — folgende Gesetze gelten: (1) Abgesehen von dem für die dritte Silbe nach dem Hauptton geltenden Synkopierungsgesetze (Morsbach, Me. Gr. § 72) ist jedes durch einen auslautenden Konsonanten geschützte *e* noch zu sprechen; sogenannte synkopierte Formen der 3. Pers. Sing. sind Analogiebildungen nach altererbten Zusammenziehungen wie *stant* u. s. w. (2) Jedes *e* im absoluten Auslaute ist verstummt; eine Ausnahme scheinen die Formen zu machen, die fakultativ auf ein *n* ausgehen konnten (Inf., Partic., 3. Pers. Plur., Adverb), bei denen es indes zweifelhaft ist, wie weit das *e* noch auf der Zwischenstufe der Nasalierung stand oder gestanden hatte und sich darum länger erhielt, oder ob nicht überall, wo man das *e* im Rhythmus als Silbe benötigt, die Form auf *-en* einzusetzen ist. — Für die All-

Versuchen wir nun, der Cato-Version ihren Platz in Burghs Leben anzuweisen, so finden wir leider, dafs der sich scheinbar bietende schöne Anhaltspunkt, Caxtons Angabe, dafs der Cato *'for the erudicion'* William Bourchiers, des ältesten Sohnes jenes Henry, ersten Grafen von Essex (1406—1483), geschrieben sei, uns im Stich läfst, da wir nämlich weder wissen, wann der Sohn geboren war, noch wann der Vater heiratete. Eine obere Grenze dürfte uns indes das Alter der besten Handschriften geben, welche ja noch in das Ende der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu fallen scheinen (ca. 1440—1450).[1] Da diese nun schon nach Ausweis ihrer Textgestalt durch mehrere Zwischenstufen gegangen sein müssen, darf man wohl annehmen, dafs die Abfassung des Originales einige Zeit vorher fiel, also etwa zwischen 1430—1440. Da in diese Zeit, wie wir oben wahrscheinlich zu machen suchten, Burghs Vikariat in Maldon fällt, steht mit dieser Datierung im schönsten Einklange die Angabe jener beiden Handschriften, die den Verfasser als 'vicarius de Maldon' bezeichnen. Zu demselben Resultat gelangen wir durch die Erwägung, dafs Burgh, wenn er wirklich Grammar Master in Oxford gewesen ist, sicher bei seiner Lehrthätigkeit den lateinischen Cato gebraucht hat und dadurch zu dem Plane einer Cato-Übersetzung angeregt sein mag. Dies würde die Entstehung nach 1433 setzen, dem Jahre, in welchem ihm die Magisterwürde verliehen wurde. Recht gut könnte dazu auch das mutmafsliche Alter des jungen William stimmen: Nehmen wir an, dafs sein Vater, dessen Geburtsjahr, 1406, feststeht, in dem damals keineswegs frühen Alter von 20 Jahren geheiratet habe, so könnte sein Sohn sehr wohl im Alter von 10 Jahren, 1437 oder auch

tagssprache hat dies Verhältnis wohl schon um 1400 gegolten; die Kunsttradition hielt freilich etwa ein Vierteljahrhundert länger an fakultativer Lautung der nicht gedeckten *e* fest.

[1] Diese Entstehungszeit nimmt Madan, wie oben gesagt, für das Rawl. MS. C. 48 an. Aber auch Rawl. F. 35 gehört nach ihm ins *'second quarter of the XVth Cent.'* Um die Mitte des Jahrhunderts scheinen mir Harl. 172 und Hh. IV. 12, vielleicht auch Ee. IV. 31 (von Wright sogar 'about 1430—1440' gesetzt) entstanden zu sein, und sicherlich noch im dritten Viertel: Harl. 116; 2251; 4733; 7333; Rawl. F. 32; Cosins Ms.; Raine; Chetham und Hunterian.

ein wenig früher, Burghs Unterricht in Oxford genossen haben.[1] Nach allem ist es vielleicht nicht zu gewagt, unsere Cato-Version etwa 1433—1440 zu setzen.[2]

Das an zweiter Stelle Burgh beigelegte Gedicht auf Lydgate ist uns nur in einer späten Abschrift[3] (1558) von der Hand John Stowes im Addit. MS. 29729, fol. 6 erhalten.

Es ist eine Art Huldigungsepistel, die der junge Dichter voller Bewunderung und Verehrung an den hochgeschätzten Altmeister sendet, mit dem er, wie die Verse 36 f. ausdrücklich bemerken, bisher noch nicht in persönliche Beziehungen getreten ist. Als Ort der Abfassung nennt uns der Dichter im V. 43 f. jene schon erwähnte Prämonstratenser-Abtei Bileigh bei Maldon. Auch den Tag erfahren wir aus V. 50 ff. — es war der 11. Dezember —, leider aber nicht das Jahr. Doch gehört das Gedicht höchstwahrscheinlich zu Burghs ersten poetischen Versuchen (vgl. besonders die Eingangsworte und V. 36 ff.) und mag sehr wohl in jene Zeit fallen, in der wir ihn uns als Vikar von Maldon (etwa 1433—1440) dachten.[4] Gleichwohl gehören diese acht Strophen inhaltlich wie formell zu seinen erfreulichsten Leistungen.

Gedruckt wurde das Gedicht bereits 1894 von R. Steele a. a. O. S. XXXI f., doch in so mangelhafter[5] Weise, dafs ich

[1] Was wir sonst von William wissen, widerspricht dem nicht: Im Jahre 1460 wurde er Constable of the Tower (Ramsay, York and Lancaster II, 230) und heiratete 1466, also mit etwa 39 Jahren, die Schwester der Königin, Anna Wydeville, die bereits zweimal vermählt gewesen war (ib. II, 160 u. 321). Am 14. April 1471 fiel er in der Schlacht bei Barnet.

[2] Wartons Datierung *'about the year 1480, or rather before'* fufst wohl lediglich auf Burghs Todesjahr (1483). Goldberg (S. 47) setzt die Entstehung 'zwischen 1461—1465', was dann Brandl in Pauls Grundr. II, S. 690 wiederholt.

[3] Das Entstehungsjahr der Hs. teilt uns Stowe selbst mit auf fol. 288v: *'This boke perteynythe to John Stowe, and was by hym wryten in ye yere of owr Lord. M. d. lviij.'*

[4] Steele setzt es ohne weitere Bemerkung in die vierziger Jahre.

[5] Zur Bequemlichkeit der Besitzer von Steeles Buch seien seine Versehen hier zusammengestellt: Die Hs. liest *Mst'* (statt *Mast.*); *ye* (st. *yᵉ*) l. 4. 19. 38. 45. 48; *never* (st. *nevar*) 4; *elicon* (st. *Elicon*) 7; *founde* (st. *formde*) 8; *of* (st. *Of*) 9; *gorge* (st. *Gorge*) und *ormogenes* (st. *ermogenes*) 10; *nat* (st. *Nat*) 11; *and* (st. *&*) 13. 27. 29. 53; *virgil* (st. *virgile*) 15;

hier noch einmal einen Abdruck folgen lasse, der genau die Handschrift wiedergiebt, nur, wie ich es auch weiter unter thun werde, die Abkürzungen durch Kursivdruck andeutet, sowie Satzzeichen und grofse Buchstaben regelt.*

M*aister* Burgh in *ye* prays of John Lidgate, [written out of M*aister* Hanlay his] | booke, dwelyng at Wyndsor.[1]

I.

Nat dremyd I in *ye* mownt of Pernaso,
Ne dranke I nevar at Pegases welle;
The pale Pirus[2] saw I never also;
Ne wist I never, where *ye* muses dwelle;
Ne of goldyn Tagus[3] can I no thynge telle;
And to wete my lippis I cowde not atteyne
In Cicero or Elicon sustres tweyne.

II.

The crafte of speche, that some tyme founde was
Of the famous philosophers *moste*[4] perfite,
Aristotell, Gorge and *E*rmogenes[5],

poreyus (st. *Poreyus*); *marcyan* (st. *marycan*) 20; *stace* (st. *Stace*) 21; *seyne* (st. *peyne*) 22; *vereay* (st. *verray*) 24; *blisfull* (st. *blisful*) und *goldyn* (st. *golden*) 31; *wer* (st. *were*) 32; *heven* (st. *heuen*) 32; *A* (st. *di*) 34; *god* (st. *God*) und *Maister* (st. *maister*) 36; *yperborye* (st. *Yperborye*) 48; *Phebus* (st. *phebus*) und *dryven* (st. *driven*) 51; *fowre* (st. *four*) 53; *war* (st. *was*) und *a leven* (st. *aleven*) 54. Aufserdem druckt Steele *u* statt *w* in *mownt* I. 45; *a bowte* 51; *flowris* 23; *yowr* 37. 42 (zweimal). 56; *laure* 45; freilich ist *u* vor *r* nur durch das Parallelstehen der beiden Striche von *w* zu scheiden. Endlich ist am Schlusse hinzuzufügen: *Explicit per Magistrum burgh ad Joannem lidgate.* Eine stattliche Zahl von Versehen in acht Strophen!

* Eine Vergleichung der Druckbogen mit den Originalen im Britischen Museum habe ich Herrn J. H. Jeayes zu verdanken.

[1] Die eingeklammerten Worte zeigen die obere Hälfte der Buchstaben vom Buchbinder abgeschnitten; doch machen die stehengebliebenen Füfse obige Lesung ziemlich unzweifelhaft, die zudem durch die Analogie der übrigen Gedichte der Hs. bestätigt wird. Vgl. fol. 6v: *owt of maister Hanlays booke;* fol. 10v: *writen out of maister Philippes boke;* fol. 16r: *wryten owt of mastar Stantons boke* u. s. w. Damit wird hinfällig, was Steele (S. XVII) an diese Stelle anknüpfend sagt: *it would seem to have given some information connecting Lydgate with Windsor, from which we could have fixed a date.* — [2] Davor ein durchgestrichenes *priu.* — [3] Vgl. *Ov. met.* II, 251: *Quodque suo Tagus amne vehit, fuit ignibus, aurum.* — [4] Hs. *noste.* — [5] Hs. *ormogenes.* Der Reim ist unvollkommen, wenn man nicht Tonerhöhung des *a* annehmen will. Ich halte es aber für eine so späte Zeit für unrichtig, statt *was* die Form *wes* einzusetzen, wie Steele thut. Vgl. übrigens Morsbach, Me. Gr. § 87, Anm. 2.

Nat have I. So I have lerid but a lite.[6]
As for my party thowgh I reprent I may go qwite[7]
Of Tullius, Frauncis[8] and Quintilian,
Fayne wolde I lere[9], but I not conceyve can.

III.

The noble poete Virgil the Mantuan,
Omere the Greke and Torqwat[10] sovereyne,
Naso also, that, sith this worlde firste[11] be-gan,
The marvelist transformynge all best[12] can devyne,
Terence *ye* mery and plesant theatryne,
Porcyus, Lucan, Marcyan and Orace,
Stace, Juvenall and the lauriate Bocase,

IV.

All thes hathe seyne yowre innate sapience.
Ye have gadred flowris in this motli mede;
To yow is yeven the vereay[13] price of excellence.
Thowghe they be go, yet the wordis be not dede:
Thenlumynyd boke, where in a man shall rede
Thes and mo, be in this londe legeble[14];
Ye be the same, *ye* be the goldyn bible.

V.

O yet I truste to be-holde and see
This blisfull booke *with ye* goldyn clasppes seven,
Ther I wyll begyne and lerne myne a b c.
That wer my paradyse, that wer my heven,
Gretar filicitie can no man neven.
So god my sowle save, a! benedicite,
Maister Lidgate, what[15] man be ye!

VI.

Now god, my maister, preserve yow longe on lyve, fol. 6v
That yet I may be yowr prentice, or I dye;
Then sholde myne herte at *ye* porte of blise aryve.
Ye be the flowre and tresure of poise[16],
The garland of ive and lawre of victorye.
By my trowghte[17], *and* I myght ben a emperowr,
For yowr konynge I shulde yowr heres honor.

---

[6] Der Punkt vor *So* steht in der Hs. — [7] Den offenbar zu langen Vers könnte man dadurch auf die normale Silbenzahl bringen, dafs man *I repent* unterdrückte. — [8] D. i. *Francesco Petrarca.* — [9] Hs. davor durchgestrichenes *here.* — [10] D. i. *Torquatus Severinus Boetius.* — [11] Zu streichen. — [12] Es ist wohl *all best* oder wenigstens eines von diesen beiden auszulassen. Ist nicht auch *merrelous* einzusetzen? — [13] Zu streichen. — [14] Lies *legible;* auch wohl besser *is* statt *be.* — [15] Besser *what a.* — [16] Lies *poesye.* — [17] Lies *trowthe.*

VII.

Writen at thabbey of Bylegh, chebri[18] place,
With frosti fingers and nothynge pliau*nt*,
When from the high[19] hille, I men *ye* mownt[20] Canace,
Was sent in[21] to Briton the stormy Persaunt,
That made me loke as lede *and* chaunge semblau*nt*,
And eke *ye* sturdi wynde of Yperborye
Made me of chere vnlusti, sadde *and* sory,

VIII.

The laste moneth, that men clepe Decembre,
When Phebus chare was dryven a-bowte *ye* heven,
Yf we reken a-ryght *and* well remembre,
Fowre tymes onys and aftar-ward seven,
That is to sey, passid ther war days a-leven[22]
Of the moneth, when this vnadvisid lettar
Writ was, but w*ith* yowr helpe here aftar bettar.

Explicit
p*er* Mag*ist*rum Burgh ad Joannem Lidgate.

In derselben Handschrift, auf obiges Lobgedicht folgend, steht das Spruchgedicht mit dem Titel *A leson to kepe well ye tonge* (Addit. MS. 29729, fol. 6v–7r), ein oft im 15. Jahrhundert behandeltes Thema (z. B. Sloane MS. 2593, fol. 77r = Reliq. Ant. vol. II, 167), das hier fünf Strophen hindurch in ziemlich geistloser Weise variiert erscheint. Der trockene, schulmeisterliche Alltagston des Ganzen ist völlig mit der Cato-Bearbeitung in Übereinstimmung. Da die Verse bisher nirgendwo gedruckt sind, lasse ich sie hier folgen:

A leson to kepe well *ye* tonge, owt of M*aister* Hanlays booke.

I.

Passe forthe, pilgryme, and bridle well thy beaste.
Loke not agayne for thynges[1] *yat* may betyde;
Thynke, what thow will[2], but speke w*ith* *ye* leaste;

[18] *Chebri* steht für *chevri* = ne. *shivery*: vgl. me. *cheueren, chiueren*: ne. *shiver*. — Links neben dieser Zeile steht nochmals von späterer Hand: *bilegh abbey*. — [19] Der Vers wird glätter, wenn man das leicht aus Dittographie zu erklärende *high* streicht. — [20] *w* nicht sehr deutlich, aber sicher gemeint. — [21] Vielleicht besser *in* oder *the* zu streichen. — [22] So die Hs. für *eleven* mit der auch sonst häufigen Verdumpfung von unbetontem *e* zu *a* (d. h. einem ə-ähnlichen Laute).

[1] Hs. *thyngs*. — [2] Hs. davor durchgestrichenes *lyst*.

Advise the well, who stondythe the be syde;
Let not thyn hart *with* thy tonge be wryde;
Trust nevar to myche in fayre visagynge,
For payntyd chere schapithe her to stynge.

II.

Behold thy selffe, or *yat* thow othar[3] deme;
Be not to glade, when othar done amysse;
Sey not all, that wolde the sothe seme;
Thow knowist not yet, what thy fortune is;
For ther is no cre*a*ture[4] on lyve i-wis,
That stondyth sure; ther-fore I red, be ware,
And loke a-bowght for stombelynge in a snare.

III.

Report nat mich an othar man*nes*[5] sawe;
Be aye a-drede to rere a wikkid fame;
He shall dye be deathe aftar god*es*[6] lawe,
That here appeirith ony man*nes*[5] name;
Avyse the well therefore, or thow attame[7]
Suche as thow nevar mayst revoke agayne;
A good name loste is lost for aye certayne.

IV.

Pley not with pecus[8] ne favell to thy fere;
Prese[9] thow nevar, yf thow do aftar me;
The hand is hurt, that bowrdythe *with* a brere;
Favel farith ryght even as dothe the be;
Hony-mowthed, full of swetnys is she,
But loke behynde and ware *ye* fro hir stonge;[10]
Thow shalt have harme, *and* thow play *with* hir longe.

V.

Despreyse no wight, but effte thow may hym preyse,
Nor preise so fer, but thow may disco*m*mende[11];
Wey thy word*es*[12] and them by mesure peyse;
Thynke, the giltie may by grace amende;
Thynke, eke the good may happe to offende;
Thynke well all-weye, that, what man doth amysse,
Thow hast or art or may be as he is.

Explicit to kepe thy tonge well
per Mag*i*stru*m* Benedictu*m* Burgh.

[3] Hs. davor durchgestrichenes *passe*. — [4] Hs. *creture*. — [5] Hs. *mans*. — [6] Hs. *gods*. — [7] Durch Überschreiben gebessert aus *attayne*. — [8] Darüber ist nochmals *pecus* geschrieben. Mir ist das Wort nicht klar. Entspricht es ne. *pique* 'Gereiztheit'? — [9] Lies *Preise*. — [10] Vgl. Cursor Mundi 18115: *To ded i said: 'quar es þi stang?'* — [11] Im Oxf. Dict. erst seit 1494 belegt. — [12] Hs. *words*.

Dem nur aus einer Handschrift, Harleian 7333, fol. 149v bis 150r (etwa aus dem dritten Viertel des 15. Jahrhunderts), bekannten Gedichte *'A Cristemasse game, made by maister Benet, howe god almyghty seyde to his apostelys, and echon off them were baptiste and none knewe of othir etc.'* ist das Los zu teil geworden, dreimal abgedruckt zu werden, indem jedesmal der Herausgeber etwas bisher nicht Veröffentlichtes zu bringen glaubte: zuerst veröffentlichte es der verdienstliche Thomas Wright für die Percy Society unter seinen interessanten Specimens of Old Christmas Carols. London 1841, S. 28—31 ab; dann brachte es Furnivall in den Notes and Queries, 4th series, vol. I, p. 455 f. (May 16, 1868), und endlich noch einmal E. Flügel in der Anglia XIV, S. 463—466 (1892). Leider sind alle diese Abdrücke nicht ganz genau,[1] und das mag eine nochmalige Veröffentlichung mit einigen Textbesserungen rechtfertigen.

Es besteht dies Gedicht aus zwölf, Gott in den Mund gelegten Chaucer-Strophen, deren jede sich an einen Apostel wendet, ihn mit Bezug auf seinen Märtyrertod preist und dann mit Worten wie *Come on, Petir, syt downe at my knee* oder *Com sit downe, John, this place for the is mete* und ähnlichen, auffordert, sich zu seinen, Gottes, Füßen niederzulassen. Augenscheinlich ist das Ganze nach dem Muster solcher lateinischer Hymnen gemacht, wie sie am Feste der Aussendung der Apostel in der Kirche gesungen wurden und von Mone 'Lateinische Hymnen des Mittelalters' als No. 666—669 und Dreves, Ana-

[1] Der Beibehaltung der handschriftlichen Interpunktion und handschriftlichen Verteilung der Majuskeln nach zu urteilen will Flügel uns ein genaues Bild der Hs. geben; doch sind bei ihm folgende Fehler zu bessern: die Hs. liest *Cristemasse* (statt *Christe-*), *Ses* (st. *Sus*) Überschr., *Doctoure* (st. *Doctour*) 8, *prechowre* (st. *prechoure*) 26, *rwde* (st. *roode*) 26, *suffrydiste* (st. *suffrydeste*) 27, *Barthylmewe* (st. *-mews*) 29, *Aftre* (st. *Aftir*) 30, *Constaunce* (st. *con-*) 33, *ryghtwisenesse* (st. *right-*) 34, *Saunctus* (st. *Sanctus*), Punkt hinter dem zweiten *Thomas*, *suffredist* (st. *suffridest*), *in ynde* (st. *mynde*) 36, *ytt* (st. *yff*) 37, *certeyne* (st. *cleyne*) 39, *and* (st. *auc*) 40, *Matheus* (st. *Mathias*) 50, *Vndir* (st. *Vnder*) und *Martyred* (st. *mart-*) 59, *Ammonyshing* (st. *Amm-*) 67, *Blessid* (st. *Blessed*) 71, *Chosen* (st. *chosen*) 72, *rp on* (st. *rpon*) und *syne* (st. *kyne*) 73, *thy* (st. *thi*) 74, *trouth* (st. *truth*) 78. — Wright macht zum Verfasser einen *'Maister Benet Howe'*.

lecta Hymnica V, S. 74 ff. abgedruckt sind. Zugleich wird man aber auch, wie die Überschrift lehrt, ein Weihnachtsspiel darin sehen müssen, bei dem einer als Gott der Herr sich in die Mitte setzte und dann die übrigen unter dem Namen eines Apostels zu sich rief; also zugleich Volksbelustigung und Kern eines monologischen Mirakelspiels. Daſs der in der Überschrift als Verfasser genannte *Maister Benet* mit unserem Benet Burgh identisch ist, scheint mir sehr wahrscheinlich; jedenfalls spricht inhaltlich wie formell nichts dagegen.

A Cristemasse game, made by Maister Benet, howe god almyghty seyde to his apostelys and echon off them were baptiste and none knewe of othir etc.

I. *Sanctus* Petrus.[1]

Petir, Petir, prynce of aposteles all,
Primat of the chirche and gou*er*nore
Of the flokke, O pastor principall,
Which for my love suffridest dethes showre,
Come have thy mede ordeyned for thy laboure.
Come on, Petir, syt downe at my knee;
Here is a place preparate for the.

II. *Sanctus* Paulus.

Doctoure of ientiles, O p*ar*fite Paule,
By grace conu*er*tid from thy grete erroure
And cruelte, chaunged to Paule fro Sawle,
Of fayth and trowth moost p*ar*fyte p*re*chowre,
Slayne at Rome vndir thilke emp*er*oure,
Cursyd Nero, Paule,[2] sit downe in this place,
To the ordeyned by purveaunce of grace.

III. *Sanctus* Joh*ann*es.

Jon the *ev*angelyst[3], O virgyn pure,
For thy clennesse and pure virginite,
Crystes moder was co*m*mytte to thy cure;
Exiled to Pathmos thurgh cruelte
Wrote[4] the booke of goddis privitee;
Of boylyng oyle venquysshing the heete,
Com sit downe, John, this place for the is mete.

[1] Die Namen der Apostel stehen in der Hs. links am Rande. — [2] Ist wohl besser zu streichen. — [3] Hs. *the wangelyst*. — [4] Vielleicht besser *Thou wrote*.

IV. Sanctus Andreas.

Andrewe, myldist of othir seyntys all,
To whom for meekenesse and[1] mansuetude
All world*ly*[2] swetnesse semed bitt*er* gall,
Whos lustis all thowe dyd pleynly exclude,
And in the crosse vndir Egeas rwde
Thowe suffrydiste deth remembring my passion,
Come nere, Andrew, to receyve thi guerdoun. fol. 150a

V. Sanct*us* Bartholomeus.

Blessid Barthylmewe, hevens blisse to wynne
Aftre grete passion and bittre tormente,
O myghty martir, right owte of thyn owne[3] skynne
Thow were torne and cruelly to-rent;
For thy constaunce cowde not from feith be bent,
Of ryghtwisnesse thi laboure most be qwytte,
Come, Barthilmewe, and right downe here thow sitte.

VI. Saunctus Thomas.

Thomas, Thomas, that suffredist deth in Ynde,
Persid with a spere the feith for to susteyne,
Harde of beleeve but ytt thow did vnkynde[4]
By thyn hardnesse from mys-bylevys c*er*teyne
Many a sowle and so kept hem fro peyne;
Syt downe therfore here in this bath of blisse,
Welcome, Thomas, welcome to me y-wis.

VII. Sanctus Simon.

Seynte Simon, thow dyd the feith reherce,
Taught my lawe and prechyd my doctrine
Vnto the peple of the reame of Perce,
Wher to the deth they dydden the diffyne;
Therfore, Simon, by purviaunce divine
Right here with me shall be thy dwellyng place,
Sit downe, Simon, in the see of grace.

VIII. Sanctus Math*ias*.[5]

Mathy, chosen yn[6] by very sort and grace
Vnto the nu*m*bre of apostolacye,[7]
Whan cursid Judas has forsake his place

[1] Dahinter ist *for* zu wiederholen. — [2] Hs. *worly*. — [3] Offenbar zu streichen. — [4] Der Vers ist mir so unverständlich. Ich möchte *vnkynde* in *vnkynde* und *but* in *with* ändern. — [5] Hs. *Matheus*. — [6] Zu streichen. — [7] Dies Wort finde ich nirgendwo sonst belegt, auch im Oxf. Dict. nicht.

Thurgh his falshede and wrecchyd[1] trecherye;
Thy *par*fite lyfe brought the to *pre*laeye,
Thy blyssyd lif and *par*fite gou*er*naunce
Vnto this seete shall the now avaunce.

IX. Sanctus Jacobus.

James, brother to John, my frend so dere,
Preching my peeple in the lande of Ynde,
Vndir Hermogenes martyred thow were;
Thy counstaunce shall neu*er* be sette be-hynde,
Of hevens blysse thowe shall all foysen fynde,
Come sitte down, heere right[2] in this place of blisse,
Which for thy mede to the ordayned is.

X. Sanctus Philippus.

Philippe thowe preched peple of Sythye
By *par*fyte doctrine the feith to[3] susteyne,
In trewe byleeve howe they shuld multyplye,
A*m*monyshing theire erroure to re-streyne,
Wherfore there[4] thowe suffryd[5] passion and peyne;
And for thy passyon and sufferaunce
Come sitte downe here[6] in this place of plesaunce.

XI. Sanctus Barnabe.

Blessid Barnabe, electe by grace divine
To be oon of the chosen companye
And sitte vp-on the seetes twelfe in syne[7]
Of thy triu*m*phe laureat and victorie;
Come and receive reward of glorie[8],
Come sitte here in this seete celestiall
For reward of thi palme victoriall.

XII. Sanctus Matheus.

Mathewe, thow scribe of trouthe and verite,
Labouryng in the wyne[9] of Scripture,
Wyne of doctrine broching[10] gret plente,
By grete tribulacion and reddure
Suffrid[5] passion, worthi to endure
Et*er*nally in blisse for thy greete[11] constaunce,
Come and reioice thyne owne inheritaunce.

[1] In der Hs. durchgestrichen, und *cursid*(?) von anderer Hand darübergesetzt. — [2] Zu streichen. — [3] Besser *for to*. — [4] Wohl zu streichen. [5] Lies *suffrydest*, s. oben V. 4, 27, 35. — [6] Wohl zu streichen. — [7] So (= *sign*), und nicht *kyne* (Flügel) oder *fyne* (Wright) liest die Hs. — [8] Ist hier *thy glorie* zu lesen? — [9] Lies *wyne-yard*. — [10] In dieser Bedeutung ('verzapfen') im Oxf. Dict. (s. *broach*[1] 4, b) erst seit 1650 belegt. Absolut gebrauchtes *gret plente* findet sich z. B. auch bei Chaucer, C. T. B. 3655. — [11] Zu streichen.

Weiterhin wird unserem Burgh zugeschrieben die Vollendung einer Übersetzung der im Mittelalter viel gelesenen und verschiedentlich auch ins Englische übertragenen[1] pseudo-aristotelischen *Secreta Secretorum*, die von J. Lydgate unternommen und auch zu zwei Dritteln durchgeführt war, als der Tod ihm die Feder aus der Hand rifs. Von dieser Lydgateschen Version nebst Fortsetzung sind mir folgende Handschriften bekannt:

1) Sloane 2027, fol. 53r—92v,
2) Sloane 2464, fol. 1r—65v,[2]
3) Lansdowne 285, fol. 152r—196v (vor 1469 geschrieben),
4) Harleian 2251, fol. 188v—224v,
5) Harleian 4826, fol. 52r—81r,[3]
6) Arundel 59, fol. 90r—130r (ca. 1470),
7) Additional 14408, datiert 1473,[4]
8) Laud Misc. 416, fol. 255r—287v, nach 25. Okt. 1459 geschrieben,
9) Laud Misc. 673, fol. 1r—73v,
10) Ashmole 46, fol. 97r—163r,
11) Lord Ashburnhams MS. 132 } Vgl. Historical MSS. Commission,
12) Lord Ashburnhams MS. 134 } 8th Report. App. III, S. 106b.

Herausgegeben wurde das Gedicht, aber in völlig ungenügen-

[1] S. Steele a. a. O. S. XIII. J. Youngs Übersetzung ist aufser Rawl. B. 190, fol. 28v—72r auch in Lambeth 633 enthalten, J. Shirleys aufser Add. 5467 auch in Ashmole 59, fol. 1r—12v. Steele nennt ebenfalls nicht die beiden Handschriften Ashmole 396 fol. 1r—17r und Laud Misc. 685, fol. 5r—57v, welche Prosaversionen des 15. Jahrhunderts enthalten. Ob diese mit einer der von Steele vermerkten Übersetzungen identisch sind, kann ich nicht angeben.

[2] Steele setzt diese Hs. *'about 1450'*, ohne zu bedenken, dafs nach ihm selbst ja das Werk erst nach 1452 vollendet sein kann.

[3] Geschrieben *'about 1490'* sagt Steele; dies ist entschieden zu spät; bestimmt gehört die Hs. noch ins dritte Viertel des 15. Jahrhunderts, etwa um 1460.

[4] Zu dieser Hs. bemerkt Steele: *it ... seems to represent the source of the other copies.* Dafs dies grundfalsch ist, lehrt schon ein oberflächlicher Vergleich der Handschriften. Vielmehr zerfallen diese augenscheinlich in zwei Hauptgruppen: (Sloane 2464 + Ashmole 46) + Laud 673 und Harleian 1826 auf der einen Seite, die übrigen auf der anderen. Von den letzteren stehen sich wieder Arundel 59 und Harleian 2251 besonders nahe, deren Vorlage mit Addit. 14408 und Laud 416 auf eine gemeinsame Quelle zurückzugehen scheint.

der Weise, von Robert Steele für die EETS. Extra Ser. LXVI (London 1894): Steele hat einfach das Sloane MS. 2464 abgedruckt, ohne auch nur den Versuch zu machen, die in dieser Handschrift verderbten Stellen durch Heranziehung des übrigen handschriftlichen Materials aufzuhellen.[1] Die kurze Einleitung ist zudem flüchtig hingeworfen und wimmelt von Fehlern, besonders in dem sprachlichen Teile.[2]

Die uns hier beschäftigende, jedenfalls nach einer französischen[3] Vorlage gearbeitete Version der Secreta Secretorum ent-

[1] Nur ein Beispiel mag erwähnt werden: V. 1543 lautet in Sloane 2464: *With Petir Petrarke of Rethoryk no colours.* Die Anmerkung zu der Stelle fragt: *'Who is this Petir? Burgh knew that Petrarch (1304—1374) was called Francis'* (S. 110). Hätte Steele nun die anderen Handschriften zu Rate gezogen, so würde er gesehen haben, dafs die MSS. Ar. 59 und Harl. 2251 das zu erwartende *Frauncis* bieten, während Lansdowne den Vornamen ganz ausläfst (in den übrigen Hss. fehlt die Stelle). Eine genauere Betrachtung des Verses selbst hätte ihm dann gezeigt, dafs dieser einen Takt zuviel enthält und alles in Ordnung ist, wenn man *Petir* ganz fortläfst. Offenbar war es durch Dittographie entstanden und jenes *Frauncis* daraus korrigiert. — Im allgemeinen scheint mir auch das Laud MS. 673 dem von Steele abgedruckten vorzuziehen zu sein. Ich hebe nur folgende Stellen der Fortsetzung aus, wo die Laud-Lesart sicher vorzuziehen ist: V. 1668 *membryd* Sloane] *membir* Laud; 1698 *reysed*] *receyred*; 1789 *mylk*] *myl.* Vgl. Steeles Anmerkung: *mylk seems to be a mistake of Burgh's.*(!) Nein, nur der Hs.; 1905 Überschrift *knowynges*] *knowyng;* 2004 *orir*] *& orir;* 2055 *benygly* (Druckfehler?)] *benygnely;* 2102 *puttyng*] *permyttyng;* 2117 *owylle* (Druckfehler?)] *owith;* 2193 *wys*] *wys &;* 2211 *thyn tresours*] *of thy tresour;* 2249 *two*] *to* 'zu'; 2262 *That he*] *He that;* 2294 *ffor many and vnkouth circumstaunce*] *for many vnkouth in diuers circumstaunce;* 2271 *Corrupt on*] *corrupcion;* 2414 *to*] *in to;* 2407 *foly*] *folily;* 2422 *woodyes*] *woodes;* 2551 *and*] *and of;* 2586 *in voys*] *envious;* 2651 *signe*] *is signe;* 2687 *litel*] *litil pacis;* 2717 *of*] *alle.*

[2] Z. B. wufste Steele aus Schicks Ausgabe des Temple of Glas, dafs *'French nouns are generally sounded with e mute:* aber, man höre, was er für *'French nouns'* hält: *shadwe* 402, *folwe* 696, *malwe* 1611, *morwe* 1807! Und so geht es weiter fort. Ganz unverständlich ist mir dem gegenüber der anmafsende, sogar beleidigende Ton, den Steele demjenigen seiner Vorgänger gegenüber anschlägt (vgl. S. XXI, XVIII, XVI), dem er, wie die Lydgate-Forschung überhaupt, das meiste zu verdanken hat.

[3] Diese ausfindig zu machen, wäre ebenfalls Steeles Aufgabe gewesen. Statt dessen begnügt er sich mit der vagen Bemerkung: *The French text in Harleian 219, is the sort of copy that would have been placed at Lydgate's disposal* (S. XV).

hält 390 Chaucer-Strophen, von denen die ersten 213 von Lydgate geschrieben sind. Dann folgt in allen Handschriften der Satz: *Here deyed this translatour and nobil poete: and the yonge folowere gan his prologe on this wyse.* Steele hält es stillschweigend für ausgemacht, dafs unser Burgh dieser 'Nachfolger' war, wie schon Warton und Ritson annahmen. Indes ist dies keineswegs sehr sicher und stützt sich, soweit ich sehe, nur auf zwei minderwertige und zudem auf eine gemeinsame Vorlage zurückgehende Handschriften: Harl. 2251, fol. 210r und Arundel 59, fol. 115, welche zu jener Einschaltung noch hinzufügen; *per Benedictum Burgh.* Einiges spricht sogar entschieden gegen Burghs Verfasserschaft der Fortsetzung. Vor allem fällt unserem Cato gegenüber, der ja auch kein Muster in metrischer Hinsicht ist, eine grofse Unbeholfenheit und Armut in den Reimen auf: fast drei Viertel aller Reime werden durch romanische Suffixe wie *-our, -oun, -ous, -able, -ie* u. s. w. gebildet. Sehr grofs ist zudem die Zahl der Notreime unbetonter Endungen, von denen sich in Cato kein einziges Beispiel findet: z. B. *with-drawith* : *engendrith* 1890; *egir* : *wedir* 1707; *frutys* : *braunchys* 2373; *venym* : *wyn* 1988; *discretly* : *foly* 2352; *body* : *flesshy* 2686; *officeer* : *mateer* 2234. 2360. 2388; *cleer* : *artificeer* 2093; *neer* : *officeer* : *sylveer* 2210; *mateerys* : *massageerys* 2339; *archeerys* : *steerys* 2430; *bere* : *spekere* 2611; *secrees* : *lettrees* 2324 u. s. w. Auch Assonanzen kennt der Cato nicht wie *tyme* : *fyne* 1602; *reem* : *men* 2395; *knee* : *slevys*(!) 2668; *oon* : *born* 2136; *began* : *nigram* 1883; *man* : *wysdam* 2175. Endlich Lautliches, das sich im Cato nicht findet: *benigne* : *signe* : *mayntene*[1] 2287. 2616. 2679; *mynde* : *to sende* : *condiscende* 2364; nördliches: *feynes* (3. sing.) : *peynes* (plur.) : *reynes* (pl.) 1748; Verstummen des *gh* vor Konsonanz, daher *igh* : *ī*, z. B. *delight* : *right* : *appetight* 2231; *whyte* 'weifs': *right* 2590; *ryght* : *light* : *romyght* 1612; *wyght* 'Wesen' : *appetight* 1904 (der Cato reimt *-igh-* nur unter sich). Alles dies spricht doch recht schwer gegen Burgh. Freilich mag einiges auf Rechnung

[1] Solche Reime von ī : ẽ, ursprünglich für den Norden charakteristisch (s. Luick, Unters., § 116. 165. 483. 492. 498), finden sich freilich auch bei Lydgate, s. Schicks Temple of Glas S. LXI.

des spröden Stoffes zu setzen sein, den genießbar darzustellen selbst einem Lydgate nicht gelungen ist. Die zahlreichen französischen Reime könnten zudem aus der Quelle bewahrt sein. Für eine Entscheidung der Frage könnte vielleicht der Versbau Anhaltspunkte geben; indes kann dies Kriterium nicht eher zur Anwendung gelangen, als bis uns ein kritischer Text des Gedichtes vorliegt.

Da Lydgate über der Arbeit gestorben ist, wird eine Datierung des Werkes erst dann möglich sein, wenn wir eine bestimmtere Ansicht über Lydgates Todesjahr gewonnen haben. Sicher lebte dieser noch 1449, wie wir aus der bei Steele mitgeteilten Zahlungsurkunde No. XIII (S. XXX) ersehen.

Das an letzter Stelle aufgeführte 'ABC des Aristoteles' wurde zuerst von J. Ritson unserem Burgh beigelegt, dem sich später E. Brock (bei Warton ed. Hazlitt 1871. Vol. III, S. 134) und R. Steele anschlossen. Mir ist dieses allitterierende Alphabet von Moralsprüchen bisher in folgenden Handschriften zu Gesicht gekommen, wird sich aber wahrscheinlich auch noch in anderen finden:

1) H_1 = Harleian 541, fol. 213r,
2) H_2 = „ 541, fol. 228r,
3) H_3 = „ 1304, fol. 103r,
4) H_4 = „ 1704, fol. 94r,
5) H_5 = „ 5886, fol. 90v,
6) L = Lambeth 853, fol. 30v—31v,
7) R = Rawlinson B. 196, fol. 110v,
8) D = Douce 384, fol. 3r (Anfang fehlt),
9) C = Univ. Library, Cambridge, Ff. V. 48, fol. 8v—9r.

Es sind dies sämtlich Abschriften, die in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts angefertigt sind.[1] Die Handschriften H_5 und L sind von Furnivall im *Babees Book* (= EETS. XXXII, S. 9 und 11) abgedruckt, H_3 von demselben in *Queene Elizabeth's Academy* (= EETS. Extr. Ser. VIII, S. 65 ff.), H_1 von J. Strutt in *The Sports and Pastimes of the People of Eng-*

[1] Furnivall setzt L *'ca. 1430'*, was mir entschieden zu früh scheint. Die Hs. H_3 enthält überdies ein zweites stabreimendes Alphabet solcher Sprüche, welches von Furnivall mit abgedruckt ist.

land. New Edition by W. Hone. London 1841. S. 398. Eine Kollation von H_4 (mit L) giebt Brock bei Furnivall im Vorworte S. CXXVI.

Wenn man diese Sprüche Burgh zuschreibt, so geschieht dies auf die Autorität einer einzigen Handschrift hin, des Harleian MS. 1706, wo sie die Überschrift tragen: *Here be-gynneth Arysto[te]les ABC, made be mayster Benett.* Ich habe aber grofse Bedenken, ob dieser *mayster Benett* wirklich unser Benet Burgh ist. Denn wenn auch zwei von den nach dem stabreimenden Laute alphabetisch aneinander gereihten Sitten- oder vielmehr Warnungssprüchen, nämlich Spruch J und L, sich inhaltlich mit Versen in Burghs Cato berühren, was bei der Art des Inhaltes wenig zu verwundern ist, so zeigen die übrigen weder inhaltlich noch im Wortschatze viel Ähnlichkeit mit der Cato-Bearbeitung. Die ganze Ausdrucksweise scheint mir aufserdem viel zu kernig und auch zu originell für den Verfasser unseres langatmigen Catos. Dazu kommt noch, dafs Burgh als echter Lydgate-Schüler sonst nur in Chaucer-Strophen schrieb, während unser ABC entweder zu jener Nachblüte allitterierender Verskunst gehört, die 'im 14. und 15. Jahrhundert im nördlichen und nordwestlichen Mittellande, sowie den angrenzenden Distrikten Schottlands' heimisch war (Schipper, Grundr. der engl. Metrik S. 76 ff.) oder allitterierende Prosa darstellt. Nehmen wir noch hinzu, wie leicht ein Schreiber auf den Gedanken kommen konnte, dem Verfasser der allbekannten Cato-Version auch dieses ABC der Moral zuzuschreiben, so werden wir gestehen müssen, dafs Burghs Autorschaft in diesem Falle höchst zweifelhaft, ja man kann wohl sagen, unwahrscheinlich ist. Strutt a. a. O. S. 398 f. fafst das Ganze als ein Unterhaltungsspiel auf, dem modernen Reimspiel (Crambo) vergleichbar. Und in der That könnte es ursprünglich so gedacht sein, trotz der Einleitung, die sich ja nicht in allen Handschriften findet und für die Aufzeichnung hinzugefügt sein mag, nach dem Muster anderer moralischer Gedichte (vgl. Furnivalls Babees Book I, S. 13. 16. 48. 299. 399; auch II, S. 3. 6. 8. 16. 26).

Anhang.

Urkunde I.

(Patent Roll, 10 Edward IV. No. 526)
[11. April 1470]

De prebenda data Burgh

Rex Omnibus ad quos etc. salutem. Sciatis quod de gratia nostra speciali dedimus et concessimus dilecto Capellano nostro Magistro Benedicto Burgh prebendam de Walton in capella nostra beate Marie Magdalene infra Castrum nostrum de Briggenorth vacantem per mortem Magistri Walteri Peytewyn, vltimi prebendarii eiusdem, et ad nostram collacionem spectantem habendam cum suis iuribus et pertinentiis quibuscunque. In cuius etc. testis Rex apud Welles xj. die Aprilis.

per ipsum Regem.

Et mandatum est decano et capitulo Capelle predicte infra castrum predictum, quod ipsum Benedictum ad prebendam predictam admittant et ei stallum in choro et locum in capitulo predicte prebende pertinentem, prout moris est, assignent, vt predictum est. In cuius etc. testis vt supra.

Urkunde II.

(Patent Roll, 16 Edward IV. p. I, m. 18)

Pro Benedicto

Rex omnibus ad quos etc. salutem. Sciatis quod de gratia nostra speciali dedimus et concessimus dilecto Capellano nostro magistro Benedicto Burgh prebendam, quam Willielmus Morland clericus nuper obtinuit in libera Capella nostra sancti Stephani infra Palacium nostrum Westmonasteriense per liberam resignacionem ipsius Willielmi vacantem et ad nostram donacionem spectantem habendam cum suis iuribus et pertinentiis quibuscunque. In cuius etc. testis Rex apud Westmonasterium viij die Junij.

per ipsum Regem et de data etc.

Et mandatum est Decano et Capitulo libere Capelle Regis Sancti Stephani infra Palacium Regis Westmonasteriense quod ipsum Benedictum ad prebendam predictam admittent et ei stallum in choro et locum in Capitulo prebende predicte, prout moris est, assignarent ipsumque in corporalem possessionem prebende predicte cum suis iuribus et pertinentiis quibuscunque inducerent seu induci facerent. Testis vt supra.

pro Nicho*lao* Rawdon

R*ex* omnib*us* ad quos *etc.* salu*tem*. Sciatis q*uod* de grat*ia* nos*tra* spec*iali* dedim*us et* concessim*us* Dilec*to* nos*tro* Nicho*lao* Rawdon Capellano prebendam de Walton in Capella nos*tra* beat*e* Marie Magdalene infra Castrum nostr*um* de Bryggenorth p*er* libe*ram* resignacio*nem* magi*stri* Benedi*cti* Burgh, vltimi Prebendarii, ibidem vacantem *et* ad nos*tram* donacio*nem* spectantem hab*endam* cum suis iuribus et pertin*entiis* quibuscunq*ue*. In cuius *etc.* t*estis* vt sup*ra*

p*er* ips*um* Regem *et* de data *etc.*

pro Benedi*cto* Burgh

R*ex* Omnib*us* ad quos *etc.* salu*tem*. Sciatis q*uod* cum Willielmus Morland cleri*cus* Canonicus et prebendarius in libe*ra* Capella nos*tra* s*ancti* Steph*ani* infra palaci*um* nostrum Westmonasteriense *et* Benedi*ctus* Burgh, cleri*cus*, Canonicus eccles*ie* nos*tre* Cathedralis s*ancti* Pauli londonen*sis et* Prebendarius prebende de Ealdlond in eadem, Prebendas et beneficia sua p*re*dicta intendant, vt asserunt, ad inuicem canonice permutare, Nos de grat*ia* nos*tra* spec*iali* dictum Canonicatum *et* p*re*bendam in libe*ra* Capella nos*tra* p*re*dicta ad nos*tram* donacio*nem* spectan*tem* ex causa p*er*mutacio*nis* huiusmodi faciende p*re*fato Benedi*cto* dedim*us et* concessim*us* hab*endam* cum suis iurib*us* et p*er*tin*entiis* quibuscunque. In cuius *etc.* t*estis* R*ex* apud Westmonasterium. xvj die Junij.

Et mandatum est decano ... wie oben.

Urkunde III.

(Ancient Deeds C. 2269)

Sciant p*re*sentes *et* futuri q*uod* nos, Johannes Fray *et* Johannes Doreward sen*ior*, tradidim*us*, dimisim*us*, liberauim*us et* hac p*re*senti Carta nos*tra* confirmauim*us* Willielmo, Abbati Monasterii beate Marie de Coggeshale, Benedicto Burgh cleri*co*, Thome Swattok cleri*co et* Johanni Worthy maneria nos*tra* de Eyston[1] ad Turrim et Rothyng Eytroppe[2] cum p*er*tin*entiis* nec non aduocaciones eccles*iarum* manerio*rum* p*re*dicto*rum* in Comitatu Essex, maneria de Bildeston, Dryngeston, Hopton[3], Shelland cum p*er*tin*entiis*, vini mesuagium, ducentas acras t*er*re, octo acras prati, sex acras pasture, tres acras bosci *et* duas (*sic*!) marcatas reddit*us* cum p*er*tin*entiis* in Felsham[3] *et* Geddyng ac aduocacio*nes* eccles*iarum* de Bildeston[3] *et* Dryngeston in

[1] Ob gleich dem jetzigen Gute Easton Lodge in Essex?
[2] Jetzt Aythorp Rothing in Essex.
[3] In Suffolk.

comitatu Suffolk. Que nos predicti Johannes Fray et Johannes Doreward coniunctum cum Johanne, Archiepiscopo Eboracensi, Johanne Episcopo Bathoniensi, Willielmo Episcopo londonensi, Riccardo comite Warwick, Radulpho Cromwell, Walterio Beauchamp milite, Johanne Prentys clerico, Johanne Arundell clerico, Philippo Ingelfeld, Willielmo Westwode clerico, Willielmo Palmer, Johanne Hay et Johanne Cornewaill iam defunctis nuper habuimus ex dono et feoffamento Rogeri Aston militis, Thome Feryby clerici et Roberti Rykedon, habenda et tenenda omnia predicta maneria, aduocaciones, mesuagium, ducentas acras terre, octo acras prati, sex acras pasture, tres acras bosci et duas marcatas redditus cum pertinentiis prefatis Willielmo Abbati, Benedicto, Thome Swattok et Johanni Worthy heredibus et assignatis suis imperpetuum de capitalibus dominiis feodi illius per seruicia inde debita et de iure consueta. In cuius rei testimonium huic presenti Carte nostre sigilla nostra [appendi-]mus [tes]tibus Willielmo D[ore]ward Armigero, Riccardo Doreward [.....]. Turnour, Willielmo Copshel, Willielmo Oldhalle et aliis. Datum sexto [ffebruarii regni regis] Henrici sexti post conquestum [Anglie tricesimo quarto oder quinto] *Zwei Siegel.*

Das Datum der Urkunde ist durch das Umlegen der unteren Kante leider zerstört: einigermafsen lesbar, weil nur die obere Hälfte weggerissen, sind die Buchstaben *-cesi-* (in *tricesimo*), wodurch also eine der Zehnerzahlen gesichert ist. Doch können nur zwei, nämlich *vicesimo* und *tricesimo* in Betracht kommen, da Henry VI. nur 38 Jahre lang regiert hat. Ebenso dürften die erhaltenen unteren Hälften von *ff* den Monatsnamen *ffebruarii* ziemlich sicher stellen. Endlich ist in dem letzten Wort die untere Hälfte eines *p* oder *q* erhalten, wofür wir die Wahl zwischen *primo, quarto* und *quinto* haben würden. Die Erzbischöfe und Bischöfe, die kürzlich gemeinsame Mitbesitzer, jetzt als verstorben bezeichnet werden, sind offenbar[1] John Kemp, Erzbischof von York († 22. März 1453/54), John Stafford, Bischof von Bath († 25. März 1451/52) und William Gray, Bischof von London († Februar 1435/36). Also mufs jene Urkunde nach dem 22. März 1454 ausgestellt sein. Da Henry VI. am 1. Sep-

[1] Vgl. die betreffenden Listen bei W. Stubbs, Registrum Sacrum Anglicanum (Oxford 1858), aus denen sich ergiebt, dafs nur die obengenannten in Betracht kommen können.

tember 1422 zur Regierung kam, war sein 31. Regierungsjahr vom 1. September 1452 bis 1. September 1453, sein 34. 1455/56 und sein 35. 1456/57. Dies zusammengehalten mit dem frühesten, aus dem Todesjahre gewonnenen Termine verweist die Urkunde auf den 6. Februar 1456 oder 1457.[1]

[1] Im Descriptive Catalogue of Ancient Deeds in the Public Record Office. London 1894. Vol. II, S. 501 ist das Datum als *6. Febr. 31 Henry VI* ergänzt.

Bonn. Max Förster.

Mittelenglische Vokaldehnung in offener Silbe

und Streitbergs Dehnungsgesetz.

I.

In neuerer Zeit ist die me. Dehnung betonter Vokale in offener Silbe lebhaft erörtert worden; insbesondere die Frage, ob auch die Vokale *i-* (*y-*) und *u-* daran teilgenommen haben, oder ob sie aus unerklärlichen Gründen davon ausgeschlossen gewesen sind.

Ten Brink hatte gelehrt, dafs die Vokale in me. Wörtern, wie *wite(n)* (= ae. *witan*), *wike* (= ae. *wucu, wicu*), *sone* (= ae. *sunu*), *dore* (= ae. *duru*), *love* (= ae. *lufu*) als 'schwebend', d. h. halblang oder zwischen Länge und Kürze schwankend aufzufassen wären (Chaucers Sprache und Verskunst § 35). Sweet und Morsbach behaupteten dagegen, ae. *i* und *u* in offener Tonsilbe seien gar nicht gedehnt worden, sondern kurz geblieben (Sweet, History of English Sounds S. 167; Morsbach, Ursprung der ne. Schriftsprache S. 26, 181), und der letztere Gelehrte hat an dieser Ansicht, die wohl gegenwärtig noch als die herrschende bezeichnet werden kann, auch in seiner Me. Gramm. § 64 mit starrer Konsequenz festgehalten. An Widerspruch hat es indessen nicht gefehlt. In Bezzenbergers Beitr. z. K. d. idg. Spr. XVI, 315 wagte ich zuerst, die Lautregel aufzustellen, dafs auch ae. *i* und *u* im Mittelenglischen gedehnt worden seien, und zwar zu geschlossenem $\bar{e}$ und geschlossenem $\bar{o}$. Zu derselben Ansicht kam später, wie es scheint, ohne meinen Aufsatz zu kennen, F. J. Curtis in seiner gründlichen Lautuntersuchung über die mittelschottische Romanze Clariodus § 361—386 (Anglia XVII) und, wie es scheint, auch Bülbring (Anglia Beiblatt VII, 69). Noch eingehender wurde das Problem von Luick in seinen Untersuchungen zur englischen Lautgeschichte S. 209 ff. und im Archiv f. n. Spr. Bd. XCVIII, S. 436 f. behandelt.

Luick gelangte durch eine sorgfältige und scharfsinnige Untersuchung mittelenglischer Reime und neuenglischer Dialekte zu einem Ergebnis, welches eine Art Vermittelung zwischen Morsbachs und unseren Ansichten darstellt: Dehnung von *i-* und *u-* zu *ē* und *ō* habe allerdings stattgefunden, aber nur in Nordengland, insbesondere auf nordhumbrischem Gebiet. Der ganze Süden aber habe kurze Vokale behalten.

Das unzweifelhafte Verdienst von Luicks Untersuchung ist, dafs er die Dehnung für nordenglische Dialekte einleuchtend nachgewiesen und gezeigt hat, dafs diese im Norden früher und konsequenter eingetreten ist als im Süden.

Aus dem von ihm selbst beigebrachten Material (vgl. besonders S. 220 ff., 266 ff.) geht aber doch hervor, dafs das Gebiet der Dehnung viel weiter nach Süden reichte, als Luick zugiebt. Man mufs wohl fast das ganze Mittelland noch dazu rechnen (Towneley Mysteries); ja selbst die Sprache Roberts von Gloucester (vgl. Pabst, Diss. § 33 d) und die Osbern Bokenam's (Suffolk), ferner die ganz südlichen Legenden von Editha und Etheldreda (Wiltshire) scheinen Dehnung zu verraten. Und Luick selbst gesteht, dafs Formen wie *door, week,* die Dehnung des Vokals verraten, in allen Dialektgebieten zu finden sind. Warum also wird das Gebiet der Dehnung so eingeschränkt?

Luick scheint mir, ebenso wie Morsbach, zu viel Gewicht auf die allerdings zunächst befremdliche Thatsache zu legen, dafs im Neuenglischen die meisten der in Betracht kommenden Wörter kurzen Vokal haben.[1] Diese Thatsache ist leicht erklärlich.

Abgerechnet müssen zunächst solche Fälle werden, wie *hither, thither, risen, driven,* in denen nach allgemeiner Lautregel (Morsbach, Me. Gramm. § 64) die Dehnung ebenso fakultativ war, wie z. B. in *weather, heaven, besom.*

Bei anderen hierhergehörenden Wörtern ist die ne. Vokalverkürzung in Anschlag zu bringen, welche gedehnte Vokale natürlich ebenso beseitigt haben kann, wie ursprünglich lange.

Wenn neuenglische Wortformen wie *drop* (= ae. *dropa*), *froth*

[1] Auch in nördlichen Dialekten gilt jetzt meist die Kürze, wie aus den von Luick (S. 216 ff.) nach Ellis aufgestellten Listen hervorgeht. Der Gegensatz zwischen nördlichen und südlichen Mundarten ist von Luick künstlich konstruiert worden, wie noch gezeigt werden soll.

(= me. *frothe*, altnd. *froda*), *rot* (= ae. *rotian*), *knock* (= ae. *cnocian*), *crack* (= ae. *cracian*), *lap* (= ae. *lapian*?), *tread* (= ae. *tredan*), *stead* (= ae. *stede*), *beget* (= ae. *begietan*), *Thames* (= ae. *Temese*) nicht hindern, eine me. Vokaldehnung von *o, a, e* anzunehmen (vgl. Morsbach, Me. Gramm. § 64, Anm. 3), so können auch Wörter wie *pith, bit, rim, bill, din, shin, sieve, hip, wood, nut, son, come, love* nur dann einer analogen Annahme für ae. *i* und *u* im Wege stehen, wenn es unmöglich ist, die neuenglischen Kürzen durch Rückverkürzung zu erklären.

Aber in jedem der in Betracht kommenden Fälle ist dies sehr gut möglich. Was *wood, son, come, love* betrifft, so hat schon F. J. Curtis in seiner Dissertation § 375 auf die genau entsprechenden Wörter *good, done, gum, glove* aufmerksam gemacht, in welchen unzweifelhaft eine frühere Länge gekürzt ist. Bei *'nut'* kann Rückverkürzung ebenso eingetreten sein, wie bei *rot, beget.*

Im Nebenton (*'hazelnut', 'walnut'*, me. *'haselnote', 'walnote'*) wird allerdings Dehnung nicht eingetreten oder frühzeitig beseitigt worden sein, ebenso bei den häufig gebrauchten Kompositis *'nutshell', 'nutbrown', 'nutmeg'* (wegen der Position vgl. ne. *Whitsunday, husband, goshawk, shepherd, wisdom, witness*). Da das Wort in Compositis wohl häufiger gebraucht wurde als für sich allein, so ist die Kürzung leicht begreiflich. Ein ne. *stud* kann ebensowohl einem ae. *studu* (me. *stoodes* Wycl.), als ae. *stôd* entsprechen.

Die scheinbar häufige Erhaltung des kurzen *i*-Lautes in ursprünglich offener Silbe entspricht genau der Thatsache, dafs im Neuenglischen verhältnismäfsig oft kurzes *i* durch Kürzung aus einem langen *î*- oder *ê*-Laut entstanden ist.

So läfst sich ne. *hip* (= ae. *hype*) ebenso auf ein me. *hēpe* (neben *hipe*) zurückführen, wie das ne. *hip* (= ae. *hêope*) nachweislich so entstanden ist. Man vergleiche auch ne. *strip* (= ae. *strȳpan*).

Dafs ne. *'sieve'* ältere Formen mit gedehntem Vokal voraussetzen läfst, ist von Luick selbst (Studien zur engl. Lautgesch. S. 211, 313) gezeigt worden. Die Form *'shin'* erklärt sich am besten von dem Kompositum *'shinbone'* aus. Kürzung vor Nasalen ist übrigens auch sonst genugsam bezeugt (*linen, done, anon, gone, one, ten, plum, thumb* (= ae. *đûma*), *crumb* (= ae. *crûma*), *scum* (= altnord. *skûm*); *'shin of beef'* kommt ja auch mundartlich statt *chine* (afrz. *eschine*) *of beef* vor.

Das Subst. *din* (= ae. *dyne*, me. *dine, dene*) erklärt sich durch

die ae. Nebenform *dynn* (Sievers, Ags. Gr.[2] § 262, Anm. 3). Das ne. *bill,* Schnabel (= ae. *bile*) kann auf Vermischung mit ae. *bil,* Messer, Schwert, beruhen. Übrigens hat ja hier Luick selbst auf eine im Oxford Dictionary belegte me. Form *beele* (bei Trevisa) hingewiesen (a. a. O. S. 267), welche jedenfalls nicht northumbrisch ist. Eine nachträgliche Verkürzung würde ihr Analogon haben in ne. *silly* = ae. *sælig,* me. *sely.*

In ne. *rim* (= ae. *rima,* me. *rime, reme*) kann ebenso Kürzung vorliegen, wie in ne. *thumb, crumb, thimble,* ne. *brim* (obs.) = ae. *brême.* Der Anklang an das synonyme *'brim'* (= ae. *brim*) mag mitgewirkt haben.

Bei ne. *bit* (= ae. *bite*) liegt offenbar frühzeitige Einwirkung des Partic. *bitten, bit* vor; hier dürfte allerdings infolgedessen überhaupt keine Dehnung eingetreten sein. Aber auch Rückverkürzung wäre möglich; vgl. ne. *grit* (*greet*) = ae. *grêot.*

Das me. ne. *pith* (me. *pithe*) entspricht ae. *piđa* (ursprünglich **piđđa*?); auch hier kann im Neuenglischen Dehnung vorhanden gewesen sein, die später beseitigt wurde, vgl. *death, breath, cloth.* Dies Wort erscheint übrigens bei Chaucer schon als *pith,* was auf eine starke ae. Nebenform schliefsen läfst.

Wörter wie ne. *prick, stick* (ae. *prician, stician*) können natürlich ebensogut auf me. *prēke, stēke* (*prike, stīke*) zurückgehen, wie z. B. ne. *sick, wick* auf me. *seek, weke* (ae. *sêoc, wêoca*[1]) zurückzuführen sind, oder wie ne. *tick* einem me. *teke* (lat. *theca*) entspricht.

Die anderen Wörter, welche Luick für seine Ansicht anführt (*dill, grip, quid, spit, stitch*), übergehe ich, teils weil die ursprüngliche ae. Wortform nicht sicher ist,[2] teils weil allerhand analogische Angleichungen stattgefunden haben können.

Auch wenn die Belege mit kurzem Vokal noch häufiger wären, so würden sie ebensowenig gegen eine me. Dehnung der betreffenden Vokale sprechen können, wie etwa die im Neuenglischen regelmäfsig

[1] Dafs ae. *wêoca,* und nicht *weoca,* wie Luick will, anzusetzen ist, dürfte aus der Vergleichung mit ahd. *wiohha* (Graff 1, 728), mhd. nhd. *wieche* hervorgehen.

[2] Bei *dill,* ae. *dile* z. B. ist es fraglich, ob das Wort nicht ursprünglich mit *ll* anzusetzen ist; vgl. ahd. *tilli,* mhd. *tille*; *grip* scheint zu einem Vb. me. *grippen* = mhd. *gripfen* zu gehören; das Subst. *stitch* ebenso zu einem Vb. me. *sticchen* = ahd. *sticchan.*

kurzen Vokal zeigenden Wortformen *end, send, hand, sand, land* etc. gegen eine me. Dehnung des *e* und *a* vor Nasal + Media etwas beweisen können.

Neuenglische Mundarten zur Aufhellung me. Quantitäten heranzuziehen, wie Luick es gethan, erscheint mir wenigstens bei dem jetzigen Stande der Kenntnis etwas bedenklich. Einmal wegen der allgemeinen Neigung zur Kürzung langer Vokale, einer Neigung, welche wohl die meisten englischen Mundarten mit der gebildeten englischen Sprache teilen. Sodann, weil in dem so schätzbaren fünften Bande von Al. Ellis' On Early English Pronunciation nur wenige der in Betracht kommenden Wörter in Dialektaussprache regelmäfsig verzeichnet sind, und weil von diesen manche, z. B. *son, love,* durch die gebildete und die Kirchensprache beeinflufst sein können.[1]

Immerhin ergeben die neuenglischen Dialektformen einigen Anhalt für die Entscheidung. Aber das Ergebnis unbefangener Beurteilung ist doch ein wesentlich anderes, als das von Luick erzielte.

Luick untersucht zunächst im Anschluſs an Ellis' Werk die ne. mundartlichen Entsprechungen von ae. *abufan, lufu, cuman, sunu, fugol, sugu.* Er findet (Untersuchungen zur engl. Lautgesch. S. 216), dafs die Entsprechung des *ō* für *u-* in Ellis' Süden, Westen und Osten fast ganz fehlt, abgesehen von *above*; im Mittelland aber nur in den Gebieten vorkommt, die an den Norden angrenzen.

Bei diesem Ergebnis ist zunächst absichtlich die Entsprechung von ae. *duru,* ne. *door* von Luick nicht berücksichtigt worden (vgl. S. 215), weil dies Wort durch die Schriftsprache beeinflufst sein könnte. Aber woher stammt denn die Schreibung und Lautung des ne. *door,* wenn nicht aus südlichen oder mittelländischen Mundarten? Sollte dieses allgemein übliche Wort durch northumbrisch-schottische Aussprache beeinflufst sein?

Übrigens gilt ja bei diesem Worte in südlichen Dialekten öfter eine Aussprache mit *ū,* die von der schriftsprachlichen abweicht.

Wenn ne. *door* nicht als beweiskräftig gelten soll, so können für die südenglischen Mundarten auch die Entsprechungen von *love, come, son,* welche kurzen Vokal zeigen, nichts beweisen, weil sie ja ebenfalls durch die recipierte schriftsprachliche Aussprache beeinflufst sein können. Was dem einen recht, ist dem anderen billig!

[1] Insbesondere ist *'love'* gewifs kein echtes Dialektwort. Das Volk scheut sich in England ebenso wie in Deutschland, von 'Liebe' zu sprechen.

Aber auch abgesehen von dieser, wie mir scheint, unberechtigten Eliminierung von ae. *duru,* kann ich nicht finden, dafs die Entsprechung des me. *o̤* für *u* im Süden und Mittelland so selten ist, wie Luick annimmt. Da ist zunächst (Ellis S. 106) in einer Mundart von Hampshire (5, 3) die Entsprechung von ae. *cuman* (Nr. 603) verzeichnet mit der phonetischen Schreibung (von A. Schröer): *kohm,* wobei *oh* den Vokal des frz. *homme* wiedergiebt. Ein Eingesessener, Mr. Manning, hat aber die Aussprache desselben Wortes als *kooam* angegeben.

Da steht ferner ebenda, genau entsprechend, die Aussprache *zohn* für ae. *sunu* verzeichnet, welche allerdings auf me. *u,* aber auch auf me. *o̤* zurückweisen kann; denn mit genau demselben Vokal wird auch *dohn* = me. *ydoon* gesprochen.

Sodann ist (Ellis S. 93, Nr. 5, 1) die Aussprache des Vokals von *son* (= ae. *sunu*) in einem an Hampshire angrenzenden Dialekt (Witney, Oxfordshire) durch übergesetzten Gravis als halblang bezeichnet. Im Dialekt von Chippenham (Nr. 4, 1, Ellis S. 56) wird für *above* : *boov* gesprochen.

Im Dialekt von Worcester und Süd-Warwickshire wird *son* ebenfalls mit halblangem Vokal gesprochen (Ellis Nr. 6, S. 114, 116, 119). Für den Dialekt von Northamptonshire gilt dasselbe (S. 121).

Endlich wird im Dialekt von West-Somersetshire *wood* (= ae. *wudu*) mit langem Vokal ausgesprochen (Ellis S. 155, nach Elworthy), und zwar genau mit demselben (*ɔə*), wie *root, goose, spoon, moon* etc.

Überhaupt ist bemerkenswert, dafs die Qualität des Vokals in den in Betracht kommenden Wörtern regelmäfsig der des gekürzten geschlossenen me. *o̤* (in *done, blood* u. s. w.) entspricht.

Von mittelländischen Dialekten hat Luick ebenfalls nur einige in Betracht gezogen: Lincolnshire, Ost- und Mittel-Lancashire und Süd-Yorkshire (Ellis Nr. 20, 22, 24). Die meisten Mundarten des Mittellandes sind in seiner Darstellung unberücksichtigt geblieben, obwohl reichliche Belege auch in diesen bei Ellis verzeichnet waren (vgl. Luick S. 216). Aber die Belege in den übergangenen Mundarten sind allerdings fast durchweg solche, die nicht zu Luicks Theorie stimmen. So finde ich im Dialekt von Südost-Lancashire und Nordwest-Derbyshire (Ellis Nr. 21, S. 327) die Aussprache von *son* mit halblangem Vokal notiert, ebenso in der Mundart von Nord-Lancashire (Ellis Nr. 23, 1, S. 359) und in der der Insel Man (Nr. 23, 2, S. 363), desgleichen in Nord-Staffordshire (Nr. 25, S. 422),

und in West-Derbyshire (Nr. 26, 2, S. 445), in Ost-Derbyshire (Nr. 26, 3, S. 446), auch in Nord-Shropshire (Nr. 28, 1, S. 455), ferner in Süd-Cheshire (Nr. 28, 3, S. 458), in Ost-Staffordshire (Nr. 29, 1c, S. 483), in Northamptonshire (Nr. 16, 4, S. 220) und endlich in Norfolk (Nr. 19, 1, S. 262).

In einigen Mundarten kommen auch für *above, love, come* Formen mit halblangem Vokal vor, so in Südost-Lancashire (Ellis Nr. 21, S. 327) und in Nord-Lancashire (Nr. 23, 1, S. 359).

In manchen Mundarten (z. B. Ellis Nr. 21, S. 327; Nr. 5, 1, S. 93; Nr. 28, 1, S. 455; Nr. 19, 1, S. 262; Nr. 19, 3, S. 279) wird noch ganz deutlich die Quantität von *son* (halblang) und *sun* (kurz) unterschieden. Die Quantitätsdifferenz mufs aus mittelenglischer Zeit stammen, da sie sonst nicht zu erklären wäre. Nicht zu unterscheiden ist aber gewöhnlich in diesen Dialekten die Quantität oder Qualität des Vokals bei *done* und *son*; überhaupt sind diese halblangen *o*- und *u*-Laute die gewöhnlichen Entsprechungen von me. geschlossenem *ō*; sie sind nicht etwa auf eine Stufe zu stellen mit ne. *bèd, dòg*.

Wenn also aus ne. Mundarten überhaupt ein Rückschlufs auf me. Aussprache gestattet ist, so ist es der, dafs die mittelländischen, mitunter auch südlichen Dialektformen nicht nur bei *above*, sondern auch bei *son*, zum Teil auch bei *love, come, wood* auf me. gedehnten Vokal schliefsen lassen.

Jedenfalls zeugen die mundartlichen Entsprechungen eher gegen als für Luicks Theorie, dafs die Dehnung von *u*- zu *ō* nur auf northumbrischem Gebiet eingetreten sei. Wer die ziemlich häufigen Fälle von Dehnung in südlichen und besonders in mittelländischen Mundarten mit den spärlichen Spuren einer solchen im Norden vergleicht, wird fast geneigt sein, zu einer entgegengesetzten Überzeugung zu kommen. Dennoch glaube ich, dafs Luick bis zu einem gewissen Grade recht hat: die Dehnung wird von mehr nördlichem Gebiet, wenn auch nicht gerade von Northumberland, so doch etwa von Lancashire, Derbyshire und angrenzenden Grafschaften[1] ausgegangen und sich allmählich nach dem Süden wie auch weiter nach Norden verbreitet haben. Die Spuren alter Dehnung von *u*- sind

[1] Ich meine etwa die Gegend der Towneley-Spiele und die Heimat des Gawain-Dichters, wo zuerst beweisende Reime sich finden, vgl. Luick S. 266.

jedenfalls im westlichen Mittellande am deutlichsten. Für die Entscheidung der Dehnungsfrage bei *i-* bieten die bei Ellis angegebenen Dialektformen, wenn man *'week'* und *'sieve'* nicht als Probewörter gelten läfst, gar keinen Anhalt, wie aus Luicks eigener Liste (S. 218) hervorgeht. — Wortformen der Schriftsprache, welche noch Dehnung zeigen, sind *week* (= ae. *wicu*), *creek* (= altnord. *kriki*), *gleed* (*glede*, = ae. *glida*), *pease* (= ae. *pisc*), *beetle* (= ae. *bitela*), *weevil* (= ae. *wifel*), *evil* (= ae. *yfel*), vgl. Luick S. 281, vielleicht auch *reap* (= ae. *ripan*), *breach* (= ae. *bryce*); sodann *boon* (= ae. *bune*), vgl. Luick S. 281, und *door* (= ae. *duru*, unmöglich auf ae. *dor* zurückzuführen, vgl. Luick S. 211, Anglia XVI, 459).[2] Dazu kommen andere, die zwar jetzt kurzen Vokal haben, aber, wie aus älterer Schreibung und früherem Reimgebrauch sowie früherer Aussprache hervorgeht, einst Dehnung hatten: *love* (= ae. *lufu*), *above* (= ae. *abufan*), *come* (= ae. *cuman*), *wood* (= ae. *wudu*), *(to) wit*, älter *weet* (= ae. *witan*), *sieve* (= ae. *sife*); vgl. Brugger, Anglia XV, 283, Luick S. 280 ff.

Wenn Morsbach zur Erklärung der ne. Länge in diesen Wörtern seltene oder unbelegte ae. Nebenformen (**weocu*, **gleoda*, **doru*, **lofu* etc.) annimmt (Me. Gramm. § 65, Anm. 1 und 10), so ist dies sehr gewaltsam, vgl. Luick, Archiv f. n. Spr. Bd. XCVIII, S. 436. Aber auch Luicks Annahme, dafs diese Wörter aus northumbrisch-schottischen Dialekten in die englische Gemeinsprache gekommen sein sollen, scheint mir gezwungen. Wie wäre eine solche Beeinflussung bei gewöhnlichen, allgemein üblichen Wörtern wie *'week'*, *'beetle'*, *'pease'*, *'door'* zu erklären?

Reime zwischen urspr. *ĭ-* und *ŭ-* einerseits und (beziehungsweise) ursprünglichem $\bar{e}$ und $\bar{o}$ (oder $\bar{\imath}$ und $\bar{u}$) kommen auch in südenglischen Dialekt-Dichtungen in späterer me. Zeit vor (Me. Gramm. § 115, 2, Anm. 1. 4. 5. 6, § 122, Anm. 1. 3); und es ist ebenso willkürlich, hier etwa ausnahmsweise Kürzungen von $\bar{e}$ und $\bar{o}$ anzunehmen, wie an versprengte northumbrische Formen zu denken. So wird z. B. in dem südenglischen Octovian *woke* (= ae. *wucu*) : *souke* (*sûcan*) gereimt, bei William of Shoreham (Kent) *bylouken* (= ae. *belûcan*) : *woken*; im ersten Teil des Romans von der Rose, der doch jetzt wohl von den meisten Forschern Chaucer zugeschrieben wird und jedenfalls in südlicher oder mittelländischer Mundart verfafst ist, kommt der Reim *love* : *behove* (= ae. *bihôf*) vor (vgl. Luick, a. a. O. S. 268,

[2] Vielleicht gehört hierher auch ne. *clove* (= ae. *clufe*, **clufu*?).

Kaluza, Engl. Stud. XXIII, 336); bei Osbern Bokenam (Suffolk) ebenso mehrfach *loue* : *byhoue*, aber auch *come* : *Rome*, *aboue* : *Joue* (vgl. Hoofe, Lautuntersuchungen zu Osbern Bokenams Legenden S. 16). In der Legende von Editha (Wiltshire) kommt V. 18, 786 der Reim *sone* (= ae. *sunu*) : *one* (= ae. *ân*) vor, ähnlich V. 352 *wōne* (so! mit einem Dehnungszeichen nach Horstmanns Ausgabe S. 9) (= ae. *wunian*) : *patrone*, und V. 3984 *come* (= ae. *cuman*) : *grome* (= altnord. *grómr*). Ebenda (V. 3290) reimt *whisson-weke* (= *wicu*) : *eke* (= *êac*); bei Osbern Bokenam *wrete* (= *writen*) : *swēte*; *smete* (= ae. *gesmiten*) : *wete* (= ae. *wǽtan*).

Bei Chaucer sind ähnliche Reime selten, aber doch nicht unerhört: Troil. II, 933 *yeden* (= ae. *ge-êodon*) : *riden* (= ae. *(ge)riden*); Troil. I, 825 *wyte* (= ae. *witan*) : *lyte* (= ae. *lȳt*); Troil. II, 430 *wyke* (= ae. *wicu*) : *syke* (= ae. *sìcan*); Troil. I, 228 *stere* (= ae. *styrian*) : *afere* (= ae. *on fȳre*); Sir Thopas 147 *lere* (= ae. *lira*) : *clere* (zu vergleichen Octov. 1117), *yre* (frz. *ire*) : *syre* (frz. *sire*) : *lyre* (= ae. *lira*) : *swyre* (= ae. *sweora*).

In den me. Gedichten des Herzogs Karl von Orleans, die um die Mitte des 15. Jahrhunderts in gewandtem, normalem Englisch abgefafst sind, kommen Reime vor wie *wete* (= ae. *witan*) : *lete* (= ae. *lǽtan*); *wet* (= ae. *witan*) : *feet* (= ae. *fêt*); *lyre* (= ae. *lifian*) : *preve* : *greef*; *weke* (= ae. *wicu*) : *peke* (kelt.) : *seke* (= ae. *sìcan*) (K. Münster, Die Lautverhältnisse in der mittelenglischen Übersetzung der Gedichte des Herzogs Karl von Orleans, Berliner Schulprogr., 1894, S. 11); ferner ebenda öfters Reime wie *loue* : *bihoue*, *loue* : *shoue* (= ae. *scûfan*); *wone* (= ae. *wunie*) : *bone* (= altnord. *bón*) (a. a. O. S. 12).

Es ist richtig, dafs solche und ähnliche Reime in südlichen Denkmälern etwas seltener sind und erst später auftauchen, als im Norden; auch dafs sie meist nur in weniger genau reimenden Dichtungen vorkommen. Indessen auch die nördlichen Denkmäler, welche Luick eingehend untersucht und auf die er seine Theorie gegründet hat, sind in den Reimen gewöhnlich nicht ganz genau. — Luick selbst hat (S. 226 ff.) auf solche südhumbrische Reime und Wortformen aufmerksam gemacht, die zu seiner Theorie nicht recht passen. Er sucht sie durch Dialektmischung, durch das Vordringen solcher, nach seiner Ansicht specifisch northumbrischer Wortformen in das östliche Mittelland zu erklären. Aber nach Lage der Kulturverhältnisse wäre viel eher Northumberland durch die Londoner Sprache,

als umgekehrt die werdende Gemeinsprache durch den northumbrischen Dialekt beeinflufst worden.

Obwohl in nicht ganz seltenen Fällen in me. Gedichten südlicher oder mittelländischer Mundarten *e* (= ae. *i*-) und *o* (= ae. *u*-) mit unzweifelhaft langem *ē* (*ī*) und *ō* (*ū*) reimen, nimmt Morsbach an, dafs trotz der Schreibung und den Reimen kurz *i* und kurz *u* zu sprechen sind. Warum wohl?

Einmal vielleicht wegen der obenerwähnten neuenglischen Wortformen mit kurzem Vokal, die indessen ja gar nichts für den mittelenglischen Lautbestand beweisen, sodann aber wegen des zunächst allerdings auffallenden Umstandes, dafs sorgfältige mittelenglische Dichter (Chaucer, Lydgate [1]) derartige Reime (*i*- : *ē*, *u*- : *ō*) zu vermeiden scheinen.

Die genauere Erwägung dieses Umstandes führt zu einem interessanten Einblick in die Geschichte der englischen Sprache.

Auch gedehntes *e* und gedehntes *o* wird ja von guten Dichtern verhältnismäfsig sehr selten mit den entsprechenden ursprünglichen Längen im Reim gebunden (vgl. Skeat's Complete Works of Chaucer, Introduction p. XXXII), worauf Morsbach selbst aufmerksam gemacht hat. [2] Und es ist gewifs nicht zufällig, dafs noch heute in

---

[1] Übrigens bindet Lydgate im London Lyckpenny V. 8 *come* (Part.) : *gone* : *anon*, eine nachlässige Assonanz, die aber nach Morsbachs Aussprache ganz unmöglich wäre.

[2] Me. Gramm. § 111, Anm. 2: 'Obwohl sich seit dem 13. Jahrhundert, abgesehen vom Norden und Teilen des südlichen Englands, öftere Reime von *ê* mit [*æ*]-Laut finden, so sind die Selbstreime von *ê* doch weit in der Überzahl, auch bei Chaucer, ohne dafs jedoch ein in der Sprache begründeter Mangel an Reimen mit [*ǣ*] dafür geltend gemacht werden könnte. ... Die Ellesmere-Hs. der Canterbury Tales hat (nach Cromie's Ryme-Index) ... 41 Selbstreime gegenüber 19 *ê* : [*ǣ*]-Reimen. ... Von 19 *ê* : [*ǣ*]-Reimen aber sind 11 Fälle solche, in denen *ê* vor *r* steht und mit [*ǣre*] reimt. Es sind daher auch in der Sprache Chaucers beide Laute, d. h. me. *ē* (ae. *ǣ*) und me. *ê* (ae. *e*) noch geschieden gewesen.' — § 111, Anm. 3: 'In manchen südlichen und besonders südwestlichen Denkmälern ... finden sich, aufser vereinzelt vor *r*, fast nur Selbstreime von gedehntem *ê*.' — § 119, 3: 'Das im ME. gedehnte *ô* in offener Tonsilbe steht vorwiegend im Selbstreim, öfters wird es auch, besonders vor *r*, mit offenem *o* (*a*°) aus ae. *a* oder mit geschlossenem *o* [*o*] aus ae. *ō* gebunden.' — § 119, 3, Anm. 1: 'Die Selbstreime von *ô* sind allenthalben sehr in der Überzahl und andererseits die Möglichkeiten *ô* mit langem [*a*°] zu reimen so mannigfach, dafs die verhältnismäfsig geringe Zahl von *ô* : [*ā*°]-Reimen

manchen Dialekten des Mittellandes ein scharfer Unterschied gemacht wird zwischen den durch Dehnung entstandenen und den sonst gleichlautenden ursprünglichen Längen (Luick S. 29, 109, 144). Genau dasselbe Argument also, das gegen eine Dehnung von *ĭ-* und *ŭ-* geltend gemacht wird, könnte auch gegen eine Dehnung von *é-* und *ŏ-* sprechen.

Woher kommt es nun, dafs die gedehnten oder 'schwebenden' Vokale so selten mit den alten Längen im Reim gebunden werden? Der Grund ist ein sehr einfacher:

Schon ten Brink hat darauf aufmerksam gemacht, dafs die Substantiva *'sone', 'wone'*, der Dativ *'shipe'*, Formen wie *'wite'*, Participia wie *'come', 'drive', 'write', 'stole'* im Vers regelmäfsig einsilbig gebraucht werden (Chaucers Sprache § 260), d. h. dafs das *e* in diesen Wörtern stumm ist; ferner, dafs auch sonst gerade Wörter mit sogenanntem 'schwebendem' Vokal, wie *'love'*, wenn auch nicht regelmäfsig, so doch häufig als einsilbig gelten (§ 261). Dagegen bleibt in Wörtern mit ursprünglich langer Vokalsilbe das auslautende *e* regelmäfsig silbenbildend. Es mufs also (ähnlich wie im Mittelhochdeutschen) eine deutliche Differenz in der Behandlung des auslautenden *e* bestanden haben, je nachdem die Wurzelsilbe ursprünglich kurz oder ursprünglich lang war (vgl. Morsbach, Me. Gramm. § 79, Anm. 1). Daraus ergiebt sich von selbst, dafs Bindungen, wie etwa *sone* (= ae. *sunu*) : *mone* (= ae. *mōna*) ganz abgesehen von der Quantität des Wurzelvokals als ungenau empfunden und von sorgfältigen Dichtern gemieden wurden, etwa wie im Neuhochdeutschen sorgfältige Dichter nicht gern *Sohn* : *Kron'* oder *Lieb'* : *Dieb* reimen.

Aufserdem ist es aber sehr wohl möglich, dafs die gedehnten Vokale von den ursprünglichen Längen auch durch die Art der Betonung (Gravis — Circumflex) unterschieden wurden. Wir werden sehen, dafs dafür sogar eine gewisse Wahrscheinlichkeit nach Analogie anderer Sprachen geltend gemacht werden kann.

Also auch der Umstand, dafs ursprüngliche *ĭ-* und *ŭ-* vorwiegend im Selbstreim gebraucht werden, läfst sich nicht als Argument für die Erhaltung der Kürze verwenden.

---

nicht ohne Grund sein kann. Die Ellesmere Hs. der Canterbury Tales (s. Cromie) hat aufser vor *r* nur wenige Reime von gedehntem *ô*. Es steht *ô* viermal im Selbstreim und zweimal im Reim mit langem [*a˙*] aus ae. *ā*.'

Aus der me. Schreibung ist ebenfalls nichts Sicheres zu schliefsen. Wenn Morsbach (Me. Gramm. § 65, Anm. 8) sagt, gelegentliche (übrigens sehr vereinzelte, spät-me.) Schreibungen, wie *cumme* kommen, *summe* einige, *wunne* wohnen, *rudde* Röte, *durres* Türen, zeigten deutlich die Erhaltung der Kürze, so scheint mir ein allgemeiner Schlufs aus vereinzelten Schreibungen sehr bedenklich. Bei einem Wort wie *summe* (ne. *some*) kann man allerdings sehr wohl zugeben, dafs hier wegen des schwachen Satztons oder wegen der Analogiewirkung des Singulars (*some* = ae. *sum*) Dehnung überhaupt nicht eingetreten ist.

Es ist auch sehr wohl möglich, dafs einige Dialekte die gemeinme. Dehnung nicht konsequent durchgeführt oder sich ihr überhaupt nicht angeschlossen haben, ähnlich wie z. B. einige süddeutsche Dialekte (Alemannisch, Südfränkisch) der allgemeinen Tendenz zur Dehnung der Vokale offener Tonsilben widerstanden haben (vgl. Grundr. d. germ. Phil. I, 558). Ebenso wie z. B. nach Luick (a. a. O. S. 240) ein *mĕte* neben *mēte, stede* neben *stēde* im Mittelenglischen fortbestanden haben kann, ist auch eine me. Aussprache *cumme* neben *come, rudde* neben *rode* (= *rōde*, ae. *rudu*) zuzugeben. Ich bestreite nur, dafs die erstere die normale Aussprache war.

Morsbach selbst hat (a. a. O. § 54b, Anm. 1) auf me. Kürzungen wie *rod* = ae. *rôd, dove* neben *douve, thŏme* neben *thoum(b)e*, auf me. Schreibungen wie *fotte* (= ae. *fôt*), *ydonne* (= ae. *gedôn*), *dedd* (= ae. *dêad*) aufmerksam gemacht. Dialekte, die solche Vokalkürzungen zuliefsen, werden natürlich auch die kurzen Vokale in offener Tonsilbe erhalten oder die gedehnten rasch wieder zurückverkürzt haben.[1] Aber auch Morsbach wird aus solchen immerhin vereinzelten Formen keine allgemeinen Schlüsse über die Aussprache von ae. *ō, u, êa* im Mittelenglischen ziehen.

Andererseits können auch me. Schreibungen wie *woode* (= ae. *wudu*), *wooke, wouke* (= ae. *wucu*), *loovinge, soone* (= ae. *sunu*), *doore* (= ae. *duru*) allgemeine Dehnung nicht erweisen.

Wohl aber ist zu beachten, dafs schon in der Sprache Chaucers

[1] Insbesondere scheinen schwache Verba, die altenglisch auf *-ian* im Infinitiv ausgingen, eine Endung, die sich in südöstlichen Mundarten noch bis in die Neuzeit als *-y* erhielt, aus leicht begreiflichen Gründen kurzen Vokal bewahrt zu haben: *live* = ae. *lifian, stick* = ae. *stician, prick* = ae. *prician, love* = ae. *lufian*, me. *wone* = ae. *wunian*, vgl. *rot* = ae. *rotian, knock* = ae. *cnocian*.

das *-e* in *sone* etc. nur graphisch ist, und dafs es kaum einen anderen Zweck haben kann, als den, die Dehnung anzuzeigen.

Sodann ist die Änderung der Vokalqualität als ein Anzeichen der Dehnung aufzufassen.

Allerdings besteht im Mittelenglischen, besonders in gewissen Dialekten überhaupt eine Neigung, *e* für *i*, auch für kurzes *i*, einzusetzen, ebenso *o* für *u* (vgl. Brandl, Anz. f. d. A. XIII, 97 ff.; Morsbach, Me. Gramm. § 114, Anm. 1). Aber von solchen Schwankungen, bei denen konsonantische Einflüsse im Spiele sind, mufs die durchgehende spät-me. Neigung, *e* für urspr. *i* und *y* in offener Tonsilbe zu setzen, unterschieden werden (Me. Gramm. § 115. 130; Fischer, Anglia XI, 183; Römstedt, Schriftsprache bei Caxton. S. 13). Wo trotz dieser Neigung ein *i* in offener Tonsilbe sich als *i, y* erhält, wie in me. *wyke* (neben *weke*) bei Chaucer, da ist der Einflufs des folgenden *k* in Anschlag zu bringen, vgl. *syk*, ne. *sick* für *seek*, ae. *sêoc*. Dagegen erscheint sonst im Spätmittelenglischen, auch in südhumbrischen Dialekten, regelmäfsig *e*: *pese* = ae. *pise*, *lere* = ae. *lira*, *seue* = ae. *sife*, *beele* = ae. *bile*, *glede* = ae. *glida*, *weke* = ae. *wicu*, *cleues* = ae. *clifu*, auch Participialformen wie *wretyn*, *wrete*, *resen*, *reden*, *streken* etc., *evil* (= ae. *yfel*), *steren* (= ae. *styrian*), *besy* (= ae. *bysig*), *mery* (= ae. *myrige*). Nur einige der südlichen Mundarten scheinen *i* bewahrt zu haben.

Ziemlich parallel, nur noch regelmäfsiger, geht die Entwickelung von me. *o* aus ae. *u* in offener Tonsilbe, die indessen schon etwas früher eingetreten zu sein scheint: me. *sone*, *wode*, *note*, *stode*, *loue*, *aboue*, *wone*, *monke*, *come*, *gome*, *dore* (= ae. *sunu*, *wudu*, *hnutu*, *studu*, *lufu*, *âbufan*, *wunian*, *munuc*, *cuman*, *guma*, *duru*).

Morsbach meint (Me. Gramm. § 65, Anm. 7. § 121, Anm. 1), das *o* in diesen Wörtern sei nur graphisch, es sei nach anglofranzösischem Muster gesetzt worden, um einen offenen *u*-Laut zu bezeichnen. Er hat indessen keinen Beweis dafür geliefert, dafs der Buchstabe *o* im Altfranzösischen jemals regelmäfsig und grundsätzlich zur Bezeichnung eines *u*-Lautes verwendet wurde; daher ist seine Annahme mindestens sehr starken Zweifeln ausgesetzt. Es wäre doch auch sehr merkwürdig, dafs eine solche 'französische' Schreibweise nur gerade in offener Silbe angewandt worden wäre. Warum wurde nicht ebenso regelmäfsig auch **onder*, **honten*, **hondred*, **fol*, **thos*, **os*, **op* statt *under*, *hunten*, *hundred*, *ful*, *thus*, *us*, *up* geschrieben?

Wiederum läfst sich, genau wie bei *i*, ein mehr sporadischer

und mundartlicher, von konsonantischen Einflüssen abhängiger Übergang von *u* in *o* in geschlossener Silbe unterscheiden von einer konsequenten und allgemeinen Entwickelung des *u* zu *o* in offener Silbe.

Wir haben um so weniger Grund, hier nur eine graphische Ungenauigkeit zu sehen, als diese Lautübergänge ja sehr leicht zu erklären, vollkommen im Einklang untereinander und mit anderen Lautwandlungen sind und aufserdem durch die Analogie anderer Sprachen gestützt werden. Brandl hat mit Recht im Anz. f. d. A. XIII, 101 auf die allgemeine Tendenz der Sprache, die kurzen palatalen Hochzungenvokale zu *e* herabzustimmen, aufmerksam gemacht und damit die Neigung, kurze gutturale Hochzungenvokale zu *o* werden zu lassen, verglichen; er hat auch ebenda bereits die Tendenz, geschlossene *e, o* zu offenen werden zu lassen, bemerkt und so die Lautveränderungen in einen gröfseren Zusammenhang gebracht. Ebenso hat Sweet (History of Engl. Sounds S. 19, § 53) die Neigung der englischen Sprache, kurze Vokale zu 'erweitern', beobachtet. Insbesondere aber ist bei Dehnung Übergang von *i* in *ē* und *u* in *ō* in germanischen wie in romanischen Sprachen ganz regelmäfsig eingetreten. So im Mittelniederländischen,[1] ebenso bekanntlich im Niederdeutschen. Auch im Schwedischen geht kurzes *i* in offener Silbe in *ē* über (Grundr. d. g. Phil. I, 477). Die romanische Vokaldehnung von *i* zu *ē*, *u* zu *ō* ist allbekannt. Für das Nordenglische hat Luick den Lautübergang zur Evidenz nachgewiesen.

Und im Südenglischen soll dieselbe, durch die Schreibung und die Reime bezeugte Lautentwickelung unmöglich oder nur auf einem Umwege (*i — e — ē*) durch konsonantische Einflüsse zu erklären sein? (vgl. Morsbach, Me. Gramm. § 65, Anm. 5).

Für jeden, der nicht voreingenommen ist und die sprachlichen Thatsachen im Zusammenhang beurteilt, zeigt die Vokalverschiebung *i — e, u — o,* welche in offener Silbe regelmäfsig eintritt, gerade die Dehnung an, weil sie durchaus im Einklang steht mit dem, was wir bei gedehntem *e* und *o* beobachten können.

Wo wir im Mittelenglischen *sune, cume, lufe* etc. oder *bile, glide, wite* geschrieben finden, dürfen wir allerdings wohl Erhaltung der Kürze annehmen (aufser etwa im northumbrischen Dialekt, wo *u*

[1] Joh. Franck, Mittelniederländische Grammatik § 70: 'In der Dehnung besteht *i* niemals, sondern wird ausnahmslos zu *ē*.' § 75: 'Jedes *u* in offener Silbe wird zu *ō*.'

= *ü* ist). Die Schreibung und der Reimgebrauch ermöglicht uns nun, annähernd festzustellen, wann etwa die Dehnung von *ĭ*- und *ŭ*- eingetreten ist. Es scheint danach, dafs in südlichen Mundarten die Dehnung von *u*- erst im 14. Jahrhundert, die von *i*- vielleicht erst gegen 1400 anzusetzen ist. Ten Brinks 'schwebende Vokale' würden also doch zu Recht bestehen, wenigstens für die Zeit um 1350. In nördlichen Mundarten dürfte sie nach Luicks Untersuchung schon um 1300 vollzogen gewesen sein.

Die me. Vokaldehnung scheint also von Norden (genauer vielleicht von Nordwesten) nach Süden fortzuschreiten, ebenso wie die ungefähr gleichzeitige deutsche Vokaldehnung (Grdr. d. g. Phil. I, 559).

Nun lehrt Morsbach (Me. Gramm. § 75): 'Am frühesten ist das auslautende *e* in Schottland und im nördlichen England verstummt, länger erhielt es sich zum Teil im mittleren England, am längsten und zähesten im Süden, besonders in Kent,' und führt in den folgenden Paragraphen aus, dafs in Nordengland schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts auslautendes *e* verstummt ist, in Südengland aber erst um und nach 1400 (vgl. Ten Brink, Zs. f. d. A. XIX, 226; Kluge, Grdr. d. g. Phil. I, 897).

Aus diesem vollkommenen Parallelismus zwischen Vokaldehnung und Verstummen des auslautenden *e* scheint hervorzugehen, was schon Brugger vermutete (Anglia XV, 272), dafs Vokaldehnung und Schwächung oder Synkope des End-*e* in einem ursächlichen Zusammenhange stehen. In der That werden beide Lautvorgänge auf dieselbe Accentwirkung zurückzuführen sein. Schon in meinem Aufsatz über den Einflufs des Accents auf die Entwickelung des englischen Vokalismus (Bezzenbergers Beitr. z. K. d. idg. Spr. XVI, 306) hatte ich im Anschlufs an Theorien von Sievers, Möller und Paul die Ansicht ausgesprochen, dafs die me. Vokaldehnung in offener Silbe aus der Gravis-Betonung zu erklären sei. Zu derselben Auffassung, von der im 'Ursprung der ne. Schriftsprache' noch nichts zu merken war, ist jetzt auch Morsbach gekommen, wie es scheint, ohne meine Hypothese zu kennen (Me. Gramm. § 64). Das Verstummen des End-*e* ist natürlich ebenfalls die Folge der schweren Stammsilbenbetonung.

Von diesem Gesichtspunkt aus ist nun gerade die Einsilbigkeit der Wörter *sone, wode, come* etc. bei Chaucer ein weiteres Argument für die vollzogene Dehnung. Die me. Vokaldehnung in offe-

ner Silbe ist eine Art 'Ersatzdehnung'. Schwächung oder Abfall des Vokals der Endsilbe ist ihre notwendige Voraussetzung.

Die Dehnungen scheinen, auch innerhalb derselben Dialektgruppe, nicht bei allen Vokalen gleichzeitig eingetreten zu sein. Nach Schreibung und Reimen zu urteilen (vgl. Me. Gramm. § 64, Anm. 1), dürfte in Südengland zuerst *a*- gedehnt worden sein (etwa um 1230 bis 1250), dann *o*- (etwa 1260—80), nachher *e*- (um 1300), etwas später *u*- (um 1320—40), zuletzt *i*- (etwa 1370—90).

II.

Dafs im Leben der idg. Sprachen Vokaldehnung Morenverlust zur Voraussetzung hat, ist neuerdings von Streitberg in seiner ergebnisreichen Abhandlung 'Die Entstehung der Dehnstufe' (Idg. Forsch. III, 305 ff.) gezeigt worden.

Ich hoffe in den folgenden Bemerkungen nachweisen zu können, dafs die Thatsachen der engl. Sprachgeschichte Streitbergs Theorie aufs schönste bestätigen und durch sie erst in die richtige Beleuchtung gerückt werden.

Streitberg hat im Anschlufs an Hypothesen von Michels, Hirt, Johansson und Bechtel das folgende Dehnungsgesetz formuliert (S. 313): 'Findet in einem Wort ein Morenverlust statt, so wird eine der Verluststelle unmittelbar vorausgehende kurze Silbe gedehnt, dagegen eine unmittelbar vorausgehende lange Silbe mit gestofsenem Accent geschleift.'

Nach diesem Gesetz erklärt es sich ganz von selbst, dafs zunächst in nordenglischen, dann in südenglischen Mundarten die betonten kurzen Silben (Vokale) um dieselbe Zeit gedehnt wurden, als das schliefsende *-e* verstummte, also Morenverlust stattfand.

Es erklärt sich weiter, dafs die Dehnung nicht eintrat, wenn die Folgesilbe nebentonig war und erhalten blieb, z. B. in *body, busy* (Morsbach, Me. Gramm. § 64); ferner, dafs die Dehnung nur fakultativ war, wenn die Folgesilbe auf (silbenbildende) Liquida oder Nasal ausging; denn auch in diesem Falle trat ja Morenverlust nicht notwendig ein (z. B. *besom, ridden, heaven, saddle, weather*).

Die zu dehnende Silbe mufs ferner betont sein. Daher tritt in Worten, die ihrer Natur nach im Satz gewöhnlich schwach betont sind, Dehnung gewöhnlich nicht ein: *have* (gegen *behave*), *are* verglichen mit *care, fare, hare, spare* etc., *did,* me. *dede, instead of, some* etc. (vgl. Me. Gramm. § 64, Anm. 3).

Auch bei zweiten Gliedern von Kompositen wird Dehnung weniger regelmäfsig eintreten, z. B. in ne. *friendship* = ae. *frēondscipe*; so ist wohl auch theoretisch z. B. me. *hasel-nōte* neben *nōte* (= ae. *hnutu*) anzusetzen (eine Differenz, die allerdings sehr bald zu Gunsten der Kürze ausgeglichen sein mag, oder *blood-drŏpe* neben *drōpe*; bei einem Wort wie me. *bridegŏme* neben *gome* dürfte die Analogie umgekehrt gewirkt haben; sonst wäre die spätere Anlehnung an *groom* (= altnd. *grômr*) kaum zu erklären.

Ähnlich wie in der deutschen Schriftsprache und in deutschen Mundarten wurden natürlich in der Flexion entstandene lautgesetzliche Differenzen durch die Wirkung der Analogie wieder ausgeglichen, z. B. noch me. *lim* Plur. *leemes*, *clif* Plur. *cleeves*, dagegen ne. *limbs*, *cliffs* (neben mundartlichem *cleeves*). Ähnlich kann man bei Verben wie *get, forget, fret, tread, come* die Erhaltung oder Wiederherstellung des kurzen Vokals durch Analogiewirkung etwa vom Imperativ oder anderen Präsensformen aus erklären.

Es ist übrigens bemerkenswert, dafs verhältnismäfsig oft gerade vor einer Tenuis die Dehnung nicht durchgeführt ist: *get, forget, fret, drop, knock, crack, lap, rot, nut, nit, spit, to wit, bit, hip.*

Man wird daran erinnert, dafs auch im Hochdeutschen eine folgende Fortis Vokaldehnung zuweilen verhindert zu haben scheint, z. B. in *Sitte, Gatte, Schatten* (vgl. Paul in PBr. Beitr. IX, 120).

Die Möglichkeit ist zuzugeben, dafs, wie im Neuhochdeutschen, in einigen Fällen Konsonantendehnung statt Vokaldehnung eintrat, besonders wo die Silbengrenze durch eine Fortis gebildet wurde. Namentlich dürfte fakultative Konsonantendehnung anzunehmen sein da, wo durch die Wirkung der Analogie die Vokaldehnung verhindert wurde, z. B. in den Plur. *shippes, limmes,* im Infin. *comme, cumme* (wegen des Imperativs *com, cum*), in dem Subst. *bite, bitte* wegen *bitten,* in *droppe* neben *drōpe* wegen *blood-drŏpe, dew-drŏpe* etc.

Ungeachtet solcher wohl zu erklärender Ausnahmen und Modifikationen bleibt Streitbergs Dehnungsgesetz für die me. Sprache vollständig zu Recht bestehen. Eine unerklärliche Ausnahme würde nur vorhanden sein, wenn wirklich *i-* und *u-* nicht gedehnt worden wären.

Nun erhebt sich die Frage, ob nicht vielleicht auch der zweite Teil von Streitbergs Gesetz (ursprünglich Michels' Gesetz) für die me. Sprache Geltung hat. Sind nicht vielleicht auch im Mittelenglischen ursprünglich lange Vokale infolge des Morenverlustes der

Folgesilbe (Schwächung und Abfall von *e*) mit geschleiftem (circumflektiertem) Ton gesprochen worden?

Ich wage, da wir in me. Handschriften keine Accentzeichen haben, die Frage nicht ganz sicher zu entscheiden, möchte aber darauf hinweisen, dafs mehrere Umstände sich in bejahendem Sinne deuten lassen. Zunächst könnte man die ganz gewöhnliche Doppelschreibung der Vokale im Mittelenglischen (z. B. *good, deede, greet*) als ein Anzeichen zweigipfliger (zweiteiliger) Betonung auffassen. Im 14. Jahrhundert wenigstens wird in guten Handschriften Doppelschreibung nicht bei gedehnten Vokalen angewendet (z. B. *throte,* nicht **throote*; *hope,* nicht **hoope*; *bere,* nicht **beere*; *wode,* nicht *woode*). Dieser Umstand scheint anzudeuten, dafs die Doppelschreibung ursprünglich nicht blofses Dehnungszeichen war.[1] — Ferner scheint die spät-me. Neigung zur Diphthongierung circumflektierte Betonung vorauszusetzen. Hier kommen namentlich ae. *î* und *û* in Betracht, welche zu Anfang der neuenglischen Zeit jedenfalls schon diphthongiert sind. Neuerdings ist von verschiedenen Forschern die Diphthongierung noch in die mittelenglische Zeit verlegt worden (vgl. u. a. Kluge, Grdr. d. g. Phil. I, 872; Luick, Anglia XIV, 280; Holthaus, Anglia VIII, Anz. S. 122; Curtis, Clariodus § 432).

Als erstes Stadium der mittelenglischen wie der deutschen Diphthongierung ist schon von Scherer (Z. G. d. d. Spr.[1] 130) die 'aufsteigende Zweitönigkeit' erkannt worden, als Ursache von Holthaus (a. a. O.) zweigipflige Betonung. Schon vor zwölf Jahren (1885) hat Holthaus die me. Diphthongierung mit der Schwächung des End-*e* in Zusammenhang gebracht, kann also in gewissem Sinne als Vorläufer von Michels, Bechtel, Hirt und Streitberg gelten, deren bezügliche Äufserungen doch erst aus späterer Zeit stammen (vgl. Idg. Forsch. III, 310). Holthaus sagt (a. a. O. S. 122): 'In der Entwickelung der Vokale pflegt zweigipflige Aussprache zu entstehen, sobald der Verfall der früher volltönenden Endungsvokale einen gewissen Grad erreicht hat und dadurch früher zweisilbige Wörter für das Gefühl des Sprechenden beinahe oder ganz auf eine Silbe zusammengeschmolzen sind. Es bleibt während der all-

[1] Vielleicht ist auch *y* (= *ij*) für langes *i* ursprünglich als Doppelschreibung zu erklären, wie im Niederländischen (vgl. Curtis, Clariodus § 433—435). Allerdings wird in spät-me. Hss. das Zeichen auch häufig für kurzes *i* angewandt; in guten früheren aber seltener. In normalisierten me. Texten, z. B. in Skeats Chaucer-Ausgaben, ist regelmäfsig *y* für *i* geschrieben.

mählich vermehrten Schwächung des Endvokales doch eine Art Gefühl davon, dafs ein zweimaliger Atemdruck zur Hervorbringung dieser Wörter notwendig war, und dieses Bewegungsgefühl ... wirkt mechanisch weiter. Nach einiger Zeit mufs sich dann der zweite Atemdruck nach vorn verschieben: *sídè, síde, síud,* und der vorhergehende Vokal erhält einen zweiten Gipfel.'

In einer gründlichen und scharfsinnigen Abhandlung hat Ferd. Wrede meines Erachtens unwiderleglich dargethan, dafs die 'treibende Ursache für die Entstehung der neuhochdeutschen Diphthonge' (*ei, au, eu*) in der Synkope und Apokope der Ableitungs- und Flexions-*e* zu finden ist, und damit zugleich die Erklärung der spätme. Diphthongierungen, welche Holthaus gegeben, bestätigt (Zs. für d. A. Bd. 39, S. 266).

Sievers hatte ebenfalls schon vor einiger Zeit auf die sprachgeschichtliche Erscheinung aufmerksam gemacht, dafs die 'Monosyllaba mit Circumflex durch Verkürzung von mehrsilbigen Wörtern entstehen, deren Dauer, Exspirationsbewegung und musikalische Modulation samt und sonders in die eine Silbe zusammengerückt sind' (Phonetik[4] S. 228).

Leskien hat darauf hingewiesen, dafs im Kieler Dialekt bei Silbenverlust der Circumflex eintritt (vgl. Streitberg, Idg. Forsch. III, 317), und Nörrenberg hat dieselbe Erscheinung für niederrheinische Mundarten festgestellt (Beitr. z. Gesch. d. d. Spr. IX, 407). An erläuternden Parallelen also fehlt es nicht.

Die Entwickelung der englischen Diphthonge dürfte ähnlich verlaufen sein, wie die der deutschen (Wrede, a. a. O. S. 269 ff.). Auf einsilbige Wörter wäre die diphthongische Aussprache erst von den zweisilbigen Formen übertragen worden; ursprünglich hätte z. B. eine Differenz in der Vokalisierung von *life* (= ae. *lif*) und *alive* bestanden, die aber frühzeitig durch Formenausgleichung beseitigt worden wäre; aber die ursprünglich einsilbigen ne. Wortformen *stiff* (= ae. *stîf*), *us* (= ae. *ûs*), *rough* (= ae. *rûh*), *uncouth* (= ae. *uncûð*) wären auf diese Weise gut zu erklären, ebenso ne. *wĭnd* (= ae. *wind*) gegenüber ne. *to wind* (= ae. *wīndan*), oder ne. *wound,* Wunde (= ae. *wūnd*) gegenüber ne. *wound,* gewunden (= ae. *gewúnden*).

Auch ne. *lĭnen* (= ae. *lînen*) gegenüber *line* würde zu der angenommenen Erklärung passen, welche die Diphthongierung mit dem Morenverlust der Folgesilbe in Zusammenhang bringt, ebenso bekannte Dialektformen von ne. *ivy* (= ae. *îfig*), in denen keine Di-

phthongierung eingetreten ist (vgl. Morsbach, Me. Gr. § 53, Anm. 1); sodann auch romanische Wörter wie *prĭvy* gegenüber *deprive, vĭsit* gegenüber *revise, fĭnish* gegenüber *define, prĭmer* gegenüber *prime, dinner* gegenüber *dine,* ne. *supper* aus me. *souper,* ne. *flourish* gegenüber *flower* etc., wenn nicht etwa bei der Vokalkürzung hier die Accentverschiebung im Spiel ist.

Es wird nun auch klar, wie es gekommen ist, dafs im Neuenglischen, auch da, wo es etymologisch nicht berechtigt erscheint, ein auslautendes stummes *e* Diphthongierung ebenso wie Dehnung des vorhergehenden Stammsilbenvokals anzeigt, z. B. in *ice, wife, life, shrine, house, mouse,* früh-ne. auch *towne, mouthe* u. s. w. Die Diphthongierung konnte eben ursprünglich nur in solchen Wörtern und Wortformen eintreten, die ein stummes *e* am Ende hatten.

Die Diphthongierung von *i, ū* wäre danach ein der offensilbigen Vokaldehnung vollständig paralleler Vorgang und wäre auf dieselbe Ursache zuzückzuführen. Für diese Annahme spricht auch die Beobachtung, dafs im Niederländischen, Deutschen und Englischen Diphthongierung und Vokaldehnung ungefähr gleichzeitig eingetreten sind. Es ist ferner zu beachten, dafs genau in derselben süddeutschen Dialektgruppe, welche die kurzen Vokale in offener Silbe bewahrt, auch die Diphthongierung nicht eingetreten ist: in südlichen alemannischen Dialekten (Grdr. d. g. Phil. I, 565, 558).

Nun könnte man freilich gegen die obige Erklärung einwenden, dafs ja auch ursprünglich einsilbige Wörter Diphthongierung aufweisen (*thou, now, how, by, why*). Bei solchen, immerhin vereinzelten, Wörtern müfste Wirkung des Systemzwanges angenommen werden; wir dürfen uns aber auch an die häufige Anfügung eines unorganischen *e* im Mittelenglischen erinnern: *howe, nowe* etc., wie *there, here, thereate, ofte.*

Nach ursprünglich langer Silbe verstummt das End-*e,* wie wir gesehen haben, später als nach ursprünglich kurzer. Dementsprechend scheint auch die Diphthongierung später eingetreten zu sein, als die offensilbige Vokaldehnung: nach gewöhnlicher Annahme erst im 15. Jahrhundert, obwohl die Anfänge ins 14. Jahrhundert zurückreichen mögen. Chaucer scheint keine eigentlichen Diphthonge in Wörtern wie *syde, town, hous* zu kennen, obwohl die monophthongische Aussprache doch nach den Ausführungen von Holthaus nicht ganz sicher ist). Nach Luick (Untersuchungen S. 19) wäre die diphthongische Aussprache des *ī* von nördlichen Dialekten ausgegangen:

also ebenso wie die Vokaldehnung. Aber dies scheint mir doch nicht ganz sicher; die Diphthongierung von *ū* kann jedenfalls nicht im Norden ihren Ursprung haben, da sie dort überhaupt nicht durchgedrungen ist. Vielleicht ist die eigentliche Heimat dieser ne. Diphthonge eher im westlichen Mittellande zu suchen.

Endlich giebt die ne. Aussprache noch einen Hinweis auf eine besondere Qualität der alten Längen bei Morenverlust. Es läfst sich die Regel aufstellen, dafs die Länge des Vokals im Neuenglischen erhalten blieb, wenn auf die Tonsilbe ursprünglich (im Mittelenglischen) tonloses *e* folgte; dagegen verkürzt wurde, wenn das Wort männlich (auf einen einfachen Konsonanten, aufser *r, l, s*?) ausging. Man vergleiche die ne. Aussprache von *seek* (me. *seeke*), *food* (me. *foode*), *root* (me. *roote*), *oats* (me. *oote*), *deed* (me. *deede*), *lead* (me. *leede*), *sheath* (me. *scheethe*), *heath* (me. *heethe*), *both* (me. *boothe*), und andererseits *sick* (me. *seek*), *hood* (me. *hood*), *foot* (me. *foot*), *soot* (me. *soot*), *hot* (me. *hoot*), *wot* (me. *woot*), *red* (me. *reed*), *dead* (me. *deed*), *lead* (me. *leed*), *death* (me. *deeth*), *breath* (me. *breeth*), *cloth* (me. *clooth*)

Die ursprüngliche Lautregel ist natürlich oft durch analogische Ausgleichung verwischt worden. So ist bei Adjektiven bisweilen die gekürzte, prädikative Form die allgemein übliche geworden (z. B. *sick, good, hot, red, deaf*), bisweilen die lange, attributivische (z. B. *great, loath, meek*); bei Substantiven wurde mitunter die lange Form durch die zweisilbigen Kasus begünstigt (z. B. *mood, oath*); bei Verben dagegen wurde mitunter die gekürzte Form durch Anlehnung an Substantiva oder unter dem Einflufs häufig gebrauchter Imperativformen die herrschende (z. B. *look, let, spread*); bei Präterita, wie *took, shook, stood*, wurde begreiflicherweise die Singularform auch auf den Plural übertragen.

Dennoch lassen sich mit dieser Regel alle die lautlichen Differenzen, welche Brugger in der Anglia XV, 328 ff. aufgezählt hat, leicht erklären. Die Quantitätsdifferenz mufs aus einer Zeit stammen, als das auslautende *e* noch nicht verstummt war, also aus der me. Periode. Wir werden also wohl für das Mittelenglische ursprünglich verschiedene Aussprache des Stammsilbenvokals annehmen müssen, je nachdem die Formen ein- oder zweisilbig waren, z. B. *gōd — goode, dēd* (ae. *dēad*) — *deede* (ae. *dèade*): einfache Längen (die leicht gekürzt werden konnten) bei auslautender Konsonanz, dagegen circumflektierte (überlange?), stabile Längen in offener Silbe.

Es wird nun noch deutlicher geworden sein, warum ein Wort wie me. *wode* (ae. *wudu*) nicht gern etwa mit me. *goode* (ae. *gôde*) gereimt wird. Die Aussprache der Stammsilbenvokale war in der That eine verschiedene. Nur steht nicht schwebender Vokal einem langen gegenüber, wie ten Brink wollte, oder kurzer Vokal einem langen, wie Sweet und Morsbach wollten, sondern wahrscheinlich ein einfach langer einer circumflektierten Länge. Das Gefühl des Unterschiedes, welches ten Brink, Morsbach, Sweet leitete, war indessen ein vollkommen richtiges. Nur hätten sie bemerken sollen, dafs genau derselbe Unterschied auch obwaltet z. B. zwischen *broke* (ae. *brocen*) und *ooke* (ae. *âc*), ein Reim, der ebenfalls nicht als ganz korrekt gilt. Von selbst wird jetzt auch die oben (S. 71) berührte Differenz in den Entsprechungen gewisser Dialekte klar (Luick § 267).

Es hat nun wiederum seinen guten Grund, dafs vor *r* die Quantitätsdifferenz verwischt wird, dafs z. B. im Mittelenglischen der Reim *moore* : *before* : *bore* auch bei den sorgfältigsten Dichtern statthaft ist, wie schon oben im Anschlufs an Morsbach bemerkt wurde. Ein folgendes *r* übt ja im allgemeinen im Englischen wie in anderen Sprachen einen dehnenden Einfluſs auf den vorhergehenden Vokal aus und macht eine einfache Länge durch Zerdehnung zweitonig (vgl. Schipper, Engl. Metrik II, 115; Joh. Schmidt, Zur Gesch. des idg. Vokalismus II, 373 ff.); auch scheint nach *r* ein auslautendes tonloses *e* nicht so leicht zu verstummen wie nach anderen Konsonanten. Auch durch neuere Dialekte finden wir bestätigt, dafs gerade 'vor *r* die gelängten Kürzen und die übrigen *ę̄*, *ǭ* zusammengefallen' sind (Luick, a. a. O. S. 146). —

Will man den Ausdruck 'schwebende' für die gedehnten Vokale beibehalten, so mufs man ihn konsequenterweise auch ausdehnen auf die ursprünglich langen Vokale in geschlossener Silbe (aufser vor *r*, *l*, *s*); denn hier zeigt sich ebenfalls schon in spät-me. Zeit ein Schwanken zwischen Länge und Kürze.

Mehrere in Betracht kommende Thatsachen der englischen Lautgeschichte würden sich jedenfalls einheitlich und durchaus befriedigend erklären, wenn wir annehmen, dafs im Mittelenglischen, wenigstens in den meisten Mundarten, alle ae. langen Vokale in offener Silbe (vor verstummendem *e*) zweitonig (diphthongisch) geworden sind.

Kiel. G. Sarrazin.

Don Quixote, Sancho Panza und Dulcinea

in der

englischen Litteratur bis zur Restauration (1660).

Schon ungefähr zwei Jahre, nachdem in Spanien der erste Teil des Don Quixote erschienen war, hat sich in England ein mutiger Mann an die Übersetzung des schwierigen spanischen Textes gewagt. Dieser Mann, der nur durch seine Beziehungen zu Cervantes im Gedächtnis der Nachwelt lebt, Thomas Shelton,[1] hat uns in der Widmung vor dem ersten Drucke seiner Übersetzung selbst Aufschlufs gegeben über Entstehungszeit, Dauer und Wert seiner Arbeit: *Having Translated some five or sixe yeares agoe, 'The Historie of Don-Quixote', out of the Spanish Tongue, into the English, in the space of forty daies: being theruntо more then halfe enforced, through the importunitie of a very deere friend, that was desirous to understand the subject: After I had given him once a view thereof, I cast it aside, where it lay long time neglected in a corner, and so little regarded by me as I never once set hand to review or correct the same. Since when, at the intreatie of others my friends, I was content to let it come to light, conditionally, that some one or other would peruse and amend the errours escaped; my many affaires hindering mee from undergoing that labour* (S. 3 f.). Die editio princeps der Sheltonschen Über-

[1] The History of Don Quixote of the Mancha Translated from the Spanish of Miguel de Cervantes by Thomas Shelton Annis 1612, 1620 with Introductions by James Fitzmaurice-Kelly, 2 vols. (The Tudor Translations ed. by W. E. Henley XIII, XIV), London 1896. Diese beiden Bände enthalten die 1612 gedruckte Übersetzung des ersten Teiles des D. Q., vols. XV, XVI (ebenfalls 1896) die des zweiten Teiles.

setzung erschien 1612 (lic. 19. Januar 1611/2); sie beruht, wie Fitzmaurice-Kelly bewiesen hat (vgl. Introd. S. XXXI f.), auf der Brüsseler Ausgabe des Don Quixote vom Jahre 1607, so daſs Shelton seine Übersetzung wirklich ungefähr fünf Jahre lang im Pult gehabt haben kann. Es wäre nicht übel gewesen, wenn Shelton in diesem langen Zeitraum die Muſse gefunden hätte, seine spanischen Studien noch etwas zu vertiefen und seine Übersetzung nochmals durchzusehen, denn in der uns vorliegenden Gestalt wimmelt sie von zum Teil höchst ergötzlichen Fehlern. Sein moderner Herausgeber hat bereits eine ziemliche Anzahl solch groſser und kleiner Sünden zusammengestellt (Introd. S. XXXV ff.) — ich möchte nur noch an einem Beispiele zeigen, wie leicht sich Shelton, namentlich zu Anfang seiner Arbeit, auf Abwege bringen lieſs. Von Don Quixote, der sich für die Gestalten der Ritterromane wie für wirkliche Wesen erwärmte, sagt Cervantes, daſs er für das Vergnügen, dem Verräter Ganelon einige Stöſse zu versetzen, seine Haushälterin und seine Nichte obendrein hingegeben haben würde: *Diera él, por dar una mano de coces al traidor de Galalon, al ama que tenia y aun á su sobrina de añadidura* (Cap. I).[1] Obwohl Shelton das Wort *ama* bereits vollkommen richtig übersetzt hatte — *Tenia en su casa una ama* (ib. S. 233 a): *Hee had in his house a woman-servant* (S. 23) —, lieſs er sich doch bei diesem zweiten Vorkommen des Wortes an das französische Wort *âme* erinnern und übersetzte flott: *[He] would be content to give his soule, yea and his Nies also, for a good oportunity on the traytor Galalon, that he might lamb-skin and trample him into powder* (S. 26).

Aber trotz dieser Flüchtigkeit, oder vielleicht geradezu dank ihr, geht ein frischer Zug durch die ganze Übersetzung. Wenn Shelton den Sinn einer Stelle richtig erfaſst zu haben glaubte, gab er sie ohne Zögern in kernigem Englisch wieder, ohne sich um die stilistischen Feinheiten des spanischen Textes zu bekümmern. Seine Muttersprache flieſst ihm leicht und reichlich aus der Feder, sein Wortschatz ist ein bemerkenswert groſser. Ein gewissenhafterer, ängstlicher Arbeiter würde, bei den ungenügen-

[1] Vgl. Obras de Miguel de Cervantes Saavedra (Biblioteca de Autores Españoles, Tomo I), Madrid 1846; S. 233 b.

den Hilfsmitteln jener Zeit, an den zahlreichen sprachlichen Klippen Schiffbruch gelitten haben, der beherzte Shelton erreichte das Ziel. 1620 liefs er eine Übertragung des 1615 veröffentlichten zweiten Teiles folgen.

Eine ganz neue Gestalt war übrigens *el Caballero de la Triste Figura*, wie er im Jahre 1612 von Shelton dem englischen Publikum vorgestellt wurde, den Londoner Theaterbesuchern nicht mehr: er war bereits über die eine Welt bedeutenden Bretter geschritten, aber incognito, verkleidet, in der Maske eines Londoner Lehrlings. Mit grofsem Geschick, oder richtiger gesagt, mit grofsem Talent haben die befreundeten jungen Dramatiker Francis Beaumont und John Fletcher die Satire des Spaniers gegen ihre eigenen, für die Rittergeschichte eingenommenen Landsleute, gegen den romanlesenden Bürgerstand gewendet und zugleich auch gegen die ihnen, den akademisch gebildeten Männern, lästige Verherrlichung der Londoner Lehrlinge — in dieser Hinsicht ist ihre treffliche Komödie ein Beitrag zur Geschichte des uralten Zwistes zwischen *town and gown*, der in den englischen Universitätsstädten wohl heutzutage noch hin und wieder bemerkbar ist. Ralph, der Londoner Don Quixote, ist durch eifriges Lesen der Ritterromane zu dem Entschlufs begeistert worden, selbst als fahrender Ritter zum Schutze der Unterdrückten durch die Welt zu reisen: *I do not call to mind that I yet read of a grocer-errant: I will be the said knight.*[1] Auf seinem Schilde soll zur Erinnerung an seinen einstigen Stand eine brennende Mörserkeule abgemalt sein, *the Knight of the Burning Pestle* will er sich nennen, und so haben die Dramatiker auch ihr ganzes Stück betitelt, wobei sie wohl an den bei Cervantes wiederholt[2] genannten *Caballero de la Ardiente Espada*, den Ritter mit dem brennenden Schwerte, gedacht haben werden. Die Abenteuer des Ritters Ralph sind zum grofsen Teil unverkennbar nach den Erlebnissen des Don Quixote gemodelt: auch Ralph besteht darauf, ein Wirtshaus für ein gastliches Schlofs zu halten — wie Don Quixote dem Barbier sein Rasierbecken abjagt, kämpft Ralph mit einem Bader, und wie jener die Ga-

[1] Vgl. Works ed. by Alexander Dyce, 2nd vol. (London 1843), p. 147, Akt I, Sc. 3. [2] Vgl. Cap. I, S. 233b, XVIII, 261a.

leerensträflinge, befreit dieser die Kunden und Patienten des Baders.[1]

Dafs Beaumont und Fletcher das Werk des Cervantes kannten, ist aufser jedem Zweifel; fraglich ist, ob sie es in Sheltons Übersetzung kennen lernten. Ihre Komödie ist aller Wahrscheinlichkeit nach in den Jahren 1610 11 entstanden, Sheltons Arbeit war somit längst vorhanden, und wenn wir erwägen, wie häufig damals Manuskripte bei den Freunden und Bekannten der Autoren im Umlauf waren — man denke an die Citate aus den Handschriften der 'Fairy Queen' Spensers, sowie der 'Arcadia' und der Gedichte Sir Philip Sidneys[2] —, so werden wir die Möglichkeit einer Benutzung der handschriftlichen Übersetzung Sheltons nicht bestreiten können. Die ablehnende Bemerkung des Druckers Walter Burre in der Vorrede des ersten Druckes der Komödie vom Jahre 1613: *Perhaps it will be thought to be of the race of Don Quixote: we both may confidently swear it is his elder above a year* (a. a. O. S. 127) — diese Äufserung hat gar kein Gewicht, denn, mögen die jungen Dramatiker nun direkt aus dem spanischen Original oder aus Sheltons Übertragung geschöpft haben, vom Geschlechte des Don Quixote ist ihr Ritter mit der brennenden Mörserkeule jedenfalls. Und jedenfalls, was nun auch die unmittelbare Quelle der Engländer gewesen sein mag, ist es sehr erfreulich, dafs diese erste englische Spiegelung der unsterblichen Gestalt des Spaniers heute noch eine nicht geringe Anziehungskraft für uns besitzt, dafs der Lehrlingsritter Ralph keine matte Kopie, sondern bei aller Ähnlichkeit doch ein echt Londoner Kind ist. Sein Hauptverdienst bleibt freilich, dafs er im Dienste einer solchen Frau Meisterin steht: die geschwätzige, verliebte, urteilslose Bürgersfrau ist eine der lebensvollsten, mit gröfster künstlerischer Freiheit geschaffenen Gestalten des englischen Lustspiels.

Dem Knappen war das Schicksal weniger günstig als dem

[1] Näheres bei B. Leonhardt, 'Über Beaumont und Fletchers Knight of the Burning Pestle', Annaberg 1885 (Progr. Nr. 499), wozu Engl. Stud. IX, 361 ff., XII, 307 ff., XIII, 156 ff. und meine 'Quellenstudien zu den Dramen Ben Jonsons etc.' (Münchener Beiträge XI, citiert Quellen I) S. 41 f. zu vergleichen sind.

[2] Vgl. Anglia X, 523 ff.

Ritter: Sancho Panza hat auf der englischen Bühne keinen seiner irgendwie würdigen Nachfolger gefunden. Zunächst haben die Dramatiker sich damit begnügt, einige besonders drastische Episoden seiner schmerzensreichen Laufbahn für ihre Zwecke zu verwerten. Mehrere Jahre nach dem Tode des Francis Beaumont, und höchst wahrscheinlich nach der 1620 erfolgten Publikation der Sheltonschen Übersetzung des zweiten Teiles des Don Quixote, liefsen Fletcher und Massinger in dem gemeinsam verfafsten Drama 'The Double Marriage' den Höfling Castruccio das schwerste Schicksal erleiden, welches Sancho während seiner kurzen Statthalterschaft auf der Insel Barataria zu erdulden hatte. Dem hungrigen Sancho werden die lockendsten Speisen vorgesetzt, aber sofort wieder weggenommen auf den Wink seines Leibarztes, des Doktors Pedro Recio de Agüero, der für die Gesundheit des Herrn Statthalters fürchtet (Parte II, cap. XLVII). Dieselbe Kränkung hat in dem englischen Drama der Höfling Castruccio zu erfahren, zur Strafe für seine Sehnsucht nach einem Fürstenleben.[1] In diesem Falle ist die Entlehnung offenkundig, weniger sicher ist, ob Fletcher und Massinger auch bei der Schöpfung des Clowns Geta, der in ihrem pseudohistorischen Drama 'The Prophetess' (1622) als Diener des Kaisers Diocle-sianus erscheint, Sancho Panza als Vorbild im Auge hatten. Wie der Statthalter Sancho, hat auch der zum römischen Ädilen Getianus erhöhte Geta Gerichtssitzungen abzuhalten, aber während Sancho mit allen Ehren aus diesem schwierigen Geschäfte hervorgeht, zeigt sich Geta-Getianus auch in moralischer Hinsicht als schmutziger Bauer.[2] Überhaupt hat sich in beiden englischen Stücken, bei der zweifellosen Nachahmung sowohl wie bei der fraglichen, der Sancho umgebende, von ihm ausströmende Humor verflüchtigt. Castruccio und Geta sind hastig und derb geformte, in jeder Hinsicht untergeordnete Figuren, die nur durch ihre Erlebnisse, nicht durch ihren Witz an den pfiffigen spanischen Bauern erinnern.

Eingehender hat sich später mit dem Wesen, den auffälligsten Eigentümlichkeiten Sancho Panzas der junge William D'Avenant

[1] Akt V, Sc. 1, vgl. Dyce vol. VI und Quellen I, S. 82.

[2] Vgl. Dyce vol. VIII, Quellen I, S. 105 f.

beschäftigt. In seiner Notzucht- und Mord-Tragödie 'The Cruel Brother' (lic. 12. Januar 1627, gedruckt 1630) finden wir zwei komische Figuren: den *country-knight*, den Landjunker Lothario und seinen Diener Borachio, in der Liste der *dramatis personae* verzeichnet als *A Rustic, Tenant and Servant to Lothario* und im Stücke von dem Höfling Dorido charakterisiert als *A bundle of proverbs, whom he* [*Lothario*] *seduced* | *From the plough, to serve him for preferment* (I, 1).[1] Lothario hat mit dem Ritter von der Mancha nur die Ähnlichkeit, dafs auch er einen Sparren zu viel hat: er bildet sich ein, dafs ihn der Herzog von Sienna (Italien ist der Schauplatz der Handlung) mit seiner besonderen Gunst beglücke und läfst sich von dem ränkesüchtigen Höfling Castrucchio in eine blutige Intrigue verwickeln, welche ihm selbst ein klägliches Ende bereitet. Borachio aber mufs uns sofort an Sancho erinnern:[2] wie dieser, namentlich im zweiten Teil des D. Q., von Sprichwörtern überfliefst und sich dadurch den Tadel seines Herrn zuzieht,[3] so liebt er es, Sprichwort an Sprichwort zu reihen, zum grofsen Mifsvergnügen seines Gebieters; wie Sancho in kritischen Lagen stets fürs Davonlaufen ist, handelt auch Borachio nach dem Satze: *He that cannot run for his liberty* | *Hath no courage in his heels* (III, 1, S. 159); Sancho kommt immer wieder auf die ihm verheifsene Grafschaft oder Statthalterschaft zu sprechen, Borachio erinnert seinen Herrn bei jeder Gelegenheit an die ihm versprochenen Ämter, und wie Sancho seiner Teresa, gedenkt auch Borachio wiederholt seiner auf dem Lande harrenden Gattin. Sein Schicksal findet in dem Drama einen seinem Wesen entsprechenden Abschlufs: wie er merkt, dafs sich sein Herr auf gefährliche Abenteuer einläfst, reifst er aus. Die Borachio-Scenen gaben dem Publikum jeden-

[1] Vgl. Sir William D'Avenant's Dramatic Works (Dramatists of the Restoration). In 5 vols., London 1872—74; vol. I, p. 132 f.

[2] Was auch den Herausgebern nicht entgangen ist: *That D'Avenant was acquainted with Cervantes may be safely inferred, for Borachio is quite an Italian Sancho Panza* (S. 146 Anm.).

[3] Don Quixote sagt einmal unwillig: *Eso sí, Sancho ... encaja, ensarta, ovilla refranes* (Parte II, cap. 43). Ähnlich sagt im Drama der Abenteurer Cosimo von Borachio: *How the slave sows his proverbs together* (IV, 1, S. 171). Sein Herr Lothario schilt: *Wilt thou never leave this immense folly?* | *Can nothing serve those dull lips but proverbs?* (I, 1, S. 133).

falls zu lachen, seine Sehnsucht nach einem einträglichen Amt verschafft sich wiederholt komische Geltung — so wie er ist, mit all seinen Schwächen, ist er wohl der gelungenste Vertreter Sancho Panzas auf der englischen Bühne jener Zeit. Ein anderes Drama, in dem Sancho in eigener Person eine Hauptrolle gespielt haben mufs, eine Dramatisierung der ganzen Geschichte des Don Quixote, ist uns leider nur dem Titel nach bekannt. In Buchhändleranzeigen aus den Jahren 1658 und 1661 erscheint 'The Comical History of Don Quixote, or The Knight of the ill-favoured Face'.[1] Das Stück ist spurlos verschwunden, wohl auch eines der zahllosen Bücheropfer des grofsen, dreitägigen Londoner Brandes vom Jahre 1666.

Wenn wir unseren Standpunkt im Jahre der Restauration der Stuarts nehmen, 1660, so bemerken wir im Rückblick auf die seit der Veröffentlichung des ersten Teils des Don Quixote verflossene Zeit noch manche Anspielung auf die Gestalten und Ereignisse des grofsen Romans, dessen Kenntnis die englischen Autoren bei ihren Zuhörern und Lesern voraussetzen. Namentlich Don Quixote selbst und seine angebetete Dulcinea del Toboso werden wie bekannte Typen erwähnt, während der unvergleichliche Sancho ganz im Hintergrunde bleibt. Die folgende, chronologisch geordnete Zusammenstellung solcher Anspielungen wird sich bei ausgedehnterer Belesenheit gewifs noch bereichern lassen:

1607 George Wilkins, 'The Miseries of Inforst Mariage', Akt III: *Now am I armed to fight with a windmill and to take the wall of an emperor; much drink, no money,* sagt Scarborow.[2]

1608 Thomas Middleton, 'Your Five Gallants', Akt IV, Sc. 8: *'Sfoot, I could fight with a windmill now,* ruft der ärgerliche Pyamont aus.[3]

1610 Ben Jonsons Äufserungen beweisen uns, dafs er

---

[1] Vgl. in Fleays 'Chronicle' II, S. 338 den Abschnitt: *Plays Known only by Advertisement.* Fleay fand das Drama angezeigt *1658, at the end of 'The New World of English Words', for N. Brook; 1661, at the end of 'Wit and Drollery'.*

[2] Vgl. Dodsley-Hazlitt vol. IX, p. 525. Auf diese und die nächste Stelle hat mich Fleay (Chron. II, S. 94, 275) aufmerksam gemacht.

[3] Vgl. Works ed. Dyce (London 1840) vol. III, p. 217.

den spanischen Roman nur vom Hörensagen kannte, er stellt Don Quixote wiederholt auf eine Stufe mit einem Helden der von Cervantes ironisierten Rittergeschichten. Truewit wirft seinem Freunde die Beschäftigung mit solchen Büchern vor: *You must leave to live in your chamber, then, a month together upon Amadis de Gaul, or Don Quixote, as you are wont* (Epicœne IV, 1),[1] und Kastril schimpft: *You are a pimp and a trig,* | *And an Amadis de Gaul or a Don Quixote* (Alchemist IV, 4).[2]

1613 Robert Antons Prosatrakt 'Moriomachia', *imprinted at London by Simon Stafford,* soll mit einer Erwähnung des Kampfes zwischen *Don Quishotte and the Barbor, about Mambrinoes inchaunted Helmet* schliefsen.[3]

1615, am 22. Mai, findet sich in dem Register der Stationers' Company für die Drucker John White und Thomas Langley der Eintrag: *the ballet of Dulcina, to the tune of 'fforgoe me nowe, come to me sone'.*[4]

Ob das im Jahre 1615 gedruckte Gedicht 'The Melancholie Knight' von Samuel Rowlands in irgendwelchem Abhängigkeitsverhältnis zu Don Quixote steht, von dem spanischen Werk angeregt ist, wie Gosse[5] anzunehmen geneigt ist, läfst sich nicht beweisen. Das Gedicht ist ein langer Monolog eines armen und deshalb melancholischen Ritters, der seine Lage mit dem Lose reicher Leute vergleicht. Er will keine Possen erzählen, sondern sich nur den Verdrufs aus dem Kopfe dichten:

> Gallants, expect no idle newes,
> For carrying tales I scorne to use,
> Imploy their tongues that way who will,
> Mens heads with strange reports to fill,
> Of what is done in forraigne lands
> I cleer from those things wash my hands. ...
> I have a melancholy Scull
> Is almost fractur'd, tis so full

[1] Vgl. Works ed. Gifford-Cunningham (London 1875) vol. III, p. 409.
[2] Vgl. ib. vol. IV, p. 146.
[3] Vgl. Fitzmaurice-Kelly's Introd. p. XLVII; D. Q. Parte I, cap. XXI.
[4] Vgl. ib. p. XLVII.
[5] In seinen 'Seventeenth Century Studies' (2nd ed., London 1885) S. 86 f.

To ease the same these lines I write,
Tobacco, boy, a pipe, some light.[1]

Rittergeschichten hat dieser trübsinnige Rittersmann in seiner Jugend allerdings auch viele gelesen:

I have red over (while youths glasse did run)
Sir Lancelot of the Lake, the Knight of th' Sun,
Sir Triamour, Sir Bevis, and sir Guy,
Fowre sonnes of Amon, hors'd so gallantly,
And all the old worlds worthy men at armes,
That did revenge faire Ladies wrongs and harmes;
The Monster slayers, and the Gyant killers,
With all the rest of Mars his brave well-willers,
Which to rehearse I never shall be able,
The Worthis Arthur had at his round Table,[2]

aber er gestattet dieser Romantik keinerlei Einflufs auf seine Handlungen, verspürt nicht die mindeste Lust, auf Abenteuer ins Land hinauszureiten. Er findet es viel bequemer, bei seiner Pfeife zu klagen und die Welt zu schmähen, die nur auf das Geld, nicht auch auf die anderen Verdienste eines Mannes achte. Seine Litanei ist mit mancher satirischen Bemerkung über zeitgenössische Verhältnisse gewürzt, und schliefslich trifft seine Satire auch noch die Ritterromane selbst mit ihren wunderbaren Drachenkämpfen. Um zu beweisen, dafs er nicht nur rauche, sondern auch eifrig lese, wolle er selbst eine solche merkwürdige Historie zum Besten geben:

And that the world shall witnesse I am red
(Gainst melancholy vexings in my head)
In auncient stories courage to provoke,
Not spending all my time in taking smoke ...
But that I turne and overturne againe
Old bookes, wherein the worm-holes doe remaine,
Containing acts of auntient Knights and Squires,
That fought with Dragons, spitting forth wilde fires,
The history unto you shall appeare,
Even by myselfe verbatim set downe here.[3]

---

[1] Vgl. den Neudruck des Rowlandsschen Gedichtes für den Hunterian Club, Nr. XXIV (1874), S. 3.

[2] Vgl. ib. S. 8.

[3] Vgl. ib. S. 32 f.

Was er vorträgt, ist eine ganz drollige Parodie der Romanze von *Sir Eglamour that worthy Knight*: wie der edle Ritter mit einem unverwundbaren Drachen kämpft und dem Wurme deshalb, wie dieser einmal gähnt, sein Schwert in den Rachen wirft; wie der Drache in seine Höhle flieht und so fürchterlich brüllt, daſs der Ritter, obwohl ihm sein Schwert leid thut, davonreitet mit den Worten: *I forsake it,* | *He that will fetch it, let him take it.*

Anspielungen auf den Don Quixote finden sich in dem Gedichte des Engländers nicht, und sein egoistischer, behaglich spöttelnder Melancholiker hat mit dem spanischen Visionär sehr wenig Ähnlichkeit — ob aber nicht doch ein innerer Zusammenhang zwischen den beiden Rittern besteht, möchte ich selbstverständlich nicht entschieden bestreiten.

1620 Thomas May läſst in seiner 1633 gedruckten Komödie 'The Heir' den jungen Clerimont in seiner Schilderung eines Verliebten sagen: *To be brief, I will pass over the opinion of your ancient fathers, as likewise those strange loves spoken of in the authentic histories of chivalry, Amadis de Gaul, Parismus, the Knight of the Sun, or the witty knight Don Quixote de la Mancha, where those brave men, whom neither enchantments, giants, windmills, nor flocks of sheep, could vanquish, are made the trophies of triumphing love. ... Neither will I mention the complaints of Sir Guy for the fair Felice, nor the travels of Parismus for the love of the beauteous Laurana; nor, lastly, the most sad penance of the ingenious knight Don Quixote upon the mountains of Siera Morena, moved by the unjust disdain of the lady Dulcina del Toboso* (I, 1).[1]

1623 hat Massinger in 'The Duke of Milan' (II, 1) eine boshafte Äuſserung der Doña Rodriguez über ihre Herzogin wiederholt,[2] und

1629 läſst er in 'The Picture' (II, 1) Corisca ihre Verspottung des Tölpels Hilario schlieſsen mit den Worten: *And so,*

[1] Vgl. Dodsley-Hazlitt XI, 519.

[2] Vgl. des Verfassers 'Quellenstudien zu den Dramen George Chapman's etc.' (Quellen und Forschungen 82) S. 95.

dear Don Quixote, taking my leave, | *I leave you to your fortunes.*

1635 betitelt in dem Drama 'The Lady Mother', welches Bullen gewifs mit Recht Henry Glapthorne zuschreibt, die junge Clariana den ihr verhafsten Werber Sir Geffery: *Good knight of the ill favord Countenance!* (III, 2),[1] und

1639 wiederholt Glapthorne diese Anredeformel in einer ganz ähnlichen Situation der Komödie 'Wit in a Constable'. Clare richtet an Sir Timothy Shallowit die spöttische Frage: *Is it you* | *Sir knight of the ill favored face,* | *That would have me for your Dulcinea?* (IV, 1), wie schon Thorowgood denselben Tölpel betreffs seiner Angebeteten gefragt hatte: *Who's that? my doughty Impe of spur and sword,* | *Some faire Dulcinea de Toboso?* (I, 1).[2]

1638 finden wir ein beachtenswertes Zeugnis für die zunehmende Verwendung des Eigennamens *Dulcinea* zur ironischen Bezeichnung der angebeteten Dame. In der fünften Auflage seines Werkes 'The Anatomy of Melancholy' spöttelt Robert Burton über den Bilderdienst des Verliebten: *'Tis not Venus picture that ... no no but his divine mistris forsooth, his dainty Dulcinia, his deare Antiphila, to whose service he is wholly consecrate, whom hee alone adores.*[3] Die Worte *his dainty Dulcinia* fehlen in den früheren Auflagen; 1621, beim ersten Erscheinen der 'Anatomy', waren die Gestalten des Cervantes den Engländern noch nicht so vertraut.

1652 sagt in James Shirleys allegorischem Spiel 'Honoria and Mammon' ein *Serjeant* von Pfeifen, sie wären *White as my lady's tooth, and shining more* | *Than forehead of Dulcinea del Toboso* (V, 1).[4]

1654 erschien ein Buch, welches dem spanischen Roman gewifs manchen neuen Leser gewonnen haben wird: Edmund Gaytons 'Pleasant Notes upon Don Quixot'. Dieses Werk

[1] Vgl. Bullens 'Collection of Old E. Plays' vol. II, p. 162.

[2] Vgl. Works (London 1874) vol. I, p. 178, 214.

[3] Citiert nach Potters kleinem Aufsatze: *Dulcinea and the Dictionaries* (Mod. Lang. Notes XII, '97, p. 224), welchem ich diese Mitteilung verdanke.

[4] Vgl. Works ed. Gifford-Dyce (London 1833) vol. VI, p. 69.

a gossipy and anecdotal commentary in four books, in both prose and verse, sagt das D. N. B. — ist mir leider nicht zugänglich, ich kenne nur die auf Shakespeare bezüglichen, in den 'Allusion-Books' angeführten Stellen.

Auch die selbständigen Geschichten, welche Cervantes in seinem Bericht von Don Quixotes Leiden und Freuden eingefügt hat, beeinflufsten die englische Litteratur. Besonders *El Curioso Impertinente,* der erbärmliche Gatte, der selbst seine Frau in die widerwillig geöffneten Arme des Verführers stöfst, hat viele Beachtung gefunden. Das 17. Jahrhundert lieferte sechs oder sieben Dramen [1] mit den Motiven dieser empörenden Geschichte, welche dramatisiert, der feinen Seelenmalerei beraubt, doppelt abstofsend wirkt.

Diese und die zahlreichen sonstigen Cervantes-Reflexe der englischen Litteratur zusammenzufassen, bleibt eine lockende Aufgabe.[2] Ich selbst mufs mich mit dieser kleinen Vorarbeit begnügen, mit welcher ich für voraussichtlich längere Zeit den Jagdgründen des 16. und 17. Jahrhunderts Valet sage.

[1] Einige dieser Curioso-Dramen und verschiedene andere Cervantes-Entlehnungen englischer Dramatiker sind in den citierten 'Quellenstudien' behandelt.

[2] Ein Artikel in der Beilage zur Allgemeinen Zeit (Nr. 61, 1898) von Rudolf Fürst, betitelt 'Don Quijote-Spuren in der Weltlitteratur', setzt für die englische Litteratur erst nach der im Vorstehenden betrachteten Zeit ein und bietet überhaupt nur einige der bekanntesten Thatsachen.

Strafsburg i. E. E. Koeppel.

Zur Legende vom heiligen Julianus.

II.

G. Flauberts *Légende de s. Julien l'hospitalier* ist der zweite von seinen *Trois contes* (zusammen erschienen 1877). Ich gebe zunächst eine kurze Übersicht des Erzählten: Schilderung der mittelalterlichen Burg der Eltern, bequem, reich, gut gehalten. Der Ritter ein gutmütiger älterer Herr, seine Gemahlin eine Dame von vornehmer Geburt, ordnungsliebend und thätig. *A force de prier Dieu, il lui vint un fils.* Festlichkeiten bei diesem Anlafs. Die Wöchnerin hat, während sie einsam zu Bette liegt, die Erscheinung eines Eremiten, der ihr verkündet, ihr Sohn werde ein Heiliger werden; bald darauf verkündet ein bettelnder Zigeuner dem Vater mit Bezug auf das Kind: 'viel Blut und Ruhm und Eintritt in eine kaiserliche Familie' und verschwindet geheimnisvoll. Die Eltern halten aber diese Verkündigungen einander verborgen. Sie sorgen vom siebenten Jahre ab für des Sohnes Erziehung. Die Mutter lehrt ihn singen, der Vater mit Pferden umgehen, ein gelehrter Mönch die heilige Schrift, die Zahlen, Miniaturmalerei und Blumen. Vorbeiziehende Kaufleute und Pilger helfen zur Kenntnis fremdländischer Waren und ferner Länder und Sitten. Die Unterredungen des Vaters mit seinen Freunden wecken im Knaben den Sinn für das Kriegshandwerk, doch erhält sich in ihm eine fromme, milde, menschenfreundliche Gesinnung. Dann aber beginnt eine Reihe kleiner Grausamkeiten gegen harmlose Tiere: er tötet ein weifses Mäuschen, das ihn in der Kirche zerstreut hat, erlegt mit dem Blasrohr Singvögel, erwürgt eine Taube, die er mit einem Steinwurf verwundet hat.

Nun unterrichtet ihn auch sein Vater in allen Künsten des Jägers und stellt ihm eine mächtige Meute zur Verfügung, sowie eine reiche Auswahl von Stofsvögeln; und Julian ergiebt sich mit wachsendem Vergnügen der einsamen und rauhen Lust des Vernichtungskrieges gegen die tierische Kreatur. Eines Abends aber, gegen Ende eines Tages, den er wiederum mit lauter erbarmungslosem Vertilgen jeder Art harmloser Geschöpfe ausgefüllt hat, ruft vor dem Verenden ein riesiger schwarzer Hirsch, dem er die Hindin und das Kälbchen erlegt hat, einen dreifachen Fluch über ihn aus und verkündet ihm, er werde die eigenen Eltern morden. Da bemächtigt sich seiner unsägliche Angst; er eilt nach Hause, liegt lange krank, meidet einige Zeit alle Waffen, und da bei der von seinem Stande geforderten Rückkehr zu ihnen unglücklicher Zufall es fügt, dafs er in der That, ohne es zu wollen, das Leben der Eltern gefährdet, so flieht er aus der Heimat.

Er wird nunmehr ein gewaltiger Kriegsmann, der keine Beschwerde scheut, keine Gefahr meidet, doch alle Geistlichen, alle Witwen und Waisen, insonderheit alle alten Leute ängstlich schont. Als Führer mächtiger Heerhaufen, die sich um ihn gesammelt haben, kämpft er in den fernsten Ländern der Erde, siegreich unter Völkern, von denen nur märchenhafte Kunde meldet. Er befreit aus grofser Bedrängnis den Kaiser von Occitanien und erhält als Lohn dessen Tochter zur Gemahlin, samt einem herrlichen Schlofs, das am Bergeshang unter ewig blauem Himmel aufs Meer hinausblickt. Hier lebt er nun in weicher Ruhe, immer wieder vom Drang zur Jagd und zur Vernichtung der Tiere heimgesucht, den er mühsam niederkämpft, weil er fürchtet, ihm folgen könnte ihn der Erfüllung jenes Fluches näher bringen, so sehr ihn seine Gattin, in sein Geheimnis eingeweiht, zu beruhigen sucht. Eines Abends lockt ihn Fuchsgekläff doch zu einem nächtlichen Jagdzuge hinaus. Indes kommen müde und arm Julians Eltern im Schlosse an; jahrelang sind sie seiner Spur gefolgt, freuen sich nun seines Glückes, der lieblichen Schnur und der Erfüllung jener einen Weissagung, vom Eintritte des Sohnes in ein kaiserliches Haus. Die Gattin Julians bewirtet sie freundlich und legt sie in ihr eigenes Bett. Inzwischen erlebt Julian im Walde wunderbare Dinge: an jagdbaren Tieren fehlt es nicht,

aber keines vermag er zu erlegen, er fehlt sie oder seine Waffen gleiten an ihnen ab, in dichten Scharen umdrängen sie ihn, mit höhnischen Blicken seiner spottend, bis er erschöpft und wütend über seine Ohnmacht gegen Morgen sein Schloss wieder erreicht. Im Dunkel des Schlafgemachs tastet er sich nach dem Ehebett, entdeckt darin neben einem langhaarigen Haupte ein bärtiges und tötet mit rasenden Dolchstichen das vermeintliche Ehebrecherpaar, während von draußen er das klägliche Röhren des schwarzen Hirsches vernimmt. Am Abende des Tages nimmt er Abschied von seiner Gemahlin; sie soll die Toten bestatten und für ihn beten, als für einen Toten. Beim Begräbnis der Ermordeten sieht man einen Mönch mit tief niedergezogener Kapuze das Antlitz im Staube liegen und darauf im Gebirge verschwinden.

Er zieht nun als Bettler durch die Welt. Freilich, wo er sein Schicksal erzählt, wendet man sich mit Grauen oder Entrüstung von ihm ab. Dann sucht er die Einöde. Zieht es ihn in die Städte, so weckt das leere Treiben der Menschen seinen Widerwillen, der Blick auf glückliches Familienleben schmerzt ihn tief innen. Auch die Tiere, die er jetzt teilnehmend betrachtet, fliehen ihn. Die Erinnerung seines Frevels läßt ihm keine Ruhe. Er wirft sich, um Menschenleben zu retten, ins Feuer und andere Gefahr, ohne doch den ersehnten Tod zu finden. Der Blick in ein Wasser, darein er sich stürzen möchte, zeigt ihm in der eigenen abgezehrten, kummervollen Erscheinung das Bild des Vaters, und das hält ihn vom Selbstmord ab. Da kommt ihm einst am Ufer eines Stromes von stürmischem Laufe und mit schlammigen Ufern, wo lange schon keiner mehr überzusetzen wagt, der Gedanke, als Ferge anderen zu dienen. Mühselig legt er einen Weg ans Wasser an, setzt einen alten Kahn notdürftig in Stand, baut sich eine ärmliche Hütte und treibt nun geduldig, durch Roheit nie sich reizen lassend und nur hie und da mit einer kümmerlichen Gabe belohnt, leidend von Frost oder auch von Mücken und Staub, dann wieder von quälender Erinnerung heimgesucht, das Gewerbe des Fährmanns. In einer stürmischen Nacht ruft ihn eine mächtige Stimme vom anderen Ufer. Er findet einen Aussätzigen in Fetzen gehüllt, mit schauerlich glühenden Augen. Alle Kraft aufbietend setzt er ihn über und geleitet ihn in die Hütte, wo

er ihn beim Scheine des Lämpchens noch grauenvoller erblickt als zuvor. Er speist und tränkt ihn, so gut er es vermag, sucht ihn auf seinem Lager zu erwärmen, legt sich zu dem Ende, da es der Aussätzige so will, nackt auf den ekelhaften Leib des Kranken. Da verwandelt sich der in eine Gestalt von göttlicher Schönheit und Hoheit. Es ist unser Herr Jesus, der ihn zur Herrlichkeit des Himmels mit sich emporhebt. *Et voilà l'histoire de s. Julien l'hospitalier, telle à peu près qu'on la trouve sur un vitrail d'église, dans mon pays.*

Bleibt der spanische Bühnendichter bei der Spärlichkeit dessen, was wir von seinem Leben wissen, und dem Sichverlieren seiner Produktion in dem breiten Strome gleichartiger Erzeugnisse von Zeitgenossen eine Persönlichkeit von beklagenswert unbestimmten Umrissen, so steht Gustave Flaubert uns zeitlich so nah und tritt seine menschliche Eigenart in seinen Briefen, die Besonderheit seines künstlerischen Schaffens in seinen allbekannten Werken uns so faſsbar gegenüber, daſs man denken möchte, die Erklärung der besonderen Gestalt, die ein gegebener Stoff durch ihn empfangen hat, möchte hier leichter werden als sonstwo. Gewissermaſsen ist dem auch so, doch immer nur insofern, als der vornehm gesinnte, den wenigen Freunden und Freundinnen mit warmer Hingebung zugethane Mensch, den die Briefe kennen lehren, in seiner Erzählung vom heiligen Julian wie überall in seinen Werken sich geflissentlich verbirgt, auch dieses kleine Gelegenheitserzeugnis gleich den bedeutenderen Schöpfungen ein persönliches Gepräge aufser durch die erstaunliche Sorgfalt der Ausführung am meisten noch gerade durch das völlige Verschwinden des Verfassers erhält. Er sah es ungern, wenn man etwa in einer Vorrede in allzu direkte Beziehung zu den Lesern trat; '*qu'avez-vous besoin de parler au public? il n'est pas digne de nos confidences*' (Corresp. II, 329); er vermochte andererseits G. Sand kaum zu verstehen, wenn sie in seinen Schriften vermiſste, was eigene aufserlitterarische Überzeugungen und Bestrebungen hätte erkennen lassen; für ihn gab es nur die eine Aufgabe, mit beharrendem Aufbieten aller Kraft volle Wahrheit und Schönheit der Darstellung zu erreichen, den Gegenstand verstandesmäſsig von allen Seiten gänzlich zu durchdringen und das alsdann der Phantasie völlig greifbar Gegenwärtige mit allen

Mitteln der prosaischen Rede für andere fest zu bannen. Auf die Wahl des Stoffes kam wenig an; die Kunst war um ihrer selbst willen da; sie sollte und wollte weiter nichts als die Fülle ihres Vermögens erweisen. Gelang ihm, darin dem eigenen Urteil Genüge zu thun, vielleicht gar noch bei ein paar Freunden Zustimmung zu finden, dann war alles übrige gleichgültig. Den Leser, der auch mit mäfsiger Prosa zufrieden war, der von lockend, aber unwahr geschildertem Glanze vornehmen Lebens sich etwa gefangen nehmen liefs, oder der vor plump herbeigeführter Rührung oder Spannung sich nicht mehr Rechenschaft gab, wie oft er sich schon durch den gleichen Köder hatte fangen lassen, den verachtete er viel zu tief, als dafs er sich hätte bemühen können, auch ihm etwas zu werden oder ihn sachte zu erziehen. Von Wertschätzung der Zeichen eines Wohlgefallens an 'höherem Orte' konnte noch weniger die Rede sein: *les honneurs déshonorent, les titres dégradent, la fonction abrutit.* Die stolze Hingabe an den einzigen Beruf, der Ernst der Kunstübung müssen ihm Hochachtung gewinnen; die mafslose Geringschätzung des *bourgeois*, dem kein opferwilliger Eifer für das Gemeinwohl, kein leidenschaftlicher Kampf um sein gutes Recht Verzeihung erwirkt für Lücken seines Wissens und Unsicherheit seines Geschmacks, mag gleichfalls, wenigstens bei manchen, Verständnis und Beifall finden; doch wird der Schriftsteller Flaubert allen denen menschlich immer fern stehen bleiben, die über die genaueste äufsere Beobachtung hinaus an einem teilnahmvollen Eindringen in die geheimen Regungen der Menschenseele, an einem gerührten Mitfühlen ihrer Zweifel und Ängste, Hoffnungen und Freuden sich beteiligen möchten. Die eisige Kälte, mit der er die Geschöpfe seiner Phantasie leben und untergehen sieht, wenn es nicht geradezu Widerwille ist, was sie ihm einflöfsen, geht auch auf den Leser über, der über den Respekt vor scharfblickender Beobachtung des Sichtbaren und vor virtuoser Handhabung der Ausdrucksmittel kaum hinausgelangt. Es hat sich doch wohl an ihm gerächt, dafs das Studium, das er sich auferlegte, so sehr ein Studium aus Büchern war, die ihm Einblick in alle Regionen des von Menschen Gewufsten und Herrschaft über den ganzen Reichtum seiner Sprache gewähren sollten; dafs er nicht mehr, als es geschehen ist, sich hat angelegen sein lassen oder sich

hingezogen fühlte, mit einer Liebe, die nicht blind zu sein brauchte oder vielmehr blind nicht sein durfte, seine menschliche Umgebung in ihrem Treiben zu begleiten und erratend zu verstehen. Es war schwerlich Armut seines Naturells, was diesen Mangel seiner Schriftstellerei verschuldete; keiner wird ihn der Herzenskälte zeihen, der seine Korrespondenz kennt und sich seiner brieflichen Äufserungen an und über Frauen und Kinder, an aufstrebende junge Freunde, an vom Tode geliebter Personen Betroffene erinnert. Es war vielmehr das unselige Axiom *que l'artiste ne doit pas plus apparaître dans son œuvre que Dieu dans la nature* (eb. II, 219), ein Vergleich, der übrigens selbst zu Erörterungen Anlafs geben könnte. Es ist aber im Grunde hier kaum der Ort, auf die künstlerische Eigenart Flauberts einzugehen, wo nur von dem zweiten seiner *Trois contes* vom Jahre 1876 zu reden ist; denn diese drei Erzählungen treten doch, wenngleich auch sie lebhaften Beifall gefunden und schon bis zu des Verfassers Tode (1880) vier Auflagen erlebt haben, neben seinen übrigen Werken weit zurück, waren in seinen eigenen Augen nur eine Erholung von schwererer Arbeit. Der 1821 geborene Verfasser hatte 1857 mit *Madame Bovary* eine Stelle in der Wertschätzung des Publikums erobert, zu der ihn seine folgenden Werke allein kaum würden emporgehoben haben. *Salammbô, L'Education sentimentale, La tentation de s. Antoine* (1862, 69, 74) hatten ihn ganz anderen Kraftaufwand gekostet, waren aber nicht geeignet, gleich weit gezogene Kreise zu beschäftigen; sie verlangten vom Leser viel zu viel Fähigkeit, sich in weit abliegende Kulturverhältnisse zu versetzen, viel zu viel Neigung, psychologischen Prozessen zu folgen, viel zu viel Respekt für das Aufsuchen und annähernde Lösen schwieriger technischer Aufgaben, als dafs ihr Erfolg dem des früheren Werkes hätte gleichkommen können. Es verdrofs den Verfasser, immer nur von diesem sprechen zu hören, *comme si je n'avais pas fait autre chose.* Er sagt einmal (eb. II, 319): *La Bovary m'embête. On me scie avec ce livre-là. Car tout ce que j'ai fait depuis n'existe pas. Je vous assure que si je n'étais pas besogneux, je m'arrangerais pour qu'on n'en fît plus de tirage.* Aber er war nicht der Mann, der in seinem Thun und Lassen durch die Neigungen der Menge hätte bestimmt werden können.

Im Jahre 1874 unternahm er eine Arbeit, an deren Vollendung ihn freilich nur der Tod hinderte, die aber, auch wenn sie so oder so zu einem — übrigens kaum vorstellbaren — Abschlufs gediehen wäre, dem Urheber für unsägliche Mühen wohl noch weniger Dank eingetragen hätte als sein *Saint Antoine*. Der Gedanke, die zwei nicht mehr jungen, zu einigem Wohlstand gelangten Philister Bouvard und Pécuchet sich in den verschiedensten Zweigen wissenschaftlicher und praktischer Thätigkeit nacheinander versuchen und nach notwendigen Mifserfolgen von jedem sich wieder abwenden zu lassen, von der Politik zur Hygieine, von der Astronomie zum Ackerbau, hätte für einen Humoristen, der die zwei harmlosen Schwärmer etwa mit lebendig geschauten, in der von jenen versuchten Thätigkeit entschlossen, kräftig und erfolgreich wirkenden Menschen in ergötzlichen Wettbewerb gesetzt hätte, vielleicht der Kern eines bei mäfsiger Ausdehnung erfreulichen Buches werden können. Aber Humor ging Flaubert völlig ab; das heitere Lachen, das der ganze Vorgang zu erregen geeignet war, und in das Bouvard und Pécuchet schliefslich selbst hätten einstimmen können, kommt ihm nicht; er bleibt bei spöttischer Gehässigkeit gegen den *bourgeois*, und statt nach wirksamen Kontrastfiguren im wirklichen Leben sieht er sich, seinen zwei Geschöpfen selbst ähnlicher als er es ahnt, nur nach Büchern um, aus denen ihm selbst die Vertrautheit mit den Methoden, der Terminologie, den neuesten Ergebnissen aller am Leser vorüberziehenden Wissenschaften und Künste kommen soll. Ein Werk, das der Verfasser selbst schon beim Beginn der Arbeit ein *livre absurde, insensé* nennt, von dem er meint: *il faut être maudit pour avoir l'idée de pareils bouquins* (eb. 263), das bei gröfstem Fleifse so langsam vorrückt, an dem man mit so lebhafter Empfindung des Altgewordenseins thätig ist, und mit so vollständiger Gewifsheit des Mifserfolges, kann kaum gelingen; da helfen keine 1500 Bände, die man zu nötiger Vorbereitung fortwährend, und zwar mit Entrüstung über den darin aufgestapelten Unsinn, liest und excerpiert. So hat denn Flaubert nach etwa einjähriger Vorarbeit im Oktober 1875 vorübergehend wirklich darauf verzichtet, das Unternehmen weiterzuführen: *Bouvard et Pécuchet étaient trop difficiles, j'y renonce; je cherche un autre roman sans rien découvrir* (eb. II, 216),

und erst später, aber nicht lange darauf, die undankbare Arbeit wieder aufgenommen, um sich bis an sein Lebensende damit zu quälen. In der Zwischenzeit aber schrieb er rasch die drei Erzählungen, zuerst, so scheint es, den *Saint Julien, uniquement pour m'occuper à quelque chose, pour voir si je peux faire encore une phrase, ce dont je doute,* dann die *Histoire d'un cœur simple,* in der, mehr als sonst irgendwo bei Flaubert, die gerührte Teilnahme des Dichters an dem Ergehen eines armen, beschränkten Menschenwesens spürbar wird (*cela n'est nullement ironique comme vous le supposez, mais au contraire très sérieux et très triste. Je veux apitoyer, faire pleurer les âmes sensibles, en étant une moi-même,* 234), und endlich die *Hérodias* (Oktober 1876 bis Februar 1877), die im April 1877 vereinigt erschienen. Uns geht hier nur der *Saint Julien* an, obschon der Verfasser gerade dieser Erzählung weniger Bedeutung beizulegen scheint als den beiden anderen. Er spricht davon als von *une petite bêtise 'moyennageuse'*, deren Hauptverdienst es war, dafs sie ihn in wohlthuender Weise aus unerfreulicher Gegenwart in eine reinlichere Welt versetzte, *une petite niaiserie dont la mère pourra permettre la lecture à sa fille* (218, 222). Es mag wohl sein, dafs die Lust, gerade dieser Legende seine Darstellungskunst zuzuwenden, ihm beim Anblick der Glasmalerei in der Kathedrale seiner Vaterstadt gekommen war. Er erwähnt dieses Kunstwerkes in den Schlufsworten, als lese man bei ihm dasselbe, was man in der Kirche sehe; er hätte auch gewünscht, sein Verleger hätte einer Ausgabe des *S. Julien* ein Kunstblatt beigefügt, das dem Leser die bei Langlois gegebene Zeichnung, jedoch in farbiger Wiedergabe, vor Augen gebracht hätte. Wie wenig aber jenes Fenster und die Erzählung Flauberts einander deckten, das war gerade, was nach seinem Willen aus der Zusammenstellung erhellen sollte. *En comparant l'image au texte, on se serait dit: 'Je n'y comprends rien. Comment a-t-il tiré ceci de cela?'* (319). Der Wunsch blieb damals unerfüllt, und die prachtvoll illustrierten Ausgaben des Heil. Julian und der Herodias, die es heute für reiche Liebhaber giebt, sind erst lange nach Flauberts Tode (nämlich 1895) erschienen.

Wer Flauberts Erzählung mit dem knappen Berichte der lateinischen Legende zusammenhält, wird sich nicht wundern, dafs

er bei dem Franzosen auf manche breite Beschreibungen stöfst, die der geschickte Stilist in glänzender Ausführung an verschiedenen Stellen eingereiht hat, zumeist, um als richtiger Romantiker es an Lokal- und Zeitfarbe nicht mangeln zu lassen. Freilich hat er das in der Mehrzahl der Fälle ohne viel Gewinn für die Wirkung seines Vortrages gethan: wir lernen die heimatliche Burg Julians einigermafsen kennen, doch ohne jede Andeutung etwa lieber Gewohnheiten, die später dem Fliehenden das Scheiden erschwert hätten; wir sehen weiterhin das herrliche Schlofs am Meeresufer, wo Julian mit der Kaiserstochter wohnt, und von dem ihm bitter werden mag sich loszureifsen. Anschaulich und wirkungsvoll tritt das öde Stromufer vor unseren Blick, wo der Büfser seines mühevollen Fergenamtes waltet. Auch die reizvolle Erscheinung der Tochter des Kaisers von Occitanien ermangelt nicht des Glanzes, während ihre geistige Persönlichkeit in tiefem Schatten bleibt. Wenig fördert hinwieder der ausführliche Bericht über des Ritterknaben Erziehung, über die Festlichkeiten, zu denen seine Taufe Anlafs giebt, und späterhin über seine Kriegsthaten, wobei es dem Verfasser beliebt hat, sich die mittelalterliche Unklarheit der geographischen und geschichtlichen Vorstellungen anzueignen, als ob er hier blofser Übersetzer wäre. Weit eher ist künstlerisch gerechtfertigt die lange und qualvolle Irrfahrt, die der Schuldbeladene vollzieht, bevor er in seinem demütigen Fergendienst einen gewissen Frieden findet, und am Ende auch das Verweilen bei der an den Meister V. Hugo gemahnenden Greulichkeit der dem Aussätzigen gegebenen Liebesbeweise. Von den Menschen, die in der Erzählung auftreten, ist nur Julian zu lebendigerer Persönlichkeit herausgearbeitet, und das soll nicht gerade als Mangel bezeichnet werden: dafs von seiner Gemahlin, die übrigens seine Bufse nicht teilt und schon darum mehr im Hintergrunde bleiben durfte, eine bestimmtere Vorstellung nicht zu gewinnen ist, wurde bereits bemerkt; aber auch die Eltern sind individueller Züge bar oder zeigen doch nicht solche, die Teilnahme zu wecken, besondere Anhänglichkeit des Kindes und späterhin besonders bittere Reue natürlich erscheinen zu lassen vermöchten. Bemerkenswert ist aber die Weise, wie Flaubert Wesen und Schicksal Julians selbst neu gestaltet hat. Offenbar soll dem Frevel Julians der Charakter

des ein für allemal durch ein aufser dem Menschen liegendes Schicksal Vorherbestimmten und völlig Unverschuldeten genommen werden; er soll sich aus dem allmählichen Wachsen in ihm selbst liegender bösartiger Neigungen erklären. Daher jene bei keinem Vorgänger Flauberts auch nur angedeuteten kleinen Herzlosigkeiten des Knaben, die sich bald zu der wilden Vernichtungswut des harten Jägers steigern. Es steht denn auch bei ihm die Weissagung des Hirsches beinahe wie die Verkündigung himmlischer Rache für die mifshandelte Tierwelt da, während in der Legende der Hirsch ein Kommendes einfach aus jenem geheimnisvollen Wissen vom Künftigen heraus kund thut, das der Volksglaube jederzeit manchen Tieren zugetraut hat. Es stimmt dazu, dafs in der verhängnisvollen Nacht die Tiere in sicherer Gewifsheit der Strafe, die jetzt über ihren Verfolger hereinbrechen wird, aller früheren Scheu vor ihm bereits ledig sind, deutlich seiner spotten. Freilich möchte man wünschen, dafs der Erzähler andeutete, an welchem Punkte Julian über die Grenze dessen hinaustritt, was jederzeit und insonderheit im Mittelalter als berechtigter und löblicher Jagdeifer galt, und man empfindet es als grausame Härte, dafs Julian durch keine Schonung, die er seit des Hirsches Weissagung auf seinen Kriegszügen den Wehrlosen angedeihen läfst, durch kein kräftiges Niederkämpfen des fortbestehenden Dranges zur Jägerei, die vorbestimmte Verschuldung von sich abzuwenden vermag. Und ist es nicht auch ein schweres Gebrechen der Geschichte in dieser neuen Anlage, dafs die Frevelthat selbst als eine schliefsliche Folge von Julians gefährlicher Leidenschaft doch in keiner Weise angesehen werden kann, dafs sie vielmehr nur durch einen entschuldbaren Irrtum herbeigeführt, eine Handlung ist, die, wenn die Voraussetzung des Ehebruchs zutraf, als durchaus verzeihlich noch heute gelten würde und noch entschiedener früher galt? So wie der Dichter, von der Legende sich entfernend, die Schreckensthat aus etwas einfach über den Schuldlosen Verhängtem zu einem durch sein Wesen Bedingten und Vorbereiteten zu machen unternimmt, müfste dieses neue Motiv auch durchgreifend wirksam werden, die Schuldthat aus ihrem Keime folgerichtig hervorgehen. Wenn die plötzliche Überzeugung Julians von dem Ehebruche seines Weibes in der Legende schon wegen des Lakonismus ihrer

Berichterstattung einfach hinzunehmen ist, am Ende auch durch den freilich nur vermeintlichen Augenschein gerechtfertigt wird, so könnte es doch überraschen, dafs Flaubert nicht, wie sein spanischer Vorgänger, Anlässe und Regungen grundloser Eifersucht eingeschaltet hat, wenn man nicht annähme, er sei wenigstens hier mit Willen Erweiterungen des gegebenen Stoffes aus dem Wege gegangen, die zu gefährlicher Teilung des Interesses hätten führen können. Ohne Schaden hätte er auch die zwei den Eltern gewordenen Weissagungen unerfunden gelassen, deren eine sie doch nicht mehr sich erfüllen sehen, und deren keine auf ihr Handeln irgend spürbar einwirkt; und je mehr er Julian mit dem Ruhme seiner Kriegsthaten die Welt erfüllen läfst, desto schwerer versteht man, dafs seine Eltern Jahre brauchen, um seine Spur zu finden. Freilich, dieses Auffinden des Sohnes, der alles gethan hat, um Vater und Mutter zu meiden, durch das mühsam wandernde Greisenpaar bleibt in allen Versionen unerklärt; hier bleibt Raum für glückliche Erfindung eines etwa noch kommenden Bearbeiters. Auch darüber liefse sich noch reden, wie man sich zu erklären habe, dafs Julians Weib, die bei Flaubert wie in der Goldenen Legende (nicht aber bei dem Spanier) durch den Gatten ins Geheimnis seines Lebens gezogen ist, nicht irgend etwas thut, um das geweissagte Unheil zu verhüten, das durch das Eintreffen der Eltern in drohende Nähe gerückt ist. Doch des Nörgelns mag genug sein. Nur eines mufs noch als beachtenswerter Fall des Abweichens vom Überlieferten zur Sprache kommen. Weder in der Legende noch bei Mira läfst Julians Weib es sich nehmen, dem Gatten, so schwer er sie durch ungegründeten Verdacht gekränkt hat, ins Elend zu folgen; hier wie dort teilt sie sein Büfserleben und wird sie mit ihm in die ewige Seligkeit eingehen. Nicht so bei Flaubert. Hier empfängt und vollzieht sie die letzten Anordnungen des Gatten, der auch für sie fürderhin ein Toter sein will, und verschwindet damit aus der Erzählung. Nichts könnte verkehrter sein, als wenn man dieses Verfahren des Künstlers auf Abneigung des hartnäckigen Junggesellen gegen das andere Geschlecht, auf eine geringe Meinung zurückführen wollte, die er von dessen Herzensbeständigkeit oder Ausdauer in schweren Leiden gehegt hätte. Flaubert ist durch innige Freundschaft und volles Vertrauen an Geist und

an Gemüt gleich bedeutender Frauen beglückt gewesen und hat, wie seine Briefe zeigen, beides auf das herzlichste erwidert. Es mag ihm grausam und ungerecht erschienen sein, die Schwache und die Schuldlose der gleichen Pein erst eines jahrelangen Umherirrens und hernach des harten Büfserdienstes zu unterwerfen, die der Frevler gegen die Natur gerechtermafsen erduldete; und andererseits war wohl in seinen Augen die gräfsliche Schuld durch keine Ruhelosigkeit des Daseins, durch keine Entbehrung, durch keine Härte aufopferungsvoller Arbeit hinreichend zu sühnen, solange dem Sünder der Trost der mit ihm in Treue leidenden Genossin des Lebens blieb. Dies ist die Stelle, wo in Flauberts Bearbeitung des mittelalterlichen Stoffes der Geist einer neuen Zeit am deutlichsten spürbar wird, der Geist einer wirklichen, ernsthaften Hochschätzung des Weibes, des Erbarmens mit seiner leiblichen Schwäche und des Dankes für seine jedes Los des Mannes versüfsende Treue; dies ist die Stelle, wo er am ehesten, wenn nicht allein, mit Glück geneuert hat.

Berlin. Adolf Tobler.

(Fortsetzung folgt.)

Die altprovenzalische Liederhandschrift N².

(Cod. Phillipps 1910 der Königlichen Bibliothek zu Berlin.)

I.

Die altprovenzalische Liederhandschrift N² (Cod. Phillipps 1910 der Königlichen Bibliothek zu Berlin) ist wiederholt beschrieben worden. Im Jahre 1881 zog sie Constans nach längerer Vergessenheit, der sie die spärlichen Angaben bei Pierquin de Gembloux und Mary-Lafon nicht entrissen hatten, aus der Bibliothek des verstorbenen Sir Thomas Phillipps in Cheltenham ans Licht, teilte ihren Inhalt mit und druckte eine Anzahl teils bisher unbekannter, teils für die Textkritik besonders wichtiger Abschnitte aus ihr ab;[1] sodann verzeichnete sie Alfred Schulze unter den von der Königlichen Bibliothek zu Berlin 1889 erworbenen Meerman-Hss.;[2] endlich hatte ich in meiner Ausgabe der jetzt mit ihr verbundenen prov. Sprichwörter des siebzehnten Jahrhunderts auch von ihr zu sprechen.[3] Auf dem Rücken des neuen Pergamenteinbandes liest man *POEME PERIGOURDIN et PROVERBES Provenceaux* [sic]. *Ma[nuscript]*, auf der Innenseite die Signaturen unter früheren Besitzern: *No 737* [Collège de Clermont in Paris] *on a slip of paper; 842 MSS Meerman;*[4] *1910 MSS Phillipps.* Die drei groben Vorsatz-

[1] Revue des langues romanes XIX, 261 ff. und XX, 105 ff.

[2] Die romanischen Meerman-Hss. des Sir Thomas Phillipps in der Kgl. Bibliothek zu Berlin. Berlin 1892, p. 3—4.

[3] Die neuprov. Sprichwörter der jüngeren Cheltenhamer Liederhandschrift. Berlin 1897, p. 1 ff.

[4] Cf. Bibliothecae Meermannianae t. IV. Catalogus codicum mss., 1824, p. 145.

blätter, deren erstes das Bücherzeichen des englischen Bibliophilen trägt, sind leer; die 28 Blätter der Liederhandschrift selbst sind von fol. 1 – 25 v°, col. a zusammenhängend, von dort an nur noch vereinzelt (f. 27 v° und 28 v°) beschrieben; darauf folgen 16 Blätter aus anderem Papier, auf denen eine spätere Hand die schon erwähnte Sprichwörtersammlung eingetragen hat (f. 29 r° bis 42 r°); den Schluſs bilden wieder drei Schutzblätter. Wann die beiden Teile, welche man gegenwärtig zusammenfindet, unter ein Dach gebracht worden sind, wird nicht mehr festzustellen sein. Bei der Verschiedenheit des Schreibstoffes ist es wohl fraglich, ob, wie Constans glaubt, 'la fin du registre est longtemps restée vide et n'a été utilisée que plus tard',[1] oder ob nicht vielmehr beide ursprünglich getrennt waren. Sicher ist, daſs die Niederschrift der Trobador-Lieder und -Biographien aus einer viel früheren Zeit stammt als die des neueren Dialektdenkmals. Nach Constans' Schätzung ist sie im sechzehnten Jahrhundert erfolgt, was aus der Form der etwas steilen, der französischen 'bâtarde' ähnlichen Cursive hervorgehe. Der Kopist war, wie derselbe Gelehrte vermutet, ein Italiener: denn auf einen solchen weisen die Worte hin: *Guarda alle carte 20* (f. 22 v° b), mit denen die f. 20 r° b abgebrochenen Nachrichten über Guiraut de Borneill wieder aufgenommen werden, die Fehler *Peire da* (statt *de*) *la Mula* (f. 24 r° a) und *parecle* ('einige', f. 6 v° a). Diese Beispiele lassen sich leicht vermehren: dem erwähnten Vermerk entspricht nämlich f. 20 r° b ein *alle c[arte]* (das übrige ist abgegriffen), und f. 22 v° b steht eine weitere Notiz in der gleichen Sprache. Auch in dem prov. Texte sind Italianismen nicht selten, namentlich nicht in der ungebundenen Rede, doch mögen sie sich oft schon in die Vorlage eingeschlichen haben. Die Willkür der Trennung und Zusammenfügung der Worte zeugt von geringem Verständnis des Inhalts.

Nach diesen Feststellungen, die sich später noch bestätigen werden, wird man sich fragen, ob die Handschrift ein einheitliches Ganze bildet oder sich in einzelne Abschnitte zerlegen läſst. Die Tinte ist zwar stellenweise verschieden, die Hand scheint

[1] Rev. d. l. r. XIX, 262.

aber durchaus dieselbe zu sein; nur ist die Schrift von f. 9 r° a an dünner und gedrängter, nähert sich jedoch allmählich wieder der des Anfangs. Das Manuskript ist also von einem Kopisten, wenn auch vielleicht mit Unterbrechungen, gefertigt worden. Erst nachträglich, aber vermutlich von demselben Manne, wurde auf f. 27 v° ein Gedicht des Vizgrafen von Saint Antoni hinzugefügt, wobei die Absicht ursprünglich vorhanden war, die so entstehende Lücke (von 25 v° b bis 27 r°) anderweitig auszufüllen. Noch später wird auf der letzten Seite Peire d'Alvergnes *Cantarei d'aqetz trobadors* hinzugekommen sein. Der Grundstock selber zerfällt deutlich in zwei Teile. Den ersten bilden die Lieder von 'N'Arnautz Daniels', 'Pistoleta', 'N'Ues de Saint Circ', 'Raembautz de Vaqueiras', 'Roembauç d'Aurenga', denen immer die Biographie (bei Uc de S. Cires *Longamen ai atenduda* [5] auch die *razo*) vorangeht. Der zweite beginnt f. 18 v° b mit 'Guillems de Capestaing', dessen Liebesgeschichte dem Sammler interessanter scheint als seine Gedichte, die in herkömmlicher Weise angekündigt,[1] aber dann nicht mitgeteilt werden. Von 'Jaufres Rudels' ist *Quant lo rossignols el fuoillos*, von 'Peire d'Alverne' sind drei Lieder den Lebensbeschreibungen beigegeben. Die von 'Girautz de Borneil', die ohne erkennbare Ursache abgebrochen, nachher aber fortgesetzt wird, zählt zum erstenmal blofs die Anfangsverse der Gedichte auf. Nachdem noch 'Ricauz de Berbesius' *Tuit demandon qu'es devengud'amors* ohne weitere Nachricht gefolgt ist, kommen von hier ab nur Biographien, unter denen die mit *razos* und mit einem Verzeichnis von Liedern versehenen des 'Peire Vidals', 'Bernartz de Ventador', 'Folquet de Marseilla' (sic) und 'Gauselms Faidiz' die wichtigsten sind. Im ersten Teile stehen also die Werke, im zweiten die Lebensbeschreibungen im Vordergrund; jener bekundet mehr ein ästhetisches, dieser ein litterarhistorisches Interesse.

Die zwölf Gedichte, mit denen Arnaut Daniel den Reigen anführt, entsprechen, wie schon Canello in seiner Ausgabe gezeigt hat,[2] den ersten zwölf, die von diesem Sänger in I (Paris,

[1] *Et aqui son de las chansons d'en Guillem, bonas e bellas* (19 r° a).

[2] La vita e le opere del trovatore Arnaldo Daniello. Halle 1883, p. 84.

Bibl. Nat. 854) und K (Bibl. Nat. 12473) überliefert sind.[1] Auch ihre Reihenfolge in N² stimmt mit der in IK so genau wie mit der in keiner anderen Handschrift überein. Nur bietet N² das 6. *Sim fos amors* und das 7. *Lo ferm voler* in umgekehrter Ordnung als IK, geht also hier mit BM(M²)c, die nach Canellos Ansicht möglicherweise die ursprüngliche bewahrt haben,[2] und nicht mit ASR³. Von Pistoletas Liedern hat die Handschrift nur das erste der fünf in I;[3] ihr 2. *Plus gais sui q'eu non sueill* fehlt dagegen in IK.[4] Die zwölf von Uc de Saint Circ, welche sich in N² anschliefsen, werden sämtlich auch in I, und zwar in derselben Reihenfolge, überliefert; indessen sind in unserer Handschrift das siebente und die beiden letzten von I ausgelassen, während zu 5. *Longamen ai atenduda* eine anderswo nicht überlieferte *razo* hinzugekommen ist. Von Raimbaut de Vaqueiras sind die ersten acht die gleichen wie in I, während das 9. *Eram requier sa costum'e son us* der gröfseren Handschrift fehlt, das 10. *Del rei d'Aragon coussir* von ihr unter den Sirventesen aufgeführt wird.[5] Ähnliches gilt von Raimbaut d'Aurenga: auch hier stimmen 1—15 überein; dann aber bleibt nicht blofs das 16. Gedicht von I, das nur eine Wiederholung des 9. ist, sondern auch das 17. unberücksichtigt, wofür fünf neue in N² geboten werden. Das letzte von diesen, die Tenzone zwischen Lignaure und Guiraut de Borneill, ist freilich nur unter der Voraussetzung am Platze, dafs, wie Kolsen[6] wahr-

[1] Das dreizehnte (Canello, Nr. 1), das I und K an anderer Stelle, unter den Sirventesen, bringen, ist in N² nicht berücksichtigt.

[2] P. 80: *Rispetto all' inversione dei nn. 3 e 4* (von B) *in A, è lecito dubitare se esso A oppure B abbia deriato dal capostipite comune. IKSR³ stanno con A: stanno con B. N²M(ed M²)c e, per lasciare delle testimonianze meno sicure; e se si considera che IK anche in altre serie s'accordano con AB, ma in ordine inverso, la loro testimonianza sarà qui da sottrarre ad A e da dare a B, che così ci si mostrerebbe miglior conservatore dell' ordine del capostipite comune.*

[3] Cf. das Inhaltsverzeichnis der Handschrift I von P. Meyer im Catalogue des mss. français, I (Paris 1868), p. 119—129.

[4] Bartsch, Grundrifs 372, 6.

[5] Es stammt jedoch in N² aus derselben Quelle wie die Mehrzahl der anderen, da es nur in IK R. de Vaqueiras, in A und D Raimon de Miraval zugeschrieben wird (Grdr. 392, 11).

[6] Guiraut von Bornelh, der Meister der Trobadors, p. 44 ff.

scheinlich gemacht hat, Lignaure und R. d'Aurenga dieselbe Person sind.

Auch in dem zweiten Teile der Handschrift scheinen wenigstens die Lieder, deren Text vollständig ist, aus derselben Quelle wie die im ersten zu stammen. Jaufre Rudels anmutiges Gedicht *Quant lo rossignols el fuoillos* ist zwar das einzige, welches N² von ihm mitteilt (f. 19 r° a), doch zeigt die Zahl 3°, die der Schreiber an den Rand gesetzt hat, dafs es in der Vorlage (oder in einem mit N² verglichenen Ms.) das dritte gewesen sein mufs, eine Angabe, die wieder auf I pafst.[1] Die drei Nummern von Peire d'Alvergne (19 v° a bis 20 r° a) sind sämtlich in dieser Handschrift enthalten, die sie dazu (allerdings mit vier anderen zusammen) in derselben Reihenfolge aufweist.[2] Dagegen ist über Richart de Berbezills *Tuit demandon* (f. 20 v° a) und das später eingetragene *Per qual forfag* von dem vescoms de Saint Antoni (f. 27 v° a) nichts näheres zu bestimmen, da sie allein von den Schöpfungen ihrer Verfasser in N² vorliegen; ebensowenig über den Sirventes am Schlusse. Alle drei stehen jedoch auch in I.

Wir haben ferner Grund, anzunehmen, dafs sich N² zu K in dem gleichen Verhältnis befindet. Für Arnaut Daniel ist dies nach Canellos Mitteilungen aufser Zweifel; für die übrigen berufen wir uns, da ein Inhaltsverzeichnis von Bibl. Nat. 12473 fehlt,[3] auf die Versicherung Gröbers,[4] 'nach der übereinstimmenden Angabe aller Gelehrten, die diese Handschrift eingesehen oder benutzt haben, ist sie von derselben Einrichtung wie I und gleicht demselben auf das genaueste', und auf Bartschs Liste im Grundrifs.[5]

Um das Ergebnis der bisherigen Untersuchung, die nahe

[1] Catalogue I, 124 (aber auch auf E, s. Cat., I, 307).

[2] Cat. I, 119.

[3] Der neue Catalogue général des mss. français von H. Omont und C. Couderc, II (Paris 1896), p. 538—39, enthält nur das wichtigste über die Handschrift.

[4] Die Liedersammlungen der Troubadours, in Boehmers Rom. Studien, II, 465.

[5] Während eines Studienaufenthaltes in Paris, der mir erst nach Abschlufs des Manuskriptes möglich wurde, habe ich selbst die Hs. 12473 mit der Hs. 854 verglichen und mich von der Richtigkeit meiner Vermutung überzeugt.

Verwandtschaft zwischen IK und N², zu erklären, könnte man zunächst entweder IK als die Quelle von N² oder N² als die von IK ansehen. Die zweite Annahme würde natürlich nur in dem Sinne zu verstehen sein, dafs IK aus einer Sammlung geschöpft habe, deren getreue Abschrift N² vorstelle. Bei dem hohen Alter von I und K[1] und dem höheren ihrer gemeinschaftlichen Vorlage[2] würde dann das Original von N² in einer Zeit entstanden sein, in der selbst die frühesten der uns erhaltenen Trobador-Handschriften noch nicht existierten. Dagegen spricht der geringe Umfang und die Art der Zusammenstellung. Wahrscheinlicher ist es daher, dafs N² aus IK geflossen ist. In diesem Falle würde jedoch N² nicht blofs ein Auszug aus I oder K oder aus deren Quelle sein, sondern der Schreiber noch ein oder mehrere andere Manuskripte benutzt und ihnen die in IK fehlenden Stücke entnommen haben. Endlich ist auch eine dritte Auffassung möglich, die man mit der abweichenden Stellung zweier Lieder Arnaut Daniels begründen dürfte: dafs nämlich die N² mit IK gemeinsamen Partien auf eine mit den beiden nur eng verwandte Handschrift zurückgehen.

Woher stammen nun die übrigen Gedichte? Das erste, welches nicht in IK überliefert wird, Pistoletas *Plus gais sui,* ist (nach Gr. 372, 6) noch in CDR enthalten. Von diesen scheint C wegen der (im Register allerdings berichtigten) Attribution an Jordan de Cofolen, R wegen des Fehlens der IV. und der V. Strophe und des Geleits auszuschliefsen. Daher ist wohl D (oder ein D ähnliches Manuskript) die Quelle gewesen, umsomehr, als das Lied hier auch mit dem ersten *(Sens e sabers)* zusammensteht, das in C und R fehlt.[3] R. de Vaqueiras' 9. *Eram requier* wird von so vielen anderen Handschriften mitgeteilt (Gr. 392, 2), dafs eine Auswahl unter diesen nicht zu treffen ist. Leichter beantworten läfst sich die Frage nach der Herkunft der vier letzten Lieder von R. d'Aurenga.

[1] Gröber, l. c., p. 464 und 466.

[2] P. Meyer, Rev. crit. 1867, II, 94.

[3] Catalogue des mss. français I, 140; P. Meyer, Derniers troub. de la Prov., p. 165; Mussafia, Del codice estense di rime provenzali, Sitz.-Ber. der Wiener Akad. der Wiss., phil.-hist. Kl., LV (1867), p. 372. Der Text von R ist gedruckt bei Mahn, Ged. 1080.

Wie die folgende Tabelle zeigt:

16. *Er(ai) rei escur* |*e*| *trebol* |*c*|*el:* CE (R. Vaqu.) und C (Reg.) NR (R. Aur.), Gr. 392, 5;
17. *Er quant sebroill foill del laisse* (l. *fraisse*): CNR, Gr. 389, 15;
18. *Pos rei quel clars:* Na, Gr. 389, 38 u. 23;
19. *Un vers farai de tal mena:* ACD[c]Na, Gr. 389, 41,

wird E (und wohl auch C) durch die abweichende Attribution gleich der ersten Nummer von vornherein ausgeschlossen. Auch von den übrigen Manuskripten hat nur eines sämtliche vier Gedichte: N. Nach Suchiers[1] Angaben folgt in diesem auf |*A*|*ici mon* und |*A*|*r m'er tal*, die auch in unserer Handschrift nacheinander stehen, [*A*]*ra nei escur trebol cel* (sic), sodann nach [*A*]*r non sui ges* und [*A*]*b non cor* unsere 17. Nummer [*A*]*r quant sebroill*, endlich auf |*A*|*r s'espan* zum Schlusse [*P*]*os nei clars* und |*U*|*n vers farai*. Auch die Anordnung in N² stimmt also mit der in N genau überein, nur dafs die Lieder, die schon anderswo ihren Platz gefunden hatten, in N² übergangen worden sind. Der Schreiber von N² hat also wahrscheinlich entweder N oder ein mit diesem verwandtes Manuskript benutzt und ihm alle die Gedichte, welche er nicht in der ersten Vorlage fand, entnommen, die in N dazwischen stehenden, von ihm selbst aber früher gebrachten dieses Mal ausgelassen. Die die Gruppe schliefsende Tenzone, die noch in D[c]ER überliefert ist, stammt, wie die gleiche Attribution zeigen dürfte, wohl aus D oder aus einer D ähnlichen Handschrift.

Wenn wir weiter an der Hand von Chabaneaus 'Biographies des troubadours'[2] festzustellen versuchen, welche von den in N² enthaltenen Lebensbeschreibungen sich auch in anderen Handschriften finden, so kommt ziemlich dasselbe Verhältnis wie das eben beobachtete auch hier zum Ausdruck. Von den fünf Biographien des ersten Teiles ist zwar die letzte, die des R. d'Aurenga, ein Unicum, die anderen vier stehen dagegen auch in IK. Eine von diesen, die Pistoletas, wird sogar blofs noch von IK

[1] Rivista di filologia romanza II (1875), p. 167.

[2] Devic & Vaissete, Histoire générale de Languedoc², t. X (Toulouse 1885), p. 209 ff.

geboten; die übrigen sind in mehreren Handschriften vertreten, alle gleichzeitig freilich nur in AB. Von den sechzehn Lebensbeschreibungen, die den Kern der zweiten Hälfte bilden, finden wir weitere fünfzehn in IK wieder, darunter zwei, die des Peire de Barjac und die des Guiraut de Salignac, nur in dieser Gruppe. Dagegen weist A allein die des Peire de la Mula auf, so dafs es im ganzen vierzehn mit N² gemeinsam hat. Ob also dieses Manuskript oder IK als Quelle des biographischen Teiles von N² anzusehen sei, wird weiterer Ermittelung bedürfen, da sich bisher die eine wie die andere Möglichkeit mit guten Gründen verteidigen läfst. Dagegen scheint mir ziemlich ausgeschlossen, dafs etwa das mit A nahe verwandte B der Ausgangspunkt für N² gewesen sei. Einerseits würde keine Vita, die man aus B herleiten wollte, nicht mit demselben Recht auf A zurückzuführen sein; andererseits fehlen in B drei Biographien, die A enthält, und von denen wenigstens eine, die des P. de la Mula, nicht aus IK ergänzt werden konnte. Es ist also höchstens eine gelegentliche Benutzung von B denkbar. Dasselbe gilt auch von der Gruppe ER; denn diese bringt von den Nachrichten des ersten Teiles nur die über Arnaut Daniel und R. de Vaqueiras, von denen des zweiten die über Guillem de Cabestaing (jedoch blofs R, nicht E), sodann die über sämtliche Trobadors von Peire d'Alvergne bis Peire Rogier, schliefslich die über Gaucelm Faidit, schweigt also von den weniger bedeutenden. Gröfsere Beachtung könnte ihr der Schreiber bei der Aufnahme der *razos* geschenkt haben. Da die ganze Gattung in IK nur schwach, in AB gar nicht vertreten ist,[1] so war er hierfür auf andere Handschriften-Familien angewiesen. Von den siebzehn Erläuterungen in N² stehen nun sechs (je zwei zu Peire Vidal, Folquet de Marseilla, Gaucelm Faidit) gleichzeitig in E und R. Unter diesen sind wieder drei nur in den beiden Handschriften enthalten, die übrigen auch in P (3), c (2), H (1). Die lange Zeit als Unica angesehenen zu Gedichten Guiraut de Borneills hat Kolsen (l. c., p. 11) auch in der Handschrift des Herrn Professors Gil y Gil in Saragossa gefunden, wo sie jedoch in anderer Reihenfolge stehen. Es bleiben somit an *razos*, die N² allein

[1] Chabaneau, l. c., p. 210.

uns aufbewahrt hat, blofs fünf übrig: die zu *Longamen ai atendudа* von Uc de S. Circ, *Ara m'aconseillaz, seingnor* von Bernart de Ventadorn, *Si con sel q'es tan greuatz* und *(H)us colers outracuidatz* von Folquet de Marseilla und *L'honratz jausenz sers* von Gaucelm Faidit.

Legen wir nun an die bisher gewonnenen Ergebnisse den Mafsstab einer Untersuchung und Vergleichung des Textes an, so können wir sie im allgemeinen durchaus bestätigen, im einzelnen vervollständigen. Freilich wird auf dieser Grundlage ein endgiltiges Urteil über die Beziehungen von N² zu anderen Handschriften und über seinen eigenen kritischen Wert erst dann zu fällen sein, wenn entweder sämtliche in N² enthaltenen Gedichte und Biographien in kritischen Ausgaben oder alle in Betracht kommenden Manuskripte in diplomatischem Abdruck vorliegen; doch sind die Stücke, denen schon jetzt ihr Recht geworden ist, zahlreich genug, um befriedigende Schlüsse zu gestatten.

Auf die Überlieferung von Arnaut Daniels Werken, mit denen N² beginnt, ist durch Canellos Bemühungen so viel Licht gefallen, dafs auch der Platz unserer Handschrift ziemlich deutlich bestimmt ist. Wir haben daher nur die Resultate des verdienten Herausgebers nachzuprüfen: seine Ansicht, dafs N² mit I und K eine engere Familie bilde, wird hierdurch im wesentlichen bestätigt.

Innerhalb der einzelnen Lieder ist die Reihenfolge der Strophen durchaus die gleiche in N² wie die in I und K. Auch in den Fällen, wo die beiden Handschriften mit einer nur ihnen eigenen Anordnung der Gedanken entweder einzelnen Gruppen (I. *En est sonet,* V. *Anz qe sim,* IX. *Anc eu non l'ac,* s. Canello, p. 223, 250, 209) oder der geschlossenen Reihe der übrigen Manuskripte gegenüberstehen (IV. *L'aur'amara,* eb. p. 216, wo mir die Stellung der 3. hinter die 5. Strophe nicht unpassend scheint), hält N² zu ihnen. Mit I und K allein teilt es auch in VI. *Sim fos amors* (eb. p. 256) die eigentümliche Vertauschung der zweiten Hälfte der 2. Strophe mit der entsprechenden der 4.

Schon das erste Gedicht *En est sonet coind'e leri* (das X. bei Canello) gewährt eine Menge Beispiele für die nahe Verwandtschaft von N² mit IK: zunächst solche, bei denen aufser N² auch andere Handschriften mit IK übereinstimmen, wie v. 8,

9, 18 (25),[1] 30 (16), 32 (18), 34 (20), 38; weiterhin zwei ganze Verse, die wenigstens noch in N, das Canello für dieses Lied zu der Familie rechnet, obgleich es sich z. B. v. 13, 20 (27), 21 (28) von ihr trennt, die gleiche Form haben: v. 26/27 (33/34) *E si midonz nom restaura L'amor qe dal cor m'esmuen (E sil maltraich nom restaura Ab un baisar anz d'annou,* Can.); endlich einige Fälle, wo nur noch N² mit IK geht: v. 7 *mante prez (pretz mante),* v. 20 (27) *d'amor (de vers, de ver, d'aver,* die übrigen), v. 39 *C'aissim faill los* (l. *lo?*) *motz el rima* (die anderen verschieden, alle aber *fatz* oder *fauc*). An den Stellen, an denen I und K nicht untereinander einig sind, läfst N² keine Bevorzugung einer von beiden Handschriften erkennen: v. 12 hat es *tot* mit K gegen I, welches das Wort ausläfst, v. 45 *suberna* mit K gegen *siberna* IVDa, aber v. 23 (30) mit I *fass'apostoli* gegen K *fas l'ap.* (sic). Andererseits begegnen von I und K abweichende Lesarten. Meistens werden diese auch von fremden Manuskripten überliefert: teils von allen, wie v. 31 (17) *m'en (mi* IKU) und v. 33 (19) *can (tan* IK), teils von einigen: v. 5 hat N² *marves* mit N und R *(marues),* vermeidet also die in I *(mai es)* und K *(ma es)* aufgenommenen Fehler; v. 36 *per maltrag q'en soferi* mit N *(per* auch mit U, *q'en* mit DHaC, *pel* und *qu'ien* die anderen) hat weniger zu bedeuten; v. 19 (26) schreibt N² *totz* (statt *tot)* mit DH (verderbt) C, was einen Sinn giebt, wenn man *tracima* nicht wie Canello (p. 129 u. Anm. zu v. 25–26) als 'überflutet', sondern wie Raynouard als 'überragt' erklärt. Gelegentlich schlägt N² auch seine eigenen Wege ein: v. 4 *aurai* (st. *n'aurai),* v. 5 *eidaura* (? *e daura),* v. 23 *C'a (C'ab).*

Ähnlich verhält es sich mit dem zweiten Gedicht, dessen Varianten wir untersuchen, *Sols soi qe sai lo sobraffan quem sor(i)tz* (XV bei Canello). Auch hier herrscht Übereinstimmung mit IK, teils im Einvernehmen mit anderen Handschriften, z. B. v. 5, 6, 11, 18, 28, 42, teils im Gegensatz zu ihnen: v. 10 *de so non son (d'aisso noill sui),* v. 29 *d'autrui (d'autram).*

[1] Bei abweichender Strophenfolge bezeichnet die erste Zahl die Nummer des Verses in N², die zweite (in Klammern stehende) die Nummer in Canellos Ausgabe.

v. 34 *Qes (Car)*. Mit K geht N² ferner gegen I *(esdueis)* in v. 4 *ses dueis* (= *s'esdueis*) und v. 43 *nous (nos* I), aber mit I (und N) gegen K *(els)* in v. 44 *nils motz;* auch v. 39 *carui* (l. *c'a mi*) *sol sos tresors* läfst sich mit I *sol so es tresors* vereinigen, wenn man *sos* als *so's* auffafst (freilich nicht die einzige mögliche Deutung). Offenbare Fehler von IK vermeidet es jedoch in v. 19, wo IK das *e* auslassen, v. 21 *res* (nicht *reu*), 31 *Quel* (nicht *Quels*), 35 *serai* (nicht *sera*), 36 *sous* (nicht *sos*), 36 *plac (platz* DIK), besonders v. 27 *c'al cor* (nicht *cautor*, l. *c'aucor*). Auch in wichtigeren Punkten trennt es sich von den beiden Handschriften: v. 12 hat es *pres nous* (l. *caus*), IK aber *cab caus*, beide wohl aus *caps (campos)* hervorgegangen, das von der einen Gruppe zu *caps* U, *cap* D, *cab* HIK, von der anderen zu *caps* = *capres* a, *apres* F, *es pres* N, *pres* N² entstellt worden ist; v. 13 *trobais sis* (l. *trob assis*?) mit NF *(aissi* EHIKUa); v. 33 *e iueis* (diphthongiert aus *ioi*s) mit E *(enueis* I, *enveis* K); v. 25 *datz* ist wohl für *ditz* verschrieben und würde dann zu E und U passen, dgl. v. 26 *razers* für *Rozers (Rhodanus)* zu H *(rosers* DIK). Von den Lesarten aller übrigen Manuskripte verschieden sind v. 35 *au iorn*, verständlicher als *estiers*, und v. 38 *aqil*, von Canello nicht einmal angeführt, obgleich es auf die schwierige Stelle neues Licht geworfen hätte. Blofse Versehen des Schreibers sind v. 1 und 8 *soritz* (l. *sortz*), 5 *puers* (l. *pueis*), 8 *auzit (auzir)*, 17 *se (sen)*, 27 *totz (dotz)*, 31 *des (dels);* andere hat jedoch Canello zu Unrecht der Handschrift aufgebürdet (v. 1, 2, 17, 28, 42).

Dieselben Erfahrungen machen wir noch bei III *Ar vei vermeils, blaus, blancs [e] gruecs (gruers* Hs.) = Can., Nr. XIII. Mangelt es diesem Gedichte nicht an Beispielen, wo N² und IK gemeinsame Lesarten haben, und zwar nicht nur mit anderen Handschriften zugleich, z. B. v. 13, 15, 32 (25), 35 (28) etc., sondern auch ohne sie: 1 *vertz* fehlt, 10 *amoros* (ähnlich *amors* U), entstellt aus *saboros*, 34 (27) *E non ca* (l. *nonca*) *voill (Qu'ien non vuoil jes)*, 36 *Mes* (s. unten), wohl auch v. 14, wo *e nors* für *enocs* stehen dürfte (die anderen *orgwills)*, oder wo N² mit I v. 1 *gruecs* (Hs. *gruers)* gegen K *(gruog)* oder mit K gegen I v. 7 und 14 das Richtige hat, so sondert sich N² wiederum von dieser Gruppe: v. 1 hat es nicht ein *e* einge-

schoben, um den Vers zu füllen; v. 3 *coutz* (nicht *cotz*) mit UT; v. 10 *quem* (nicht *qu'ien*) mit UQ; v. 13 *partedors* mit a, das aus *paredors* AHDIK oder aus *partidors* UcGQN verderbt sein kann; v. 19, dessen Konstruktion es mit GQHDNIK, auch U gemeinsam hat, zeigt es die Inkonsequenz *cor* wie N und U statt *cors*, läfst aber nicht wie IK *pensan* aus; v. 27 (34) hat es *bos* mit GQN und AUc (nicht *bes*, aDIK); v. 33 (26) behält es *als* gegen AHIK; v. 35 (28) *me nandres* (*Menandres*) mit aGQ (IK mit AU *mandres*, NcHDT ähnlich); v. 36 hat es noch *feing* (nicht *feinz*) mit der Mehrzahl der Handschriften, obgleich dies zu dem hier wie in HNIK eingeführten *Mes* (= *Mes*) nicht mehr pafst; v. 43 *nous* mit den meisten (*nos* DIK); endlich v. 28 (35) *seren* (*s'er'en*) statt des unmöglichen *feren* IK. Allein steht N² mit *colorei* (?) v. 5, *Del* (l. *Qe'l*) v. 25 (32); die übrigen recht zahlreichen Fehler (z. B. 6, 12, 29, 33, 35, 36, 41, 42) haben keine kritische Bedeutung.

Übersehen wir die bisher angeführten Varianten, so bestätigt sich die von Canello aufgestellte Behauptung einer engeren Verwandtschaft zwischen N² und IK. In dieser Gruppe bevorzugt aber N² weder I noch K ausschliefslich, sondern geht in streitigen Fällen immer mit derjenigen Handschrift zusammen, welche das Richtige bietet. Schon hierdurch wird der Gedanke zurückgewiesen, N² sei eine einfache Abschrift von I oder K; noch mehr durch die Abweichungen von dem gemeinsamen Texte beider. Sind auch darunter viele von der Art, dafs man in ihnen blofse Flüchtigkeiten von N² erkennt, so haben doch andere Anspruch auf ernstere Beachtung. Sichtliche Schreibfehler, die zugleich in I und K stehen, sich also schon in deren gemeinsame Vorlage eingeschlichen haben, vermeidet N² seinerseits glücklich. Auch eine gröfsere Anzahl Sinnvarianten weist es gegenüber IK auf. Leider läfst sich nun keine einzelne Handschrift nennen, mit der N² in diesen Punkten immer zusammenträfe: am häufigsten mit N, über dessen Beziehungen zu unserem Manuskript schon oben gehandelt worden ist. Aber auch dort, wo N im Stiche läfst, scheint N² hauptsächlich mit solchen Handschriften übereinzustimmen, an denen Canello wenigstens für die betreffenden Texte eine gewisse Verwandtschaft mit IK beobachtet. Hieraus läfst sich folgern, dafs es möglicherweise eine zwar I

und K oder deren Quelle sehr nahestehende, nichtsdestoweniger aber von ihnen unabhängige Vorlage benutzt habe. Andererseits ist auch die Annahme nicht zu widerlegen, der Kopist von N^2 habe die Schreibfehler von IK aus eigener Einsicht oder mit fremder Hilfe vermieden und an anderen Stellen entweder aus einem Manuskript, das dann keines der uns bekannten sein würde, oder aus mehreren abweichende Lesarten aufgenommen. In der That hat Canello bei dem letzten der von uns geprüften Gedichte den Text von N^2 für kontaminiert erklärt (s. die Übersicht auf p. 90), ohne übrigens seine Gründe darzulegen oder weitere Konsequenzen hieraus zu ziehen; doch ist damit die Frage nicht entschieden.

Einige andere Fälle von Abweichungen der Handschrift von IK sind: in IV *L'aur'amara* (Can., IX),[1] wo N^2 übrigens zahlreiche Fehler von I vermeidet, die vv. 44 (61), 47 (64), 50 (67), in denen N^2 mit den anderen Handschriften das Richtige aufweist, ferner v. 68 (85) *dieu* mit AN und DHUV (*dieus* IKR), 74 (40) *pecs* mit den meisten (*precz* IK, AC), 92 *e lai* mit RCH (*lai on es* IKa), 103 *la cortz* (l. *l'acortz*) mit allen aufser IKRC (*crotz*), endlich 24 *agonecs* (ähnlich A) und 82 (48) *aej* (? mit a), 53 (70) *ab totz bos aibs* und 93 *Es* (allein);[2] in V *Anz qe sim* (Can., XVI) etwa v. 5 *Que* mit ABEDNL (*Qui* IK), 14 (28) *en ios* mit denselben Handschriften (*la ios* IKU), 17 (10) *N'autra non serva* (entsprechend EDNLR, aber *Ni s. a.* in IK), 29 (36) *Que de Paris tro qu'a Sanchas* mit L (ähnlich CeR, in IK verderbt), 40 (19) *fai* mit den Handschriften der zweiten Gruppe (eUVTCR), obgleich *ses clans* mit denen der ersten (ABEDNIK) vorhergeht, 43 *cap* (statt *cim*, allein) etc.; in VI *Sim fos amors* (Can., XVII) v. 27 *si ia m'en* mit den Handschriften der zweiten Klasse (PSRVMM^{c}C, aber *si iam so* IK), 30 (14) *taing* mit allen aufser IKMM^c (*cal*) etc.; in VII *Lo ferm voler* (Can., XVIII, vgl. Appel, Prov. Chrest., Nr. 26) v. 12 *trop* mit fast allen Handschriften (*prop* IKR) und *m'arma* mit RHEDMM^{c}GQ (*s'arma* IK), 29 *il* mit der Mehrzahl (aber *en* IKMM^{c}V), 39 *de-*

[1] Cfr. Appel, Prov. Chrestomathie, Nr. 25.

[2] Bemerkenswert ist auch, dafs v. 21 *cors* (mit IK etc.) in *cor* (mit aCUV) und 36 (53) *trautz* (mit IK) in *trauts* (mit AaDHN) nachträglich geändert worden ist.

sirar mit ABaS (*Dezirat*, die anderen) etc. etc. Für die Varianten in den übrigen Gedichten verweise ich auf Canellos Apparat, die Tabelle p. 90 –91 und die Auseinandersetzungen von p. 231, 209, 194, 212, 228 ff., besonders p. 210 und 195.

Obgleich von den Liedern der sich anschliefsenden Trobadors nur wenige nach einer genügenden Anzahl von Handschriften herausgegeben sind, um eine Vergleichung der Varianten zu gestatten, können doch aufser an diesen auch an einer Reihe anderer, die nach I oder K abgedruckt sind, die Anordnung der Strophen und das Vorhandensein der Tornaden untersucht werden.[1] Es ergiebt sich auch hier fast überall, und zwar nicht nur im ersten, sondern auch im zweiten Teile, eine völlige Übereinstimmung von N² mit I und K. Am deutlichsten kommt diese in Raimbaut d'Aurengas schwer verständlichem 14. Liede *Aici mou* zum Ausdruck, indem hier N² wie I und K² in II die vv. 2—9 ausläfst und, um zu der verstümmelten Strophe ein Gegenbild zu schaffen, von III die letzten Verse loslöst und als eigene Cobla schreibt. Ebenso fehlt N² in dem 9. Gedicht *Pos tals sabers* des gleichen Verfassers der 4. Vers wie auch der einen Version von I und wie A (Pakscher, Nr. 85) im Gegensatz zu der anderen (i) und zu CM, im 10. *Ar s'espan* die beiden Tor-

[1] Nach I und K ist bei Mahn, Ged. abgedruckt: R. Aur. 11 *Aici mou* (630 u. 631), nach K: Uc S. Circ 11 *Estat ai* (1139), nach I: ds. 1 *Gent an saubut* (1148), 2 *Nuilla ren* (717), 6 *Ai! cum es* (1137), 7 *Anc mais* (310), 8 *Ses desir* (1158), R. Aur. 2 *En aital rimeta* (628), 3 *Als durs* (625), 5 *Car dous* (626), 7 *Apres mon vers* (621), 11 *Amors, com er* (621), 13 *Entre gel* (623), 15 *Er m'er tan* (622), P. Alv. 1 *Abans queill blanc* (1). In kritischen Ausgaben sind Varianten von IK mitgeteilt für J. Rud., *Quant lo rossignols:* Stimming, Der Troubadour Jaufre Rudel, Nr. I; von I für R. Vaq. 8 *Ara pot hom:* Bartsch, Chrestomathie provençale⁴, Sp. 125, R. Aur. 9 *Pos tals sabers:* eb., Sp. 67, 10 *Ar s'espan:* Appel, Prov. Chrest., Nr. 19, 12 *Assatz sai:* Constans, Rev. d. l. r. XX 118, P. Alv. 4 *Cantarei:* Bartsch, Chrest. prov.⁴, Sp. 79, Appel, Ztschr. f. rom. Phil. XIV 162 und Prov. Chrest., Nr. 80.

[2] Vgl. damit den Text von A bei Pakscher, Nr. 88 (Studj di filologia romanza, Bd. III) und die Reimworte in N bei Suchier, Nr. 397. In ähnlicher Weise hat N² oder dessen Vorlage, wie sich aus C (M. G. 354) und M (eb. 326) ergiebt, bei R. Aur. 1 *Assatz m'es bel* den Schluſs von II und den Anfang von III unterdrückt — eine Flüchtigkeit, die der überzählige Vers verrät.

naden wie I im Gegensatz zu CDEMORU. In Uc de S. Circ 1. *Gent an saubut* mangelt eine Strophe, die in A (De Lollis, Nr. 448), N (M. G. 1152), R (eb. 1150), U (Grüzmacher, Arch. 35, 440) und (mit dem Anfangsverse) in C (M. G. 1149) überliefert ist, in I und N², die ihrerseits an deren Stelle eine noch von U mitgeteilte setzen. Andererseits weicht N² in einigen Punkten von I ab: so läfst es in desselben Trobadors 6. *Ai! cum es* die VI. Strophe von I und A (De Lollis, Nr. 457) mit N (Suchier, Nr. 148), C (M. G. 11), R (eb. 1138) aus, während es doch die diesen Handschriften fehlende Tornada mit jenen bringt, und in R. de Vaqueiras' Kreuzliede *Ara pot hom* vier Verse der V. Strophe und drei des Geleits. Wo der Text von I und K dagegen nicht bekannt ist, läfst sich aus der Übereinstimmung von N² mit den verwandten Handschriften AB oder N meistens auch solche mit IK vermuten. So sind z. B. von R. d'Aurengas 6. Gedicht *Braitz, chanz* in N² wie in A (Pakscher, Nr. 84) v. 5 und 6 zusammengezogen, wobei vier Silben (mit dem Reim) verloren gegangen sind.[1] Ein besonderes Interesse haben die Gedichte, welche nicht in I und K enthalten sind: Pistoletas *Plus gais sui,* dessen Quelle in D vermutet wurde, ist leider nach dieser Handschrift meines Wissens nicht gedruckt; auch von R. de Vaqueiras' 9. *Eram requier* vermag ich nur zu sagen, dafs in A (De Lollis, Nr. 468), P (Stengel, Arch. 49, 81), U (Grüzmacher, Arch. 35, 413) die II. Strophe nach der V. kommt. Dagegen wird die früher aufgestellte Behauptung, dafs vier Gedichte des R. d'Aurenga (16—19) aus N oder einer dieser sehr nahe stehenden Handschrift stammen, durch die Zahl und Reihenfolge der Strophen bestätigt, die in den entsprechenden Nummern von N (Suchier, 399, 402, 404, 405) die gleiche wie in N² ist, aber im 16. von der in E (M. G. 524) und auch in C (eb. 217), im 17. von der in C (eb. 362), im 19. von der in A (Pakscher, Nr. 95) abweicht.

Die Nachprüfung der Varianten zeigt sodann bei *Ara pot*

---

[1] Ganz verschieden ist die Anordnung von R. Vaqu. 6 *Eissamen ai guerreiat* in N² von der in A (De Lollis, Nr. 467), B (eb., Anhang, Nr. 167), E² (M. G. 54), F (Stengel, Die prov. Blumenlese der Chigiana, Nr. 101), P (Stengel, Arch. 49, p. 81) überlieferten.

hom von R. de Vaqueiras, das Bartsch a. a. O. nach CIR herausgegeben und De Lollis, Nr. 471 nach A abgedruckt hat, an den meisten Stellen Zusammengehen von N² mit I; doch hat N² auch mit C einzelne Lesarten (v. 9, 21, 24) gemeinsam und weicht v. 41 von allen anderen Handschriften ab. Ist es also hier ziemlich selbständig, so stimmt es doch weiterhin in *Pos tals sabers* von R. d'Aurenga (hgb. von Bartsch nach CIiMU, vgl. A bei Pakscher, Nr. 85) fast vollständig mit dem Texte von I (f. 145 c) überein, nicht aber mit der von Bartsch als i bezeichneten zweiten Version derselben Handschrift (f. 147 a), vgl. v. 9, 13, 16, 48. Diese Verwandtschaft beweisen auch in *Ar s'espan* (hgb. von Appel nach CDEIMORU) die vv. 10, 15, 38, 47, und in *Assatz sai* (hgb. von Constans nach CIN²V) haben I und N² so augenscheinliche Fehler wie die in v. 21, 23, 41 gemein. Im zweiten Teile lehrt wieder für *Quant lo rossignols* ein Vergleich mit Stimmings 'Jaufre Rudel' (Berlin 1873), dafs auch hier N² zu der von dem Herausgeber (p. 41) angenommenen gröfseren Gruppe ABDIK — s. v. 10 (24), 12 (26), 20 (34), 32 (46) — und zu der Unterabteilung IK — v. 7, 26 (40) — gehört. Die Fassung von P. d'Alvergnes Satire, die in die Handschrift nachträglich aufgenommen worden ist, hat schon Appel, Ztschr. f. rom. Phil. XIV, 162 ff. der Gruppe ADI zugeteilt. Läfst sich nun auch leicht erkennen, dafs innerhalb dieser N² wieder mit D und I gegen A übereinstimmt, so ist doch kaum zu entscheiden, ob es D oder I näher steht (v. 36 weicht es von allen anderen Handschriften ab). Wenig klar ist auch das Verhältnis bei dem nur noch in N und a enthaltenen *Pos vei qual clars*, da der Text, zu dessen Herstellung Constans[1] die Handschrift a nicht herangezogen hat, an manchen Stellen der Erklärung sehr bedarf (s. Chabaneau, R. d. l. r. XIX, 287 88). Es scheint jedoch, dafs die behauptete gemeinsame Abstammung der beiden Handschriften durch die gleichen Fehler (v. 2, 11, 12 (l. *voluntat*), 21, 33, 51, 53, 60) erwiesen wird, sich aber auch in jede einzelne eine gröfsere Anzahl Irrtümer eingeschlichen haben, deren Vorhandensein in der einen und Fehlen in der anderen eine unabhängige Benutzung der Vorlage erweisen. Dagegen ergiebt sich deutlich

[1] Rev. d. l. r. XIX, 272—74.

in Guiraut de Borneills Tenzone mit Lignaure[1] die schon von Kolsen, p. 82–83 nachgewiesene nahe Verwandtschaft (nicht Abhängigkeit) der Handschrift mit D gegenüber E und R.

Hat somit die Untersuchung der Lieder im wesentlichen nur die auf Grund ihrer Reihenfolge in den Handschriften aufgestellten Behauptungen bestätigt, so ist erst bei der genaueren Nachprüfung der Biographien die oben gestellte Frage zu beantworten, ob auch hier N² mit IK, oder ob es mit A bez. B zusammengeht, die beide fast gleich viel des in N² überlieferten Stoffes haben. Schon in der Lebensbeschreibung Arnaut Daniels (s. Canello, p. 5) stimmt N² darin mit IK (und mit E) überein, dafs es die Worte *et abandonet las letras e fetz se joglars e pres una maineira de trobar*, die in ABa ausgefallen sind,[2] enthält, weicht aber insofern von ihnen und den anderen Handschriften ab, als es mit der üblichen Wendung *E fetz ... auzirez* schliefst. Die Biographie Pistoletas, welche IK allein noch mitteilen, ist in N² bis auf die Auslassung am Schlufs[3] (*e veue vies* etc.) die gleiche. In der des Uc de S. Circ hat es ebenfalls mit I[4] eine Anzahl in A (De Lollis, p. 479) und B (eb., p. 707) fehlender Einzelheiten, z. B. über seine Verbindung mit dem Dalfin d'Alvergne und seinen Aufenthalt in der Gascogne, die verderbte Stelle *Mas non fez gaires de las* (l. *d'elas*) *chansos, car anc no fo fort enamoratz de neguna*, endlich die letzte Notiz *mas puois q'el ac moiller, non fez chansos*, die auch in P mangelt (s. Chabaneau, l. c., p. 259, A. 6). Bei R. de Vaqueiras nennt es im Gegensatz zu A (l. c., p. 500) und B (p. 709), aber mit I (Mahn, p. 32) den Namen seines Gönners Guillem del Baus. Von Jaufre Rudels Biographie (s. Stimmings Ausgabe, p. 40, nach

[1] Kritische Ausg. bei Appel, Prov. Chrest., Nr. 87 u. Kolsen, p. 83–86.

[2] Canello fafst das Verhältnis umgekehrt auf und meint, die Fassung von ABa sei wahrscheinlich die ursprüngliche, die der anderen Handschriften die erweiterte. Indessen giebt die in N² vertretene Lesart einen besseren Sinn; auch läfst sich die Auslassung des ganzen Passus in dem ABa zu Grunde liegenden Manuskript damit entschuldigen, dafs der Schreiber von dem unmittelbar vor der Lücke stehenden *trobar* auf das zweite *trobar* übergesprungen ist.

[3] Chabaneau in Hist. gén. de Lang.², X, p. 289, Anm. 1.

[4] Mahn, Biographien der Troubadours, 2. Aufl., Berlin 1878, p. 47.

ABIK) bietet es mit IK die knappere und ursprünglichere (s. Stimming, p. 12 13) Version. Auch bei P. d'Alvergne[1] steht N² der Hs. I näher als A (bez. B), wie besonders aus der Erwähnung G. de Borneills als des ersten Canzonendichters und der Fassung der eingeschobenen Strophe hervorgeht. Für die Nachricht über diesen selbst fehlt mir leider der genaue Text von I, der die geringfügigen Unterschiede der Handschrift von A (Pakscher, p. 8) und B (De Lollis, p. 673) zu beurteilen gestatten würde — ein Fall, der sich später bei Gaucelm Faidit wiederholt. In Peire Vidals Lebensbeschreibung[2] weichen zwar IKN² von den in Betracht kommenden Handschriften so wenig ab, dafs es an Vergleichspunkten mangelt; doch wird N² ein Platz neben IK durch den gemeinsamen Fehler *tailla* (auch in H) angewiesen (Z. 8 bei Bartsch). Während auch bei Folquet de Marseilla die nötigen Kriterien fehlen,[3] ist für Peire Rogier[4] wieder die Übereinstimmung mit IK zweifellos, da die Handschrift mit ihnen u. a. die Aufnahme der beiden Stellen *d'aqella encontrada* bis *de la gen* und *dolenz* bis *marritz,* das den Reim störende *saber* statt *solatz,* v. 2 des Citats, die Anführung der ganzen zweiten Strophe von *Seigner Rambautz* und den Abschlufs[5] nach dieser teilt. Von den nun folgenden Biographien der *poetae minores* sind die nur noch in IK enthaltenen des Peire de Barjac (Mahn, p. 63, nach IK; Parnasse occitanien, p. 34, nach I) und Guiraut de Salignac (Mahn, p. 61, nach IK; P. O., p. 371, nach I) vollständig mit dem Texte dieser Handschriften identisch; die des Peire Bremon lo Tort etwas länger, wenn auch nicht inhaltsreicher als die in A (De Lollis, p. 519) und IK (Mahn, p. 63; nach I auch P. O., p. 377);[6] die des

[1] P. Meyer, Recueil d'anciens textes, I, p. 98—99, nach BEIR; s. für A noch Pakscher, p. 1.

[2] Bartsch, Peire Vidals Lieder, p. 1 ff., nach ABEHIKR.

[3] IR bei Mahn, p. 29, A und B bei De Lollis, p. 180 u. 684.

[4] Appel, Das Leben und die Lieder des Trobadors P. R., p. 34.

[5] Bemerkenswert ist, dafs sich die gedankenlos angehängten Worte *E fetz aquestas chansos* etc. nur in K finden; ferner dafs allein N² Clermont als P. Rogiers Geburtsort angiebt (s. Appel, p. 3, A. 1).

[6] Der letzte Satz *Et aqui son de las soas chansos* mufs aus einer Handschrift stammen, die mehrere Lieder von ihm enthielt, was nicht auf A, sondern auf I passen würde (s. Catalogue I, 125).

Peire Raimon scheint trotz des in IK fehlenden *lo viellz* (s. Chabaneau, l. c., p. 271, Anm. 1) wegen der Lesart *Guillem de Monpestlier (de Saint Leidier* AB, eb., A. 2) zu IK zu stimmen; die des Peire de Bussignac ist nicht zu klassifizieren; nur die des Uc de Pena steht, wie die Namensformen *Monmessat* und *a Veneissi* zeigen dürften, A näher (De Lollis, p. 521; Mahn, p. 62, nach IK; P. O., p. 325, nach I). Dieser Umstand erklärt sich jedoch dadurch, dafs sie unmittelbar nach der Vita des Peire de la Mula kommt, die (mit kleinen Abweichungen in der Form) blofs in A wiederkehrt.

Eigentümlich ist das Verhalten von N² gegenüber der heute als Roman erkannten Biographie des Guillem de Cabestaing.[1] Hier geht N², wie aus Chabaneaus Ausgabe (p. 306 ff.) ersichtlich ist, insofern mit AB, als es wie sie den IK fehlenden ganzen letzten Abschnitt über die Bestrafung des Mörders und die Bestattung des Liebespaares bringt. Auch der Kern der Erzählung ist, wie in AB, so auch in N² vollständiger als in den anderen Handschriften, da der Passus *E Raimonz la demandet se ela sabia so que avia maniat, et ella dis que non, mas que molt li avia sanbut bon so qu'ella avia maniat* (in AB etwas anders ausgedrückt) aufgenommen ist.[2] Dagegen läfst N² wie IK einen Zug aus, den AB (und die beiden anderen Versionen HR und P) überliefern: den nämlich, dafs der betrogene Gatte Guillem das Haupt abschlagen läfst und es der Ungetreuen als Beweis für die Wahrheit seiner Behauptung vorzeigt. Im Ausdruck stimmt N² zwar nicht durchweg, aber meistens mit IK statt mit AB überein.[3] Es wird dadurch die Erklärung gerechtfertigt, dafs N² (oder seine Vorlage) die kürzere Version von IK durch Anleihen bei AB ergänzt habe. Immerhin überrascht in diesem Falle die Freiheit, mit der es die aus AB entlehnten Stellen be-

[1] Hgb. von Beschnidt, Die Biographie des Trobadors Guillem de Capestaing und ihr historischer Wert. Marburger Diss., 1879, p. 8 ff. (nach ABHIKPR).

[2] G. Paris, La légende du Châtelain de Couci dans l'Inde, Rom. XII, 259 ff. macht darauf aufmerksam, dafs sich diese Antwort auch in der indischen, italienischen, altfranzösischen Version der Erzählung findet (p. 362). Die folgende Einzelheit ist gleichfalls wesentlich, da sie der ursprünglichen Fassung angehört (p. 361, A. 2 und p. 363).

[3] Vgl. bei Beschnidt die §§ 12, 25, 28, 33, 39.

handelt hat.[1] Sie würde wohl auch die Annahme gestatten, N² (oder seine Vorlage) habe eine andere, aber AB nahestehende Quelle benutzt.

Aus einer solchen, die aber weder mit IK noch mit AB verwandt war, ist zweifellos die Nachricht über Bernart de Ventadorn geflossen, die in dieser Gestalt in keinem anderen Manuskript begegnet.[2] Von der in ABIKER überlieferten Fassung[3] weicht sie inhaltlich darin ab, dafs sie ihre Angaben über den Stand seiner Eltern denen von P. d'Alvergnes bekannter Satire[4] anpafst, seine Beliebtheit stärker hervorhebt, die Ungnade, in die er bei seinem Gönner fiel, schwerer erscheinen läfst. Sie verschweigt ferner seinen langen Aufenthalt bei dem Grafen Raimund V. von Toulouse, setzt seinen Eintritt in das Kloster früher an und erklärt ihn als unmittelbare Folge der Trennung von Eleonore. Es fehlt auch die wichtige Schlufsbemerkung Uc de Saint Circs. Während so die Erzählung etwas kunstvoller abgerundet wird, tritt an die Stelle des schlichten Tones der älteren Version eine rhetorische, moralisierende und mit eingestreuten Citaten[5] prunkende Darstellung. Die Umarbeitung, welcher die Biographie unterworfen wurde, war demnach so tiefgehend, dafs sie nicht das Werk eines italienischen Schreibers des 16. Jahrhunderts gewesen sein kann. Es ist vielmehr anzunehmen, dafs die Vorlage von N² eine jüngere Handschrift war, deren Schreiber in der Art von ERP der Biographie ein novellistisches Gepräge gab, wohl auch die in N² folgende, sonst nirgends erhaltene *razo* anfügte.

Von den *razos*, die einigen dieser Biographien angehängt sind, werden die zu P. Vidal von den meisten Handschriften überliefert.[6] Unter diesen kommt H für unsere Zwecke nicht

[1] Vgl. §§ 35, 44—46, 50—52, 54—56.

[2] Chabaneau, p. 218, A. 5.

[3] Kritische Ausgabe bei Appel, Prov. Chrest., Nr. 122b.

[4] Der vierte und sechste Vers der hieraus angeführten vierten Strophe sind von den in den anderen Handschriften und auch in N² selbst auf f. 28 v° a mitgeteilten Fassungen ganz verschieden.

[5] Von Arnaut de Maroill wird angeführt: *Consir lo ioi et oblit la foudat. E fuc mon sen e sec ma voluntat* (Grdr. 30, 23), von Gui d'Uisel: *Q'enaissi s'aven de fin aman Qel sens non a poder contral talan* (Grdr. 194, 3).

[6] Kritische Ausgabe bei Bartsch, P. V.'s Lieder, p. 1—4, nach EHR. Der Text von H ist auch abgedruckt bei Gauchat e Kehrli, Studj di

in Betracht, da es nur die erste der beiden Erläuterungen und auch sie größtenteils in durchaus abweichender Form bietet. R hat mit N² keine wichtigere Lesart gemein, die nicht auch in E und P stände, unterscheidet sich aber von ihm und von E und P durch knappere Fassung an mehreren Orten (vgl. z. B. Z. 36, 38, 89, 104 ff. bei Bartsch); es wird also gleichfalls nicht als Quelle gelten. Zwischen E und P kann man anfangs schwanken. Für P sprechen eine Anzahl Zusätze, die es mit N² zu dem in E und R reiner überlieferten Texte gemacht zu haben scheint, z. B. *sos maritz* (Z. 48), *et en gran reclam* (59), *el dau* (60), *longa sazon* (62), *que s'entendion molt en chansos* (113), — *de Rocha Martina* (Z. 28, auch H) und *si con vos ai dic[h] en autre loc* (123, vgl. Chabaneau, p. 273, A. 8) können umgekehrt in ER ausgefallen sein – der gemeinsame Fehler *Raimoncada* (statt *Raimons de Moncada*) Z. 109 und die Verkürzung am Schlusse der zweiten *razo* (131–134); gegen P das Fehlen mehrerer Stellen in dieser Handschrift, von denen Z. 50—52, 91—92 (gerade die Pointe der Erzählung), 124 *(el resti una pel de lop per semblar lop* in N², durch dessen Ausfall das nächste unverständlich ist) hervorgehoben werden mögen, die Abweichungen in weniger bedeutenden Punkten und die Menge der Schreibfehler. Da also N² zwar wegen der gleichen Irrtümer mit P näher verwandt ist, aber keine Abschrift von ihm sein kann, so hat wahrscheinlich eine verloren gegangene Vorlage von N², deren Ansetzung schon bei B. de Ventadorn nötig wurde, mit P zusammen aus derselben Quelle geschöpft. Dies ergiebt auch der Vergleich des Bruchstückes, das von der Erläuterung zu G. Faidits *Si anc nuls hom* in P erhalten ist (Arch. 50, p. 241), mit der Fassung von N² und der von E und R (Mahn, p. 40). Die Annahme eines uns nicht mehr bekannten Originals von N² verlangt ferner die Überlieferung derjenigen *razos*, welche zwar in dem verstümmelten biographischen Teile von P, nicht aber in E und R fehlen. In der zu F. de Marseillas *Tant mou de cortesa rason* (Mahn, p. 30) ist zwar der Unterschied zwischen N² und E (mit dem es übrigens gegen R

filol. rom. V, 423 ff., der von P bei Stengel, Arch. 50, p. 247—249, der von e stimmt nach Bartsch, Jahrbuch für rom. u. engl. Lit. XI (1870), p. 39 ziemlich genau zu E.

an den von Mahn kollationierten Stellen übereinstimmt), bez. R weniger bemerkbar; dagegen ist die Erklärung von *Ojmais noi conosc razon* durch die Anhängung einer in anderen Handschriften nicht vertretenen Inhaltsangabe des Gedichtes fast noch einmal so lang geworden. Am meisten entfernt sich N² jedoch von dem bei Mahn, p. 38—40 abgedruckten Texte dieser Handschrift in der (Doppel-)*razo* zu G. Faidits *Tant ai sofert loniamen gran afan* und *No m'alegra chanz ni critz* und in der schon erwähnten zu *Si anc nuls hom per aver fin corage.* Die zahlreichen Änderungen berühren hier den Gang der Erzählung nicht, wohl aber die Darstellung an vielen Orten. Statt *de la meillor domna ... que fos en aquela sazo* ER heifst es in N² *c'om en aqella sason saubes en nuilla part;* statt *no saup on se fon* ER — *perdet lo reser e l'audir* N²; zu *ples de ioi* fügt N² hinzu *e cargatz de legressa,* zu *voil vos per amador* noch *e per servidor e per maistrador;* der einfache Gedanke *non era amat, 'mas car l'avetz montat son pretz'* wird weiter ausgeführt mit *ella non amava lui, si no per cortesia e per las grans lausors q'el fasia de leis e per lo gran ric reson en qe il l'avia messa per tot lo mon;* für *car era tan bella* wird ausschmückend gesagt *qant vi las grans beutas e las frescas colors* etc.[1]

Inwiefern endlich die von N² mitgeteilten Erläuterungen zu Guiraut de Borneill von denen in der Handschrift von Saragossa abweichen, läfst sich gegenwärtig noch nicht vollständig übersehen. Der Vergleich der beiden Fassungen von zweien dieser *razos* (zu *Sjus quier conseil, bell'amiga Alamanda* und *Ges aissi del tot nom lais*), den Kolsens Parallelabdruck (p. 18 und 20) ermöglicht, gestattet uns indessen ein ähnliches Verhältnis anzunehmen. Besonders in der ersten, die N² zu Unrecht von der anderen getrennt und an den Anfang gestellt hat, unterscheiden sich die Texte von N² und dem Ms. Gil auch dem Inhalt nach.

Aus derselben jetzt verschollenen Handschrift, auf die wir die Biographie von B. de Ventadorn und die sämtlichen bisher besprochenen Erklärungen zurückführten, stammen vermutlich noch die Unica von N², deren Charakter ganz zu dem der anderen Stücke pafst, nämlich die Lebensbeschreibung des R. d'Au-

[1] Vgl. auch ein von Chabaneau mitgeteiltes Fragment, Rev. d. l. r. XXXV, 90 ff.

renga und die schon oben aufgezählten fünf *razos* zu Uc de S. Circ, B. de Ventadorn, F. de Marseilla und G. Faidit.

Auch auf die Auswahl, Attribution und Anordnung der Gedichte, deren Anfangsverse im Anschluſs an die Erläuterungen mitgeteilt werden, kann diese Quelle nicht ohne Einfluſs gewesen sein. Der näherliegende Gedanke, daſs die Sammlung, der die übrigen Lieder gröſstenteils entlehnt sind, für diese Verzeichnisse herangezogen worden sei, erweist sich allerdings bei eingehender Untersuchung als zutreffend. So werden sämtliche Dichtungen, die in I[1] unter G. de Borneill stehen, auch in N² (bis auf eine, Grdr. 242, 13) aufgeführt, viele darunter noch mit Beibehaltung der Reihenfolge (z. B. 1—2, 6—7, 8—9, 10—11, 16—18, 35—37 [nach richtiger Zählung 33—35], 41—42 [39—40]). Daſs jedoch eine andere Handschrift zu I hinzugekommen ist, zeigen die letzten Nummern: 40 [38] (Grdr. 242, 81) schreiben nämlich IK dem Peire Bremon, 50 [47] (Grdr. 242, 7) dem G. de Cabestaing zu, und 45 [43], 46 [44], 51 [48], 56 [53], 57 [54] (Grdr. 242, 33, 71, 76, 56; 29, 11) fehlen ihnen ganz.[2] Unter den Manuskripten, die nach Bartsch die betreffenden Stücke enthalten, ist keines, durch dessen Vorgang sich alle diese Abweichungen und Zusätze erklärten. Die Lieder, die N² von P. Vidal kennt, sind auch in I (Cat. I, 120—121) vertreten, darunter 2—4, 8—10 in derselben Anordnung. Bei B. de Ventadorn stimmen unter anderen die ganzen Serien 7—15 und 22—27 überein (Cat. I, 120), während 30 (Grdr. 70, 3) nicht in IK steht, für 28 (Grdr. 70, 21) und 35 (331, 1) andere Verfasser genannt werden. Unter F. de Marseilla sind bloſs Gedichte von I aufgenommen, und zwar 3—9, 10—11, 13—19 in gleicher Folge (Cat. I, 121). Nur bei G. Faidit ist die Anordnung in N² von der in I (Cat. I, 120) grundverschieden, aber ähnlich der in D[3] (9—10, 14—15, 18—20, 22—23, 25—26, 29—30) und N⁴ (19—22). Die in I fehlenden Nr. 25—30 (Grdr. 167, 29, 40, 12, 35, ?, 18)[5]

[1] Catalogue des mss. français I, 119—120.

[2] Nr. 54 [51] *Ben fora dreigz* ist nach Chabaneau, Rev. d. l. r. XIX, 288, wenn nicht mit 44 [42] = Grdr. 242, 19 identisch, sonst unbekannt.

[3] Mussafia, Del codice estense, p. 361 ff.

[4] Suchier, Nr. 171—174.

[5] Über 29 s. Chabaneau, Rev. d. l. r. XIX, 289 (es steht meines Wissens in ACDMT a g).

sind in einer grofsen Anzahl Handschriften enthalten; von den in IK (und D[a]) verschieden attribuierten Nr. 24 (Grdr. 112, 2) und 31 (167, 51) wird das erste nur noch von N, das zweite von den meisten Manuskripten G. Faidit zugeschrieben.

Wenn die so entstandene Sammlung trotz ihres verhältnismäfsig geringen Alters wirklichen Wert hat, so ist dieser vor allem in zweien von den Biographien und in den *razos* zu suchen, die, einer jetzt verlorenen älteren Handschrift entnommen, über einige der wichtigsten Trobadors teils inhaltlich neue, teils von den bisher bekannten in der Form abweichende Mitteilungen machen.[1] Den Grundstock des übrigen bildet, wie wir sahen, ein Auszug aus einer Handschrift der Familie IK. Zu ihr kommen kleinere Abschnitte von D und besonders von N für die Lieder, von A für die Lebensbeschreibungen hinzu. Der Nachweis, dafs diese Partien von N² blofse Kopien der genannten Handschriften seien, wurde jedoch nicht erbracht, vielmehr öfters die Benutzung eines diesen nur verwandten oder wenigstens die Heranziehung eines fremden Manuskriptes wahrscheinlich gemacht. Die Varianten von N² sind daher weiter zu berücksichtigen, auch wo sie nicht dasselbe Gewicht wie die einer alleinstehenden Handschrift haben können.

Während die Herkunft der in N² überlieferten Gedichte, Biographien und *razos* mit ziemlicher Sicherheit festzustellen ist, sind die Grundsätze, nach denen der Schreiber bei der Aufnahme und Gruppierung der Dichter selbst verfahren ist, keineswegs deutlich zu erkennen. Über die Auswahl ist nur zu bemerken, dafs keine Landschaft und keine Zeit vor den anderen bevorzugt wird. Doch brachte es das Alter der Hauptquelle IK mit sich, dafs gerade die italienischen Trobadors bis auf Peire de la Mula (und Peire de la Caravana) nicht vertreten, ferner zwar einige der frühesten Sänger aufgenommen sind, aber keiner von den späteren, der vor der Mitte des 13. Jahrhunderts geblüht hätte. Die mitgeteilten Lieder sind fast alle erotischen Charakters, doch bringt R. de Vaqueiras mit ein paar Sirventesen einen kriegerischen Ton hinein. Auch die ausführlichen Lebensnachrichten sind wesentlich (obwohl nicht ausschliefslich)

[1] Chabaneau, Hist. gén. de Lang.², X, 210 bezeichnet daher a und N² als 'copies relativement récentes (seizième siècle) de bons originaux qui n'existent plus'.

nach ihrem Wert für das Verständnis der Liebeslyrik ausgesucht. Zwei für die Litteraturgeschichte wichtige Stücke, die Tenzone zwischen Lignaure und G. de Borneill über das *trobar clus* und das Schmähgedicht des P. d'Alvergne auf seine Kunstgenossen, schliefsen die beiden Teile der Handschrift vortrefflich ab. Die Reihenfolge der Verfasser ist in N² durchaus anders als in IDNA oder P. Einige Einzelheiten lassen sich jedoch erklären. Wenn Arnaut Daniel die Handschrift eröffnet, so mag ihm die Auszeichnung, mit der Dante und Petrarca von ihm sprechen, einen sonst versagten[1] Ehrenplatz verschafft haben; auch *l'uno e l'altro Raïmbaldo* gehören zusammen; G. de Cabestaing und J. Rudel hatten ein ähnliches Lebensschicksal; P. d'Alvergne und G. de Borneill folgen gern in den Handschriften aufeinander. Warum aber die Biographie des letzteren unvermittelt abgebrochen wird, vermag ich nicht zu sagen. Von F. de Marseilla an wollte der Schreiber, wie schon Constans, Rev. d. l. r. XIX, 281, A. 3 bemerkt hat, die Anordnung nach dem Alphabet, die man auch in E, c und d trifft,[2] einführen oder wenigstens andeuten. Er nennt daher f. 22 v°b *'Folquet de Romans'*, sodann drei Guillems: *'et Guillems Figera, tertius Guillems de Saint Leidire,*[3] 4. *Guillems de Berguedan.'* Nachdem er auch die Biographie G. de Borneills beendet hat, folgen, mit P. Rogier an der Spitze, die Peires, von denen drei, deren Lebensbeschreibungen auch sonst nicht erhalten sind, nur erwähnt werden. Gegen Ende ist die alphabetische Ordnung wieder aufgehoben.

Noch ist ein Punkt zu berühren, der auf die äufsere Geschichte unserer Handschrift einiges Licht wirft. In den Anmerkungen[4] zu Constans' erstem Abdruck der Biographie R.

[1] Canello, p. 43.

[2] Gröber, Rom. Stud. II, 461.

[3] Unter diesem steht *a cui dria* (mit einem Strich über dem Wort) *pose*(?) *Il Cape staing Il P.* Da mir Constans' Deutung (Rev. d. l. r. XIX, 282) dieser Stelle unverständlich ist, so lese ich *a cui differenzia pose il Capestaing — il P.* und versuche dies dahin zu erklären, dafs der Kopist oder der Glossator *(il Postillatore?)*, der neben Folq. de Mars. einen Folq. de Romans aufzählte, auch die Bemerkung für nötig hielt, der Schreiber der Vorlage(?) habe Guillem de S. Leidier von G. de Cab. unterschieden. Vielleicht folgten die beiden in dieser aufeinander, wie z. B. in der verlorenen Quelle von a (Bartsch, Jahrbuch XI, p. 14).

[4] Rev. d. l. r. XIX, 269—270.

d'Aurengas hat Chabaneau gezeigt, dafs diesen bisher in keinem anderen Manuskript gefundenen Bericht schon Alessandro Vellutello und Mario Equicola — beide übrigens unabhängig voneinander — benutzt haben, indem jener ihn im Kommentar zu Petrarca (1525)[1] fast vollständig und ziemlich wörtlich übersetzt, dieser aus ihm im 'Libro di natura d'Amore' (1525)[2] einen Auszug mitgeteilt hat. Auch hat derselbe Gelehrte[3] den blofs in N² überlieferten[4] (angeblichen) Namen der von G. de Borneill verehrten Alamanda de Stanes (d'Estanes) wenigstens bei Equicola[5] wiedergefunden. Den weiteren Schlufs, N² habe selbst den beiden Italienern vorgelegen, hat er jedoch in der späteren Abhandlung 'Sur quelques mss. provençaux perdus ou égarés' nicht gezogen, sondern auf Grund ihrer übrigen Angaben vermutet,[6] der Erklärer Petrarcas habe ein anderes Manuskript vor sich gehabt, das eine gröfsere Anzahl Biographien, und zwar in älterer Form, enthielt, der Verfasser des 'Libro di natura d'Amore' diese und weitere Notizen, die sonst nirgends begegnen, einer Handschrift entnommen, die 'malgré ses rapports étroits avec le chansonnier de Cheltenham, en devait néanmoins différer assez notablement' (l. c., p. 13). Wenn aber auch N² nicht die einzige Quelle eines jeden sein konnte, so hindert dies meines Erachtens nicht, in ihm eine von ihren Quellen zu sehen, zumal da Vellutello[7] wahrscheinlich, Equicola[8] sicher mehrere provenzalische Handschriften zugänglich waren. Trotzdem würde man zu weit gehen, wollte man diese Benutzung als erwiesen betrachten. Aufser

[1] In der editio princeps: Le volgari opere del Petrarcha con la espositione di Alessandro Vellutello da Lucca, Vinegia 1525, auf f. 21 r° der Triomphi (zu Tr. d'Am. III [nach Mesticas Zählung], v. 46).

[2] In der mir zugänglichen Ausg. Vinegia 1531 auf f. 181 v°.

[3] Rev. d. l. r. XIX, 276, A. 6.

[4] Die Handschrift Gil, die die betreffenden beiden *vaxos* ebenfalls enthält, kommt hier nicht in Betracht, da sie nur von einer Alamanda spricht (Kolsen, l. c., p. 29).

[5] L. c., f. 182 r°.

[6] Rev. d. l. r. XXIII, 11—11.

[7] Nach Mussafia, Sitz.-Ber. der Wiener Ak., phil.-hist. Kl., Bd. 76, p. 225, A. 2 und P. de Nolhac, La bibliothèque de Fulvio Orsini, p. 312, A. 6 die Manuskripte Pietro Bembos.

[8] De Lollis, Rom. XVIII, 153 ff. und Rod. Renier, Giorn. stor. della lett. ital. XIV, 216, A. 2, wo weitere Litteratur erwähnt wird.

ihnen und auf anderer Grundlage hat ja auch Giov. Maria Barbieri († 1574) in der nachgelassenen Schrift 'Dell'origine della poesia rimata' von R. d'Aurenga berichtet: *fu parimente buon trovatore, & amò per amore la Contessa di Urgel figliuola del Marchese di Busca, per rispetto della quale disse nel fine d'una sua Canzone: 'Er vueill preiar Vers ab ditz clar, Que lai en Urgel saprezen'.*[1] Zum Unterschiede von Vellutello läfst er die Angaben über die Liebe des Dichters zu Maria de Ventadorn und den Charakter seines Verhältnisses zu der ihm persönlich unbekannten Gräfin von Urgel fort; im Gegensatz zu beiden fügt er ein Geleit[2] hinzu, welches mit den in N² citierten Versen *Amics Rossignol* nicht übereinstimmt. Ich halte ihn daher für unabhängig von ihnen.[3] Zudem nennt er selbst als Quelle: *Mich. Car. 70.* Da nun das 'Libro di Michele' in keinem Falle mit N² zu identifizieren ist, sondern nur mit dessen Vorlage verwandt sein dürfte, so ergiebt sich hieraus, dafs weder Vellutello noch Equicola nur aus N² ihre Nachricht bezogen haben müssen.[4] Dagegen ist die Angabe über Alamanda d'Estanes meines Wissens sonst nicht weiter anzutreffen. Spricht auch dieser Umstand für die Benutzung durch Equicola, so ist doch die Möglichkeit, dafs er nur eine N² ähnliche Handschrift eingesehen habe, keineswegs ausgeschlossen. Es scheint mir sogar aus chronologischen Gründen annehmbarer, dafs er nicht N², sondern dessen oben gekennzeichnete Vorlage vor sich gehabt habe.[5]

Einige Randbemerkungen in unserer Handschrift tragen nämlich, wenn richtig verstanden, zu ihrer Altersbestimmung bei.

[1] Ausg. von Tiraboschi, Modena 1790, p. 111.

[2] Das zweite Geleit von *Assatz m'es bel* (in N² auf f. 13 r° a).

[3] Mussafia, l. c., p. 225 hält die Benutzung von Vellutellos Kommentar durch Barbieri für wahrscheinlicher.

[4] Auch Gesualdo hat in seiner Ausg. Petrarcas (Venetia 1553, f. 24 r° der Trionfi) dieselbe Notiz wie Vellutello, zwar etwas gekürzt, aber nach Inhalt und Form so ähnlich, dafs an eine eigene Benutzung des prov. Textes nicht zu denken ist. Daniello scheint sich ebenso zu verhalten, s. Mussafia, l. c., p. 225, A. 1.

[5] Auf Übereinstimmungen formaler Natur zwischen N² und dem 'Libro di natura d'Amore' haben hingewiesen Canello, Arn. Dan., p. 65, A. 1 und Oskar Schultz, Arch., Bd. 92, p. 229, A. 1. Bemerkenswert ist, dafs Equicola die Handschrift N in Mantua in seinem Besitz oder doch zu seiner Verfügung hatte, s. De Lollis, Rom. XVIII, p. 456.

Neben mehrere Zeilen hat dieselbe Hand, welche das Ganze niedergeschrieben hat, ein *Petr.* oder *Pet.* mit einer folgenden Zahl gesetzt. Da eine solche Notiz auch neben den berühmten Versen Arnaut Daniels steht, die Petrarca in dem Sonett 'Beato in sogno' und der Sestine 'Là vèr l'aurora' nachgeahmt hat (Canello, p. 228), so liegt die Vermutung nahe, dafs die Verweise auf Stellen im Canzoniere gehen, in denen der Schreiber Entlehnungen sah, oder die er wenigstens ähnlich fand. Bei näherer Untersuchung ergiebt sich nun, dafs sich die Ziffern nicht auf die Nummern der Sonette oder der durchgezählten Gedichte beziehen, sondern auf Blätter einer Handschrift oder eines Druckes. Unter den Ausgaben des 16. Jahrhunderts, deren ich eine Anzahl, darunter einige der ältesten und besten, verglichen habe, ist eine in Venedig 1530 erschienene, die der Kopist citiert haben könnte. Man halte nebeneinander:

Li Sonetti, Canzoni et Triomphi di M. Francesco Petrarcha historiati. Vinegia (Nicolo d'Aristotile detto Zoppino) 1530.

Hs. N²

I. f. 1 r° a. Arn. Dan., En est sonet, v. 12 ff.

E si tot ental freid'aura,
L'amors qu'inz el cor me plou
Mi ten caut, on plus yverna.

Neben den beiden ersten Versen Petr. 52:

II. f. 1 r° b. Fortsetzung, v. 43 ff.

Eu son Arnautz, c'amas l'aura,
E catz la lebre ab lo boeu
E nadi contra suberna.

Neben dem mittelsten Verse Petr. 4 (sehr undeutlich).

III. f. 10 v° b. Raimb. de Vaq., No m'agrada, v. 13 ff.

Pos d'amor m'es faillidal flors
El doux fruitz el grans e l'espics,
Don iauzi ab plaisenz prezics etc.

Son. Dicesett'anni:

(Dicesett'anni ha gia riuolto il cielo,
Poi che'n prima arsi, et giamai non mi spensi:)
Ma quando auen, ch'al mio stato ripensi;
Sento nel mezzo de le fiamme un gielo.

f. 52 v°.

Sest. La uer l'aurora:

E col bue zoppo andrem cacciando l'aura.

f. 94 v°.

Son. Se col cieco desir:

Qual ombra è si crudel, che'l seme addugge,
Ch'al desiato frutto era si presso? ...
Tra la spiga et la man qual muro è messo?

f. 27 r° und v°.

Neben dem ersten Verse Petr. 27:

IV. f. 11 r° b. Ds., Eissamen ai guerreiat, v. 11—18.

S'ieu non soi ries contra vostra vicor
Ni pro valenz a vostra gran valor,
Mon poder fas e soi sel qeus merceia
Eus servi eus blan e vos am mais qe me
Em gart de mal e m'esfors de tot be
Per vostr'amor; car miels mi par qe deia
Pro domn'amar pro cavallier prezat
En dreich d'amor q'un ric outracuidat.

Am Rande ein Strich von v. 11—18; neben v. 44 steht Pet. 35.

Canz. Gentil mia Donna:

Perch'io neggio (et mi spiace)
Che natural mia dote a me non uale,
Ne mi fa degno d'un si caro sguardo;
Sforzomi d'esser tale,
Qual a l'alta speranza si conface,
Et al foco gentil, ond'io tutt'ardo.
S'al ben ueloce et al contrario tardo,
Dispregiator di quanto'l mondo brama
Per sollicito studio posso farme;
Potrebbe forse aitarme
Nel benigno giudicio una tal fama.

f. 35 r°.

V. f. 11 r° b. Fortsetzung, v. 52 ff.

Pros Cavalliers, vostr'amors mi gerreia,
E prec amor e franc'homelitat
C'aissius (Hs. *-os*) *vensa com vos m'aves sobrat.*

Raembautz de Vaqueiras
Guerras ni plais non son bon
Contr'amor e nuill endreg.

Von *Pros* bis *Guerras* Strich am Rande; neben v. 53 liest man Pet. 124:

Son. Hor hai fatto:

Vinca'l cor uostro in sua tanta uittoria
Angel nouo lassu di me pietate;
Come uinse qui'l mio uostra beltate.

f. 124 v°.

VI. f. 15 v° a. Raimb. d'Aur., Ar s'espan, v. 29 ff.

Domna, per cui chant (Hs. *-ta*) *e sisele,*
Vostre bel oil mi son gisele
Qem castion sil cor ab ioi
Qe non aus aver talan croi.

Von *Domna* bis *Qe* Strich am Rande; zwischen v. 30 und 31 Petr. 20.

Son. Jo temo si:

Jo temo si de begliocchi l'assalto,
Ne quali amore et la mia morte alberga;
Ch'i fuggo lor, come fanciulla (l. *fanciul la*) *uerga.*

f. 20 v°.

Wenn auch einzelne dieser Entsprechungen für sich allein unsere heutigen Anforderungen nicht befriedigen würden,[1] so

[1] Da die meisten prov. Stellen ziemlich allgemein gehalten sind, so wird man nicht viel bessere Parallelen finden: Vgl. z. B. (Ausg. von Mestica, Firenze 1896) zu I: *e'l tacito focile D'Amor tragge indi un liquido sottile Foco, che m'arde a la più algente bruma* (Son. Questa fenice) — *mi fece, or quand'egli arde'l cielo, Tutto tremar d'un amoroso gielo* (Madr. Non al suo amante) — *tremo a mezza state, ardendo il verno* (Son. S'amor non è) — *con quelli occhi ella ne face Di state un ghiaccio, un foco quando*

überrascht doch das Zusammentreffen aller. Es ist daher nicht ganz unmöglich, dafs der Schreiber auf diesen Druck oder einen gleich foliierten verweisen wollte. Im ersteren Falle würde, wenn nicht die Abfassung des Manuskripts, so doch die wenig spätere Eintragung der Randbemerkungen erst nach 1530 anzusetzen sein, also nach dem Erscheinen von Vellutellos Kommentar und Mario Equicolas Buch. Die endgültige Lösung dieser Frage, die für die Geschichte der provenzalischen Studien nicht ohne Interesse ist, giebt vielleicht einmal ein Petrarca-Forscher.

Die in den nächsten Heften folgende Kopie ist vollständig und wortgetreu. Die Zählung der Dichter, Lieder und Strophen habe ich erst eingeführt. Die Interpunktion der Handschrift behalte ich bei. Abkürzungen sind aufgelöst, aber die ergänzten Buchstaben besonders kenntlich gemacht. Wenn der Schreiber selbst oder eine spätere Hand Einzelheiten verbessert hat, so teile ich in der Anmerkung die ursprüngliche Lesart mit. Die eingeklammerten Worte sind im Manuskript durchgestrichen. Dafs ich auch offenbare Fehler oder falsche Worttrennungen und -zusammenfügungen wiedergebe, wird man hoffentlich billigen. Bei so schwierigen Gedichten wie denen des Arnaut Daniel und des Raimbaut d'Aurenga hielt ich es von vornherein für meine Pflicht, den Text unverändert abzudrucken; aber auch sonst habe ich der Versuchung widerstanden, Besserungen vorzunehmen oder hier und da ein *sic* einzustreuen. Eine Grenze ist in solchem Falle kaum innezuhalten und der Nutzen dieses Verfahrens verhältnismäfsig gering.

iverna (Son. Che fai, alma) — *Trem'al piú caldo, ard'al piú freddo cielo* (Son. Amor, che'ncende) — *Amor ... Da'begli occhi un piacer sí caldo piove* (Son. Come'l candido piè); zu III: *Ma pur di lei che'l cor di pensier' m'empie Non potei coglier mai ramo, né foglia* (Trionfo d'Amore III, 82); zu VI: *Da lor* (Augen und Stimme Lauras) *conosco l'esser or'io sono: Che, come suol pigro animal per verga, Cosí destaro in me l'anima grave* (Ball. Volgendo gli occhi). Über ein Sonett, zu dem Petrarca selbst durch die Lektüre Arnaut Daniels angeregt zu sein angiebt, s. Appel, Zur Entwickelung italienischer Dichtungen Petrarcas, p. 129 und 176; P. de Nolhac, Pétrarque et l'humanisme, p. 412; Mestica, l. c., p. 370.

Breslau. Alfred Pillet.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Tegnér und Byron.

'Byron im Urteil seiner Zeitgenossen' wird gewifs noch einmal der Titel eines recht interessanten, aber auch sehr umfangreichen Buches werden, da fast die gesamte Weltlitteratur Beiträge dazu liefern dürfte. Als eine kleine Materialsammlung für ein solches Zukunftswerk mögen die hier in Übersetzung mitgeteilten Äufserungen des berühmtesten schwedischen Dichters der neueren Zeit, Esaias Tegnérs, betrachtet werden, der sich zu verschiedenen Zeiten mehr oder weniger ausführlich sowohl über den englischen Dichter selbst wie auch einzelne seiner Werke, und zwar recht offen, ausgesprochen hat. Den Citaten liegt die siebenbändige 'Jubelfestupplaga' seiner gesammelten Werke zu Grunde, die in Stockholm in den Jahren 1882 bis 1885 zur Feier der hundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages erschien.

In einem Briefe an die Freifrau M. von Schwerin, datiert Lund den 23. Mai 1822, schreibt er (Bd. V, S. 265): 'Ein paar Hefte von Lord Byron liegen bei. Seinen *Kain* habe ich neulich gelesen. Als dramatisches Gedicht (er nennt es *a Mystery*) ist es unbedeutend, und in Bezug auf den Geist des Ganzen entsetzlich. Es ist eine Theodicé des Teufels. Byron wird immer düsterer und düsterer: sein Geist ist bald wie ein erloschener Brand. Trotz all seines Genies wird er mir doch immer widriger; denn das geradezu Infernalische ist aufser anderem auch unpoetisch.'

Drei Jahre später schreibt er wieder aus Lund unter dem 30. Juni 1825 an C. G. V. Brinkman über einen Recensenten der Stockholmspost, der seine eben erschienene Frithiofssaga besprochen hatte: 'Wahrscheinlich ist er der einzige Mensch in der Welt, der einige Ähnlichkeit zwischen Byron und mir findet. Zuvörderst war ja Byron, wenn nicht ein grofser Dichter, wenigstens ein grofser Genius, und Gott weifs, dafs ich in diesen beiden Punkten niemals an einen Vergleich habe denken können. Aufserdem — welche Ähn-

lichkeit kann zwischen seiner dämonischen und meiner menschlichen Natur ausfindig gemacht werden, zwischen seiner düsteren und meiner fröhlichen, vielleicht sogar leichtsinnigen Weltanschauung, zwischen seinen blauen Schwefelflammen und meinen sprühenden Feuerwerkssonnen? Es ist unbegreiflich, dafs ein Mensch etwas so gedankenloses drucken lassen kann.'

In einem anderen Briefe an die oben genannte Dame, vom 1. Dezember 1825 (S. 499 a. a. O.), heifst es: 'Ich beginne in Wahrheit Byron mehr als früher zu verstehen und zu würdigen. Eine gewisse Verachtung für das zweibeinige Hundegeschlecht, das man Menschen nennt, ist weder so unmenschlich, noch so unpoetisch, wie ich zuvor gedacht. Individuell betrachtet sind es — die Ausnahmen, die das Menschengeschlecht in meiner Meinung retten, die Mehrzahl mufs ich preisgeben. Aufserdem — was ist Schwermut? Ein Schatten in der Seele; aber der Schatten wird dadurch verjagt, dafs wir Feuer schlagen so gut wir können und Licht zünden, bis die Sonne — aus dem Grabe aufsteigt.'

Im VI. Bande (S. 382 ff.) sind unter der Überschrift 'Strögods ur författarens bref och anteckningar' eine Anzahl Aussprüche und Urteile zusammengestellt, wovon sich drei Abschnitte mit Byron beschäftigen. S. 392 heifst es zunächst: 'Lord Byron benützt sozusagen stehende Charaktere. *Childe Harold, The Corsair, Lara, Manfred* sind blofs verschiedene Namen für denselben Gegenstand, auch im Erfinden von Situationen ist er arm. Etwas Unbedeutenderes in Bezug auf die Erfindung als *Beppo* und *Parisina* kann man nicht leicht lesen. Aber seine Stärke liegt in der Darstellung und Ausmalung, die wirklich poetisch und voller Energie ist.'

'Von allen Dichtungen Byrons ist wohl keine schwächer und unbedeutender, als seine Tragödie *The Doge of Venice*. Wenn ich Falieries lyrische Verwünschungen über Venedig im letzten Akt ausnehme, findet sich kaum eine Scene, die sich über die Mittelmäfsigkeit erhebt. Byrons Mangel an Erfindung, wo es sich um Charaktere und Situationen handelt, hätte ihn für immer vom Dramatischen fernhalten sollen. Seine ganze poetische Kraft ist egoistische Lyrik. Seine poetische Tiefe ist nichts anderes als der vulkanische Abgrund seines eigenen Wesens, wo die Teufel — nach seiner Ansicht die Lords und Pairs des menschlichen Oberhauses — ihr Spiel treiben und in der blauen Schwefelflamme debattieren.'

Über *Don Juan* schreibt er schliefslich S. 393: '*Don Juan* — ich habe nur die beiden ersten Gesänge gesehen — ist Byrons Meisterwerk. Die Höllenglut im Mifsbrauch der sinnlichen Liebe ist hier zur wärmsten und reichsten Poesie gesteigert. Es ist eine dumme Behauptung, dafs die sinnliche Liebe und der sinnliche Genufs im allgemeinen nicht poetisch behandelt werden könnte. Poesie ist idealisierte, verschönerte Natur; aber die Zeugungskraft erhält die Natur, ist der Mittelpunkt, von dem alles Leben ausgeht und wohin

es wieder zurückströmt. Die Alten behandelten nicht blofs dichterisch, sondern vergötterten

Aeneadum genitrix, hominum divumque voluptas.

Unsere sentimental nervenschwache Ansicht von der Liebe mag ihre poetische Seite haben, aber sie ist keineswegs die einzige, noch weniger die kräftigste. Wie bleich und matt ist nicht, blofs in poetischer Beziehung betrachtet, die meiste moderne Erotik mit ihren Wasserfarben gegen die ewigen Freskomalereien der Alten in dieser Art!'

Eine direkte Nachahmung Byrons vermag ich auch nachzuweisen, die meines Wissens bisher noch nicht beobachtet ist. In der 1822 verfafsten epischen Dichtung *Axel* sagt Maria zu ihrem Geliebten (Saml. Skr. I, 177):

Se, Axel, öfver manen far
ett moln; när det försvunnit har,
da är jag död, da sitter anden
förklarad på den fjärran stranden etc.,

was deutlich an V. 598 ff. der *Siege of Corinth* (erschien zuerst 1816) erinnert, wo Francescas Geist zu Alp spricht:

There is a light cloud by the moon -
'Tis passing, and will pass full soon —
If, by the time its vapoury sail
Hath ceased her shaded orb to veil,
Thy heart within thee is not changed, etc.

Dafs Byron die Idee selbst aus Bedfords *Vathek* geschöpft zu haben erklärt, hat natürlich in diesem Falle nichts zu bedeuten.

Göteborg. F. Holthausen.

A Treatice of London.

Im Balliol-College Oxford liegt unter Nr. 354 eine Handschrift mit 253 grofsen und 4 kleineren Blättern, wohl durchgängig von der Hand Johannes Hyde's geschrieben; vgl. Coxe's Catalogus, Oxford, 1853, I, 210—215. Sie enthält hauptsächlich lyrische und erzählende Gedichte, darunter eine Fassung der Ballade vom Nufsbraunen Mädchen (bereits hrsg. von Hales und Furnivall, Bishop Percy's Folio Manuscript III, 174 ff.). Von Prosastücken findet sich mit Ausnahme einiger Recepte u. dgl. nur eines: 'The tale of Godfridus of Rome and his three sonnes'. Ein Namensverzeichnis der Mayors und Sheriffs reicht bis 1535; die Handschrift kann daher, wenigstens als Ganzes, nicht älter sein. Schwerlich ist sie viel jünger; der gelehrte Coxe versetzt sie aus paläographischen Gründen ins 15. bis 16. Jahrhundert. Die Gedichte selbst sind zum Teil sicher älter: so ist uns 'A treatice of London' bezeugt als am Tische des Mayor *Shaa* (oder Shaw) gemacht. In der ganzen Liste der Lord Mayors bei Orridge, 'The citizens of London and their rulers', giebt es nur zwei solche Persönlichkeiten: 1482 und 1501; welcher von

beiden gemeint ist, vermag ich nicht zu entscheiden; selbst derselben Zunft gehörten beide an: der der Goldschmiede, so daſs aus Worten im Gedicht selbst, wie *cheynes of fyne golde*, in dieser Beziehung kein Schluſs gezogen werden kann. Am Schluſs eines anderen Gedichtes, 'The lamyntacoun off' quene Elyzabeth' (Gemahlin Heinrichs VII., † 1503), wird *Mr. Wynger, alderman of London* als Besitzer erwähnt. John Wynger war Alderman im Jahre 1493.

Ich habe die Handschrift im Herbst 1897 abgeschrieben und veröffentliche jetzt zuerst den für ihre Entstehung charakteristischen 'Treatice of London', eine Ballade in achtzeiligen Stanzen Chaucerscher Art. Daſs der Dichter die Londoner Sprache schrieb, bedarf bei seiner panegyrischen Tendenz keines Beweises. Daſs er gelehrt war, verrät sich gleich im ersten Vers aus seinem Gebrauch des lateinischen *per se* = einzig in seiner Art. Seine Bezeichnung von London als Troynovaunt stammt irgendwie aus Monmouth's 'Historia regum Brittaniæ' (Buch I, Kap. 17 u. ö.); für seine Wortwahl ist es lehrreich, daſs unter den 56 Reimwörtern der Ballade eins lateinisch und 25 französisch sind.

Nach einer anderen Hs. (Lansd. 762) ist das Gedicht bereits von Halliwell gedruckt in Rel. Ant. I, 205–7; doch zeigt dieser Text allerlei Fehler (*a man* 9, *Troynomond* 9, *treunytie* statt *sterne rite* 19, *are* 29, *fine* fehlt 36), und am Schluſs fehlt die Anspielung auf Shaa, so daſs Halliwell das Gedicht in die Zeit Heinrichs V. versetzen konnte.

Sachlich ist an dieser Verherrlichung Londons noch interessant der Vergleich der Themsestadt mit Paris, Venedig und Florenz; man sieht, nach welchen Mustern des Kontinents man sich in Londoner Bürgerkreisen zu jener Zeit am liebsten richtete.

fol. 187b. A treatice of London.

London, thow art of townes a *per*-se,
soverayn of cyties, semlyest by sight,
of high renown, riches and royalte,
of lordes, barones and many goodly knyght,
of most dilectable lusty ladyes bryght,
of ffamowse *pre*lates in habites clerycall
and *mer*cha*un*tes of substance and myght:
London, thow art the flowr of cytes all!

Gladdeth a-non, thow lusty Troynoua*un*t,
citie that su*m*tyme called was new Troye;
In all this erth imperiall as thou sta*un*te,
princes of townes of pleasure and ioye,
a rychar restyth vn*der* no Crystyn roye,
ffor manly power *with* craftes naturall;
fformeth no ffayrer sith the flode of Noye:
London, thow art the flowr of cyties all!

Genie of all joye, jaspe of jocondyte,
moste myghty carbuncle of *ver*tu and valo*ur*,

stronge Troy in vigure and sterne rite,
of royall cyties rose and geraflowr,
empres of townes, exalte in honowr,
In beawte beryng the trone imperyall,
swete *pa*radise, *pe*rsellyng in pleasowr:
London, thow art the flowr of cetie*s* all! 24

A-bowe all ryvers thy ryu*er* hath renown,
whose Boryall stremes, plesant and *pre*clare,
vnder thy lusty walles renneth down;
wher many a swan doth swym *with* wynge*s* fayre,
wher many a barge doth sayle and jowe *with* th'ayre,
wher many a shipe doth rest *with* toppe royall;
o town of townes, patron but compare:
London, thou art the flowr of cetie*s* all! 32

Uppon thy lusty brygge of pylers whight
ben m*er*chanttes full royall to beholde;
vpon thy stretes goth many a semely knyght
In velvet gownes and cheynes of fyne golde.
By Julyus Sesar thy to*ur* fownded of olde
may be the hows of Mars victoryall,
whose artylary w*ith* tonge may not be told:
London, thow art the flowr of cetie*s* all! 40

fol. 188. Strong be the walles, th*at* abowt the stondes;
wise be the people, th*at* w*ith*in the dwellis;
ffresshe is thy river w*ith* his lusty strandes;
blith be the chirches, well sownyng be the belles;
ryche be thy m*er*chau*n*tes in substance th*at* excelles;
ffayre be th*er* wyffes, right lovesu*m*, whit and small;
clere be thy virgyns lusty vnder kelles:
London, thou art the flowr of cetie*s* all! 48

Thy ffamowse mayre, by p*ri*ncely gouern*au*nce,
with swerde of Justice the ruleth prudently;
no lorde of Paris, Venys or ffloru*n*ce
In dignyte or honou*r* goth hym nygh.
he is exemplar right lodester and gwy,
pryncypall patrone and rose orygynall,
a-bove all mayres as mast*er* most worthy:
London, thou art the flowr of cities all! 56

Explicit the treatise of London, made
at mr shaa table, wha*n* he was mayre.

Die Aufzeichnung ist nicht das Original; statt *preclare* 26 (: *fayre*) hat der Dichter selbst gewifs *preclaire* geschrieben; statt *compare* 31 (: *ayre*) ebenso *compaire*. Vor *myght* 7 ist wohl *of* einzufügen, um den sonst leidlich regelmäfsigen Rhythmus auch hier herzustellen.

Berlin. G. Neumann.

Chaucers 'Romaunt of the Rose' und Sackvilles 'Induction'.

In seiner für den 'Mirrour for Magistrates' gedichteten *Induction* (1563) erzählt Thomas Sackville einleitend, wie er an einem Winter-

abend auf offenem Felde einem schwarz gekleideten Weibe begegnet, welches sich ihm als *Sorrowe* zu erkennen giebt. Bei der Schilderung dieser Gestalt wenden sich unsere Augen zurück zu dem Bilde der *Sorrowe*, das mit anderen allegorischen Figuren die Mauern des Zaubergartens im 'Roman de la Rose' schmückt. Nehmen wir nun Chaucers Übersetzung[1] dieses Passus zur Hand, so bemerken wir zuerst als höchst natürliche Übereinstimmungen, dafs in beiden Dichtungen *Sorrowe* blafs ist, heftig weint, sich die Haare zerreifst. Für die von vornherein sehr nahe liegende Vermutung, dafs Sackville Chaucers Schilderung kannte und vor Augen hatte, scheinen mir folgende Wortanklänge zu sprechen:

Chaucer.		Sackville.	
312	Was neuer wight yit half so wo ...	13,6	... Was neuer man did see
336	So wo begone a thyng was she		A wight but halfe so woe-begon as she ...
	She al to dassht her selfe for woo	18,4	... [she] all to-dasht her-selfe for woe ...
	And smote togyder her hondes two...[2]	13,3	Her forceles handes to-gether ofte she smote.[3]

Strafsburg i. E. E. Koeppel.

[1] Lgrph. 1893, Nr. 5, Sp. 163 ff. habe ich auf Grund der sorgfältigen Beweisführung Kaluzas Fragment A als Chaucers Eigentum anerkannt, mit dem Bemerken, dafs ich diese Anerkennung 'auch dann nicht bereuen würde, im Falle irgend ein überraschender Fund schliefslich doch noch eine andere Sachlage schaffen sollte'. Ein solch überraschender Fund ist neuerdings gemacht worden, freilich in anderer Weise als ich gemeint hatte. Luick hat in dem Fragment einen durchaus nordenglischen Reim entdeckt, über den wir alle hinweggelesen hatten, und deshalb die Echtheit aufs neue bezweifelt. Ich selbst trage aber doch Bedenken, mich wieder auf die Bank zu setzen, auf welcher die 'Zweifler' sitzen. Dafs Chaucer den Anfang des Rosenromans in seiner Jugend bearbeitet hat, halte ich, nach meiner ganzen Auffassung von Chaucers Wirken, für sicher — und haben wir nicht zahllose Beweise dafür, dafs ein junger Dichter, ein in seinen Anfängen stehender Künstler, sich eine etwas gröfsere Reimfreiheit gestattet, sich noch nicht die strenge Technik angeeignet hat, welche den reifenden und reifen Künstler auszeichnet? Wohl zu erwägen bleibt auch, dafs der junge Londoner seiner Heimat einige Zeit entrückt, im Heere Edwards III. mit Engländern aus allen Provinzen zusammengewürfelt gewesen war — wie leicht konnte er sich bei einer seiner ersten dichterischen Arbeiten, in seiner Reimnot, einer ihm vertrauten, wenn auch seinem eigenen Dialekt fremden Form erinnern, welche noch obendrein einen für das Auge tadellosen Reim ergab! Meine Bereitwilligkeit, mit Kaluza an die Echtheit von Fragment A zu glauben, ist durch Lucks Fund allerdings erschüttert, aber noch nicht beseitigt worden.

[2] Citiert nach Kaluzas Ausgabe, EETS. LXXXIII.

[3] Citiert nach Skeats Text in 'Specimens of Engl. Lit.', 3rd Ed., Oxford 1880, S. 286 f. Skeats Anmerkungen enthalten keinen Verweis auf Chaucer. Von Sackvilles Anschlufs an Gavin Douglas ist gehandelt in Kochs Zeitschr. f. vergl. Litteraturgesch., N. F. III, 437 f.

Einige Ergänzungen zu Appels provenzalischer Chrestomathie.

I. Zum Texte der Stücke 10, 30 und 60.

Das in diesem Archiv Bd. XCVII, 431 ff. angezeigte Buch enthält drei Gedichte, in denen so manches dunkel und lückenhaft bleiben mufste, solange nicht das für ihre Rekonstruierung in der prov. Liederhandschrift *N* noch vorhandene Material zur Verwendung kam. Als ich nun vor einiger Zeit in Cheltenham das Manuskript für die Veranstaltung einer Ausgabe der Werke des Guiraut von Bornelh einen Tag lang einsehen konnte, gelang es mir nach Erledigung meines Pensums, noch ganz kurz vor Thoresschlufs, meine Neugierde wenigstens in Bezug auf die fraglichsten Stellen jener Dichtungen einigermafsen zu befriedigen. Was ich mir notieren konnte, meine ich zwecks Ergänzung der Stücke, von denen besonders das letzte schon häufig die Aufmerksamkeit der des Provenzalischen Beflissenen erregt hat, hier, so wenig es auch ist, um so eher verwerten zu sollen, als die betreffende Handschrift bekanntlich recht schwer und nur unter nicht unbeträchtlichem Kostenaufwand zugänglich ist.

St. 10 (= B. Gr. 183, 1) entbehrt des V. 10 gänzlich; in V. 11 *Tro qu'eu sacha ben de fin* wird eine Silbe vermifst, welche Bartsch, Prov. Lesebuch S. 48, 1 durch Einschiebung von *e* hinter *ben* zu beschaffen versuchte. In *N*, fol. 225^{a}, wo das Gedicht sich noch einmal ohne Angabe des Verfassers findet, lauten nun, nachdem V. 7 wohl weniger richtig *E lai* und V. 9 *non* steht, die Verse 10 und 11:

Ni nom aus traire ad enan,
Tro que eu sacha ben de fi.

St. 30 (= B. Gr. 9, 5), V. 5: *N* 258^{c} weist das von Appel vermutete *brecs* auf. Fraglich ist aber, ob die im Glossar von Appel beliebte Auffassung des Wortes, das dort als Adjektiv bezeichnet wird, richtig ist. Wäre nicht vielmehr *brecs de cor* als 'Herzensqualen' zu verstehen, die den von seiner spröden Angebeteten *de ioy nut* (V. 15) erhaltenen Trobador mit dem *bric* und *trist coratge* (V. 6 und 18) heimsuchen und ihn zum Dichten veranlassen? Die Stelle, auf die das Glossar auch sonst wenig Licht wirft, liefse sich dann so übersetzen: 'Beim ersten Herannahen der kurzen, rauhen Tage ... dichte ich, ein Dichter mit thörichtem Herzen, um düsterer, arger Herzensqualen willen kurze, kleine, mit höfischem Reime gebundene höfische Worte.' Aus diesen Versen (30, 1 und 5—8) gehören noch ins Glossar *breu* aus 1 und 7, *iorn* 1, sämtliche Wörter des V. 5, *trobadors, a, coratge* aus V. 6 und *faire* 7. Die Form *trobadors* (V. 6), die man, da sie nicht im Reime steht, durch *trobaire* (*trobaires*) leicht ersetzen könnte, ist noch Chrest. S. X, Sp. 1 denjenigen Wörtern der dritten Deklination beizufügen, deren Obl.-Stamm in den Nominativ drang und als Nominativ-Endung *-s* annahm.

St. 60 (= B. Gr. 183, 12): V. 4 liest *N* 225ª (in der anscheinend von Raynouard nicht benutzten zweiten Fassung): *et sab dir quale*, V. 7 und 8:

Donas fon grand pezat mortal
Que nama chevaler leal

und V. 26—30:

Calor non seis ne ba ne but
Ne fer ne fust nai mentagut
Mais sol aitant
Babariol babariol
Babarian.

Für V. 4 und V. 7 werden somit die fehlenden Silben *dir* bezw. *grand* gewonnen, während in V. 8 und ebenso in V. 27, der doch auch, was Appel nicht angiebt, zu lang ist, die überschüssige Silbe durch die (allerdings etwas auffällige) Verwendung von *ne* statt *non* vor Vokal getilgt ist; für die vier letzten Silben von V. 26 ergiebt sich *ne ba ne but* — Appel vermutete die Worte *ni bat ni but*, die er s. v. *bas* im Glossar noch einer gewifs zu weitgehenden besonderen Deutung unterzog —, in V. 27 befriedigt noch die Form *ai* besser als *a*, und in den Versen 29 und 30 ist hier hinsichtlich der Silbenzahl alles in Ordnung.

V. 73—78 lauten in *N*: *O dis nagnes en ermesem Mutz es que ben lo conoissé Mas pur del baig apaireille E del soiorn .VIII. iorn e; an car men estei En aquel socorn.* In *ermesem* ist die Endung deutlich ausgeschrieben; in *soiorn* und *socorn* ist beidemal der Buchstabe zwischen den beiden *o* unsicher; in dem ersten Worte könnte er auch *e*, in dem zweiten auch *t* sein. Unter Zuhilfenahme dieser Lesart wird sich nun die Strophe folgendermafsen herstellen lassen:

Sor, dis n'Agnes a n'Ermessem,
Mutz es, que ben lo conoissem.
Sor, del baing nos apareillem
E del soiorn;
.VIII. iorns ez an car m'en estei.
Eras que·l torn!

Die Lücke ist nun dem Zusammenhang gemäfs ausgefüllt; *bainh* hatte schon P. Heyse für die dritte Zeile der Strophe vorgeschlagen. Zu beachten wäre aber noch, dafs die ersten drei Verse jetzt die ihnen zukommende gleiche Reimendung erhalten haben. Diese wird auch den Versen 31 und 32, damit sie mit 33 übereinstimmen, gegeben werden können durch Einführung der hier gefundenen Form *Ermessem* und durch Versetzung des *arem* an das Ende, wobei der Hinweis nicht überflüssig sein dürfte, dafs auch Hs. *C* ihrem Bedürfnisse gemäfs in V. 33 eine Umstellung zur Erlangung der Reimendung *-en* versucht hat. Andererseits wird eine Abänderung des V. 67, der durchaus auf *-en* ausgehen mufs, notwendig werden. In diesem entbehrt man den Namen um so lieber, als er ja in der ersten Zeile der nächstfolgenden Strophe schon wieder vorkommt. Wenn

es nun da in der Hs. *N* heiſst: *Er la coa de mantenen Pilleron lo gat ez escoisen*, so stimmt dieser Wortlaut in dem ersten der beiden Verse zu demjenigen von *V*, nur daſs letzterer Handschrift das *de* fehlt, und man wird V. 67 und 68 lauten lassen können:

Per la coa de mantenen
Tireron, e·l catz escoyssen.

Nimmt man aber hierauf an dem *de mantenent* in V. 52, den ich aus *N* nicht kenne, Anstoſs, so läſst sich dies aus *C* leicht durch die Worte *tost e corren* ersetzen.

II. Zum Glossar: '?*daufas*' und '?*semple*'.

Das im Glossar der Chrestomathie verzeichnete, aus einem Gedichte des Guiraut von Bornelh (B. Gr. 242, 46 V) herrührende Wort *dauf* ist von Levy gleichfalls mit einem Fragezeichen in das prov. Supplement-Wörterbuch hinübergenommen worden. Es findet sich in der Form *daufas* auſser in den Hss. *ABIR* auch in *KNa* (in *a* steht über dem *f* ein *s*); *D* schreibt nach Appel (Chrest. S. 100, Var. zu V. 74) *daufaus*, während ich der Wiener Kopie *daufans* entnommen habe, *C* hat *drufas*, *M*: *tossas* und *Q*: *fadas*; die Redaktion des Gedichtes in dem Codex von Saragossa ist mir noch unbekannt.

Das Wort war bisher sonst nirgends anzutreffen. Nun begegnet aber in einem Gedichte desselben Trobadors, B. Gr. 242, 30, das Substantiv *daufeza*, welchem augenscheinlich die Bedeutung 'Einfalt, Albernheit, Thorheit, Lächerlichkeit, kindisches Wesen' zukommt.[1] Der Dichter klagt da nämlich über die Abnahme der Freude am Frauendienste, der Lust am Gesange, der Fröhlichkeit überhaupt: er möchte gern recht lustig sein, '*si non sembles fatz*'. Nachdem er seinen Schmerz darüber geäuſsert hat, daſs man jetzt seine Lieder verschmähe, fährt er fort (Str. II, V. 34—38):

Et daufeza es grans,
Qui no·n sap retener,
Si·lh a grat ni plazer
E·n defen ni·s rancura,
Si l'autrui jois peiura.

13 Hss.: V. 34 lautet ebenso in *EIK*; Varianten dazu sind dauteza *C*, dautezer *N*; es daufeza *AB*; Daufesa es ograns *U*, E daufesa es o gras *D*, Da uol foil es lon gran *Q*, E dals fezes engrais *a*, E dōs dols es g. *R*; ? *Cod. von Saragossa.*

Das Wort ist also handschriftlich gesichert. 'Einfältig' kann nun auch sehr wohl der Sinn des Adjektivs *dauf* in der Chrestomathie sein, wo der Dichter die *daufas amistatz* der Gegenwart, die

[1] Man vgl. hierzu Guirauts Worte in B. Gr. 242, 20 III:

Qu'eras qui ri ni uol auer solatz
No·lh es grazit, ans es fols apelatz.

allen Wert verloren haben, den ritterlichen Liebschaften der früheren Zeit gegenüberstellt. Die Hs. *Q* zeigt denn auch an Stelle des wohl wenig gebräuchlich gewesenen Wortes *daufas* das alsdann jenem synonyme Adjektiv *fadas*.

Es ist also nicht mit dem Lex. rom., in dem das Gedicht Bd. I, 384 gedruckt ist, *drusas*, sondern mit Appel *daufas* im Sinne von 'einfältig, albern, thöricht' zu lesen.

Die Rettung, die dem soeben besprochenen Worte zu teil geworden ist, wird sich schwerlich auch auf *semple* erstrecken, wie denn auch der Verfasser der Chrestomathie es noch unterlassen hat, den Vers, in dem es sich findet, in den Text zu setzen. Der Vers 40, 40 (in B. Gr. 242, 80 VII) fehlt in *U*, wo das Gedicht schon mit V. 36 abbricht, sowie in *AB*. Von den vier Handschriften, die (aufser der mir unbekannten von Saragossa) zu den in der Chrestomathie herangezogenen acht Handschriften hinzukommen, *P* (Arch. 49, 65) *NQa*, stimmt *a* mit *C* überein, während sich *Q*, *NP* zu *IK*, *S* gesellen:

Mont (*oder* Mout) son daqest derrier senplen *Q*, Mas so dequeus derrers sin ple *N*, Mas co da qeus dan cres simple *P*. Der Vers ist wahrscheinlich einigen Kopisten unverständlich gewesen, was die Lücke in *AB* zeigt, von denen *A* für eine Zeile Raum gelassen hat, wofür ferner der Umstand spricht, dafs *K* die Lesart von *C* noch besonders am Rande aufweist. *DGMR* bezw. ihre Vorlagen versuchten die Lücke durch einen gar nicht zum Sinne passenden Vers, der überdies ein bereits V. 10 vorhandenes Reimwort erhielt, zu füllen, und *Ca* schlossen sich ihnen an, nur dafs sie noch den Fehler hinzufügten, die 3. Pers. Plur. einzuführen, während doch der Dichter fortwährend von sich selbst, also in der 1. Pers. Sing. redet. Dieses Einschiebsel können wir für abgethan erachten, zumal wenn uns die lectio difficilior klar wird.

IK schreiben *Mot son daquistz derriei semple*; vergleichen wir diesen und den oben angeführten Wortlaut in *Q* mit *NS(P)*, so vermissen wir sofort in jenen drei Handschriften gegenüber diesen das auslautende *s* in *derrier*. Das Wort steht aber offenbar im Cas. obl. Plur., der des flexivischen *-s* nicht entraten kann. Entnehmen wir es nun da, wo es fehlt, dem folgenden *semple*, so bleibt von letzterem noch *emple* übrig, das, in *em ple* getrennt, nfrz. *en plein* 'völlig, vollständig' sein könnte. Dafs die Schreiber von *NS* dem *derrier* das *s* gaben und es dem *semple* gleichfalls beliefsen, ist nicht von Belang, sei es nun, dafs ihnen das schon in der Vorlage vorgefundene *semple* als selbständiges Wort erschien,[1] oder dafs es sich um eine Art von Konsonantenverdoppelung handelt, wie sie in den Handschriften häufig anzutreffen ist. Nehmen wir nun *derrier* in der Bedeutung 'letzter an Wert, schlechtester', die das Wort bei demselben Dichter auch sonst noch hat (vgl. Appels Chrest., Glossar zu

[1] S. auch Lex. rom. IV, 562[b]: *símple, sémple* = nfrz. *simple*.

63, 93, und Levy, Wb. s. v.), so sehen wir, dafs Guiraut mit den Worten *Maut son d'aquens derriers em plc* seiner in den unmittelbar vorhergehenden drei Versen enthaltenen Äufserung, er sei imstande, seinen Wohlthätern so zuzusetzen, dafs ihnen die Lust am Wohlthun vergehe, die Bemerkung anschliefst, er gehöre zu jenen Allerschlechtesten, worauf er fortfährt:

Per malrestat me sai lerar
E mai valer per sordeiar.

Pafst nun aber V. 10 in dieser Gestalt und Auffassung recht gut in den Zusammenhang, so wird man das rätselhafte *semplc* im Glossar der Chrestomathie streichen und *em plc* 'völlig' daselbst eintragen müssen.

Berlin. Adolf Kolsen.

Zu Archiv XCVIII, S. 395.

Die Bezeichnung der Kaiserin Katharina II. als *Catherine le Grand* rührt, wie ich nachträglich bemerke, keineswegs von Charles de Larivière, dem Verfasser des 1895 erschienenen Werkes: *Catherine le Grand d'après sa correspondance*, her; ihr Urheber ist vielmehr der Fürst Charles-Joseph de Ligne, der sie vor etwa hundert Jahren zum erstenmal in einem Briefe an Katharina anwandte, den man in den *Lettres et pensées du Maréchal Prince de Ligne, publiées par Mad. la Baronne de Staël Holstein* (3e éd., Paris 1809) S. 251 bis 256 unter der Überschrift *Copie d'une Lettre que j'ai écrite à l'Impératrice à Czarskozelo, de ma chambre à la sienne* abgedruckt findet.[1] Katharina hatte mit Bezug auf ihre Regierung die Bemerkung gemacht: *Cela iroit bien mieux, si j'étois homme*, und ihr Günstling legt nun in dem Briefe ausführlich dar, wie viel Anlafs sie habe, mit ihrem Geschlechte zufrieden zu sein, wie ungefähr alles im Reiche schlechter bestellt sein würde, wäre sie keine Frau. Sie solle Gott in allen Zungen ihres grofsen Reiches dafür danken *d'être une femme plus qu'une femme et qu'un homme tout ensemble*. Zum Schlufs sagt der Fürst: *Que Votre Majesté Impériale daigne croire celui qui est son parrain, son peintre et son historien tout à la fois, en la nommant Catherine-le-Grand.* Und noch ein zweites, ebenso unzweideutiges Zeugnis für des Fürsten de Ligne Urheberschaft der Bezeichnung *Catherine le Grand* ist vorhanden: In seinen *Caractères et Portraits* 1756—1812 (Neue Ausgabe, Paris 1879) steht das gleich nach ihrem Hinscheiden niedergeschriebene Porträt der Katharina (S. 129—148) unter der Überschrift *Catherine le Grand* und beginnt mit den Worten: *Catherine le Grand (j'espère que l'Europe confirmera ce nom que je lui ai donné), Cathe-*

[1] Der Brief trägt kein Datum; Czarskozelo ist ein Landsitz bei Petersburg.

vine le Grand n'est plus! Aus dem Zusammenhange, in dem die Benennung zum erstenmal erscheint, geht hervor, dafs de Ligne der Kaiserin das Prädikat eines grofsen Menschen schlechthin ohne Ansehen des Geschlechts beizulegen wünschte: *Un grand homme habillé comme Votre Majesté vaut mieux qu'un grand homme le sabre au côté, car il est tenté de le tirer* — und: *Qui sait ce qui seroit arrivé au grand homme femme, si elle avoit été grand homme homme?* Und diesem Zwecke genügte ein *Catherine la grande* deswegen nicht, weil dieses so wenig wie *La grande Catherine* die Auffassung ausschliefst, dafs der Kaiserin die Eigenschaft historischer Gröfse nur im Vergleich zu den übrigen fürstlichen Trägerinnen ihres Namens, als Unterscheidungsmittel von ihnen zukomme, während de Ligne verstanden wissen will, sie sei grofs, mit dem Mafsstabe des Menschen gemessen. Der Mensch schlechthin ist aber der Sprache eben ein männliches Wesen.

Grofs-Lichterfelde. Alfred Schulze.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Wiese, Dr. L., Über die geistige Heimatlosigkeit in der deutschen Gegenwart. Berlin, Wiegandt u. Grieben, 1897. 8. 29 S. Mk. 0,60.

Mit dem 'Studium der neueren Sprachen und Litteraturen' hat die Schrift eigentlich nichts zu thun. Aber sie rührt vom Verfasser der 'Briefe über englische Erziehung' her, von dem langjährigen Leiter oder — was etwas mehr besagt — Lenker des preufsischen höheren Schulwesens, von dem verehrungswürdigen Patriarchen unter den Pädagogen, der nun auf drei Geschlechter der Menschen zurückblickt und, wie eben das Büchlein zeigt, noch hell und klar in die Gegenwart hineinblickt und eigenartig Empfundenes edel zu formen weifs. Unsere Leser werden es nicht übel finden, dafs seiner hier gedacht wird. — Dafs das geistige Leben der Gegenwart an Zerfahrenheit leide, empfindet jeder, der nicht so jung ist, um blofs dieses Gegenwartsleben zu kennen. Viel Hast, wenig Ruhe; viel Erregbarkeit, wenig Nachhaltigkeit; Vielseitigkeit, wenig Vertiefung; kein zufriedenes Beharren bei Gegebenem, kein Glaube an die Dauer des Vorhandenen; wenig inniges Vertrautwerden, wenig ruhiges Sicheinleben. Es ist ein treffendes Bild, das alles als 'geistige Heimatlosigkeit' zu bezeichnen. Die darin liegende Klage begründet ein Umblick über die verschiedenen Lebensgebiete. — Es wird immer das Los der Alternden sein, viel Zerfall und Vergehen um sich zu fühlen, und dem, was sich neu bilden will, nicht Vertrauen, Schätzung, nicht Glauben oder Liebe entgegenbringen zu können. Kann doch das Neue eben nur geahnt, nur dunkel geschaut und gesucht werden; die Jugend *glaubt* an die Zukunft, weil es *ihre* Zukunft ist, weil doch auch ihr eine Zukunft *gebührt*. Aber in unserem kleinen Buche haben wir es doch keineswegs blofs mit den gewöhnlichen Klagen des Alters zu thun. Einmal deshalb nicht, weil die Zeit wirklich so viel ehedem Geschätztes und Gehegtes zerrinnen sieht, weil das in allen Stücken beschleunigte Lebenstempo auch ein beschleunigtes Tempo des Vergehens bedeutet. Und zweitens deshalb nicht, weil die Gedankenreihe der kleinen Schrift doch nicht blofs in Klagen ausläuft, sondern in Hoffnung auf die Zukunft trotz alledem,

Hoffnung auf den Wert auch der deutschen Jugend kommender Zeiten, und auf die Kraft der Liebe, das Heilsame zu suchen auch in wirren und gefährdeten Zeiten. — Edles Alter ist demütig — auch darin, dafs es nicht durchaus und deutlich zu schauen verlangt, um zu glauben, und nicht voll mitzuleben, um mit zu lieben.

Berlin. W. Münch.

John Morley, Studies in Literature. London, Macmillan & Co., 1897. 347 S. Geb. 5 sh.

John Morley, der radikale Staatsmann, der sich in der vorliegenden Sammlung (S. 158) gegen die Bezeichnung eines englischen St. Just zu wehren hat, ist ein Vollblut-Engländer vom besten Typus — von jenem Typus, der unseren deutschen Bildungsstolz vielfach beschämen kann. Sein Vortrag 'Über das Studium der Litteratur' (S. 189 f., früher besonders erschienen) ist zwar in seinen Ratschlägen für die Kunst des Lesens fast so dürftig wie Hiltys vielgerühmtes Buch über 'Lesen und Reden'; während die Abschiedsrede, mit der Morley die Redaktion der 'Fortnightly Review' niederlegte (S. 323 f.) wegen einiger gescheiten Bemerkungen über kritisches Specialistentum (S. 331) und über den Erfolg der 'Reviews' (S. 339) wohl gelesen zu werden verdient. Wenn wir aber die Aufmerksamkeit der Leser auf das Buch lenken möchten, geschieht es zunächst wegen der Vorlesung über Aphorismen (S. 54 f.). Hier zeigt sich die glänzende Belesenheit eines gebildeten Engländers in vollem Lichte; und wohl darf er (S. 69) die 'Einheit der Litteratur' vertreten, da ihm Plutarch und Marc Aurel so geläufig sind wie Bacon und die französischen Meister des Aphorismus. Von den deutschen Klassikern der Gattung stellt er, nach einer nicht unberechtigten allgemeinen Verwahrung (S. 79), Lichtenberg (S. 80) wohl nicht hoch genug, Schopenhauer (S. 83) sehr hoch, Goethe aber feiert er (S. 86) mit beredten Worten, und man fühlt, dafs Goethes Sprüche (von Bailey Saunders im gleichen Verlage vortrefflich übersetzt) ihm ein Gewinn für das Leben wurden. Noch nennt er (S. 82) Klinger, dessen Maximen nach H. Grimms Zeugnis ein Lieblingsbuch Bettinens waren, und, zu meiner besonderen Freude, Radowitz (S. 81). Ich glaubte bisher fast, dafs ich der einzige Mensch sei, der die Schriften dieser noch neu zu entdeckenden Persönlichkeit um ihres litterarischen Wertes willen lese, und treffe nun hier mit Stolz in dem Herausgeber der 'English men of letters', der wie Radowitz Politiker und Schriftsteller zugleich ist, auf einen Genossen. Diese Vereinigung ist freilich (S. 191) in England nicht so selten wie bei uns, was Gildemeister neuerdings in seinen meisterhaften Essays so lebhaft beklagt hat. Aber nur zu oft verdirbt dabei der Politiker dem Schriftsteller das Konzept, wie bei den Chauvinisten Stevenson und Kipling. Morleys Buch aber kann auch uns lehren, wie wir uns an eigenem altem Gut erfreuen sollten, statt immer nur auf das Neue zu blicken, und an fremdem, ohne das eigene aufzugeben.

Berlin. Richard M. Meyer.

Artikulations- und Hörübungen. Praktisches Hilfsbuch der Phonetik für Studierende und Lehrer von H. Klinghardt. Mit 7 in den Text gedruckten Abbildungen. Cöthen, Schulze, 1897. VIII u. 255 S. Mk. 5,50.

Das Buch bringt einen Versuch, eine Anleitung zu geben, wie der Sprachlehrer seine Sprachorgane und sein Ohr üben soll, damit er alle Laute richtig und mit Einsicht in die Artikulation bilden und das, was er von anderen hört, verstehen und genau nachahmen könne; es soll ihm also die Anweisung geboten werden, seine Ausbildung im phonetischen Gebiete so zu gestalten, dafs er den Unterricht mit phonetischem Verständnis leite, selbst mit Sicherheit im Sprechen vorgehe, die Artikulationsweise der Schüler studiere und ihnen den richtigen Begriff von der Bildung der Sprachlaute einpräge. Aufser einem Handspiegel setzt der Verfasser bei dem, der sein phonetisches Übungsbuch benützen will, keinerlei Apparate voraus, er hält sich blofs an das Ohr und an das Auge. Durch fortgesetzte Übung glaubt er das Artikulationsgefühl und -vermögen so bilden zu können, dafs man imstande ist, sich selbst genau über jede Anwendung der Sprachorgane Rechenschaft zu geben. Das Buch verfolgt also rein praktische Zwecke, es stellt sich zu einem Lehrbuch der Phonetik in ähnlicher Weise, wie ein Übungsbuch zu einer Grammatik, nur dafs sich die Behandlung des Stoffes nichts weniger als an ein Lehrbuch anlehnt; Klinghardt geht hier völlig frei vor.

Seinem Inhalte nach zerfällt das Buch in zwei Abschnitte, der eine behandelt die nicht sprachlichen Artikulationen und Schalle, alle Arten der Bewegung, zu denen die Sprachorgane neben der Lautbildung verwendet werden können (z. B. Husten, Lachen, Keuchen u. s. w.) — mit diesem Teil ist auch die Beschreibung der Sprachorgane verknüpft. — Der zweite Teil führt stufenweise die möglichen Arten der Lautbildung vor, zu denen unsere Sprachorgane benützt werden können (mit Ausschlufs fremdländischer Artikulationsarten). Wie im ersten Teile ist hier einmal die Thätigkeit des Kehlkopfes bei der Lautbildung und zwar bei Hauchöffnung, bei Knorpelenge, bei Stimmenge, dann die Art der Verwendung des Gaumensegels und drittens die des Unterkiefers mit Zunge und Lippen behandelt. Dafs der Verfasser alle Artikulationsübungen, welche er zur Erlangung einer gewissen Fertigkeit in der Bildung jedes gewünschten Lautes vorschlägt, selbständig vielfach durchgeprobt hat, ersieht man allenthalben. Die Anleitung zur Bildung der Artikulationen und zur Erfassung und Beurteilung des Artikulationsvermögens rechnet zum Teil mit dem Artikulationsgefühl, zum Teil mit dem, was man durch Beobachtung im Spiegel sehen kann, endlich mit dem akustischen Eindruck.

Ich bin überzeugt, dafs derjenige, welcher, um sich phonetisches Können, praktische Verwertung der phonetischen Kenntnisse anzueignen, das Buch nach Wunsch des Verfassers benützt, dies mit Vorteil thut, nur darf er dabei nicht unterlassen, ein Lehrbuch der Phonetik zur Hand zu

nehmen und die in diesem systematisch geordneten Laute nach der Anweisung von Klinghardts Buch einzuüben. Denn mit diesem letzteren allein läfst sich keine rechte Vorstellung von einem Lautsystem gewinnen, die ja doch für jedes Sprachstudium bis zu einem bestimmten Grade unerläfslich ist. Es ist wohl auf das Streben des Verfassers, allein mit Hilfe von sorgfältiger Beobachtung des Artikulationsgefühles, des Ohres und Auges, die lautlichen Vorgänge wahrzunehmen, zurückzuführen, dafs er die Beeinflussung des Luftaustrittes in allen Teilen als leitenden Gesichtspunkt festgehalten hat. Viel zu wenig berücksichtigt sind meines Erachtens die Stärke des Luftstromes bei der Lautbildung, die Dauer der Artikulation, die Abstufung besonders homorganer Laute gegeneinander, kurz jene Faktoren der Lautbildung, welche in Bremers Deutscher Phonetik in feinfühliger Weise klargelegt worden sind. Das Verständnis für landschaftliche Verschiedenheiten in der Artikulation derselben Sprache, das ja Klinghardt zum guten Teil bezwecken will, oder ein Begriff lautlicher Veränderungen, wie sie die Sprachgeschichte zu erforschen hat, kann nur dann entstehen, wenn die genannten Dinge klar liegen. Ich glaube, der Verfasser würde mit seinem Buche mehr erreichen, wenn er sich bei einer zweiten Auflage enger an eines der Lehrbücher anschlösse.

Innsbruck. J. Schatz.

Från filologiska föreningen i Lund. Språkliga uppsatser. Lund, E. Malmströms boktryckeri, 1897. 167 S. 8.

Die philologische Gesellschaft zu Lund hat diese Festschrift zur Feier ihres zehnjährigen Stiftungsfestes herausgegeben und bekundet damit aufs Neue das thatkräftige Interesse, mit dem Schweden schon seit längerer Zeit sprachlich-philologische Studien der verschiedensten Art umfafst. Mit Ausnahme von vier Abhandlungen in lateinischer Sprache über Lukrez, den Accent bei Plautus, den athenischen Staat des Kleisthenes und die Personalpronomina bei den römischen Elegikern enthält das vorliegende Buch nur Aufsätze, die sich mit Gegenständen aus dem Gebiet der germanischen und romanischen Philologie beschäftigen und deshalb auf das Interesse der Leser des Archivs rechnen dürfen.

Den Reigen eröffnet eine Arbeit des rühmlichst bekannten Forschers Axel Kock: 'Etymologisk undersökning av nagra svenska ord', worin mit gewohnter Gelehrsamkeit und Gründlichkeit die Wörter *kulla, fatt tilla fatt* und *taga fatt), fyr* 'Bursche', *fyrbossa, galler, glättig, ofantlig* und *räla, väle* behandelt werden. *Kulla* soll aus **kunla* = **kunilo* 'Weibchen' assimiliert sein, wogegen Noreen soeben (in den Skrifter utgifna af Kongl. humanistiska vetenskaps-samfundet i Upsala, Band V, 55) wieder die alte Erklärung von Rydqvist und Aasen, die es = aisl. *kolla* setzen, verficht; in *fatt* sieht Kock das Neutrum des schwachen Part. Prät. von aisl. *fá* 'fangen'; *fyr* soll mit *fyr* 'Scherz, Spafs' (= nhd. *Feier)* identisch sein, vgl. die Redensart *driva gäck med någon:* in *fyrbossa* 'auf allen Vieren' findet Kock als zweiten Teil - *botsa, - botse,* das mit *fot* 'Fufs' im gram-

matischen Wechsel steht: *galler* 'Gitter, Gatter' gehört zu *gallra* 'lichten', *gallra ut* 'aussondern'; *glättig, glättig* 'fröhlich' zu dem Dialektwort *glätta* 'froh machen' aus urgerm. *gladatjan*; *ofantlig* 'ungeheuer' wird ansprechend aus *ofamntelig* 'unumtafsbar' gedeutet; das vulgäre *vala, välalu* 'wohl', verkürzt *la*, ist Zusammensetzung von *väl* mit aschwed. *a, e* 'immer', wogegen das daneben vorkommende *fälle* mit norweg. *falla*, schwed. *fallan, -er* zusammengehören soll, da Kock die Rydqvistsche Herleitung von *fälle* aus *välle* nicht billigt. Ist diese nicht aber ganz gut möglich? In der Soester Mundart heifst 'wir': *wi*, unbetont *fi*, und auch viele andere westfäl. Dialekte haben hier *f* statt *v* (*w*), natürlich durch Assimilation des Anlauts der im Satze unbetonten Form an vorhergehende stimmlose Konsonanten, z. B. *dat fi* 'dafs wir' u. ä.

Emil Rohde hat (S. 15—30) eine Abhandlung 'Transitivity in Modern English: First Paper' beigesteuert, worin er den Versuch macht: 'to analyze the various forms employed to express transitivity in modern English' (S. 48), oder noch genauer: 'to analyze, albeit within very narrow limits, the conception that anyone who is, to some extent, familiar with the English language as now spoken and written, must form, more or less consciously, of Transitivity, in modern English.' Der Verfasser weist an einer Reihe von Ausdrücken für den Begriff 'töten' wie *butcher, slaughter, slay, kill, put to death, take the life of, deprive of life, make away with* nach, wie die Idee der Transitivität in verschiedener Stärke ausgedrückt werden kann. Auf diese Einleitung folgt ein zweiter Abschnitt 'Different Modes of expressing Transitivity', worin an der Hand von Beispielen aus neueren Schriftstellern gezeigt wird, wie nicht blofs alle möglichen Verba, sondern auch Substantiva, Adjectiva, Adverbia und zusammengesetzte Ausdrücke die Vorstellungen ausdrücken können, die nach allgemeiner Ansicht nur durch transitive Verba bezeichnet werden.

Bei aller Anerkennung der scharfsinnigen Ausführungen Rohdes kann ich ihm doch darin nicht beistimmen, dafs dergleichen Untersuchungen unter das Gebiet der Syntax fallen (S. 47), sondern halte dafür, dafs sie in das Kapitel Semasiologie oder Synonymik gehören.

Th. Hjelmqvist bringt dann S. 61—86 eine höchst interessante Abhandlung: 'Petter, Per och Pelle. Nagra svenska personnamn in ötverförd betydelse.' worin er an zahlreichen Beispielen nachweist, wie der Name Peter in volkstümlichen Redensarten, Sprichwörtern, Vergleichen etc. zu verschiedenartigen Bezeichnungen gebraucht wird. Es ist ein wertvolles Seitenstück zu W. Wackernagels Aufsatz 'Die deutschen Appellativnamen (Kl. Schr. 3, 59 ff.), den der Verfasser öfters zur Vergleichung heranzieht, und ebenso wichtig für den Freund der Volkskunde wie für den Sprachforscher. Es sei mir gestattet, einige anspruchslose Bemerkungen hinzuzufügen. Über den Namen *Petrus* in Deutschland vgl. noch Kr. Nyrop, Navnets magt (Opuscula philologica, Kjob. 1887) S. 201 f. und Woeste, Wörterb. d. westfäl. Mundart S. 197 f. Ein ängstliches Kind nennt man ein *Ängstepeterchen*. In meiner Vaterstadt Soest singt man die folgenden scherzhaften Verse:

Poitər un Paul
settən op oinəm staul;
da lait Poitər ən pümplən chän —
dä sachtə Poitər, Paul hiä't dän.[1]

Was England anbetrifft, so verweise ich auf W. Carew Hazlitt, English Proverbs, Sec. Ed., S. 328 unten: *Peter in, Paul's out; Peter is so godly, that God don't make him thrice: Peter of Wood, church and mills are his* (Cheshire); S. 152: *Give not St. Peter so much, to leave St. Paul nothing;* S. 145: *To rob Peter and pay Paul*, zu welch letzterem eine Anzahl Parallelen, zum Teil aus fremden Sprachen, gegeben werden.

E. Sommarin hat 'Anteckningar vid läsning af Kormaks Saga', S. 97—104 beigesteuert; er weist darin nach, dafs sich aus dieser Saga kein Beweis für den angenommenen Unterschied zwischen *einríge* und *hólmganga* beibringen läfst.

S. Berg liefert einen 'Bidrag till frägan om det attributiva adjektivets plats i modern franska' (S. 105—121), worin er die Dissertation von Cron 'Die Stellung des attrib. Adj. im Altfranzös.,' Strafsburg 1891, scharf bekämpft. Auch die Versuche von Gröber, Robert und Svedelius, zu festen Regeln zu kommen, befriedigen ihn nicht, weshalb er auf Grund reicher Beispielsammlungen aus modernen franz. Schriftstellern neue Gesichtspunkte zu gewinnen sucht. Das Ergebnis, das ja auch für die Schulgrammatik Bedeutung hat, ist folgendes (S. 115 ff.): Das Adj. steht vor dem Subst., wenn die Vorstellung eine einheitliche ist, es steht nach, wenn dieselbe eine zusammengesetzte ist. Im letzteren Falle findet eine Vergleichung zwischen verschiedenen Gegenständen oder zwischen verschiedenen Eigenschaften an demselben Gegenstande statt.

Über den Chiasmus äufsert Berg, wiederum im Gegensatz zu Cron, dafs er mit Bewufstsein von franz. Schriftstellern angewandt werde, und zwar in Übereinstimmung mit der eben gegebenen Regel, wozu allerdings das Bedürfnis nach Abwechslung im Ausdruck trete. Auch diese Aufstellung wird durch eine Reihe von Beispielen belegt.

Die letzte hier zu besprechende Abhandlung von H. Söderbergh trägt den Titel: 'Rimstudier på basis af rimmets användning hos moderna svenska skalder' (S. 129—166). Verfasser betrachtet den Reim zunächst vom Gesichtspunkt der Betonung, sodann mit Bezug auf die auslautenden Konsonanten, und drittens mit Rücksicht auf die reimenden Vokale (Assonanz). Die interessante, eingehende Untersuchung, die auf reichem Material beruht, gewährt ein klares Bild von dem gegenwärtigen Zustande der schwed. Poesie von der formellen Seite aus betrachtet. Söderbergh zieht kräftig gegen den sogen. 'Stockholmerreim' zu Felde, der auf Grund des hauptstädtischen Zusammenfalls von kurzem und langem *e* und *ä* diese beiden Vokale im Reime bindet, also z. B. *sett : sätt* und *ed : träd* reimt. Als wünschenswerte Erweiterung des Reims empfiehlt er dagegen den

[1] D. h. Peter und Paul safsen auf einem Stuhl; da liefs Peter ein F... chen gehn — da sagte Peter, Paul hätte es gethan!

häufigeren Gebrauch der Assonanz, wie *stor : bord*, als dem Geiste der germanischen Sprachen wohl angemessen.

Wir rufen dem Philologischen Verein zu Lund nach dieser trefflichen ersten öffentlichen Kundgebung ein kräftiges 'god fortsättning!' zu.

Göteborg. F. Holthausen.

B. F. Godenhjelm, Handbook of the History of Finnish Literature. 2nd edition. Translated from the Finnish (with notes) by E. D. Butler. London, F. H. Butler, 1896. 100 p. 8.

There are two ways of writing literary history: one is to give a mere statement of facts in their chronological order: the other and truer is to give an account of the rise and development of the various phenomena, which the literature in question presents to our observation. In the book before us Mr. Godenhjelm has followed the former method, giving short biographical notes on the authors, and a bibliography of literature in Finnish and of works in Swedish which have tended to promote the literary use of that language. The book is adapted to the standard of tuition in a girls' highschool in Finland, and only claims to be a comprehensive handbook for the history of Finnish literature. It is thus to be critsized from the point of view of accuracy.

The preface might have been omitted. Mr. Godenhjelm there identifies Finnish national literature with literature in the Finnish language, which so confuses his reasoning, that Runeberg, our greatest national poet and the writer of our national anthem, is represented as a foreign poet, because he wrote in the Swedish dialect spoken in Finland. — It is false patriotism or finnomania, that makes Mr. Godenhjelm denounce as a foreign language, equal to Latin or any other artificially cultivated idiom, Swedish as spoken by the population round the coasts and by the greater part of the cultivated classes.

Neither does the introduction possess more merit than the preface. Mr. Godenhjelm ought to have thought out his ideas before putting them in print. He then would surely have discovered that the term literature is not only 'applicable to written productions if possessed of merit', but that we are unfortunately also compelled to call by this name works distinguished by a singular absence of merit; and he would have observed that he had put the cart before the horse in proclaiming that 'any nationality which has advanced to a relatively high level of culture may be said to have its own literature'. This is obviously absurd, for the fact that a people has reached a certain level of culture, by no means implies that it also possesses a literature, while on the other hand the possession of a literature, written or traditional, must presuppose a certain amount at least of social development.

Mr. Godenhjelm does not impart to us the reason upon which he has founded his division into different periods. We cannot very well see what made him establish one period up to the year 1157 and another up

to 1542, when the first Finnish book, a Primer, was printed, especially as he himself declares that poems, legends and proverbs of olden times, which live in the mouths of the people, are not literature until they are committed to writing. Although we cannot agree to this definition (as the writing down of old songs and legends living in the mouths of the people simply means that they pass from one form or condition of existence into another), we think it unwise to establish any periods earlier than the sixteenth century, as before that the dates of any literary productions are only conjectural and admit of no absolute statement.

The subject which will chiefly interest a foreign reader, — the origin and history of Kalewala — is treated rather scantily. Nothing is said concerning its sources, nothing as to its genuineness or the reverse, nor do we learn whether, in the opinion of Mr. Godenhjelm, Lönnrot added to it or in any other way modified it. There is an incoherent sentence on page 25, which seems to mean that the fundamental idea of ancient Finnish folklore is, that man can get control over external objects provided that the origin of these be known to them. Yet it never enters the mind of Mr. Godenhjelm to point out, that it is just this perfect combination of absolute knowledge with absolute power, which is the fundamental idea of the conception of Wäinämöinen as set forth in Kalewala.

One feature of the book which deserves praise is that the relative place of Finnish in the Altaïc family may be studied in Castrén's diagram, which is given. Among the translator's footnotes, which on the whole increase the value of the book, we miss an explanation of Finnish sounds. Some brief account of these is essential to an approximately correct pronunciation of the names.

As the main statements of the book are correct — and this is no small merit — the work is of importance as being, so far as we know, the only guide to Finnish literature in a foreign language, if we except professor Aspelin's useful article in Finland in the 19th century.

Until the literary remains of the late Julius Krohn were published a few months ago, there did not exist any complete history of Finnish literature even in that language. Julius Krohn's work, Suomalaisen kirjallisuuden vaiheet (Helsingfors 1897, 180 p. 8°), is for Finnish what Henrik Schück's and Karl Warburg's history of Swedish literature is for that language. Mr. Krohn's premature death prevented him from completing the work, but the materials collected by him have been put to shape by his son. Even as it is, the history of the last thirty or fourty years, a period in which Finnish literature has flourished with great vigour, still remains to be written. Hanna Lindberg.

Textkritische Untersuchungen zu den Liedern Heinrichs von Morungen von Dr. Ernst Lemcke. Jena u. Leipzig 1897. 110 S. 8.

Diese ausgezeichnete Untersuchung stellt fest, dafs für unseren Autor die Hs. A, soweit sie erhalten ist, den besten Text bietet; dafs auch die

eine Strophe, die sie mehr als *C* enthält (MF. in den Lesarten S. 281), echt ist und auf einen Ovidischen Heldenbrief zurückgeht; dafs *B* und *C* nur eine überarbeitete Recension darstellen: dafs *p* in der von ihm zugesetzten Strophe MF. 137, 4—9 ein eigenes Machwerk bietet, das aus Ovid Amores III, 4 schöpft. Dafs freilich *A* nur Schreibfehler macht, nie willkürlich ändert, hat Lemcke mir nicht bewiesen. So ist 123, 10 die Lesart von *A* metrisch unmöglich und darum bei der von *C* zu bleiben, die sich nicht auf die Zeit bezieht, sondern heifst 'das A und O meiner Freude'. Auch 126, 18 scheint mir Haupt mit der Bevorzugung von *C* im Rechte zu sein, das in dieser Strophe ebenso wie in der vorhergehenden etwas scheinbar Unangenehmes als das Erwünschte erscheinen läfst: die letzte Zeile bildet kein Hindernis 'ich möchte ihr Gefangener sein; denn sie zu fangen kann ich ja niemals hoffen'. Das erste der genannten Gedichte hat er wohl richtig rekonstruiert, nur hätte er darauf hinweisen sollen, dafs *C* in seiner Änderung auch von dem Streben geleitet war, die Strophe 123, 21 ff. der verwandten 128, 5 ff. anzuähnlichen, vergl. besonders *spot* 123, 33. 128, 8 abgesehen von der gröfseren inhaltlichen Übereinstimmung. Freilich ist es durch seine Änderung dann wieder veranlafst worden 123, 28 stärker vom Wortlaut 128, 14 abzuweichen. 123, 38 mufs man wohl, wenn man mit *A* liest *ich enhân*, auch 124, 1 *und den gruoz*, was *A* fehlt, einsetzen, nicht *und der gruoz* mit *C*. 124, 3 hingegen scheint mir *al der werlte* doch viel besser als *mit der werlte*. 127, 18 hat Lemcke wohl recht mit seiner Atethese, doch ist das *doch* kein solches Hindernis, wie er annimmt; es kann mit 'obwohl' übersetzt und als Einschränkung zum folgenden gezogen werden. 127, 31 läfst sich immerhin *an mir* in *C* rechtfertigen, wenn es auch minder wahrscheinlich ist; denn Gott thut auch an dem ein Wunder, dem er eine Bitte auf wunderbare Weise erfüllt, wie man etwa bei der diesem Bilde zu Grunde liegenden Erzählung vom Feigenbaum, den Jesus seiner Mutter sich neigen heifst, sagen könnte, er habe *an Marien gewundert*. 128, 24 scheint *verklage* in *C* metrisch besser als *überwinde* in *B*. 131, 30 kann aus *sange* leicht *gelæze* gemacht worden sein, wenn man einen dazwischen liegenden Schreibfehler *gange* annimmt. Die beiden Strophen 132, 3—18 spricht Lemcke wohl mit Recht unserem Dichter ab, nur bezieht er sie mit Unrecht, wie mir scheint, dem Interpolator zu sehr nachgebend, auf die *hüetære*. Vielmehr haben wir es hier wohl mit dem Bruchstück eines selbständigen Gedichtes zu thun, in dem ein zurückhaltend Liebender über die jungen Leute klagt, die der neuen Mode folgend seiner Dame offen den Hof machen, ohne dafs es ihnen mit ihren Liebesklagen eigentlich ernst wäre. In dieses Gedicht sind die Verse 132, 7—10 wieder interpoliert (und von wem anders als dem Interpolator der beiden Strophen?), da sie in keinem Fall hineinpassen: man kann nicht zugleich den bescheidenen Liebhaber spielen, der sogar auf das Neigen des Hauptes verzichtet, und das ungleich Gröfsere, das Sprechen der Dame, verlangen. 132, 36 scheint mir *und* in *C* doch dem *oder* von *A* vorzuziehen, ebenso 136, 23 *nâch gote* gegen *dur got* den Vorzug zu verdienen. 137, 8 *schouwen unde làzen* heifst

so viel als *schouwen unde schouwen lâzen*, selbst schauen und es auch anderen gestatten. Was meint aber Lemcke wohl, wenn er das *ein* für *eine* 137, 9 eine 'Änderung Lachmanns' nennt? 142, 22 *dane ir liebes* ist doch höchst auffallend: ich vermute *dane ir lieben* und die ganze Zeile in Parenthese. Dafs 141, 27 ein Citat aus der Carmina Burana sei, ist mir bei der Häufigkeit des Bildes doch höchst zweifelhaft s. mhd. Wb, Lexer, Schade s. v., Schönbach üb. H. v. Aue S. 132. 213. Türlein's Willehalm CCIII, 6. Lutwin 262. Lichtenstein 105, 18.

Bern. S. Singer.

Des Gottesfreundes im Oberland [= Rulmann Merswin's] Buch von den zwei Mannen. Nach der ältesten Strafsburger Handschrift herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Lauchert. Bonn, P. Hansteins Verlag, 1896. XI u. 94 S. 8. M. 2.

Lauchert veröffentlicht hier den Traktat 'Von den zwei Mannen', den schon Karl Schmidt in seinem 'Nikolaus von Basel' im Wortlaut des 'grofsen Memorials' (GM) gebracht hatte, nochmals nach einer Handschrift (M), die einst im Besitz von Rulman Merswins Frau gewesen war. Die Unterschiede der zwei Fassungen sind zahlreich genug, aber zum gröfsten Teil ohne wesentliche Bedeutung für den Inhalt; immerhin bietet M einen älteren und ursprünglicheren Text und müfste, auch in der Schreibung, einer Ausgabe des Traktats zweifellos zu Grunde gelegt werden. Lauchert nennt seine Veröffentlichung eine Ausgabe: er begnügt sich damit 'den Text ganz genau nach der Handschrift' (M) zu drucken und die wichtigeren Varianten von GM anzumerken. Eine Ausgabe dürfte so vorgehen, wenn M die Originalurkunde wäre. Das meint Lauchert. Er nennt S. VI M den 'Originaltext'; allerdings sei M nicht Autograph des Verfassers, aber da Merswin eigenhändig den Besitztitel seiner Frau in das Buch geschrieben habe, da ferner eine andere Eintragung besage: *Dis bůch ist des huses vnd der brůdere zů dem grünen werde ... vnd ist in worden von iren stiftern Růleman Merswine vnd sime gesellen dem ... gottes fründe in oberlant*, da endlich Schreibung und Mundart in M die Merswins seien, so sei M 'eine unter seinen Augen und in seinem Auftrag hergestellte authentische und durchaus zuverlässige Kopie'. Diese Gründe sprechen aber nur für das Alter von M und für gewisse Beziehungen zur Person Merswins. Das daraus erwachsende günstige Vorurteil durfte den Herausgeber nicht der Pflicht überheben, unabhängig davon die Lesarten von M und sein Verhältnis zu GM zu prüfen.

Lauchert nimmt an, dafs GM aus M abgeschrieben sei, dafs also an allen Stellen, wo GM gegenüber Fehlern in M Richtiges biete, zutreffende Konjekturen vorliegen. Seine Annahme ist möglich, mufste aber gegen die andere Möglichkeit verteidigt werden, dafs GM und M aus einer gemeinsamen Vorlage stammen. Dieser Punkt war für einen Herausgeber doch von hervorragender Wichtigkeit. Der Schreiber von GM neigt durchaus nicht zu willkürlicher Behandlung des Textes: ist es wahr-

scheinlich, dafs er aus eigener Vollmacht z. B. 2, 14 *wie* (statt *vnd öch* M), 3, 6 *des* (für *das* M) geschrieben, 3, 1 f. den erzählenden, den Eingang des Berichtes scharf und erwünscht hervorhebenden Zusatz eingeschoben habe, während er sich sonst nur einen typisch wiederkehrenden Zusatz bei Gesprächwechsel erlaubte? Ist aber die Annahme, dafs GM Kopie aus M sei, einmal erschüttert, und tritt die andere, dafs es unabhängiges Zeugnis für die gemeinsame Vorlage gebe, in den näheren Gesichtskreis, so genügt nicht mehr die äufserliche Verzeichnung seiner Varianten.

Und abgesehen von dieser methodischen Erwägung hätte eine Ausgabe doch jedenfalls sowohl die gemeinsamen Fehler von GM und M als die besonderen von M verbessern oder wenigstens anmerken müssen. Was jene betrifft, so hat ja Lauchert einmal, zu 56, 6, notiert, dafs in beiden Handschriften ein Wort ausgefallen zu sein scheine; aber dergleichen kommt mehrmals vor; ich weise nur auf 5, 2 *e für nature*, für das 5, 14 *se für (= ver, vroure) nature* eine höchst wahrscheinliche Verbesserung an die Hand giebt; auf 23, 33, wo vor *an die himmelsche fröide* wohl *gie ich*, auf 4, 2, wo vor *me* vermutlich *niemer* fehlt. Über derartiges geht Lauchert stillschweigend hinweg. Und die besonderen Fehler von M mit Hilfe der Varianten aus GM zu verbessern überläfst er ebenfalls dem Leser.

Die Treue des Abdrucks zweifle ich nicht an. Aber Lauchert durfte ihn nicht eine Ausgabe nennen, und die Äufserung des Bedauerns, dafs er das neue Hilfsmittel zur Erkenntnis der Überlieferung des Traktats nicht besser ausgenützt hat, kann ihm nicht erspart werden.

Innsbruck. Joseph Seemüller.

Béla Lázár in Budapest, Über das Fortunatus-Märchen. Leipzig, G. Fock, 1897. 139 S. 8. M. 2.

Wenngleich es eine erfreuliche Thatsache ist, dafs die ungarische Wissenschaft sich bemüht, über die Grenzen engster nationaler Thätigkeit hinauszugehen, und Probleme in Angriff nimmt, die sonst gewöhnlich den Völkern des Westens überlassen sind (vergl. Beil. z. Allg. Ztg. 1897, Nr. 78), so kann doch der vorliegende Versuch nur als Beispiel dafür dienen, dafs solche Bemühungen nicht immer gleich gut gelingen. Trotz der Anregung durch deutsche Professoren und trotz der langen Zeit, die der Verfasser auf sein Büchlein verwendet hat — vor sieben Jahren sei es schon in der ersten Gestalt fertig gewesen, und seither habe er sich beständig damit befafst —, sehen wir uns leider genötigt, mehr Ausstellungen zu machen als Anerkennung zu zollen.

Um zuerst einige Äufserlichkeiten abzumachen, sei bemerkt, dafs der Verfasser mit Orthographie, Grammatik und Stil der deutschen Sprache noch auf so gespanntem Fufse steht, dafs sich fast auf jeder Seite ein oder mehrere Fehler finden lassen, wodurch natürlich die Lektüre nicht gerade angenehmer gemacht wird, und dafs die Art des Citierens auch nicht unseren Anforderungen an Genauigkeit entspricht.

Die Einleitung handelt ganz geschickt über 'die Entstehung der schönen Prosa in der westlichen Litteratur' mit wesentlicher Berücksichtigung Deutschlands, indem sie den Verfall der höfischen Dichtung, das Aufkommen des Bürgertums, die Bedeutung der Buchdruckerkunst schildert. Der nächste Abschnitt, 'die Geschichte des Fortunatus,' giebt eine Übersicht über die Hauptmotive des Volksbuches, in der aber vorläufig manche nicht unwichtige Züge übergangen sind, um erst an späterer Stelle nachgeholt zu werden, wie die List Ruperts, die Wahl Fortunats unter den drei Töchtern des Grafen Nimian, das Erlebnis mit den Hörnern; der Schlufs ist ungenau und gar zu kurz, aus dem Wünschhütlein ist eine Mütze gemacht. Im dritten Kapitel über den 'Ursprung des Märchens' finden sich manche Versehen. S. 22 (und schon S. 17) heifst es (nach Bobertags irrtümlicher Angabe), das Volksbuch sei zuerst 1480 erschienen, während die Augsburger Ausgabe von 1509 die editio princeps ist. Die Hypothese vom spanischen Ursprunge wird nochmals, was kaum nötig war, abgewiesen; Görres tritt aber gar nicht für diesen ein, wie es S. 23 und allerdings auch bei Herford (Stud. in the lit. relat. of Engl. and Germ.) S. 205 heifst, sondern er sagt ausdrücklich (Teutsche Volksb. S. 75), der Geist des ganzen Werkes spreche durchaus dagegen, dafs es dort einheimisch sei, und er erklärt sich S. 78 für Nordfrankreich als Heimat der Geschichte. Das wichtige Wort *zoyelier* heifst italienisch *giojelliere*, nicht *giocelliere* (S. 24). Valentin Schmidt führt zwar manches für den spanischen Ursprung an, stellt sich aber endgültig (S. 218 seiner Übersetzung von Deckers Fortunatus) mit Görres zu den Verteidigern des nordfranzösischen. Der Satz auf S. 24: 'Auch in der Magica von Delrius Disquis (II. 1657) lesen wir: ...' ist unverständlich; gemeint ist der Jesuit Martin Delrio, der Verfasser der berühmten Disquisitiones Magicae. Die hier deutsch citierten Verse konnte ich in der mir vorliegenden Ausgabe (Moguntiae 1603) nicht finden, wohl aber ein anderes Zeugnis l. VI, p. 210 für Toledo als Hauptsitz der Nekromantie. In dem Absatz über den englischen Ursprung ist Görres wieder nicht recht verstanden. Er sagt nur, das Märchen k ö n n e sehr wohl in England entstanden sein, entkräftet aber selbst diese Annahme S. 76/77. Bei Besprechung des 'deutschen Ursprunges' betrachtet Lázár noch einmal genauer die einzelnen Motive der Geschichte, die aber jetzt wesentlich anders gekennzeichnet werden als bei der ersten Analyse, stellt jedoch dabei meist nur Behauptungen auf, ohne Beweise zu geben, und ist überhaupt zu allgemein. Ruperts List *Wie Fortunato ein grausen gemachet ward, das man yn kappone würd* ist, vielleicht aus ästhetischen Bedenken, nur angedeutet. Das vierte Motiv, wie die Gattin des gehenkten Edelmannes gleich wieder heiratet, ist hier nur eine nebensächliche Episode. Bei der Begabung Fortunats mit dem Glückssäckel spricht Lázár mehrfach davon (S. 35, 36, 56), dafs Fortuna unserem Helden im Traume erscheine oder er sein Glück im Traume finde, während es im Volksbuche (Ausg. v. Augsburg 1530, Bg. E III) ausdrücklich heifst: ... *vn so er also erwacht vnd seine augen auff thet, do sahe er das es begund tagen, vnd sach vor jm ston gar*

ein schönes weybsbild. Für die Wunschdinge, Säckel und Hut, möchte Lázár gern orientalischen Ursprung nachweisen, doch könnte man wohl ebenso gut eine ganz allgemeine Verbreitung annehmen, wofür wenigstens bei dem die Flugkraft verleihenden Kleidungsstück das hohe Alter des Motivs bei den Germanen (z. B. in der Wielandsage, bei Saxo, in vielen Märchen) zu sprechen scheint. Daſs übrigens der Zauberhut auch unsichtbar macht, ist im Volksbuche nicht gesagt und, wie die Holzschnitte beweisen, auch nicht angenommen. Dankenswert und von Interesse ist hier (S. 41 ff.) die Mitteilung eines bisher noch nicht veröffentlichten südungarischen Zigeunermärchens von Zauberstiefeln und Glücksbeutel. Das weitverbreitete Motiv von der untergeschobenen Buhlerin, welches Andalosias Erlebnissen in Frankreich zu Grunde liegt, ist ganz übergangen. Auch seinen Abenteuern mit Agrippina wird orientalischer Ursprung zugeschrieben. Die Daten, welche die Abfassungszeit des Volksbuches bestimmen können, sind schon von Görres und Tittmann gegeben, und die Zeit selbst, etwa 1440, schon längst festgestellt. Die wichtigste Angabe aber, die am meisten einschränkt, die Regierungszeit des Woywoden Drakul in der Walachei (= Tracole wayda im Volksbuch, Bg. J II b), † 1446, ist gar nicht genannt, vermutlich, weil bei Görres auch nicht die Jahreszahl dabei steht. Das ziemlich allgemeine Endergebnis von Lázárs Betrachtung lautet (S. 51): 'Das Volksbuch wurde in Deutschland — vielleicht in Augsburg — von irgend einem gelehrten und welterfahrenen Manne in der Mitte des 15. Jahrhunderts geschrieben, indem er in ein orientalisches Märchen europäische Motive verflocht!'

Kapitel IV handelt nochmals über das 'Volksbuch', aber nur allgemein über seinen Stil, ohne nur mit einem Worte die verschiedenen deutschen Fassungen (die Augsburger und Frankfurter Familie) zu erwähnen, und ohne Schwabs neuer Bearbeitung zu gedenken, die doch wegen ihrer mannigfachen Änderungen auch bemerkenswert ist; dagegen wird ausführlich die ungarische Übersetzung besprochen, die zu Lőcse 1651 oder 1689 erschien (die Angaben auf S. 56 sind nicht deutlich zu verstehen), und darauf das ungarische 'historische Lied' über Fortunatus, das nicht von Heltai, sondern von einem Unbekannten herrührt und mit einigen Abweichungen nach dem deutschen Volksbuche gearbeitet ist. S. 68 wird wiederum ein neues Märchen der siebenbürgischen Rumänen mitgeteilt, in dem Zauberbeutel und -hut eine Rolle spielen.

Die nächsten Abschnitte beschäftigen sich mit den Fortunatusdramen, zunächst mit dem des H. Sachs, wobei aber zu bemerken ist, daſs dessen dramenschriftstellerische Thätigkeit keineswegs erst 1550, sondern schon 1518 beginnt. Dann folgt die Dichtung Th. Deckers. Die Berechtigung von Tiecks Behauptung, es sei schon vor diesem in England ein Fortunatusdrama im Jahre 1595 (so Tieck, nicht 96) aufgeführt worden (S. 79), hätte ein Blick in Herfords Studies S. 210, Tittmanns Schausp. d. engl. Komöd. S. XXXVI oder Harms' Fortunatusdr. S. 2 nachgewiesen. In Deckers Werk sind die Scenen zwischen Tugend und Laster (nicht 'Schuld' wie S. 85 steht) nicht Überreste der alten Moralisation

(S. 80), sondern des Dichters neue Zuthat für die Aufführung bei Hofe. Die bezeichnende Insultadoscene (V. Schmidt S. 199 ff.) ist übergangen. Im 'Drama der englischen Komödianten' stammen die Erzählung von der Kraft des Wunschhutes und Fortunats Abschiedsrede vor seinem Tode gleichfalls aus dem Volksbuche und sind nur durch wenige leicht erklärliche Zusätze vermehrt. Dagegen hätte das Benehmen der Söhne gleich nach Fortunats Tode als abweichend vom Volksbuche hervorgehoben werden müssen. Harms' Annahmen (S. 26/27) über das Verhältnis dieses Dramas zu Decker und zum Volksbuche sind mir übrigens viel wahrscheinlicher als die Lázárs. Kapitel IX ist sodann Calderons Drama über das Purgatorium des heiligen Patricius gewidmet, Kapitel X dem Kasseler Fortunat, den Lázár als ein Werk des Landgrafen Moritz von Kassel selbst ansieht. Seine Polemik gegen Harms ist nicht auf genügende Gründe gestützt, und auch hier erscheinen Harms' Ausführungen, der H. Sachs und nicht das Volksbuch als Hauptquelle dieses Stückes erweist, viel klarer und zuverlässiger (Lázár betont übrigens, dafs seine Arbeit schon vor Harms [1889] fertig war und dann [wann?] in der Ung. Revue erschien.) Im XI. Kapitel bespricht er die Puppenspiele, im XII. Tiecks Drama, das er für ganz verfehlt erklärt, und Bauernfelds, das er etwas höher schätzt. Der Schlufsabschnitt beschäftigt sich mit den Fragmenten von Uhland, Collin und Chamisso; aber Uhland nannte seine Dichtung 'Fortunat und seine Söhne', Collin heifst mit Vornamen Matthäus, nicht Mathias(!), und das Stück steht in den 'Nachgelassenen Gedichten' (nicht Werken). Bei der Besprechung Chamissos schliefst sich Lázár aufs engste an Kossmanns Einleitung und Ausgabe in Sauers 'Deutschen Litteraturdenkmalen' an. Am Ende werden noch die Titel einiger Fortunatusdichtungen genannt, aber nicht die von V. Schmidt S. 192 aus Gottscheds Nötigem Vorrate citierten. Auch A. v. Ungern-Sternbergs 'Fortunat, ein Feenmärchen' ist unberücksichtigt geblieben, wie natürlich auch die aufserdeutschen Fassungen des Volksbuches, auf deren Ausnutzung Tittmann S. XXXV hingewiesen hat. Der Schlufssatz lautet: 'Wir haben unsere Fabel in ihren Gestaltungen und Wanderungen bis zu Ende begleitet. Von hier nun führt ihr Weg durch Nebel.' — Nach welchen Grundsätzen das 'Sach- und Namenregister' gearbeitet ist, ist unklar. Ganz bedeutungslose, allgemeine Wörter sind aufgenommen, die Namen der Personen der Geschichte wie die der Kritiker ihrer Bearbeitungen fehlen.

Breslau. H. Jantzen.

K. Vofsler, Das deutsche Madrigal, Geschichte seiner Entwickelung bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts. (Litterarhistorische Forschungen. Herausgegeben von Dr. J. Schick und Dr. M. Freih. v. Waldberg. VI. Heft.) Weimar, Emil Felber, 1898. XI u. 160 S. 8.

Nicht leicht liefse sich ein litterarhistorischer Stoff unbestimmterer Natur finden, als der, das Madrigal geschichtlich zu behandeln. Das

Madrigal, welches von Gottsched nicht unzutreffend 'die Poesie der Faulen' genannt wurde, besitzt keinen scharf ausgeprägten Charakter, und es bleibt dem Verfasser wie dem Leser stets freigestellt, ob er ein Gedicht als Madrigal bezeichnen wolle, wenn dasselbe nur nicht die ausgesprochenen Kennzeichen einer anderen Dichtungsart an sich trägt. Eine 'Geschichte des Madrigals' kann daher nie ein geschlossenes Ganzes bilden, sondern wird stets nur Andeutungen über den Entwickelungsprozefs von poetischen Erzeugnissen geben, die als Stiefkinder der Muse neben anderen bevorzugteren Dichtungsformen mitgelaufen sind. In Deutschland — Vofsler beschränkt sich auf das deutsche Madrigal — hat diese ihrem Charakter nach vorwiegend romanische Dichtungsform durch kaum zwei Jahrhunderte ein kümmerliches Dasein gefristet.

Vofslers Buch ist als Erstlingsarbeit immerhin anzuerkennen; es verrät namhaften Fleifs, sowie eine nicht unbeträchtliche Belesenheit und Sachkenntnis. Wir verdanken dem Verfasser manchen neuen Quellennachweis. Die Unklarheit und Verworrenheit der Materie vermag freilich auch die gründlichste Forschung nicht zu beseitigen; und bei jeder neuen Erscheinung taucht dem Leser unwillkürlich die Frage auf: Haben wir es hier denn wirklich auch mit einem Madrigal zu thun, und nicht etwa mit einem Epigramm, oder gar mit einer Kantate? Diese Unsicherheit wird noch fühlbarer durch eine gewisse Kürze und Prägnanz, deren sich Vofsler nicht stets am richtigen Orte befleifsigt. Der Verfasser macht an die litterarhistorischen Kenntnisse seiner Leser bisweilen zu grofse Anforderungen, selbst wenn er lediglich auf ein germanistisch gebildetes Publikum rechnet. Namen, wie H. L. Hafsler (S. 18), J. H. Schein (S. 22), Chr. Brehm (S. 34), Nic. v. Bostel, Christoph Woltereck (S. 112) etc. bedürfen einiger persönlicher Notizen, zum mindesten der Angabe einiger Daten, um dem Leser eine Vorstellung von der Individualität des zu besprechenden Dichters zu geben, eine Anforderung, die Vofsler fast stets aufser acht gelassen hat.

S. 72 bemerkt der Verfasser, dafs er nach einem 'gewissen Bretschneider', den Gottfried Feinler in der Vorrede zu seinem 1677 erschienenen 'Poetischen Lustgärtgin' citiert 'vergebens gefahndet habe'. Vofsler scheint entschieden nicht am richtigen Orte gefahndet zu haben. Wir haben es hier mit Johannes Placotomus von Murstadt (geb. 1514, gest. ca. 1571), einem Freunde Melanchthons, und Professor der Medizin in Königsberg, zu thun.

S. 103 erwähnt Vofsler einen Ausspruch Morhofs, welcher in seinem 'Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie' (1682) sagt, dafs die Madrigale von Christ. Weise 'madrigalische Oden', von Herrn Maior 'Madrigalonen' genannt würden. Vofsler bemerkt hierzu: 'Wer dieser Maior sei, ist mir unbekannt.' Einiges 'Fahnden' hätte ihn hier auf Elias Maior, den Rektor der Breslauer Schule (geb. 1588, gest. 1669), oder auf dessen gleichnamigen Sohn (geb. 1625, gest. 1706), von dem wir einige Übersetzungen aus dem Spätlateinischen besitzen, geführt.

Der klare Überblick wird in dem Buche noch wesentlich dadurch ab-

geschwächt, dafs der Verfasser bei den Erörterungen über Versmafse und Silbenzahl allzulange verweilt, wozu der deutsche Vers des 17. und 18. Jahrhunderts doch nicht genügend sprachliches Interesse bietet.

Wien. Wolfgang von Wurzbach.

Hoffmanns Werke, herausgeg. von Dr. Viktor Schweizer. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe (Meyers Klassiker-Bibliothek). 3 Bände zu je 2 M. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Die früher in demselben Verlage erschienene zweibändige Ausgabe der Werke E. T. A. Hoffmanns von Heinrich Kurz ist hier um einen Band vermehrt worden, der 'die Elexire des Teufels' vollständig enthält. Aufserdem ist auch das Märchen vom 'Nufsknacker und Mausekönig' neu hinzugekommen, während einige kleinere, unbedeutende Erzählungen ausgeschieden sind. So vereinigt die vorliegende neue Ausgabe in der That alles in sich, was allgemeines Interesse beansprucht. Ist das Interesse für Hoffmann heute auch nicht mehr grofs, so durfte eine reichlich bemessene Auswahl seiner Werke doch in Meyers Klassiker-Bibliothek nicht fehlen; ist er doch eine ganz charakteristische Erscheinung der Romantik, eine jener vielseitigen und höchst begabten Künstlernaturen, denen nichts weiter fehlt, als die harmonische, sittliche Durchbildung. Die Ausgabe ist um so willkommener, als gerade jetzt durch G. Ellingers vortreffliches Buch über Hoffmanns Leben und Werke der Blick wieder auf ihn gelenkt ist. Dieses Buch hat der Herausgeber, wie er im Vorwort bemerkt, auch als ausgiebigste Quelle für seine Lebensbeschreibung Hoffmanns und für die Einleitungen in die einzelnen Werke benutzt. Diese Einleitungen beschränken sich auf die Zeichnung der Gedankenkreise und der Lebensverhältnisse, denen die Werke ihre Entstehung verdanken, und erfüllen den Zweck, uns Hoffmanns Persönlichkeit verständlich, vertraut und interessant zu machen. Die Erläuterungen in Fufsnoten dienen dem Verständnis des Textes im einzelnen in ausreichender Weise. Über die kritische Arbeit des Herausgebers jedoch erhalten wir keine Auskunft; weder die Herstellung des Textes noch die litterarischen Beziehungen der einzelnen Werke sind erörtert. Daraus ist aber dem Herausgeber kaum ein Vorwurf zu machen, da er wissenschaftliche Zwecke offenbar nicht im Auge gehabt hat.

Berlin. G. Boetticher.

Adolf Bartels, Gerhart Hauptmann. Weimar, Emil Felber, 1897. 256 S. 8.

Wenn einem Dichter der Platz in der Litteraturgeschichte seines Volkes je nach der Bedeutung anzuweisen ist, die er als Mitkämpfer an den grofsen allgemeinen Aufgaben seiner Zeit und als Schöpfer neuer poetischer Formen gewonnen hat, so unterliegen Biographien lebender

Dichter einem doppelten Bedenken. Einmal droht dem Litterarhistoriker die gleiche Gefahr wie dem politischen, Wirtschafts-, Kirchen-, Kunst-, Rechts- und Sittenhistoriker: den bleibenden Wert der ans Licht drängenden Anschauungen entweder zu hoch oder zu niedrig anzuschlagen. Und zweitens lassen sich auch Verdienste um die Umbildung der Sprache, der Technik, des Stils nicht objektiv messen, solange ihre fortwirkende Kraft noch nicht oder erst leise zu spüren ist — ganz abgesehen davon, dafs oft die Tendenz eines Kunstwerkes über seinen ästhetischen Wert täuscht und umgekehrt die äufsere Form Schwächen des Inhalts verdeckt. Ein Drittes kommt hinzu: das Geheimnis der Persönlichkeit. Je weniger sie ausgereift ist, um so dunkler ist ihre Zukunft. Welche Keime wird sie noch treiben? Und genügen die vorhandenen Hilfsmittel, um in ihren Kern einzudringen?

Aus solchen Hindernissen, die ein Dichter, besonders ein jugendlicher, dem zeitgenössischen Biographen in den Weg stellt, erklären sich die Widersprüche zwischen den drei Studien, welche sich mit dem am 15. November 1897 in das 36. Lebensjahr eingetretenen Gerhart Hauptmann beschäftigen. Als Dichter des socialen Mitleids sucht Paul Schlenther[1] den Freund zu dem berufenen künstlerischen Interpreten der Gegenwart zu stempeln. Den Namen eines grofsen Poeten, 'der die ganze Welt nach Breite und Tiefe umfafste', verweigert ihm Adolf Bartels; ihm ist er 'im Grunde doch nur ein schlesischer Winkelpoet'. Mehr jenem als diesem nähert sich U. C. Woerner,[2] der sich als 'räumlich entfernter, persönlich unbekannter, aber geistig teilnehmender Freund' zu erkennen giebt. — Nach Schlenther hat Hauptmann erkannt, dafs das Heil des deutschen Dramas im Volksstück liegt, auf dem Wege, den Otto Ludwig, Hebbel und Anzengruber eingeschlagen haben. Bartels und Woerner vermissen bei Hauptmann ein festes Ziel. — Schlenther gelten 'Einsame Menschen' mindestens so viel wie 'Die versunkene Glocke'; die Verse und Bilder dieses Märchendramas nennt er goldene Poesie; auch über 'Die Weber', die beiden Komödien und 'Hanneles Himmelfahrt' lautet sein Urteil fast bedingungslos anerkennend. Woerner tadelt viel an 'Vor Sonnenaufgang', an 'Einsame Menschen', an 'Florian Geyer', an 'Kollege Crampton', an der 'Versunkenen Glocke' und lobt die übrigen Werke nur mit Vorbehalt. Wenn Bartels recht hat, so gehören allein 'Die Weber' der Weltlitteratur an. — Nach Schlenther hat sich Hauptmann für sein Erstlingsdrama einen eigenen Kunststil geschaffen. Woerner nennt es 'ein Werk der Dämmerung', halb Lese-, halb Bühnendrama. Nach Bartels hat Jeremias Gotthelf als Naturalist Gröfseres geleistet als der unreife Dichter von 'Vor Sonnenaufgang'. — Von dem 'in schöne alte Traditionen eingelenkten'

---

[1] Paul Schlenther, Gerhart Hauptmann. Sein Lebensgang und seine Dichtung. Berlin, S. Fischers Verlag, 1898. 271 S. 8.

[2] U. C. Woerner, Gerhart Hauptmann (Forschungen zur neueren Litteraturgeschichte, herausgeg. von Franz Muncker, IV). München, Carl Haushalter Verlagsbuchhandlung, 1897. 82 S. 8. Preis M. 1,80.

Dramatiker erwartet Schlenther noch Bedeutendes. Bartels hofft, dafs der auf schiefer Bahn in Manier versunkene Dichter sich auf sein wahres Talent noch besinnen und als 'geborener Epiker, der, nur um unmittelbarer wirken zu können, zum Dramatiker geworden ist', sich dem Roman zuwenden werde. Woerner — wartet.

In dreifacher Stufenfolge heben sich nach Bartels Hauptmanns Bühnenwerke voneinander ab: 'Vor Sonnenaufgang', 'Das Friedensfest', 'Einsame Menschen' sind die Dramen des Sturmes und Dranges; als naturalistische bezeichnet er 'Die Weber', 'Kollege Crampton' und den 'Biberpelz'; als konventionelle oder theatralische 'Hanneles Himmelfahrt', 'Florian Geyer' und 'Die versunkene Glocke'. Bei den ersten vermifst er das Wesentliche eines Kunstwerkes: dramatische Leidenschaft und typischen Gehalt des Stoffes; 'alle drei bleiben Ausnahmegeschichten, die in epischer Form vielleicht besser zur Geltung gelangt wären, wie sie denn in ihren beschreibenden Teilen auch starke epische Elemente aufnehmen.' Mit der Emancipation von dem Einflufs des Auslandes, vor allem der Ibsenschen, im Grunde französischen Form beginnt die zweite Periode, in der Hauptmann Menschen und Zustände in überzeugender Lebenswahrheit darstellt und eine Nebenform des Dramas zu der überlieferten schafft: das Milieudrama. Ein sociales Milieudrama sind 'Die Weber', ein naturalistisches Charaktergemälde 'Kollege Crampton', beides zugleich, Sitten- und Charakterstück, 'Der Biberpelz'. Ersteres definiert Bartels als Verunmittelbarung des Romans, letzteres als Verunmittelbarung der Novelle. In diesen Werken, den Erzeugnissen seines frühen Mannesalters, 'der Jahre, wo bei Dichtern gewöhnlich die Läuterung, die erste Reife eintritt, die Jugendkraft aber noch unverändert ist', sieht er Hauptmann auf der Höhe, von der er mit jedem seiner drei folgenden Dramen tiefer hinabgleitet. Der Naturalist versinkt in 'Hanneles Himmelfahrt' in theatralischen Mystizismus, im 'Florian Geyer' in theatralischen Archäologismus, in der 'Versunkenen Glocke' in theatralischen Symbolismus. 'Aus dem Brutalen seiner ersten Werke, der Schwarz- und Graumalerei seiner mittleren mufste der Umschlag ins Gezierte und dann in die manierierte Farbenschwelgerei einmal erfolgen — wenn Hauptmann eben nicht das Genie war, dem seine Bahn wie vom Himmel vorgezeichnet ist, immer aufwärts, die grofse Persönlichkeit, die weit über die Litteratur des Jahres und Tages hinaussieht und unbeirrt durch Erfolgstreben dahinschreitet. Das ist er aber nicht, und so erfolgte der Umschlag, der auch noch eine Entwickelung bedeutet, aber wahrscheinlich keine der deutschen Litteratur.'

Dafs Hauptmanns Stärke, scharfe Beobachtungs- und Schilderungsgabe, zugleich seine Schwäche ist, hat Bartels richtig erkannt. Ob aber der Dichter der Wirklichkeit kein Dichter der Schönheit werden kann, läfst sich heute noch nicht sagen. Eine solche These ist ebenso kühn, wie die Charakteristik des Milieudramas und seiner Gattungen und der Periodisierungsversuch gekünstelt ist. Weder stehen sich die erste und die zweite Gruppe so scharf gegenüber, noch gehören die drei letzten Dramen

so eng zusammen. Die innere Verwandtschaft zwischen den 'Webern' und 'Florian Geyer' und zwischen 'Hanneles Himmelfahrt' und der 'Versunkenen Glocke' ist ja auch Bartels nicht entgangen. Die Dramen spotten eben jedem Einteilungsprincip, und darum haben Schlenther und Woerner mit Recht auf ein solches verzichtet. Solange Selbstbekenntnisse des Dichters fehlen, kann niemand sagen, ob ihn mehr die Rücksicht auf die naturalistische Theorie oder auf die Probleme der Zeit oder auf die erprobte eigene Kraft von den 'Einsamen Menschen' zu den 'Webern', vom 'Biberpelz' zu 'Hanneles Himmelfahrt', vom 'Hannele' zum 'Florian Geyer', von der Historien- zur Märchendichtung geführt hat. Und es ist ebenso wahrscheinlich-unwahrscheinlich, zu behaupten, er könne nur im starren Hinblick auf ein schon vorhandenes Werk schaffen — Bartels spricht geradezu von Suggestion durch solche 'Patenstücke' — wie dem neidischen Konrad Alberti zu glauben, der 'sein ruheloses Umherspringen in den krassesten Gegensätzen' aus dem Wunsche, der Dichter der Masse zu sein, und aus der Erkenntnis herleitet, dafs in Deutschland die Masse nur durch fortwährenden Wechsel des Neuen litterarisch zu fesseln ist. Wenn aber Bartels Richard Wagner als Vorbild Hauptmanns hinstellt und beide Willensmenschen *κατ' ἐξοχήν* nennt, so ist seine Charakteristik so hohl wie widerspruchsvoll; denn gerade die Willensschwächung ist das Wesentliche der Suggestion.

Auch sonst genügt Bartels' Biographie den Anforderungen nicht, die man an wissenschaftliche Bücher zu stellen pflegt. Wendungen wie 'in für die in Deutschland verbreitete poetische Kultur ganz ungewöhnlicher Weise', 'sozusagen mit dem Gemütstatterich behaftet', 'mit der schönsten Berliner Schnoddrigkeit ausgestattet', 'die Sackgasse à la Ibsen ist fertig', 'verdammt grün und eingebildet' erlauben sich weder Schlenther noch Woerner. Es ist ferner geschmacklos, wenn Bartels Cramptons Mahnung an die Jugend, mehr Swift, Smollet, Thackeray, Dickens, Byron, Hoffmann zu lesen, mit der Frage abfertigt: 'Lauter spleenige Engländer und der verrückte E. T. A. Hoffmann — konnte da die Poesie Gerhart Hauptmanns anders ausfallen?' und wenn er das Stück zwei Seiten später gegen einen Kritiker mit den Worten in Schutz nimmt: 'Ja, ja, schön ist das Saufen nicht, aber es kommt vor.' Auch das Vergnügen, 'die Nietzschejünger ein bifschen anzuulken', hätte er sich lieber versagen sollen. Aber das ist ja eben der Hauptfehler des Buches, dafs es den Helden nicht über das Gewoge des Tagestreibens emporhebt. Aufs schärfste polemisiert Bartels (S. 93 f.) gegen die Trennung 'zwischen einer schwächlichen, zahmen, engen, unwahrhaften, konventionellen Sittlichkeitsstufe, die alt und überlebt ist und unterzugehen verdient, und einer Sittlichkeitsform, die das tapfere, freudige Sichausleben der vornehmen, freien, selbstherrlichen Individualität zum Mittelpunkt hat und auf die Zukunft hinweist' — einen Gegensatz, den Volkelt in seiner 'Ästhetik des Tragischen' aufstellt. Nirgends wird das Verschwimmen ästhetischer und moralischer Gesichtspunkte deutlicher als bei der Besprechung der 'Einsamen Menschen' (S. 95 f.). Bartels mag recht haben, dafs hier der Dichter einen echt tra-

gischen Konflikt nicht befriedigend aufzulösen vermochte. Aber erst wenn wir wissen, wie tief Hauptmann die religiösen, sittlichen, socialen Probleme der Gegenwart ergründet hat, erst wenn das Wahre und Falsche der neuen Forderungen erkannt sein wird, erst wenn seine poetischen Reformen Allgemeingut der Kunst geworden oder vergessen sind, erst wenn die ferneren Schicksale seiner Werke gezeigt haben werden, ob der gröfsere Teil des anfänglichen Erfolges auf dem aktuellen Interesse an den aufgeworfenen Fragen oder auf ihrem ästhetischen Wert beruhte, erst wenn Hauptmanns Persönlichkeit sich ganz entfaltet haben und bis in ihr innerstes Wesen verständlich geworden sein wird — erst dann hat die Wissenschaft Macht über ihn, erst dann ist ein objektives Urteil über seine Weltanschauung, über seine Bedeutung als Dichter möglich. Gewisse Anlagen kann sie schon heute bestimmen und hat sie bestimmt. Woerners Essay ist ein solches Kabinettstück vorsichtiger ästhetisch-psychologischer Methode. Strebt sie höher, so verliert sie den festen Boden unter den Füfsen; sie beweist nicht — sie deutet nur.

Berlin. Paul Haake.

Deutsche Mundarten. Zeitschrift für Bearbeitung des mundartlichen Materials. Herausgegeben von Dr. Johann Willibald Nagl. Wien, C. Fromme. 8. (Erscheint in zwanglosen Heften von 5—6 Bogen, von denen vier einen Band bilden.) Band I, Heft 1, 1896. Heft 2, 1897.

Wie der Herausgeber im Vorwort erklärt, sollen mit der neuen Zeitschrift die Bestrebungen weitergeführt werden, welchen die Zeitschriften Frommanns (Die deutschen Mundarten, 7 Bände) und Brenner-Hartmanns (Bayerns Mundarten, 2 Bände), ohne sich halten zu können, gedient haben; doch werden in ihr nicht, wie in diesen, Sammlungen mundartlichen Stoffes veröffentlicht werden, sondern sie wird 'nur Bearbeitungen des mundartlichen Stoffes bringen, welche in stetem Zusammenhange mit der allgemeinen historischen Sprachforschung den germanistischen Fachgenossen auch allgemein nützlich und dienlich sein sollen'. Mit dem Plane, Untersuchungen und Abhandlungen zu bieten und reine Materialsammlungen auszuschliefsen, wird man gewifs einverstanden sein; möge es dem Herausgeber gelingen, sein Unternehmen unseren fachwissenschaftlichen Zeitschriften ebenbürtig an die Seite zu bringen, es wird dann einen Sammelpunkt für mundartliche Forschung bilden und manchen Bearbeiter der Mundart dem Suchen nach einem Verleger überheben.

Das erste Heft bringt S. 5—19 eine Abhandlung Th. v. Grienbergers über pronominale Lokative, S. 20—45 einen Aufsatz des Herausgebers über den Namen Wien, S. 46—58 einen A. Landaus über das Deminutivum der galizisch-jüdischen Mundart, S. 59—68 eine Untersuchung des Herausgebers über die Verwendung von 'ein' vor Zahlwörtern, S. 69—81 eine kritische Rundschau über mundartliche Litteratur. — Grienberger sieht in den mundartlichen Ausrufen *je* (in verschiedener Bedeutung), *se*

(da, schau und nimm) ursprüngliche Lokative **jai*, **sai* der pronominalen Stämme idg. *jo-*, *so-*, ohne durch seine Ausführungen zu überzeugen; wenn er dieses *je* nun auch in den Ausrufen *jessas* (je si ez!), *jerum* (je umbe daz) u. ä. herausfinden will, wird er kaum einen Leser auf seine Seite bringen. Ebenso hypothetisch ist es, in ahd. *le*, ae. *la* einen pronominalen Lokativ **lai* zu sehen.

Nagls Untersuchung über den Namen Wien hat das Ergebnis, dafs die ursprüngliche Form *winne* war, das zum Stamme von ahd. *wan* 'leer, nichtig' im Ablaut steht; um aus *winne* die heutige Form mit nasaliertem Diphthong *ie* erklären zu können, stützt sich Nagl auf ein 'dialektisches Lautgesetz', demzufolge 'kurze Stammvokale vor einfachem *n* einen Nachschlag erhalten, wobei gewöhnlich das *n* in die blofse Nasalfärbung des nunmehrigen Diphthongs aufgeht'. Nachträglich erfährt man aus den Beispielen, dafs das Gesetz auch vor labialer und gutturaler Nasalis wirksam gewesen sei, nicht aber wird man darüber klar, was Nagl unter einfachem *n* eigentlich versteht, da die mundartlichen Belege für mhd. Formen wie *im*, *in(en)*, *enk* (euch), *mensch*, *gümpel* von diesem Gesetze getroffen wurden. Ich kann den Ausführungen Nagls in keiner Weise beipflichten; ein Lautgesetz, das in so früher Zeit (11. Jahrhundert; es sollen sich danach auch Reime vom Typus *sun* : *tuon* erklären) wirksam gewesen sein soll, mufs mit besseren Gründen bewiesen und vor allem systematisch dargelegt werden. — Auch dem zweiten Aufsatze des Herausgebers mit dem Ergebnis, dafs *'ein* drei, *ein* vier' u. ä. für ein ursprünglich *ir* (Gen Plur.) gestanden und also aus mundartlichem *ə* (aus *ir*) fälschlich in der Schrift *ein* geworden sei, kann ich nicht beipflichten. Auch Mundarten, welche *ir* nicht zu *ə* werden lassen, haben hier *ə drai*, *ə twölfə* (Imst). Mit der Erklärung, dafs in diesem Falle 'ein' vorliegt, kommt man befriedigend aus. Man vgl. *s haus* (das Haus) und *ə haus* (ein Haus) mit *tswölf haisər* (zwölf Häuser, bestimmt) und *ə tswölf haisər* (etwa zwölf Häuser, unbestimmt); in der Einzahl ist *ə* zur Bezeichnung der Unbestimmtheit verwendet und danach analogisch in der Mehrzahl gebraucht worden.

Das zweite Heft verdient besondere Beachtung, weil F. Mentz darin seine tüchtige Bibliographie der deutschen Mundartenforschung für die Jahre 1890—95 fortsetzt; das dritte Heft soll die weitere Fortsetzung bringen. Die Anordnung ist dieselbe geblieben wie in dem Buche. Was Mentz aus den früheren Jahren noch gefunden hat, ist nachgetragen.[1] Es sind im ganzen 543 Nummern. Daran schliefst sich die Bibliographie des Jüdisch-Deutschen mit 64 Nummern von A. Landau. S. 133—142 ist aus Gradls Nachlafs Material zur Bestimmung des Alters der Egerländer Mundart mitgeteilt. Es sind Belege für mundartliche Wörter und

[1] Ich berichtige hiermit ein Versehen: In meiner Besprechung des Buches (D. Litt.-Ztg. 1895, Sp. 78) habe ich das 'Idiotikon Austriacum, 2. Aufl., 1824' als fehlend angegeben. Es ist aber unter Nr. 606 bei Mentz neben der anders betitelten 1. Auflage aufgeführt.

Lautformen aus den Jahren 1473 bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts. Grienberger führt S. 113—116 die Erörterung über die von ihm aus pronominalen Kasus gedeuteten Ausrufe weiter (ahd. *lō*, dann dial. *jō*, *hei*). Der Kindervers *ringen, ringen, reihen* bewahrt nach Grienberger Optat. Präs. 1. Plur., die sonst in der Mundart nicht mehr erhalten seien; ich kann sie aus der Mundart zur Genüge belegen. Wenn doch überall angegeben würde, welche Mundart die behandelte Erscheinung aufweise. In 'Schallinterjektionen nach dem Typus *bumpadibùm*' soll das *'adi'* mhd. *unde* sein. Warum aber das *e* von *unde* nicht geschwunden ist, wird nicht angegeben. Mir scheint doch, dafs bei der Bezeichnung gewisser Schallinterjektionen auch der Rhythmus seinen guten Anteil hat. — Die Rundschau S. 147—162 beschäftigt sich mit der mundartlichen Forschung der Gegenwart, und der Herausgeber nimmt leider scharf Stellung gegen alle, die nicht seines Sinnes sind. Es hat keinen Zweck, hier die Streitpunkte Nagls näher anzuführen. In einem, der Beurteilung des ahd. *iu* in der lebenden bayrischen Mundart, hat Nagl gewifs unrecht. Auch im Bayrischen ist *iu* umgelautet worden; meine Angaben (Imster Mundart S. 66) sind den Thatsachen entsprechend.

'In den nächsten Heften wird nebst dem bibliographischen Teile stets noch ein mundartliches Kapitel von allgemeiner Bedeutung, etwa die Geschichte eines Lautes auf Grund sämtlicher Dialekte und ihrer Erscheinungen durchgeführt, damit mit der Aufarbeitung des Materials einmal ernstlich begonnen werde.' (S. 84.)

Innsbruck. J. Schatz.

In Lust und Leed. Plattdeutsche Gedichte. Nebst Nachdichtungen zu Horaz und Scenen aus Homer. Von Felix Stillfried (Adolf Brandt). Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung, 1896. 156 S. 8. Geb. 3 M.

Felix Stillfried, der sich auf dem Titel seines neuesten Werkes als Adolf Brandt zu erkennen giebt, ist längst in niederdeutschen Landen als Erzähler und Dichter bekannt, der niederdeutsches Volksleben an der Quelle kennen gelernt hat und in edler Form darzustellen versteht, was unser Volk denkt und wie es spricht. *De Wilhelmshäger Köster lüd* ist ein echter Roman, der im besten Sinne des Wortes volkstümlich geworden. Die frische gemütvolle Darstellung und der schalkhafte Humor erinnern an Reuters Stromtid. Das trotz seiner Einfachheit fesselnde Leben von drei Generationen einer mecklenburgischen Lehrerfamilie bildet den Inhalt des Romans. Eine überaus anziehende Erzählung bei aller Einfachheit ist Stillfrieds *Ut Slofs un Kathen*, der besonders eine feinsinnige Behandlung des plattdeutschen Sprachidioms nachzurühmen ist. In gebundener Form verwendete Stillfried den niederdeutschen Dialekt zuerst vor Jahresfrist in *Bi weg' lang*. Ok en Struſs Läuschen un Rimels, die Anton Bing einer gesunden nahrhaften Erquickung vergleicht, die Herz und Geist erfrischt. Unter den fünfzig gröfseren Ge-

dichten der Sammlung ist kein einziges, dem nicht ethischer und litterarischer Wert zugestanden werden mufs; mehrere Stücke sind aber wirkliche Meisterwerke der Dialektdichtung.[1]

Mit seinem neuesten Werk *In Lust un Leed* hat Stillfried nun das lyrische Gebiet betreten und glänzend bewiesen, welch eines zarten und zugleich tief zu Herzen gehenden Ausdruckes die niederdeutsche Sprache fähig ist. Aus manchen dieser Gedichte spricht ein wehmütig-schelmischer Humor, aus den meisten aber ein tiefer Ernst, ein Grundton, den der Verfasser in dem voraufgeschickten Motto selbst ausgesprochen hat:

Nich ümmer lacht de Heven
In hellen Sünnenschin;
Ok Nebel mät dat geven,
Ok Wulken möten sin,
Un ded ick letzt Jug singen
Blot lustigen Gesang,[2]
So lat ick nu ok klingen
De Tru'r, den Irnst dormang.

Die Liebe zum mecklenburgischen Volk und den einfachen ländlichen Verhältnissen unseres Heimatlandes zeigt sich in allen Werken Stillfrieds. In dieser Sammlung kommt die unendliche Sehnsucht des in der Stadt lebenden Verfassers nach den grünen Wiesen, den wogenden Kornfeldern und dem gemütvollen Leben und Treiben im niederdeutschen Bauernhause zum vollkommendsten und reinsten Ausdruck, besonders in den drei Stücken *Dat plattdütsch Land* (S. 14), *Ick weit en Hus* (S. 27) und *Dat olle Heimathsdörp* (S. 28), die ich zu den schönsten des ganzen Buches rechne.

1. *Ick weit en Land, wat mi geföllt,*
Wat mi gefallt vom Harten,
Wat mi mit dusend Keden höllt
Alltid in Freud' un Smarten.
2. *Kein Barg' nich strewen hewenhoch,*
Dor ruscht kein Water nedder,
Ne, Saat un Wischen süht dat Og
Un Saat un Wischen wedder.
3. *Un Dannen hier un Dannen dor*
Un Fichten, Eiken, Bäuken,
Un söchst Du Seen hell un klor,
Denn mötst Du hier sei säuken.
4. *Doch söchst Du Tru un Glowen ok,*
Hett Falschheit Di verdraten,
Kumm her, tred in, dor wo de Rok
Tüht lising ut den Kathen!
5. *Dor klingt Di 't furtsen an Din Ohr,*
Dor wardst 'ne Sprak Du hören,
'Ne Sprak so weik, so tru un wohr,
De't bindelst Hart deiht rühren.

[1] Vgl. meine Anzeige, Zeitschr. für den deutschen Unterricht X[12] S. 824—825: Zur niederdeutschen Litteratur im 19. Jahrhundert. II.

[2] Die beiden Verse beziehen sich auf die oben erwähnte Sammlung von Läuschen un Rimels: Biweg' lang.

6. *'Ne Sprak, de lacht, 'ne Sprak, de rohrt,*
'Ne Sprak so hud', so lisen —
O plattdütsch Land un Sprak un Ort,
Jug will ick ümmer prisen!

Der Gegensatz zwischen einem wohlhabenden städtischen Haushalt und einem ländlichen, in dem trotz aller Arbeit die Zufriedenheit herrscht, ist ausgedrückt in dem Gedicht:

Ick weit en Hus.

Ick weit en Hus, en Kathen,
Dat Moos wafst up dat Dack,
De Dör'n un Finstern laten,
As wiren s' mäud un fack.

Un achter 'n Hus' de Goren,
Un tens den Hus' de Mefs,
Un vör den Hus' in Horen
De Gör'n, en Stücker söfs.

Un in den Hus ein Krupen
Un Päseln äwerall:
Nu will dat Kalw wat supen
Un 't Swin schrigt in den Stall. —

Ick weit en Hus, dat mächtig
Kickt up sin Nahwers dal,
De Stuwen grot un prächtig
Un mit Parkett de Saal.

Un All'ns dorin so lisen,
Un All'ns, so as dat Schick:
De Wirt, de is tau prisen,
Un dese Wirth — bün ick!

Doch denk ick an den Kathen -
Ick weit nich, wo mi ward!
Wo kannst Du mi so faten,
Min Vaders Hus, an't Hart!

Die Sehnsucht nach dem Vaterhause ruft dem Dichter das Heimatsdorf ins Gedächtnis mit seinem Teich, seinen Kathen und seinen Herden *(Dat olle Heimathsdörp* S. 28).

All' Johr tau Pingsten besäuk ick dat Flay,
Wo glücklich ick lewte so männigen Dag.

De Dik un de Brink un de Kathens ümher.
'T is Allens noch jüst, as vör Tiden dat wer:

De Kathens so swart, de Brink noch so bunt,
De Dik noch so klor bet deip up de Grund.

Un äwer dei Straten dor flüggt noch de Ball,
Dor spelen in 'n Fest de Kinner noch all';

De Jungs in chr Jacken von blagen Flanell,
De Dörns in chr Kleder, wo schinen sei hell!

Un ward dat denn Abend, denn kamen de Käuh,
Dat Buern- un Bunner- un Daglohnerveih;

En jedweder Schauw mit Gebölk un Gejöhl,
Dorachter de Heird' mitsammst sinen Töhl. —

Un baten den Dörp is 't ok noch as süs,
Dor wafst up den Fellu, wat ümmer dor wüfs.

Dor weigt sick de Roggen, jüst hett hei all Uhr'n,
Dor gräunt un dor schämert dat Sommerkurn.

Un wider bettau dor liggt noch dat Moor,
So gris un so grag' as jedwedes Johr:

Dat dehnt sick so wid von Ost bet nah West,
Un ümmer noch bugt dor de Kiwitt sin Nest. —

Ja, Allens as früher un Allens as 't wir,
Blot sünck ick min Frünn' — ick finn sei nich mihr!

Das Metrum ist in allen Dichtungen wie in diesen dreien geschickt gehandhabt, die Sprache durchaus niederdeutsch im Wortschatz und in der Syntax. Über den Reim S. 14: *Ohr : wohr* liefse sich streiten. In der Idylle *Steinbeck* (S. 77—94) zeigt Stillfried, dafs sich der Hexameter dem niederdeutschen Idiom durchaus anpassen läfst:

Links von den Hus', schrat äwer den Hof, dor geih't nah den Goren,
Dichting neben de Pump dröppst Du de ledweike Part etc.

Ganz besonderes Interesse haben für die Kenner des Niederdeutschen natürlich Stillfrieds Nachdichtungen Horazscher Oden und der Scenen aus Homer, nachdem Dührs Niederdeutsche Ilias so vielfach verschiedene Beurteilungen erfahren hat.[1] Stillfried bietet Nachdichtungen zu folgenden Oden: I, 1, 8, 9, 11, 22, 23, 27, 31, 34; II, 2, 3, 9, 10, 11, 14, 16, 18; III, 1, 9; IV, 7. Aus der Ilias hat er VI, 392—502 (Hektor und Andromache) und aus der Odyssee VI (Odysseus und Nausikaa) übersetzt. Auf jeden Fall ist es Stillfried besser als Dühr gelungen, den Homer in das niederdeutsche Gewand zu kleiden. Sehr verständig ist seine Ansicht über den Wert solcher Nachdichtungen. Stillfried hat nicht die Absicht, in diesen Nachdichtungen eine Form zu bieten, durch welche etwa Homer

[1] Vgl August Dühr, Homers Ilias in niederdeutscher poetischer Übertragung. Kiel und Leipzig (Lipsius u. Tischer) 1895. — A. Dühr, Eine niederdeutsche Homerübersetzung, Archiv für das Studium der neueren Sprachen XCI, 2 3, S. 293—297. — A. Dühr, Homer I. Ilias. Ztschr. f. d. dtsch. Unt. X, 12, S. 857—859. — Zu der niederdeutschen Homerübersetzung von A. Dühr in Charlottenburg. Ztschr. f. d. dtsch. Unt. VIII, 4, S. 261—263. — Noch einmal August Dührs niederdeutsche Homerübersetzung. Archiv f. d. St. d. n. Spr. XCII, 2, S. 267—268.

den breiteren Volksschichten näher gebracht werden soll. Das wäre schon aus dem Grunde verfehlt, weil plattdeutsche Dichtungen, und namentlich diese Nachdichtungen, zunächst nur von sprachlich und litterarisch geschulten Lesern nach ihrem Wert gewürdigt werden können. Er hat es sich deshalb auch versagt, die Epen ganz zu übertragen, wie es ja Dühr mit der Ilias gethan hat und für die Odyssee plant. Als litterarisches Experiment betrachtet, sind diese Nachdichtungen wichtig, weil sie zeigen, wie weit die niederdeutsche Sprache der Homers kongenial genannt werden kann. Dühr glaubt, durch seine niederdeutsche Übertragung den Homer populär zu machen, und das habe ich an den genannten Orten bestritten. Stillfrieds Sprache ist echt niederdeutsch, Dührs Idiom ist ein Gemisch von Hoch- und Niederdeutsch. Den Hexameter haben beide vermieden. Dührs Übertragung geht in gereimten Trochäen, die auf die Dauer ermüdend wirken; Stillfried verwendet den fünffüfsigen reimlosen Jambus, der dem Niederdeutschen angemessener ist. Zum Vergleich mag folgende Stelle aus der Ilias in beiden Übersetzungen dienen:

Stillfried, Hektor un Andromache, S. 140 u. 141.

So sprok de Held un reckte ut den Arm
Nah sinen lütten Sähn. De schrigte up
Un bögte sick taurügg un läd den Kopp
An'n Bassen von de Amm'; denn hei ward bang'
Vor sines Vadders Blick un vör den Helm
Un vör den groten Helmbusch up den Kamm,
Wo fürchterlich de weihn un nicken ded.
Dunn lacht' sin Vadder, lacht' sin Mudder ok,
Un von den Kopp nehm Hektor nu geswinn
Den blanken Helm un sett' ü' em up de Ird'
Un fa'te sinen Sähn un küfste em
Un swenkt' em hen un her mit beide Arm
Un bedte lud' tau Zeus, den groten Gott:
'O Zeus,' so bedt' hei, 'un Ji Götter all',
Lat't minen Sähn mi warden jüst as ick,
De Irste ünner alles Troervolk,
Un ok so grot un so gewaltig ok,
Tau herrschen öwer Ilion mit Macht!
Un kummt hei denn nah Hus wol ut den Krieg,
Denn lat't dat heiten in de Trowerstadt:
Dei is noch gröter as sin Vadder wir!
Denn bringt hei woll 'ne bländig Rüstung mit,
De hei gewunnen in de Volkerslacht,
Un wenn sin Mudder dat gewohren ward,
Denn freut in'n Stillen sick ehr Mudderhart.'

Dunn in vulle Rüstung Hektor hen na sinen Jungen langte,
Doch dat Kind bi desen Anblick for sin'n leewen Vadder bangte,
Und mit einen Upschrä fohrt' de Lütt an'n Bassen von de Amm,
Denn he schreckt' for't blanke Isen und den Helmbusch, de em kam
Nehger, den he von de Helmspitz furchtbor runnernicken sach,
Dat sin Vadder un sin Mudder schlögen up 'ne helle Lach.
Rasch hadd Hektor von den Kopp dal sinen Helm nu runnerreten,
De nu allen Sieden blitzte, as he em up d' Ird ded setten.

Und denn küſst he sinen Jungen und dunn weegt' he em up Hännen,
Und dunn ded he sich vull Irns' an Zeus und all de Götter wennen:
'Zeus und all ji annern Götter, gewt, dat dit min Kind waſst ran
Kräftig, dat, grad as wi ick, he, wenn sin Tiet kummt, warden kann
Utgeteckent unnre Troer, dat he edles Heldenmark
Hett in 't Knaken, grad as ick, und dat he got dat Herrscherwark
Utöwt hier in Ilios. Und süll he ut 'nen Krieg mal kamen,
Mit 'ne bläudge Waffenrüstung, de den Fiend he hett afnahmen,
Denn mag d't minentwegen heeten: De 's noch grotter as de Oll!
Dat 's 'ne Freud denn for sin Mudder, ward en Held de, Toll for Toll!

Diese Proben genügen, um zu zeigen, wie weit die beiden Übersetzungen dem Urtext gerecht werden, zugleich aber auch, wie schwer es ist, ein der Sprache Homers kongeniales Idiom zu finden.

Doberan i. M. O. Glöde.

Theoretisch-praktische Anleitung zur Abfassung deutscher Aufsätze in Regeln, Musterbeispielen und Dispositionen, besonders im Anschluſs an die Lektüre klassischer Werke, nebst Aufgaben zu Klassenarbeiten für die mittleren und oberen Klassen höherer Schulen von Dr. Julius Naumann, Direktor des Realgymnasiums zu Osterode a. H. 6. Auflage. Leipzig, Teubner. XVI u. 548 S.

Wenn ein Werk in sechster Auflage vorliegt, sollten eigentlich die Akten über seine Brauchbarkeit geschlossen sein, und so glaubte ich mich bei Beurteilung des vorliegenden Werkes lediglich auf einen Hinweis und eine Skizze des Inhalts angewiesen. Aber das Buch, das ich bis dahin nicht kannte, überraschte mich doch durch die Bemerkung, daſs der Inhalt durchaus nicht der Vorstellung entsprach, die ich mir nach dem Titel und selbst nach dem Vorwort gemacht hatte. Darum glaube ich etwas näher auf den Inhalt eingehen zu müssen.

Miſsverständlich vor allem ist der Ausdruck 'Dispositionen' im Titel. Man erwartet entweder fertige Musterdispositionen oder die Entwickelung von solchen von der Stoffsammlung an. Aber was der Verfasser hier giebt, ist gröſstenteils nur Stoffsammlung und Meditation unter gewissen Gesichtspunkten, vielfach auch akt- und scenenweise ausführliche Inhaltsangabe von Dramen in den allgemeinen Formen der Disposition, d. h. unter Kennzeichnung des Gedankenzusammenhanges durch Ober- und Unternummern.

Ich muſs gestehen, daſs ich nicht recht weiſs, wem mit diesem Verfahren gedient sein soll, und wie sich der Verfasser den Gebrauch des Buches denkt. Sollen es die Schüler in die Hand bekommen? Dann wäre jedenfalls eine vollständige Darstellung der Genesis eines Aufsatzes an einer Anzahl von Musterentwürfen der verschiedenen Arten besser gewesen als diese Erörterung von Thematen, bald als bloſse Stoffsammlung ohne eigentliche Disposition, bald als fertige Disposition ohne die Vorarbeiten. Wenn dann im Anschluſs an solche Musterentwürfe eine

Reihe von Aufgaben mit Hinweis auf fruchtbare Gesichtspunkte der inventio gestellt werden, so wird meines Erachtens der Zweck eines solchen Buches am einfachsten, fruchtbarsten und kürzesten erfüllt. Es kann dann eine sehr erwünschte Grundlage für die gemeinsame Schularbeit einer Oberklasse werden. Der Verfasser hat ja gewifs geglaubt, durch sein Verfahren einer mifsbräuchlichen Benutzung solcher Dispositionsbücher vorzubeugen und die Schüler zu eigener Arbeit zwingen zu können, aber ich fürchte, dafs z. B. eine fortlaufende Aufzählung von zehn bis zwanzig Punkten unter einem Thema, das doch unter den 'Dispositionen' steht und nicht als meditatio oder Vorarbeit bezeichnet ist, nur Verwirrung in den Köpfen der Schüler anrichten kann (vgl. S. 60 'Die alten Zustände der Schweizer nach der Rütliscene'). Soll das Buch aber eine Hilfe für den Lehrer sein, so ist diesem mit den Stoffsammlungen doch recht wenig geholfen. Er mufs typische, wohlausgearbeitete Beispiele an der Hand haben, die er seinem Unterrichte zu Grunde legt, sonst wird ihm eben keine Arbeit erspart.

Wir müssen leider diese 'Dispositionen' für verfehlt halten, aber nicht nur methodisch, sondern oft genug auch sachlich. Ein Thema heifst z. B. 'Die Labdakidensage und die Fabel in der Braut von Messina', dessen Disposition auf S. 61—64 gegeben wird. Dafs es eine Disposition sein soll, zeigen die Bezeichnungen: I. Einleitung, II. Hauptteil, darunter A, B u. s. w. Das Thema fordert doch offenbar eine Vergleichung. Die Disposition behandelt aber A. Die Labdakidensage und B. Die Fabel in der Braut von Messina, jedes für sich, und unter B: a) Die Vorfabel (darunter acht parallele Unterteile!), b) Die der Tragödie supponierte Fabel, mit sieben Unterteilen! Von einer Beziehung der beiden Fabeln zueinander ist mit keiner Silbe die Rede. Ebenso ist es bei dem Thema 'Die Tantalidensage, insbesondere die Iphigeniasage nach Euripides' (S. 108). Schon die Stellung des Themas ist nicht glücklich, da die Iphigeniasage ja zur Tantalidensage gehört, und die Disposition A. Tantalidensage, B. Iphigeniasage ist ebenso äufserlich wie die vorhin angeführte. Unter A stehen wieder zehn Unterteile! Das Thema 'L. Sargius Catilina und Cicero' S. 107 läfst etwas ganz anderes erwarten als die einfache Erzählung von Catilinas Leben, die S. 108 in sehr anfechtbarer Weise disponiert wird. Eine Zusammenstellung von 'Jung Stilling und Lerse' in einem Thema (S. 165) ist mir nicht verständlich, wenn wiederum die Disposition (vollständiges Schema!) nichts weiter thut, als jeden für sich ohne irgendwelche Beziehung zueinander charakterisiert. Ich wüfste auch nicht, wie die Zusammenstellung fruchtbar gemacht werden könnte. Oder ein Beispiel aus einer anderen Kategorie: 'Welche Anzeichen der neueren Zeit finden wir in Goethes Götz von Berlichingen?' I. Auf religiösem Gebiet, 1. Martin, ein Hinweis auf Luther: a) Er will lieber Martin als Augustin heifsen. b) Er kann das müfsige Leben, zu dem das Kloster verurteilt, nicht ausstehen. c) Ihm ist aber (!) ein bewegtes Leben wie das des Götz viel lieber, und nun folgen noch sechs solche Unterteile, unter diesen: f) Die Ehrfurcht vor dem Kloster ist verschwun-

den, was offenbar schon zu b gehört. II. Im Rittertum und Adel, darunter 3, b: 'Die niedrige geistige Stufe, auf der die Geistlichkeit steht'. Ist das auch ein 'Anzeichen der neueren Zeit'?

Wenn ich es mit diesen Proben genug sein lasse, so bitte ich daraus nicht zu schliefsen, dafs es unter den etwa 200 Nummern die einzigen mangelhaften wären, die mir aufgefallen sind. Von den 'rationalen' Thematen habe ich noch gar nicht gesprochen.

Aber auch die 'Musterbeispiele' geben zu recht schweren Bedenken Anlafs. Dafs sie zum Teil ganz ohne Disposition dastehen, zum Teil nur mit beigesetztem Schema ohne inhaltliches Stichwort, ist schon oben als unzweckmäfsig bezeichnet. Schlimmer ist, dafs sie zum Teil dem Thema nicht entsprechen, wie S. 40 'Philotas', das als 'Nacherzählung' bezeichnet wird, aber eine Inhaltsangabe ist, zum Teil auch, wo die Disposition vollständig vorangestellt ist, eine sehr mangelhafte Ausführung derselben zeigen. So heifst z. B. in dem Thema 'Zwei deutsche Wachtmeister' (S. 130), dessen Disposition wieder die äufserliche Einteilung: I. Der Wachtmeister in Minna von Barnhelm, II. Der Wachtmeister in Schillers 'Lager', ohne höhere Gesichtspunkte aufweist, der Teil I, b, 3: 'Anderen gegenüber ist er gutmütig und bescheiden', und die Ausführung dazu: 'Im Verkehr mit anderen Leuten ist er gutmütig und bescheiden, weshalb er bei seinen Mitmenschen sehr beliebt ist'. Das kann doch gewifs nicht als 'Muster' zur Nachahmung empfohlen werden. Oft entsprechen auch die Musterbeispiele nicht den aufgestellten Regeln. So wird richtig gesagt, dafs die Einleitung etwa ein Zehntel der ganzen Arbeit betragen solle, aber in dem Musterbeispiel 'Die Meistersänger' (S. 126) beträgt sie ein Viertel. Vor Wiederholungen wird selbstverständlich gewarnt, aber 'der Lenz als Wirt und seine Gäste' (S. 131) wiederholt im ersten Teil Gedanken aus der Einleitung, und das ganze Beispiel läfst scharfe Erfassung des Themas vermissen. Dafs der Schlufs ebenso wie die Einleitung aus dem Thema erwachsen mufs, ist richtig gelehrt, aber der Schlufsgedanke zu dem letztgenannten Beispiel heifst: Kurzer Vergleich zwischen der Auferstehung der Natur und der des Menschen. Wie endlich inhaltlich so trockene und flache Arbeiten wie S. 196: 'Juni, ein Monatsbild', und S. 500: 'Oktober, ein Monatsbild' (entnommen aus dem 'Hannoverschen Courier'!) als Musterbeispiele aufgestellt werden können, verstehe ich nicht. Sie gehören aufserdem wegen ihrer speciell hannoverschen Zuspitzung nicht in ein solches Buch. Ist doch bei der Aufzählung der Gedenktage des Juni zwar der Tod Kaiser Maximilians von Mexiko und die Rückkehr Goethes aus Italien (!) aufgeführt, aber nicht der Tod Kaiser Friedrichs. Nicht einmal stilistisch stehen die Musterbeispiele auf der Höhe. In den erzählenden Aufsätzen gehen Präteritum und histor. Präsens oft bunt durcheinander. Von 'Dädalus und Ikarus' heifst es: 'Der Flug geht los!' u. dgl.

Besser als dieses ganze Beispielmaterial, auf dem allerdings das Hauptgewicht liegt, sind die aufgestellten 'Regeln'. Sie geben die Aufsatzlehre in ihren allgemein anerkannten Forderungen übersichtlich und klar, ob-

wohl sich theoretisch auch hier manches einwenden läfst, z. B. in der Wertschätzung der Chrie, die füglich als völlig überwundener Standpunkt gelten sollte. Für die Einleitung ist es mir immer praktisch erschienen, nachdrücklich zu betonen, dafs sie aus einem im Wortlaut des Themas vorkommenden Begriff geschöpft sein mufs; dadurch erledigen sich die meisten der auf S. 12 angeführten Gefahren.

Was nun das Ganze betrifft, so will ich nicht leugnen, dafs der Lehrer schon an der Fülle der Themata ein willkommenes Hilfsmittel hat und auch in den Dispositionen vieles findet, das er für den Unterricht direkt verwerten kann, und die sechs Auflagen beweisen ja, dafs das Buch thatsächlich seinen Abnehmerkreis hat. Ich glaube aber, dafs man heute doch höhere Anforderungen stellen mufs, nach dem altbewährten 'non multa, sed multum'.

Berlin. G. Boetticher.

Harvard Studies and Notes in Philology and Literature. Vol. V. (Child Memorial Volume.) Boston, Ginn u. Co., 1896. 282 S.

Der vorliegende Band sollte dem hochverdienten Francis J. Child zu seinem fünfzigjährigen Docentenjubiläum von seinen Schülern dargebracht werden. Da er aber am 11. September 1896 starb, ehe die Publikation erfolgen konnte, so ist, was ihm als Geschenk zugedacht war, nunmehr zu einem Denkmal für ihn geworden.

Im folgenden soll ein kurzes Referat über den Inhalt des Bandes, hauptsächlich über die Aufsätze anglistischen Inhalts, die der Zahl nach bedeutend überwiegen, gegeben werden. Den Reigen eröffnet Charles E. Norton mit Bemerkungen über die Textgestalt von John Donnes Gedichten (S. 1—22). Die Mifsgriffe Grosarts in seiner Ausgabe (1873) werden dargelegt, drei neue Mss. nachgewiesen und deren Text mit der neueren Edition von Chambers (1895) verglichen. — Adam S. Hill handelt von Emersons Einfluls auf seine Umgebung (S. 23—39) und kommt zu dem übrigens schon vorher nicht unbekannten Ergebnisse, dafs es weniger Emersons Lehren als sein Beispiel und seine Lebensführung sind, auf denen seine Bedeutung beruht. — In einem scharfsinnigen Aufsatz über 'the Ballad and Communal Poetry' (S. 41—56) verbreitet sich F. B. Gummere über die schwierige Frage, ob die Volkslieder ursprünglich das Produkt eines einzelnen oder der ganzen Volksmenge sind. Bei der Beantwortung der Frage schlägt er zwischen der Grimmschen und der Schlegelschen Theorie insofern einen Mittelweg ein, als er für die Urzeit dichterische Produktion durch die Gesamtheit, für die historische Zeit Produktion durch einen einzelnen annimmt. — Recht interessant sind die Auszüge aus den Briefen und Tagebüchern des bekannten Theologen Cotton Mather, die Kuno Francke (S. 57—67) vorlegt. Sie beweisen den lebhaften Anteil, welchen er an August Hermann Francke und dessen Werk in Halle gewonnen hat, den er aus der Ferne sowohl durch freundlichen Zuspruch als auch durch finanzielle Beisteuern unterstützt. — Be-

sonders dankenswert ist dann der Aufsatz von G. L. Kittredge. Durch ihn ist nun endlich der Verfasser des Morte d'Arthur, der bisher die Rolle eines litterarischen Gespenstes zu spielen verurteilt war, glaubwürdig nachgewiesen. Nachrichten über die Person und das Leben von Sir Thomas Malory waren schon längst in Dugdales Antiquities of Warwickshire (zuerst 1656 gedruckt!) zu lesen, blieben aber bis jetzt unbeachtet. Anhangsweise widerlegt Kittredge eine Hypothese von Rhys, der Malory zu einem Walliser hatte machen wollen. J. M. Manly bespricht (S. 107—126) 'the Date and Interpretation of Chaucer's Complaint of Mars' unter Heranziehung eines reichhaltigen astronomischen und astrologischen Materials. Was die Datierung angeht, so wendet er sich gegen Thureins Resultat (Anglia IX, 582) und meint, dafs die Frage noch in der Schwebe bleiben müsse; andererseits spricht er sich gegen die Beziehung des Complaint auf zeitgenössische Verhältnisse und Personen aus. — Gleichfalls mit Chaucer beschäftigt sich A. C. Garrett in seinen 'Studies on Chaucer's House of Fame' (S. 151—175). Zunächst bemüht er sich zu zeigen, dafs das Gedicht eine allegorische Darstellung der inneren Entwickelung Chaucers enthalte, und dafs in dem fehlenden Schlufsteil eine Verherrlichung der Alcestis, die als das Frauenideal des Dichters zu gelten habe, beabsichtigt gewesen sei. Der zweite Teil von Garrets Untersuchung bringt den Hinweis auf eine angebliche mündliche Quelle des House of Fame: zwei zu einer Einheit verschmolzene Motive, das Märchen vom Glasberg und die Geschichte von dem Helden, der von einem Adler entführt wird. Der ganze Aufsatz enthält zu viel Hypothetisches, als dafs er recht überzeugend wirken könnte. — F. N. Robinson berichtet über zwei bisher unbenutzte Hss. von Lydgates Guy of Warwick (S. 177—220): die eine (von Shirley geschrieben, jetzt im Besitz der Harvard University) druckt er ab und fügt eine Kollation der zweiten in Leyden befindlichen hinzu. — John Corbin, der sich bereits durch sein Buch 'the Elizabethan Hamlet (vgl. Anglia, Beiblatt VI, 296) bekannt gemacht hat, liefert hier eine Studie über den deutschen Hamlet und die früheren englischen Versionen (S. 215—260). Seine Ergebnisse sind die folgenden: der deutsche Hamlet und die Quarto von 1603 sind korrumpierte Abdrucke, jener von einem älteren deutschen Stück, diese von Shakespeares erster Version. Die letztere wurde vom Dichter überarbeitet, und diese Fassung, welche den besten Text gewährt, liegt uns in der Quarto von 1604 vor. — John A. Walz hat einige 'Notes on the Anglo-Saxon Riddles' beigesteuert (S. 261—268). Mehrere der Lösungen, die er vorbringt, verdienen Zustimmung; die zu Nr. 30 und 78 gegebenen dürften indessen anzufechten sein (S. 265 oben lies XLV statt XLVI). Dafs Walz naturwissenschaftliche Schriftsteller wie Plinius mit heranzieht, verdient besonderes Lob; auf diesem Wege werden sich wohl manche Dunkelheiten in den Rätseln aufhellen lassen. — Am Schlusse des Bandes stehen zwei minder wichtige Beiträge. In dem einen zeigt W. P. Few (S. 269—276), wie durch das Auftauchen der Verbalsubstantiva auf *-inde (-ende, -ande)* im Mittelenglischen die Vermischung des Substantivsuffixes *-ing (-ung)*

mit dem Participialsuffix *-ende* herbeigeführt wurde, woraus dann die heute übliche Participialform entstand. In dem anderen versucht R. A. Small (S. 277—282) den (wie mir scheint, nicht gelungenen) Nachweis, dafs die Verfasserschaft des Dramas 'the Insatiate Countess', das er zwischen 1610 und 1613 ansetzt, John Marston abzusprechen und William Barksted zuzuschreiben sei.

Zum Schlufs nenne ich kurz die romanistischen Beiträge: 1) E. S. Sheldon, on Anglo-French and Middle English *an* for French *a* before a Nasal. 2) P. B. Marcou, the French Historical Infinitive. 3) R. Weeks, the Messenger in Aliscans. 4) W. H. Schofield, the Lay of Guingamor.

Berlin. G. Herzfeld.

Prof. Dr. K. Deutschbein, Shakespeare-Grammatik für Deutsche oder Übersicht über die grammatischen Abweichungen vom heutigen Sprachgebrauch bei Shakespeare. Zweite, verbesserte Auflage. Köthen, Otto Schulze, 1897. VIII u. 84 S.

Obwohl dies Büchlein, abgesehen von einigen neuen Paragraphen und Belegstellen, in der zweiten Auflage keine wesentlichen Änderungen erfahren hat, kann es doch allen denen, die sich mit Shakespeares Dichtungen ernstlich beschäftigen, insbesondere Lehrern und Studierenden, warm empfohlen werden. In knapper, klarer, übersichtlicher Darstellung werden die bemerkenswertesten Eigentümlichkeiten von Shakespeares Sprachgebrauch aufgeführt und öfters durch historische und vergleichende Hinweise auf die altenglische und französische Sprache, sowie auf die jetzige Vulgärsprache erläutert.

Deutschbein hat von älteren Grammatiken insbesondere die Werke von Friedrich Koch und Ed. Mätzner, sowie die 'Shakespearian Grammar' von Abbott benutzt, aber, wie aus dem Quellenverzeichnis und den Anmerkungen ersichtlich ist, auch einige neuere Arbeiten zu Rate gezogen. Eine ausgiebigere Verwertung neuerer Untersuchungen war wohl mit dem Plan des Verfassers und mit seinem konservativen Standpunkt nicht vereinbar; sonst hätten allerdings erheblich mehr Quellen berücksichtigt werden müssen, als auf S. VII f. angegeben sind. W. Franz hat in seiner Besprechung von Deutschbeins Buch (Engl. Stud. XXIV, 297) schon auf die Arbeiten von H. Bahrs, Die Anacoluthe bei Shakespeare (Göttingen 1878), D. Rohde, Das Hilfszeitwort to do bei Shakespeare (Göttingen 1872), H. Spekker, Über die Kongruenz des Subjekts und des Prädikats in der Sprache Shakespeares (Bremen 1881), sowie auf die bekannten Bücher von Jespersen und Stoffel aufmerksam gemacht; ich möchte noch auf die wertvollen Schriften von Leon Kellner (Einleitung zu Blanchardyn und Eglantyne, Outlines of English Syntax), auf die Arbeiten von Günther über Edmund Spensers syntaktische Eigentümlichkeiten (Herrigs Archiv Bd. LV), von Ritzenfeldt über Thomas Kyd (Kieler Dissertation 1889) und besonders auf die gründlichen Untersuchungen

von W. Franz zur Syntax des älteren Neuenglisch (Engl. Studien Bd. XVII, XVIII, XX) verweisen. Das Buch von Heinrich Spies: Studien zur Geschichte des englischen Pronomens im 15. und 16. Jahrhundert (Halle 1897) ist zu spät erschienen, als daſs es noch hätte verwertet werden können, wird aber vielleicht bei einer eventuellen dritten Auflage gute Dienste leisten.

Im Hinblick auf eine spätere, verbesserte Auflage seien einige Bemerkungen und Änderungsvorschläge gestattet.

Zu § 34. Die Casusvertauschungen bei Fürwörtern sind jetzt am gründlichsten erörtert bei Jespersen, Progress in language S. 182 ff. und bei Spies § 115 ff.

Zu § 44. Das Citat 'I'll devil-porter it no further' findet sich im Macb. II, 3, 19, nicht Merch. II, 3, 19.

Zu § 53. Hier hätte wohl noch der so häufige 'unbestimmte' Gebrauch des Possessivpronomens 'your' erwähnt werden können, z. B. Mids. III, 1, 33 'there is not a more fearful wildfowl than your lion' ('als so'n Löwe'), oder Haml. IV, 3, 21 'your fat king and your lean beggar is but variable service, two dishes, but to one table', vgl. Al. Schmidt, Shakespeare-Lexikon s. v. your, Imm. Schmidt, Grammatik § 272, 6 b. Anm. 4, Leon Kellner, Outlines of Engl. Syntax § 307, Spies a. a. O. § 161. Allerdings findet sich Ähnliches auch noch in moderner familiärer Sprache, aber doch viel seltener.

Zu § 70. Das neuengl. 'the same' hängt doch weniger mit dem altengl. (ags.) Adv. 'same', als mit altnord. 'enn sami' zusammen.

Zu § 145. Die Verbindung 'look (lo) where' ist auch bei neueren Dichtern nicht selten, z. B. Byron, Childe Harold's Pilgrimage I, 39: 'Lo! where the Giant on the mountain stands'.

Zu § 171, Anm. 2. Die angeführten ags. Verbalformen 'hrang', 'hrungon' dürften wohl kaum belegt sein, finden sich wenigstens in Sievers' Ags. Gr. nicht verzeichnet, ebensowenig bei Bosworth-Toller.

Zu § 164. Über die Pluralendungen des Präs. Ind. auf -s hat neuerdings C. Alphonso Smith in einer besonderen Schrift gehandelt: Shakespeares Present Indicative S-endings with Plural Subjects, Baltimore 1896 (vgl. Anglia Beiblatt, Jahrg. 1897).

Zu § 182. Bei der Besprechung des Konjunktivs vermisse ich einen Hinweis auf Sätze wie Rom. I, 3, 17 Come Lammas-eve at night shall she be fourteen, H 4 B II, 4, 413 come peascod-time, Meas. III, 2, 214 come Philip and Jacob. Daſs hier 'come' ursprünglich ein Konjunktiv war, der allerdings vielleicht schon zu Shakespeares Zeit nicht mehr gefühlt wurde, ist nicht zu bezweifeln, vgl. Oxford Dictionary s. v. come Sp. 654. Es liegt offenbar eine getreue Nachbildung solcher französischer Sätze wie 'dix-huit ans vienne la Saint-Martin' vor. Die Konstruktion ist in altmodischer und familiärer Sprechweise, wie mir von einer Engländerin bestätigt wird, noch jetzt üblich; ich finde z. B. in Hall Caines Roman The Manxman (Tauchnitz Edition) I, 276 den Satz: Pete isn't home till a week come Saturday.

Zu §. 220. Deutschbein glaubt, dafs in dem Satze Macb. IV, 3, 124

Augurs and understood relations have
... brought forth the secret'st man of blood

die Konjunktion 'and' für 'who' stehe. Das scheint mir indessen ganz unhaltbar. Keiner der Macbeth-Kommentare, die ich kenne (Delius, Wilh. Wagner, Clark u. Wright, Furness, Koppel) teilt diese Auffassung. Mag man nun 'augurs' in dem Sinne von 'augurers' fassen, wie es Delius wollte, oder, wie es wahrscheinlicher ist, in der für jene Zeit nachgewiesenen Bedeutung 'auguries' (W. Wagner, Clark and Wright), die Worte 'understood relations' sind damit jedenfalls durch 'and' einfach koordiniert verbunden, und 'understood' ist attributiv gebrauchtes Particip.

Zu § 222. Deutschbein sagt: 'But' ist manchmal in der Bedeutung 'welcher nicht' weggelassen. Er giebt dazu nur das Beispiel:

There is no creature loves me

(statt *but* loves me) Rich. 3, V, 3, 200.

Hier scheint ein Mifsverständnis obzuwalten. Aus dem Zusammenhang jenes Satzes ergiebt sich, dafs einfache Relativ-Ellipse vorliegt. Das Mifsverständnis dürfte durch Abbott (§ 123) veranlafst sein, der dort die Stelle zwar richtig auffafst, aber bei Gelegenheit der Besprechung von 'but' citiert.

Kiel. G. Sarrazin.

G. Chiarini: Studi Shakespeareani. Livorno, Giusti.

Italian Shakspere-criticism has always been an exotic and somewhat precarious growth. Even *Romeo and Juliet* and *Othello* have not yet elicited from the genius of Italy that originality of appreciation which a poet of Shakspere's rank may be expected to wake in the subtlest intelligence of an alien race. At best, the originality has been of the kind wh. seeks to bolster up the reputation of Groto and his *Adriana,* and to hear in Juliet's nightingale a direct echo of that wh. Groto's Latino bids Adriana hear —

'che con noi desto,
Con noi geme fra' spini.'

Originality of this kind will not be found in the present volume. Indeed one of its leading chapters — 'Romeo e Giulietta: le fonti' — is chiefly concerned with refuting the excesses of Italian chauvinism in this direction. But we cannot credit it with much originality of any other kind. The writer is extremely well read in English German French and American Shakspere literature, sets forth its results in a lucid and facile style, and subjects it to an intelligent and sensible criticism; but the outcome is satisfactory rather than impressive. It must be said too that the book is a collection of papers originally published between 1887 and 1892, and now reprinted, so far as appears, without any revision or addition. Some of them accordingly deal at disproportionate length with topics now put

by, or ignore the damage done by later discoveries to the triumphant hypotheses of 1890. Thus the elaborate article on 'Il matrimonio e gli amori' of Shakspere is virtually a pair of reviews, — one, diffusely combative, of Walter's True Life, the other, diffusely favourable, of Tyler's edition of the Sonnets. In 1890 Mary Fitton was in her heyday; but her light has paled since then, with her eyes and hair. And though the 'Mr W H' problem be not yet solved, the balance has, since 1890, inclined with growing distinctness towards the side of Southampton. For an Italian audience the neglect of these later developments was no doubt of little moment; and Chiarini's account of the controversy up to 1890 is probably by far the most adequate yet presented in Italian: but it inevitably diminishes the value of his book for the student of Shakspere. More might be expected, in an Italian book, from a comparison of Shakspere's women with Dante's; but this does not rise above the level of a somewhat ordinary feuilleton. The most attractive thing in it is the self-portraiture of the another himself in a little anecdote which introduces one of the sections. A company of friends were discussing dramatic literature one evening. Suddenly one of the most competent to speak of such subjects, seeing that he was a dramatic author himself, observed that the women of Shakspere's plays were all alike, instancing Desdemona and Ophelia. 'To me, just occupied as I was in re-reading the plays of Shakspere, this remark had the effect of a blow on the head: I sprang up involuntarily, declared it a portentous heresy, and named the first eight or ten names that I succeeded in disengaging from the tumult of Shaksperean women whom that blow sent coursing through my head.' In the final paper Chiarini applies his evident aptitude for the amiable explosion of heresies to the arch-heresy which had for its prophet Mr Henry Potts.

Aberystwyth, Wales. C. H. Herford.

Right Hon. D. H. Madden, The diary of Master William Silence. A study of Elizabethan sport. London, Longmans, Green & Co., 1897. X, 386 S.

Der Vicekanzler der Universität Dublin hat in diesem Buch alles aus Shakespeare zusammengetragen, was irgendwie mit dem edlen Waidwerk in Beziehung steht. Er kleidet es in die fiktive Form eines Tagebuchs; zierliche Vignetten von Wild und Jagdtrophäen beginnen und schliefsen jedes Kapitel. Zuerst erhalten wir eine regelrechte Schilderung, wie der Hirsch gestellt, getrieben, erlegt, ausgeweidet wurde, mit fröhlichem Abendessen und Aletrunk. Dann stehen die Geheimnisse und technischen Wörter der Falkenbaize vor uns wieder auf. Dem Pferd bei Shakespeare sind 67 Seiten gewidmet. Überall tritt die Sachkenntnis und das Herzensinteresse des Verfassers anheimelnd hervor; nicht selten glaubt er Shakespeare auf Abwegen vom eigentlichen Gegenstand, dem Waldsport zuliebe, zu ertappen; er geht auch auf die Kritik der Überlieferung ein und be-

tont, dafs die Jagdausdrücke in der Folio besser bewahrt sind als in den Quartos. Nur am Ende, wenn aus diesen Genufsdingen Schlüsse auf die Autorschaft strittiger Dramen gezogen werden, haben wir das Gefühl, uns auf eine Moosbank gesetzt zu haben, deren Unterbau nicht ganz eben ist. Nicht jedes Buch über einen Dichter braucht ein Kind der Kritik zu sein. A. B.

George Saintsbury, A history of nineteenth century literature (1780—1895). London, Macmillan & Co., 1896. XII, 477 S.
C. H. Herford, The age of Wordsworth. London, Bell, 1897. XXIX, 315 S.

Die erste Hälfte von Saintsburys Buch und das ganze Werk von Herford bedecken ungefähr das gleiche Gebiet. Beide sind fast gleichzeitig geschrieben, beide von britischen Literaturprofessoren, die eine hervorragende Wertschätzung genieſsen. Das ladet zu einer vergleichenden Besprechung ein.

Saintsbury ist der Kritiker, der auszieht, um Lob und Tadel zu verteilen, um die öffentliche Aufmerksamkeit auf die besten Schriftsteller zu lenken, und um an jedem Autor wieder die besten Leistungen ins Licht zu stellen. Er bringt uns zwei Blumensträufse: einen aus der Zeit vor, den anderen aus der Zeit nach Wordsworths Ab- und Tennysons Auftreten. Jeder Strauſs ist ähnlich geordnet: zuerst die Dichter, und zwar die gröfsten voran, dann die zweiten Ranges, dann die dritten Ranges; hierauf die Romanschreiber, endlich die Wissenschaftler und Journalisten. Den Schlufs macht ein knappes Kapitel von acht Seiten über das Drama und ein das Ganze nochmals überblickender Essay. Jetzt weifs man, was der in England herrschende Geschmack von Autoren der Halbvergangenheit zu lesen empfiehlt. Nicht geringe Belesenheit und nicht wenig Stilgewandtheit ist dabei aufgeboten. Wer Litteraturkunde wünscht, findet hier reiche Belehrung.

Über Einzelheiten läfst sich um so eher streiten, als Saintsbury einen ästhetischen Standpunkt einnimmt, also an den Geschmack appelliert und daher auch der Geschmacksverschiedenheit unterliegt. Er spricht in der Einleitung S. VII von seinen Principien der litterarischen Kritik und verspricht *a rationally uniform judgment*. Rationalistisch ist es in der That, wenn Coleridges Spukballade 'Ancient mariner' S. 62 als unwahrscheinlich bezeichnet wird: welches Märchen ist etwa wahrscheinlich? Müfste da nicht die reinste Poesiegattung von vornherein ausgeschlossen werden? — Bei Wordsworth fragt Saintsbury mit Emphase, ob er reich sei *in essentially poetical moments of the highest power and kind*, und erklärt dies als *instances of expression which ... cause instantaniously in the fit reader a poetical impression of the intensest and most moving quality* (S. 52). Ich will nicht untersuchen, ob dies klar oder ob die Wiederholung von *poetical* auch nur logisch ist; schwerer noch wiegt es, dafs sich dies ganze Princip auf ein blofses Erfahrungsexperiment reduziert,

wobei es überdies fraglich bleibt, wer *a fit reader* ist. — Als Wordsworths drei Hauptverdienste werden dann genannt: *felicity of expression, power of delineating natural objects* und hauptsächlich sein *half pantheistic mysticism*. Ist diese Charakteristik so konkret, dafs sie z. B. nicht auch auf Coleridge oder Shelley pafste? Als das Wesentliche an Wordsworth erschien mir immer seine Kunst, alltägliche Menschheit und Landschaft mit den schlichtesten Mitteln so darzustellen, dafs sich im Hintergrunde doch eine Perspektive ins Überirdische und Unendliche eröffnet. — Ähnlich läfst sich öfters über die leidige Ästhetik klagen, die heutzutage ihren Hauptsitz von Deutschland nach England verlegt zu haben scheint. Manchmal verliert sich die Ausdrucksweise völlig ins Blumenhafte und Geistreichelnde; z. B. wenn von Shakespeare S. 260 gesagt wird, er könne *send to every poet in his own style an 'O of Giotto' to which that poet must bow*. — Bei Byron fehlt jeder Versuch, über die gegenwärtig in England herrschende Mifsachtung, also über das platte Experiment hinauszutrachten nach einer principiellen Würdigung. Dafs seine Epen monotoner seien als die von Scott, ist nicht wahr; dafs er nur *bastard and second-hand romanticism* habe, wäre schwer zu beweisen: 'Cain' wird ein einziges Mal, und dann nur flüchtig, blofs mit dem Titel, in einer Parenthese erwähnt (S. 78); das übereinstimmende Urteil der anderen europäischen Völker über Byron wird mit der Bemerkung abgelehnt, dafs auch Kontinente verrückt werden können; und die Krone dieser eigentümlichen Kunstkritik ist der Satz, *in Byron was nothing really new*: nichts als die Verbindung der Romantik mit der Klassik, wie ihn Goethe im Euphorion dichterisch kritisiert hat! — Dagegen wird Saintsbury bei Tennyson nicht müde, von *charm* und *eddying song*, von *dreamy slow music* und *unequalled dream-faculty* zu schwärmen (S. 260 f.) Er ist daher mehr ein Advokat der Tagesmeinung als ein Führer zu nennen. Seine entschieden gelehrten Paragraphe über allerlei verschollene Dichter, so dankenswert sie sind, entschädigen nicht für den Mangel an Tiefe bei der Charakteristik der Hauptdichter.

Über solch hoher Kritik ist es Saintsbury passiert, dafs er an den Hauptfragen wissenschaftlicher Forschung essayistisch vorüberhuschte, und zwar gerade in jener gärenden Zeit, wo London seine schriftstellerische Hegemonie an die Provinz und an Schottland abtreten mufste, die französische Revolution die Geister entzündete, deutsche Dramatik und Philosophie eindrangen, durch den Masseneintritt der Frauen in die Lesekreise das Anstandsgefühl sich verfeinerte, die Napoleonkriege eine Hochflut des Patriotismus entfesselten und dann wieder die heilige Allianz den besten Köpfen den englischen Boden verleidete, Reformbewegung und Chartismus und alle Wundermittel des modernen Verkehrs aufkamen! Einige biographische Daten im Stil des Konversationslexikons sind nur Winke über die äufsere Entwickelung seiner Dichter; und wenn Saintsbury gelegentlich versucht, auf deren Hauptvorbilder einzugehen, ist er auffallend unglücklich: nicht Burns z. B. hat neben Milton die Kunstform des jungen Wordsworth am meisten bedingt (S. 53), sondern Cowper; an-

dererseits ist Byron nicht einseitig von Scott ausgegangen (S. 75), sondern als Lyriker besonders von Burns; und Dickens ist nicht blofs Smollet und Thomas Hood verpflichtet (S. 146), sondern vor allem Addison, Crabbe und Lamb, wie Benignus kürzlich gezeigt hat.

Ungleich tiefer geht Herford in seinem halb so grofsen Buche. Gleich im Vorwort sondert er wissenschaftlich zwischen Litteraturgeschichte und Biographie: *the facts of a man's life* sind ihm nur *of primary concern, in so far as they serve to explain his world;* viele Anekdoten, mit denen der Essayist seine Darstellung von Coleridge oder Shelley schmückt, hat er deshalb mit Absicht ignoriert, um vielmehr *the literary bearing of whatever biographical detail I admitted* zu entfalten, d. h. um das Material historisch zu verarbeiten. Von diesem Standpunkt aus erklärt er uns zunächst die Gesamtstimmung der Wordsworth-Zeit, die auf das Ungewöhnliche ging, bald in phantastischer, bald in realistischer Art, bald nach Rousseau, bald nach Kant: Ausführungen, zu denen Herford bereits vor zwanzig Jahren in seinem Preis-Essay 'On the romantic and classical styles' den Grund gelegt hat. Um ferner das spezifisch Englische herauszufinden, zieht er die kontinentalen Völker, namentlich die deutschen Dichter, zum Vergleich heran. Er betont die Blüte der Naturwissenschaften in England, dessen Romantik daher weit mehr als die unsere auf Natur und Natürliches ging. Theologen, Philosophen, Kritiker, Essayisten und die Sittenschilderer in Romanform ziehen dann an uns vorbei, bis sich nach solch vielseitiger Exposition endlich der Vorhang vor Wordsworth aufthut, in dem Herford den künstlerisch symbolischen Ausdruck seiner Zeit verehrt. Jetzt übernimmt statt des allgemeinen Volksgeistes eine Persönlichkeit die Führung. Kein Satz über ein Erlebnis Wordsworths, ohne dafs uns klar gesagt wird, was es für literarische Folge und Frucht hatte. Kein Freund von ihm tritt auf, ohne mit ihm zusammengehalten und abgewogen zu werden. Die Resultate nehmen dabei eine fast mathematische Klarheit an. Der Glanzpunkt des Buches ist der Absatz, in dem die beiden Freunde Wordsworth und Coleridge behandelt werden (S. 178—182): überall Spitzen und Lichter, wie auf dem Meere bei Sonne und frischem Wind.

Herford schmeichelt seinem Wordsworth nicht; so wird ihn auch für sein eigenes Buch eingehendes Nachprüfen mehr freuen als oberflächliches Lob. Die Schwäche seiner Leistung liegt darin, dafs er diese ganze besonders kosmopolitische Periode der englischen Litteratur als den Kreis Wordsworths zu fassen hatte, der doch ein besonders dörflicher Dichter war. Dörflich zwar im besten Sinne; weil er bei seinen Bauern und Hirten noch am meisten Echtheit des Gemüts und Heilighaltung der Sitte und Ahnung des Überirdischen fand; aber immerhin dörflich beengt, formenarm, oft ungeschickt, manchmal geschmacklos. In den idyllischen Fensterchen einer Farm sollen sich die Palast- und Wüstenwelt Byrons, die Riesenblumen und Wolkenschlachten Shelleys spiegeln. Shelley kam bei dieser Auffassung noch besser weg, wie er denn auch von Wordsworth stark bedingt war und ohne dessen Vorarbeit kaum zu denken ist.

Aber Byron schickt sich durchaus nicht in den Wordsworthischen Gesichtswinkel. Für kurze Zeit nur, in den Jahren 1815–1817, stand er freundlich zu ihm; die Frucht davon sind einige Strophen voll von Wordsworths Naturreligion im dritten Gesange des 'Childe Harold'. Vorher und nachher jedoch schärfster Gegensatz, im Leben und im Dichten. Das Natürliche wäre in solchen Fällen, jeden der beiden Männer als *sui generis* zu behandeln, *an age of Wordsworth* und *an age of Byron* anzunehmen. Statt dessen beugt das heutige England den Cain-Dichter unter den Cumberlander, der zur Zeit, als Byron blühte, wahrhaftig nicht mehr an der Spitze marschierte. Herford stellt Byron hinter Shelley und Keats und neben Landor (S. 221); kaum dafs ihm die Haidee-Gesänge im 'Don Juan' an die Schönheit einer *Shelleyan landscape* zu reichen scheinen (S. 233). Er lehnt ihn nicht kühl und verteidigungslos ab; *the impress of all the energies which go to the making of poetry* räumt er ihm ein; doch nur *save the highest*. Sein Verdikt ist in die Worte gepreſst: *Byron lacks supreme imagination* (S. 236). England und Kontinent werden gut thun, wenn sie in diesem Punkt *agree to differ*. Aber auch Carlyle liefs sich nicht gut in die Sphäre Wordsworths bannen; vgl. S. 88–90 und Vorrede S. VII. Der Schlufs der Periode wäre besser um 1815 angesetzt worden, wo Byron und Shelley in die erste Linie traten, als um 1830; von Wordsworths Tod 1850 ist ohnehin abgesehen worden, weil das schon eine ganz andere Zeit geworden war.

Ich kann von Herfords gehaltvollem Bande nicht scheiden, ohne der wirklich grofsen Wertschätzung zu gedenken, die er für unseren Goethe zeigt. Oft zieht er ihn zum Vergleich heran; ganz besonders hoch aber stellt er ihn am Schlufs der Einleitung, wo er zusammenfafst, was alle die von ihm geschilderten Männer eigentlich erreicht haben: so viel es war, *their nature was not yet the 'unendliche Natur' at whose breasts all things in heaven and earth drink of the springs of life:* Wordsworths Programm, die Städter zu befreien, blieb der Gedanke eines Einsiedlers, und Shelleys Heiland hing zu fern ab in den Bergen des Kaukasus; was ihnen aber fehlte, es war schon da, *enriched with almost all they had possessed, in Goethe; all the impulses and instincts of romantism, in its widest scope are assemblied in the poetic cosmos of 'Faust'*. Solches Verständnis für unseren litterarischen Propheten thut uns wohl und ehrt den Engländer, der es so mutig bekennt; hat man doch mit Grund behauptet, der Mann der Gegenwart nur könne für eine geistige Gröfse gelten, der zu Goethe intime Stellung genommen. A. Brandl.

Wie wir arbeiten und wirtschaften müssen. Eine Gedankenlese aus den Werken des John Ruskin. Aus dem Englischen übersetzt und zusammengestellt von Jakob Feis. Strafsburg, J. H. Ed. Heitz. 234 S.

In England ist unter dem Eindruck der Industrie und des Welthandels, die sich hier früher als in anderen Ländern zu hoher Blüte ent-

falteten, das wirtschaftliche Leben zuerst zum Gegenstande wissenschaftlicher Forschung gemacht worden. Um die Gesetze der Erzeugung und Verteilung der Güter festzustellen, bediente sich Adam Smith, der Begründer der neuen national-ökonomischen Wissenschaft, der Abstraktion, dafs der Mensch ein rein egoistisches Wesen sei; er liefs aber dabei die Sympathie als ein wesentliches Motiv menschlicher Handlungen nicht aufser acht; er betonte sogar, dafs die Gerechtigkeit die Grundlage jedes Staatswesens bilden müsse. Seine Nachfolger aber übertrieben seine Lehre so weit, dafs sie diese Abstraktion mit der Wirklichkeit verwechselten und sogar behaupteten, das Wohl des Ganzen werde dann am besten gefördert, wenn jeder nur seinem eigenen Vorteil nachjage. So kam es, dafs in der sogenannten Manchesterdoktrin Forderungen erhoben wurden, die im denkbar schroffsten Widerspruche mit den Vorschriften der geltenden Religion und Moral standen. Es liegt auf der Hand, dafs Männer von ernsthaft religiösem Sinne gegen eine derartige Lehre heftigen Widerspruch erheben und die Gebote der Nächstenliebe demgegenüber scharf betonen mufsten. Bei uns in Deutschland ist ja auch zur Genüge bekannt, wie Carlyle vom Standpunkte der Religion und Moral das Manchestertum bekämpfte und für eine bessere sociale Stellung der wirtschaftlich Schwachen eintrat. Ein anderer, Carlyle sehr nahestehender und in ähnlichem Sinne wie dieser wirkender Mann, John Ruskin, dessen Name bisher noch selten nach Deutschland gedrungen ist, wird uns jetzt in einer Übersetzung ausgewählter Abschnitte seiner nationalökonomischen Schriften nahe gebracht. Ruskin ist ein hervorragender und origineller moralischer Schriftsteller, der es wohl verdient, auch in Deutschland genauer bekannt zu werden. Es hat wohl keiner so bestimmt wie er die Forderung erhoben, dafs auch das wirtschaftliche Leben von sittlichen Grundsätzen beherrscht werden müsse.

Ruskin hat sich in England zuerst einen Namen gemacht durch Schriften, die der Nationalökonomie scheinbar völlig fernstehende Gegenstände behandeln; er hat seinen Ruf durch hervorragende Werke kunstkritischen und kunsthistorischen Inhalts begründet. Die Ästhetik führte ihn auf die Nationalökonomie. Wie wenig auch beide Wissenschaften nach ihrem gewöhnlichen Begriffe miteinander zu thun haben, und wie seltsam ihre Verbindung daher auf den ersten Blick auch erscheinen mag, so erweist sie sich in diesem Falle doch als ganz natürlich, wenn man ins Auge fafst, was bei Ruskin den Inhalt dieser Wissenschaften ausmacht. Die Grundlage von Ruskins ganzem wissenschaftlichem Bestreben bildet ein tiefer und ernster religiöser Sinn. Seine ganze Thätigkeit wurzelt in jenem strengen religiösen Geiste, der das schottische Puritanertum auszeichnet und der sich schon in so vielen hervorragenden Männern als fruchtbar auf allen Gebieten des Lebens erwiesen hat. Ruskin selbst schätzt die strenge Erziehung, die ihm seine Mutter gab, als die feste Grundlage seines ganzen praktischen Lebens höher als alle mannigfachen später erworbenen Kenntnisse. — Sein religiöser, auf das sittlich Grofse gerichteter Sinn ist denn auch bestimmend für die Ausbildung seiner

ästhetischen Lehren gewesen. Denn unter Kunst im weitesten Sinne versteht Ruskin alle diejenigen Thätigkeiten und Erzeugnisse des Menschen, die aus einem religiösen und sittlichen Geiste hervorgehen. Zwischen Kunst und Sittlichkeit besteht somit für ihn ein innerer, notwendiger Zusammenhang, so dafs die eine nicht ohne die andere bestehen kann. Das Schöne in der Welt, sagt Ruskin, erschliefst sich den Sinnen des Menschen nur dann, wenn er eine gewisse Stufe der Sittlichkeit erreicht hat; mit der Lauterkeit und sittlichen Gröfse der Seele wächst ihre Fähigkeit, das Schöne in der Natur und im Menschenleben wahrzunehmen. So kann denn auch die Darstellung des Schönen durch die Kunst nur bei einem religiösen und sittlichen Volke gedeihen, ja sie mufs als natürliches Ergebnis überall da eintreten, wo das Leben ein sittliches ist, dagegen kann sie bei den Individuen und Völkern nicht gedeihen, deren sittliche Kräfte verkümmert sind. Diese Lehren verkündet er auch in seinen kunsthistorischen Untersuchungen, in denen er stets den Zusammenhang des Volkslebens mit der Entwickelung der Künste zu ergründen sucht. Die höchsten Autoritäten sind für ihn die grofsen Meister der Frührenaissance 'wegen ihrer kindlichen Unschuld und weil sie nach Eingebungen, nicht nach konventionellen Vorschriften arbeiteten, weil sie keine eitle Bewunderung erregen, sondern Teilnahme erwecken wollten'. Sehr bezeichnend für die Art Ruskins, Kunsterscheinungen der Vergangenheit zu betrachten, ist ein Werk mit der Überschrift 'The Stones of Venice'. Hier untersucht er die Bauten dieser Stadt auf die sittlichen Kräfte hin, aus denen heraus sie geschaffen sind, und weist nach, dafs aus ihnen Wahrheit und Würde sprechen, solange im Volke ein aufrichtiger Glaube lebte, dafs sie aber in Prunk und Unwahrheit entarteten, als dieser aus dem Volke schwand.

Die Bedingungen der Sittlichkeit und Religion eines Volkes sucht Ruskin nun weiter in seinen socialen und wirtschaftlichen Verhältnissen, und damit kommt er auf die Nationalökonomie. Die Gefühle der Bewunderung, Ehrfurcht und Liebe, die Nährquellen alles religiösen und künstlerischen Lebens, können nach der Ansicht Ruskins nur da gedeihen, wo der Mensch in schöner ländlicher Umgebung sich befindet, und wo er frei vom Zwange mechanischer Arbeit die besseren Geistes- und Gemütsanlagen entwickeln kann; sie müssen unentwickelt bleiben und getötet werden, wenn er im Dunste grofser Städte lebt und als ein Glied in den Mechanismus grofser Fabriken eingereiht ist. Ruskin wird nicht müde, die modernen Städte mit ihren Industrien als die Quelle alles Übels hinzustellen. Das wirtschaftliche Leben der Gegenwart ist ihm gleichbedeutend mit einer systematischen Vernichtung der höheren, im Menschen schlummernden Kräfte. 'Die schrecklichen Nester,' sagt er einmal, 'welche ihr Städte nennt, sind nicht viel mehr als Laboratorien, um giftigen Rauch und Schmauch und Gestank himmelwärts zu destillieren, untermischt mit dem Ausflufs verwesender animalischer Materie und den vergifteten Miasmen eiteriger Krankheiten.' Die Thätigkeit der in Fabriken beschäftigten Arbeiter hält er für das elendeste Sklaventum.

'Mehr Freiheit könnte in England bestehen, wiewohl ein Wort seiner feudalen Lords ein Menschenleben aufwöge und das Blut des bedrängten Landmanns in den Furchen seiner Felder flösse, als es besitzt, solange man den Lebenshauch seiner Massen wie ein Heizmittel benutzt, um den Fabrikrauch zu nähren, und täglich ihre Kraft gebraucht, um sie an die Feinheit eines Stoffes zu vergeuden, oder an der Unfehlbarkeit einer Linie auszurecken. ... Man denke nicht, dafs ich unüberlegt oder übertrieben spreche.' Ruskin nimmt der Kultur des neunzehnten Jahrhunderts gegenüber eine ähnliche Stellung ein, wie Rousseau gegenüber derjenigen des achtzehnten. Alle die Güter, welche die durch den Dampf getriebene Industrie und der durch Eisenbahnen und Dampfschiffe so aufserordentlich beschleunigte und vergröfserte Verkehr erzeugen, alle Erkenntnisse, welche die materialistische Wissenschaft ans Licht bringt, sind ihm nichts wert im Vergleich mit den schlichten und grofsen Freuden, die ein einfaches und arbeitsames Landleben gewährt. Paradox, wie jener Prophet des vorigen Jahrhunderts, stellt er die unerhörte Forderung auf, dafs man die die Seelen tötenden Maschinen abschaffen und die Handarbeit, die alle edlen Kräfte im Menschen entwickele, wieder an deren Stelle setzen solle.

Wie die Art und Weise der Gütererzeugung für Ruskin in schroffem Widerspruche mit wahrhaft sittlichen und religiösen Grundsätzen steht, so hält er auch ihre Verteilung, die ohne Rücksicht auf die Lage anderer Menschen nur von persönlicher Habgier geleitet wird, für von Grund aus verkehrt. Die Nationalökonomie, die, von den sympathischen Gefühlen ganz absehend, ihre Sätze auf der Annahme, dafs der Mensch ein rein egoistisches Wesen sei, aufbaut, bezeichnet er als die seltsamste und entehrendste aller Verirrungen, die jemals das Gemüt grofser Volksmassen ergriffen habe. Nichts ist ihm so entwürdigend für den menschlichen Geist, als die auf solchen Grundsätzen gebaute kaufmännische Lehre: 'Kauft auf dem billigsten Markt und verkauft auf dem teuersten.' Nicht von Habgier, sondern von Sympathie und Gerechtigkeit soll die Verteilung der Güter bestimmt werden. Durch sympathische Gefühle werde der Mensch zur höchsten Kraftentfaltung gebracht, und durch die Rücksicht auf das Wohl der Mitmenschen würden alle Berufe, die auf Ehre Anspruch machen dürften, geleitet. Ruskin weist darauf hin, dafs wir von den Vertretern der wichtigsten und angesehensten Berufe, vom Soldaten, Arzte, Lehrer und Prediger als selbstverständlich voraussetzen, dafs sie ihr persönliches Interesse hinter dem des Ganzen zurückstellen. Unsere Achtung vor ihnen gründe sich auf der Annahme, dafs sie eher grofse Opfer bringen, unter Umständen sogar lieber den Tod erleiden, als sich an der rechten Erfüllung ihrer Aufgaben hindern lassen würden. Der Kaufmann dagegen habe nach der gewöhnlichen Ansicht keine Lebensaufgaben, die auch Opfer erheischen könnten, seine Aufgabe bestehe allein darin, möglichst viel Geld zusammenzuraffen. Aber auch er habe eine Lebenspflicht, die er dann recht erfüllen würde, wenn er ohne Rücksicht auf persönliche Vorteile es als seine einzige Aufgabe betrachte, für die

Bedürfnisse der Nation und das Wohl seiner Untergebenen zu sorgen. Vor allem verlangt Ruskin, dafs der Austausch der wirtschaftlichen Güter von der Gerechtigkeit geleitet, d. h. dafs gleiche Kraftanstrengung mit dem gleichen Lohn entgolten werde.

Doch erwartet Ruskin eine Herbeiführung besserer Zustände nicht von staatlichen Gesetzen, die nichts ausrichten und auch nicht zustande kommen können, wenn nicht vorher die Sinnesart der Menschen geändert ist. Er hofft, dafs thatkräftige Individuen, die sich nicht von der Habgier bestimmen lassen, der Menschheit ein Beispiel höherer Sittlichkeit geben, indem sie das Endziel der Nationalökonomie allein in der Aufgabe erblicken, 'recht viel breitbrüstige, helläugige und glückselige Menschen aufzubringen'. Er will die wirtschaftlichen Zustände durch eine vorherige sittliche Erneuerung der Menschen umgestalten. Mit der völligen Neugestaltung des Lebens der Menschen und ihrer Beziehungen durch den Dampf und die Maschine sind auch die sittlichen Verhältnisse, die unter einfacheren Umständen zwischen ihnen bestanden, geändert worden. Ruskin will die neuen Verhältnisse mit sittlichem Leben durchdringen. Der Kern seines nationalökonomischen Wirkens, der auch in der Überschrift unserer Übersetzung, 'Wie wir arbeiten und wirtschaften sollen', trefflich zum Ausdruck kommt, besteht darin, dafs er dem Gewissen moralische Gesetze giebt, deren Befolgung eine Besserung der socialen Übel der Gegenwart herbeiführen würde. Er verlangt, dafs ein jeder, soweit er durch den Kauf in das wirtschaftliche Leben eingreift, sich hierbei von sittlichen Grundsätzen leiten lassen solle. Nur die Ausgabe hält er für gerechtfertigt, die das jetzige Leben erhält und vermehrt, denn anderenfalls werde ebensoviel Leben unterdrückt und vernichtet. Bei jedem Kauf soll man erwägen, welche Bedingungen die Erzeugung des Gekauften für die Arbeiter verursacht, und ob der gezahlte Preis ein gerechter ist.

Die Lehren Ruskins, so seltsam sie zuerst erscheinen, tragen alle den Stempel eines grofsen und genialen Moralschriftstellers an sich, und es ist zu wünschen, dafs sie auch bei uns möglichst weite Verbreitung finden. Die von Feis besorgte Übersetzung giebt den englischen Text treffend wieder und liest sich gut. In einer Einleitung erfährt man Näheres über Ruskins Leben, Entwickelung und Wirkung auf seine englischen Zeitgenossen. Das Buch ist allen, denen an der Bekanntschaft mit dem ungewöhnlichen Manne gelegen ist, warm zu empfehlen.

Kiel. J. Speck.

The Ancestors of Peter Atherly and Other Tales. By Bret Harte. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1897 (Coll. of British Authors, Vol. 3233).

The popularity of Bret Harte in the United States has, in recent years, perceptibly waned. That it is more enduring in Germany and England seems to me to be due not so much to genuine merit, as to the fact that he meets the demand for something distinctively American,

something that "smacks of the soil". In western mining-camps and "cities" whose age can be conveniently expressed in weeks, he has found, for his stories, a background where life is unlike anything known in civilized communities. The simple and very elastic code of manners and morals, the colossal fortunes made — and as often lost — in a day, the violent deaths, the whisky, the strange oaths and picturesque slang; and on the other hand, the chivalrous regard for children and for women and the many acts of noblest self-sacrifice on the part of very bad men; all these elements satisfy the natural liking for the melodramatic and in some degree have helped to create a perverse ideal of American life, at least as it ought to be for literary purposes.

Although the volume before us is but a weak dilution of his first successes, his methods have not changed and there is still something of the same unconventional freshness. Seven of these eight short stories are set amid such surroundings as I have described. In the large life of these primitive settlements characters develop transparently; motives are, or seem to be, little complicated; direct presentation without subtle analysis gives us the clue to all complications. Almost always the characters are effectively contrasted; in one tale, the passionate, hysterical revivalist and circuit-preacher over against a Spanish girl with her not too artless coquetry; in another, the "gentleman" cut-throat and gambler over against the lonely, child-hearted wanderer from Pike County, Mizzouri; in others, the rough miners, heedless of all the commandments over against the innocence of childhood or the helplessness of a mere dog. The humor of a situation is often enhanced by a happily incongrous epithet or by that sort of whimsical exaggeration that runs so easily into bombast or bathos. There are passages of keen characterization. There are paragraphs in which the thought is incoherent and the style inexcusably slip-shod.

The same material is handled in the same way in almost every one of the thirty-four volumes that have already appeared in the Tauchnitz edition. The very first of them, *The Luck of Roaring Camp*, is beyond comparison, the best. After the vivid reality of that remarkable book, these stories are forced and unconvincing. It may be due to his long residence in London, that his men and women have lost verisimilitude and his background has become a mere stage-setting. He will be longest remembered, as the creator of a type that does injustice to a whole nation: "The Heathen Chinee, with ways that are dark and tricks that are vain."

Berlin. A. K. Potter.

"In Kedars's Tents", by Henry Seton Merriman. Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Auch Merriman hat sich bei diesem Roman der jetzt herrschenden Mode unterworfen, Romanen und Dramen möglichst gesuchte Titel zu geben. Ich mufste erst im Konversationslexikon nachschlagen, um mir

darüber klar zu werden, dafs Kedar der Sohn Ismaels ist, des verstofsenen Sprösslings Abrahams und der Hagar, und dafs also 'In Kedar's Tents' ungefähr 'In der Verbannung' bedeutet. Demgemäfs stellt denn das Buch die Schicksale eines jungen und äufserst edlen Engländers dar, der Fred Conyngham heifst und in grofsmütiger Jugendaufwallung die Schuld eines Freundes auf sich nimmt, der dies Opfer nicht verdient. Der edle junge Brite mufs dann nach Spanien flüchten, wo er trotz seiner Unbedeutendheit und Gedankenlosigkeit eine grofse Rolle spielt, offenbar nur, weil er ein Engländer ist, und in die Historie der Karlistenbewegung der letzten dreifsiger Jahre durch allerlei Zufälle bestimmend eingreift. Er ist so ungeheuer edel, dafs er selbst demjenigen verzeiht und sogar Dienste erweist, der ihn hinterrücks mit dem Messer niedergestochen hat. Selbstverständlich bezaubert er fast alle, mit denen er zusammentrifft, durch sein ritterliches Wesen und gewinnt dadurch auch die Liebe der schönen Feldherrntochter Estella, eines Musters aller weiblichen Tugenden. Geistig steht der Held ungefähr auf der Höhe eines mutigen Primaners, der mit viel Courage und wenig Nachdenken in jugendlicher Begeisterung alle Schwierigkeiten überwinden will und in diesem Falle natürlich auch überwindet.

Als Probe davon, wie der Stolz des Engländers auf seine Volkszugehörigkeit auch in diesem Romane hervortritt, mögen folgende Stellen genügen: S. 31: *But you English are of a great courage* .... — S. 45: *In the North (of Spain) the peasants still say 'word of an Englishman' instead of an oath.* — S. 289 f.: *Holy saints — these Englishmen! Do you always get what you want, my son?* — und S. 259: *She had brought home with her from her English school that air of freshness and a dainty vigour which makes Englishwomen different from all other women in the world.* ...

Die Erzählung selbst spricht manchmal recht an. Der geschichtliche Hintergrund ist wirksam verwendet, und die Personen des Contrabandista Concepçion Vara, des Generals Vincente und vor allen Dingen des alten Priesters Concha sind, wenn auch etwas in das Romantische gerückt, doch gut und gleichmäfsig ausgearbeitet und werden den Leser interessieren.

Göttingen. F. Weselmann.

Dear Faustina, by Rhoda Broughton. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1897. (Coll. of Br. Auth. vol. 3223.)

Die Verfasserin bietet hierin einen wenn auch über das Mafs der Durchschnittsware nicht hinausgehenden, so doch immerhin lesenswerten Roman, in dem eine verbissene Verteidigerin der Frauenrechte im Kampfe mit der alten Gesellschaftsordnung unterliegt, nicht sowohl weil die neuen socialen Ideen unausführbar sind, als vielmehr weil es hier an edler Gesinnung, Charakter und Weiblichkeit fehlt.

Faustina Bateson gehört zu jener Klasse von Frauen, die aus niedrigem Stande sich durch ihre Energie und Begabung in die Höhe

schwingen, auf diesem Wege aber nichts als grimmen Hafs gegen alle höher Stehenden erwerben. Sie gewinnt Zutritt in die vornehme Familie der Vanes und weifs mit ihren Ideen die älteste Tochter Althea so zu erfüllen, dafs diese, als ihre jedes Familiensinnes entbehrende und nur der Frauenemanzipation lebende Mutter den Hausstand auflöst (übrigens eine aufserhalb der Grenzen Englands unmögliche Figur), sich von ihren Geschwistern lossagt, um mit ihrer Freundin in Chelsea eine Mietswohnung zu beziehen und an ihrer Seite den edlen Kampf gegen die Unterdrücker des Weibes zu fechten. Natürlich kann die Freundschaft zwischen dem edlen, warmfühlenden und vornehm erzogenen Mädchen und der kaltberechnenden, ehrgeizigen und plebejischen Faustina nicht von Dauer sein. Wie Mifs Vane immer mehr enttäuscht und über die im Grunde gemeine Natur ihrer vermeintlichen Freundin aufgeklärt wird, wie sie ihre Geschwister schätzen und das Zusammenleben mit ihnen und ihrer Verwandtschaft als erstrebenswert erkennen lernt, wie sie ihrem Dogma der Ehelosigkeit zum Trotz bald eine tiefe Zuneigung zu dem schlichten, aufopferungsfreudigen, armenfreundlichen Drake fafst und durch sein Beispiel bestimmt wird, echte, thatfreudige Menschenliebe zu üben, bildet den Gegenstand der weiteren Kapitel, in denen übrigens die Titelheldin mehr und mehr in den Hintergrund tritt. Unter den Nebenfiguren ist die Gestalt der jüngeren, eben verheirateten Schwester Clare recht ansprechend, da durch ihre unwandelbare Güte und Herzlichkeit das Band zwischen den durch Intrigue entzweiten Geschwistern wieder geknüpft wird.

Was die Schreibweise der Verfasserin betrifft, so ist ihr Stil leicht und die Sprache die der Konversation. Als störend ist mir neben der unkünstlerischen Erzählung in Präsensform, die zu den Eigenheiten dieser Dame gehört, als besonders die Manier aufgefallen, fast ausnahmslos Anführungssätze zu vermeiden und sie durch eine aufserhalb des Zusammenhangs stehende Wendung oder durch ein einzelnes Adverb oder Adjektiv zu ersetzen. Ein Beispiel für unzählige: S. 104: 'Do you care to hear what my business with Mifs Bateson was?' — 'If you care to tell me!' — surprised.

Berlin. G. Opitz.

Mrs. Gaskell, Cranford. In gekürzter Fassung herausgeg. von Dr. Immanuel Schmidt. 2 Teile. Leipzig, G. Freytag, 1897. 143 S. 8. M. 1,80.

Das anheimelnde Stillleben, wie es eine Anzahl alter Jungfern und Witwen in einem altfränkischen englischen Landstädtchen vor fünfzig Jahren führten, hat die liebenswürdige Elisabeth Gaskell aus eigenster Kenntnis geschildert; es übt noch heute seinen Reiz und ist für Mädchenschulen gesunder und fesselnder Lesestoff. Der Herausgeber hat sorgfältige und sachgemäfse Anmerkungen und ein Vokabelverzeichnis angefügt; zu ersteren möchte ich folgendes bemerken:

S. 3, 2 die Cranforder Damen sind in ihrer Güte gegen die Armen *somewhat dictatorial*, d. h. sie machen ihnen allerlei Vorschriften, geben gute ungebetene Ratschläge in betreff der Angelegenheiten ihrer Schützlinge.

S. 4, 27 *to patter* heifst bei Leibe nicht 'trapsen', sondern trippeln, trappeln. *The perpetual pattering of little feet overhead amused me.* In unserer Geschichte S. 51, 29 heifst es ja auch von dem alten Fräulein: *So she pattered off.*

Vom Regen, Hagel heifst es prasseln. *A tremendous burst of hail pattered like musketry on the deck, the stones as big as nuts.*

S. 7, 23 *a half-pay Captain* ist nicht ein pensionierter, sondern auf Halbsold stehender Hauptmann, entspricht also mehr unserem z. D.

S. 7, 30 *People never spoke about that, loud out in the streets. out* kann unmöglich zu *spoke* gezogen werden, da *to speak out* sich nicht trennen liefse, sondern *out* gehört zu *in the streets*. 'draufsen auf der Strafse'.

S. 11, 3 zwischen *gait* und *walk*, Gang, ist nur der Unterschied, dafs ersteres gewählter ist.

S. 11, 5 *attire* geht nicht auf den Schmuck der Kleidung, sondern ist nur gewählter als *dress, clothing*. Man sagt *in poor, mean, simple attire*.

S. 13, 10 *Threepenny* wird *thripĕnu*, nicht *threpĕnu* ausgesprochen.

S. 13, 15 zwischen *to play cards* und *at cards* ist gar kein Unterschied. *Edinboro'* wird *Édinbŭrō*, flüchtig *Édinbrō*, gesprochen.

S. 31, 7 die vulgäre Form *unbeknownst* halte ich nicht wie Schmidt für einen Superlativ, sondern für ein wie die Präpositionen *amidst, amongst* gebildetes Adverb.

S. 34, 10 *a capable man* ist ebenso üblich wie *an able man*.

S. 47, 7 *cow's lip* ist nicht nach Analogie zu *ox-lip*, ae. in beiden Fällen *slyppan*.

S. 92, 17 *new-pieced* von Stiefeln ist einfach 'geflickt', *patched*.

S. 116, 4 der *drawing-room* ist zwar oft, aber nicht stets im ersten Stock; er befindet sich häufig genug zur ebenen Erde.

S. 116, 7 *chiffonier* bezeichnet ebenso wie das frz. *chiffonnier* ein Schränkchen für Nähzeug, Putz, Biskuits, Obst, Zeitungen.

S. 120, 21 *to quit* ist nur gewählter für *to leave*.

S. 126, 18 *to cut a person* kommt nicht vom Billard her, sondern = *to cut some one's acquaintance*, die Bekanntschaft zerschneiden.

Erklärt hätte werden sollen S. 51, 15 ff: *And a blow of fresh air at the door will do my head good as it's rather got a trick of aching = my head is apt to ache*, neigt zu dazu, zu schmerzen. Und etwas weiter unten: *So she pattered off. Was it Martha? asked I.* Hier ist zu ergänzen: *on her return*.

Im Wörterbuch hätte lieber *bannisters* statt *bannister* für Geländer angesetzt werden sollen.

Man trennt *wheth-er*, nicht *whe-ther*, *announ-ced*, nicht *announc-ed*.

Von Druckfehlern habe ich bemerkt: S. VIII lies *Knutsford* statt *Kuntsford*; S. 28, 27 lies *kindness*; S. 104, 27 l. *crying*; S. 117, 6 l. *osten-*

tatious; S. 128, 17 l. *which;* S. 131, 15 l. *cheeks;* in den Anmerkungen S. 155, 25 l. *railroads;* S. 163, 68 l. *fīdē;* S. 171, 27 l. gegen Martha; S. 172, 7 l. *le chiffonnier;* S. 148, 8 l. *Tīnwāld Mount.*

Berlin. G. Krueger.

The Manxman by Hall Caine. Two Volumes (3231 u. 3232). Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1897. 352 u. 350 S.

Thomas Henry Hall Caine ist kein Neuling in der Litteratur. Der 1853 geborene Dichter hat sich durch seine *Recollections of Rossetti* (1882), sein *Life of Coleridge* (1883) in der Litteraturgeschichte, die Romane *The Shadow of Crime* (1885), *The Son of Hagar* (1886), *The Deemster* (1887), *The Bondman* (1890; vgl. Archiv LXXXV, 331), *The Scapegoat* (1891) als gewandter Schriftsteller bekannt gemacht. Sein obengenanntes Werk, *The Manxman*, ist in England schon 1894 erschienen und 1895 dramatisiert worden. Es verdient den Ruf, den es genieſst, und setzt den Dichter zweifellos in die erste Reihe der zeitgenössischen englischen Romanschriftsteller. Hoffentlich wird das wunderbare Seelengemälde bald in einer guten Übersetzung dem deutschen Publikum zugänglich.

Der Inhalt ist in Kürze folgender. Auf der Insel Man (auf der, nebenbei gesagt, der Dichter in *Greeba Castle* lebt, und deren Verhältnisse ihm durch Geburt und Familienbeziehungen lieb und vertraut sind) lebt der alte Deemster Christian von Ballawhaine, ein finsterer strenger Mann. Auf die Einflüsterungen seines zweiten Sohnes Peter hin verstöſst er seinen ältesten hochbegabten Sohn Philip wegen seiner heimlichen Verheiratung mit einem Mädchen aus niederer sozialer Stellung. Diese Ehe erweist sich, wie vorauszusehen war, als unglücklich; Philip stirbt früh und hinterläſst einen gleichnamigen Sohn, den Helden des Romans, als Erben seiner hochfliegenden Gedanken und Bestrebungen. Der kleine Philip wächst zusammen mit Peter Quilliam auf, dem unehelichen Sohne jenes Peter Christian, der Schuld an dem Unglück von Philips Vater trug. Beide Knaben sind durch innige Freundschaft verbunden; Philip ist der begabte, feinere, leitende Teil, Peter der ungebildete, robustere, folgende. Als sie zu Jünglingen werden, lieben sie beide ein und dasselbe Mädchen, Kate Cregeen, eines bäuerlichen Müllers und Schankwirts Tochter; Philip unterdrückt seine Neigung mühsam, als er Peter so sicher und siegesbewuſst sieht. Schwer enttäuscht wird dieser aber, als er dem Müller seine Werbung vorbringt; er wird als Habenichts mit höhnischen Worten zurückgewiesen. Kurz entschlossen geht Peter, der nichts als rohe Kraft sein eigen nennt, in die Diamantenfelder von Südafrika und läſst seine Kate unter der Obhut seines Freundes Philip zurück. Die kommende Katastrophe ist fein und ergreifend geschildert. Philip erliegt trotz ehrlichen Kampfes mit seinem Gewissen dem Liebreiz des frischen Mädchens, das auch ihn, den strebsamen Juristen (richtiger nach englischen Begriffen Rechtsanwaltslehrling und -gehilfen) lieben gelernt hat. Als die Nachricht von Peters Tode kommt, wird sich Kate klar, daſs sie niemand anders

gehören kann als Philip, und bei einem Erntefest erliegen sie beide der Versuchung. Aber Peter ist nur schwer verwundet gewesen; er kehrt geheilt zurück. Und Philip soll trotz seiner Jugend zum Deemster gewählt werden, zu dem hohen richterlichen Amt, das schon sein Grofsvater bekleidete; die Wahl zum Deemster bedeutet aber Verzicht auf Kate, denn die höheren gesellschaftlichen Kreise würden sich nie der Schankwirtstochter erschliefsen. So trennt sich denn Philip von seiner Kate, wie er sagt, ihres früheren Verlobten Peter wegen, in Wirklichkeit aber, um wegen einer Heirat mit ihr nicht seinen Plänen, die ja auch die seines Vaters waren, entsagen zu müssen. Alle Welt hält Peter und Kate für ein Brautpaar und die hochherzige Kate betreibt in Eile die Hochzeit; sie ahnt mit weiblichem Feingefühl die Beweggründe Philips, aber sie will ihm nicht im Wege sein. Ihre Lage wird aber unerträglich in der Ehe mit dem guten, treuen Peter, der sie auf Händen trägt; sie wird zur Verzweiflung getrieben, als sie Mutter eines Mädchens wird, dessen Vater Philip ist. Endlich entläuft sie ihrem Manne, ihr Kind im Stich lassend, und verbirgt sich im Hause des neuen Deemsters Philip, der so ein Doppelleben führt: im Hause ein Leben der Lüge und Heimlichkeit, aufsen allgemein geachtet und geliebt von seinen Landsleuten, deren Interessen er aufs kräftigste vertritt. Philips Charakter ist aber nicht gemein geworden; er bricht fast unter der Last dessen, was auf ihm ruht, zusammen. Zweimal widersteht er der Versuchung, durch seine Unthätigkeit Peter und das Kind zu Grunde gehen zu lassen: Peter, der sich an die Spitze einer Volksbewegung gestellt hatte; das Kind, das an Bronchitis erkrankt war. Beide rettet er durch sein thatkräftiges Eingreifen. Aber auch bei ihm kann Kate nicht bleiben; sie flieht heimlich nach London, als sie erfährt, dafs Philip sie für tot ausgegeben und seinem Freunde Peter sogar ihr Grab gezeigt hat. Nun naht die Entscheidung. Kate kehrt im Elend zurück, als sie gehört hat, ihr Kind sei dem Tode nahe, erfleht Peters Verzeihung, der unterdes die Entdeckung gemacht hat, sein Kind trage Philips Züge, und stürzt sich ins Wasser. Sie wird aber gerettet und *at Her Majesty's pleasure* in Haft gehalten. Ihr Richter ist Philip selbst, der nun überwältigt zusammenbricht und fast tot in Peters Haus getragen wird. Die Schilderung der Vorgänge in Peters Seele, als er durch die Delirien seines Freundes die volle Wahrheit erfährt, ist meisterhaft, wie denn überhaupt der Dichter seine ganze Kunst aufgeboten hat, uns die rührende Treue dieser einfachen, aber grofsen Natur glaubhaft zu machen. Man mufs die Kapitel lesen, in denen erzählt wird, wie er durch Briefe, die er an sich selbst schreibt, als ob sie von seiner Frau kämen, Kates Verschwinden zu vertuschen sucht, um ihren Ruf rein zu erhalten, und man wird sich aufrichtig ergriffen fühlen. Als er nun den, der ihm alles geraubt, in Fieberschauern vor sich liegen sieht, will er ihn zuerst töten; bald aber sieht er ein, dafs er Philip, nicht Philip i h n beraubt habe und er zieht wieder — diesmal auf Nimmerwiedersehen — hinaus in die weite Welt. Philip aber, der sogar zum Gouverneur der Insel ernannt worden ist, wirft nun die Maske von

sich und folgt nur der Stimme seines Herzens, was er schon längst hätte thun sollen; in öffentlicher feierlicher Sitzung entsagt er all seinen Würden, klagt sich selbst des Verrats und Betruges an und führt Kate (die unterdes geschieden worden ist) aus dem Gefängnis, um mit ihr ein neues Leben zu beginnen.

Neben der Schilderung der Seelenvorgänge, die fein beobachtet und mit dichterischer Kraft wiedergegeben sind, enthält der Roman eine Reihe liebevoll gezeichneter Nebenfiguren und eine anschauliche Darstellung der Verhältnisse der Insel Man. Das Buch wird nicht nur den fesseln, der das menschliche Herz studiert, sondern auch den, der Interesse an den Zuständen in England zeigt.

Berlin. Emil Penner.

M. E. Braddon, Rough Justice. Two vols. Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Es ist ein Kriminalroman, ein wenig nach Wilkie Collins Manier. Eingeschoben sind die Aufzeichnungen des Detektivs, der den Mörder aufspürt und mit peinlichster Genauigkeit oder — Geschwätzigkeit erzählt. Spannend und geschickt sind die Fäden gewoben, ergreifend ist das Geschick der ermordeten Frau, aber der Schluſs fällt bedenklich in Nichts zusammen. Höchst unwahrscheinlich ist der des Mordes angeklagte Held, der selbst den Mörder entdeckt, einen wegen seiner philanthropischen Reden und Thaten hochangesehenen Heuchler, und — ihn laufen läſst. Das nennt Miss Braddon rauhe Gerechtigkeit.

Berlin. Marie Marggraff.

Rudyard Kipling, The second Jungle book. Tauchnitz edition, vol. 3182.

Daſs Kipling ein Tausendkünstler ist und das Unmögliche mit dem Anschein der Wirklichkeit darzustellen weiſs, hat er schon in *Many inventions* gezeigt, besonders in der Geschichte von der Seeschlange, wo sich der gewandte Journalist am Schluſs offen des Spaſses freut, den er mit dem Leser getrieben. Aber noch kühner zaubert er uns im 'Jungle book' in ein Phantasieland, wo der Tiger redet, ein Menschenkind als Wolfjunges erzogen wird, ein schwarzer Panther den Jungen beunkelt, ein Bär ihn unterrichtet und eine Riesenschlange ihn aus der Gewalt gefährlich närrischer Affen befreit. Mowgli heiſst dieser abenteuerliche Waldmensch, dessen Aufwachsen in der angedeuteten Weise im ersten Dschungelbuch geschildert wird. Das zweite Dschungelbuch — nur dieses ist bei Tauchnitz erschienen, das erste muſs man sich in der englischen Ausgabe zu sechs Schilling beschaffen — setzt seine Märchenbiographie fort: da erfahren wir, was er zur Zeit der Wassernot von der Vorgeschichte der Dschungeln und Menschen hörte; wie er im Hindudorf seine Mutter fand und gegen ihre abergläubischen Bedränger die Bestien der Dschungeln los lieſs; wie er von seiner Freundin Riesenschlange zu einem uralten Königsschatz

gebracht wurde und der Schatzhüterin, einer Cobraschlange, einen mit Edelsteinen besetzten Ankus, d. h. Elefantenleitstab, entführte, der sich sofort als Fluchträger erwies, indem er, kaum von Mowgli weggeworfen, sechs Menschen nacheinander zu gegenseitigem Mord verlockte; wie er seine Freunde mit Hilfe der Riesenschlange vor einer Masseninvasion der Schakale rettete; endlich wie er, siebzehn Jahre alt geworden, alle Dschungeltiere im Frühling nur mit sich und der eigenen Brut beschäftigt sah, so dafs ihn, ihren Retter, ein Gefühl der Vereinsamung überkam, das ihn zur Mutter hinaustrieb. Damit schliefst der Band; es gehört aber nicht viel Scharfsinn dazu, um zu erkennen, dafs das Mädchen, an dem der vereinsamte Mowgli in der letzten Geschichte in einem Kornfelde vorbeistreift, noch eine Rolle spielen und dafs erst die Liebe den Waldmenschen zu einem Kulturmenschen machen wird; eine Fortsetzung solcher Art, wo die eigentümliche Werbung Mowglis um die Tochter eines Waldhüters geschildert wird, habe ich auch bereits im Sommer 1896 in einer illustrierten amerikanischen Zeitschrift gelesen, so dafs wir mit der Zeit noch einen dritten Mowgliband erwarten dürfen.

Die Technik, mit der Kipling seine Wunder wirkt, ist näheren Zusehens wert. Auf den ersten Blick fällt die sichere Genauigkeit auf, mit der er die absonderlichsten Dinge ausmalt, Zahlen angiebt, die Details aufführt, die Gesetze der Dschungeln formuliert, sogar die Texte der von den Bestien bei verschiedenen Anlässen gesungenen Lieder mitteilt. Die Genauigkeit steigert sich oft bis zur Behaglichkeit, gerade bei den kühnsten Situationen; während Mowgli z. B. in den Ringeln der Riesenschlange liegt, wie in einem Lehnstuhl, hilft er ihr bei der Häutung, schilt sie *flathead* und macht ihr dann wieder Komplimente wegen ihrer schönen Zeichnung. Es fehlt natürlich nicht an Widersprüchen und Vergefslichkeiten; aber bei jeder Gelegenheit wird betont, dafs auch in den Dschungeln eine feste gesellschaftliche Ordnung herrscht, dafs sie eine zweckmäfsige Welt bilden, wenn auch eigener Art. Die gröfsten Wirkungen erzielt er endlich, indem er die Dinge ins Urvorweltliche rückt, von dem überhaupt die Lebensgeschichte dieses Adam im Wildnisparadies nicht fern liegt. So liefs er schon in *Many inventions*, bevor die Seeschlange auftaucht, einen merkwürdig herb erdigen Geruch über das gährend bewegte Meer sich ausbreiten, als hätten Sturm und das erwachende Ungetüm zusammen eine seit Jahrhunderten unberührte Tiefe aufgewühlt. Ähnlich betont er hier das ungeheure Alter gewisser Tiere; die Riesenschlange hat sich schon über zweihundertmal gehäutet; die schatzhütende Cobra hat so lange im Dunkeln vegetiert, während draufsen die Könige stürzten, die Menschen wegzogen, die Stadt mit allen Palästen und Ruinen sank und ein Urwald darüber wuchs, dafs ihre Giftzähne vermoderten; ja der Elefant Hathi weifs noch, wie es bei der Entstehung der Dschungelgesellschaft und ihrer ersten Begegnung mit dem Menschen zuging, und erzählt darüber ein Epos. Durch diese Urvorweltlichkeit, die an einen modernen Meister auf einem anderen Kunstgebiet, an Böcklin, erinnert, erhebt Kipling die Darstellung aus der Sphäre des Märchens in die des

Mythus; darin scheint mir der originellste Charakterzug des 'Jungle book' zu liegen; er zeigt sich besonders deutlich in der Geschichte vom Ankus, der aus wundergrauer Vorzeit einen Fluch trägt ähnlich wie der Nibelungenhort.

Auf denselben Ton sind die nicht mit Mowgli zusammenhängenden Novellen dieses Bandes gestimmt: die vom ersten Minister eines halb unabhängigen Indierstaates, der trotz seines Europäisierens plötzlich alle Macht, Ehre und Habe ablegte, ein Brahmaneneinsiedler in einer Bergwildnis wurde, so rechtzeitig eine Bergrutschung gewahrte und durch deren Voraussage die Bewohner des ganzen Thales rettete; die von den Schakalen, die bei einer indischen Pest die Totengräber spielten; die von Quinquern, dem Eskimodämon, der ein auf einer losgelösten Eisplatte treibendes Liebespaar rettete. Immer handelt es sich um ein Märchenmoment, sei es heilig oder grauenhaft oder magisch, das in handgreifliche Alltäglichkeit gekleidet wird. Dies war ja schon das Programm der Romantiker Coleridge und Wordsworth vor genau hundert Jahren; es ist tief begründet im angelsächsischen Nationalcharakter, der sich seit jeher ebenso religionsbedürftig als naturfroh zeigte; es ist wohl auch litterarisch dankbarer als die ewigen Grisettengeschichten der Maupassant-Schule mit ihrer stubenengen Schwüle.

Berlin. A. Brandl.

Olive Schreiner, Trooper Peter Halket of Mashonaland. Tauchnitz edition, vol. 3205.

Für zwei Gedanken hat die Tochter des niederdeutschen Predigers in Südafrika bereits gefochten: für die Hebung des Weibes in der noch etwas jugendlichen und krausen 'Story of an African farm', und für eine gereinigte positivistische Religionsforschung in einer Reihe Parabeln, die teils in die 'Story of an African farm' episodisch eingesprengt, teils als 'Dreams' selbständig erschienen sind. Mit dem ersten Werk hat sie die modernen Frauenemancipationsromane in England geweckt. Das zweite erfuhr eine Übersetzung ins Deutsche und scheint auch in unserer Mitte am meisten weiter zu wirken. Jetzt tritt sie zum drittenmal auf, wieder im Dienst einer Idee: der Gerechtigkeit und Menschlichkeit gegen die Eingeborenen ihrer südafrikanischen Heimat.

Ein Kolonist und Soldat der Chartered Compagny, Peter Halket, verkörpert die naive Grausamkeit, die Cecil Rhodes und seine Leute gegen die Negerweiber im Frieden, gegen alles Negervolk im Krieg organisiert hatten. Er ist kein schlechter Kerl; er will nur für seine alte Mutter, die er in England zurückliefs, Gold erraffen, sehr viel Gold, wie Cecil Rhodes und die anderen alle thun; dafür sollen ihm die Mashonaleute frohnden, denn Geschöpfe mit schwarzer Farbe und wolligem Haar sind ihm wie Vieh — natürlich!

Um ihm das Unmenschliche, den Engländern überhaupt aber das Unchristliche dieser Denkweise klarzumachen, führt ihm die Dichterin in

einer Nacht, die er, verirrt vom Lager seiner Truppe, einsam auf einer kleinen Anhöhe verbringt, die Erscheinung desjenigen zu, der für die Menschheit lebte und starb. Als eine hohe Gestalt in dunklem, schlicht anliegendem Talar, Arme und Füfse blofs, tritt er an sein Feuer und läfst sich mit ihm in ein Gespräch ein. Peter entwickelt unbefangen seine selbstverständliche Ansicht, dafs der Aufstand gegen die Chartered Compagny nichts als Rebellion sei und blutig niedergeschlagen werden müsse. Und die Armenier? fragt der Fremde. O, die Armenier, sagt Peter, das ist etwas ganz anderes; die sind auf unserer Seite; die sind weifs und langhaarig wie wir, und Christen. Seid ihr Christen? entgegnet stürmisch bewegten Gesichtes der Fremde und erhebt sich aus seiner sitzenden, zuhörenden Stellung auf die Füfse, um ihm allmählich in eigener Rede auseinander zu setzen, was Christlichkeit sei und wie nur im Zeichen von Gerechtigkeit und Gnade Eroberungen zu machen seien. So hielt auch ein kleiner Prediger in einer Kapelle Englands seiner Gemeinde die Sünden von Cecil Rhodes und der Chartered Compagny vor; aber seine realistischen Zuhörer vertrugen nicht solch ehrliche Lehre; sein Weib warnte ihn vor den Folgen einer zweiten derartigen Predigt für seine Existenz; dennoch fuhr er am nächsten Sonntag fort, seinen Landsleuten zu zeigen, wie sehr sie an den Verbrechen der afrikanischen Gewalthaber mitbeteiligt seien, worauf ihm alle aus der Kapelle entwichen, sein eigenes Weib voran. Gebeugten Hauptes schritt er auf die Strafse; 'all die Leute,' erzählt der Fremde, 'gingen auf der anderen Seite; und es kam ihm vor, er sei ganz allein. Aber ich ging hinter ihm.'

Christi Worte steigerten sich zu so hinreifsender Kraft, dafs Peter auf die Knie fiel — wir glauben es ihm — und fragte, was er thun solle? Die Feinde lieben, die Hungernden nähren, die Durstenden tränken: mit diesem Auftrag wandelte die Erscheinung von ihm. 'Mein Meister,' rief er, 'lafs mich mit dir gehen.' Aber die Gestalt wandte sich nicht. Und indem sie im Dunkeln verschwand, schien es Peter Halket, als wüchse sie höher und höher; und als sie den Kamm des Hügels noch hinabglitt, dünkte es ihm für einen Augenblick, er sehe auf ihrem Haupt ein bleiches, weifses Licht: dann verschwand sie.

Es berührt merkwürdig, der Christusfigur gerade in der modernsten Litteratur wiederholt zu begegnen, bald im Drama eines preufsischen Freidenkers, bald in der Erzählung einer Freidenkerin im Kapland. Vor hundert Jahren teilten die revolutionären Schriftsteller Englands die Rolle des humanitären Propheten gern dem ewigen Juden zu: Godwin, Shelley. Seitdem aber Evolution die Losung der Zeit geworden, scheinen auch die Dichter mehr bedacht, die kirchlichen Vorstellungen in ihrem Sinne weiter zu bilden, als sie mit Shelley und den älteren Aufklärern zu befehden.

Jedenfalls ist der Fremde bei Olive Schreiner so ehrfurchtgebietend, dafs Peter Halket, als ein zweiter Simon Peter, hingeht, um nach seiner Lehre zu wirken bis zum Märtyrertod: er setzt sich für die menschliche Behandlung eines armen, verwundeten Negers ein, den seine Truppe gefangen hat; er giebt dem zum Verschmachten bestimmten mit Lebens-

gefahr zu trinken; er bringt ihm sein bifschen Tagesration und verhilft ihm zur Flucht; dafür schafft ihn sein eigener Kapitän mit zwei Pistolenkugeln ins Jenseits. Ein englischer Kamerad, der ihn so erschossen findet, weifs genau, dafs ein Richter für solchen Mord gegenwärtig in England nicht zu finden ist, und die Geschichte schliefst mit seinen Worten: 'Vielleicht ist ihm jetzt wohler, als fortan uns.'

Statt der gewohnten Unterhaltungsware erhalten wir hier im bekannten gelben Umschlag einen ernsten Anklage- und Warnungsroman, der zwar die Tendenz breit an der Stirn trägt, aber zugleich des künstlerischen Wertes nicht ermangelt. Die Verfasserin weifs mit wenigen Strichen Bilder von exotischer Landschaft, Bevölkerung und Sitte zu geben, die uns lebenstreu anmuten: ein Können, das sie mit der Verfasserin von 'Onkel Toms Hütte' teilt. Über die Beecher-Stowe jedoch erhebt sie sich durch die Einführung des Fremden, der dem Werk eine hohe Bedeutsamkeit zubringt. Und die Anlage, Umkehr und Vollendung von Peters Charakter ist ein psychologisches Meisterstück: möge es in Wirklichkeit viel Nachahmung finden!

Berlin. A. Brandl.

Aronstein, Dr. Ph., Die Entwicklung der höheren Knabenschulen in England. Marburg, Elwert, 1897. 75 S. 8.

Der Verfasser, der in diesem Heft eine Erweiterung seines 1896 auf dem Neuphilologentag in Hamburg gehaltenen Vortrags giebt, hat recht, wenn er darauf hinweist, sein Gegenstand sei nicht nur lehrreich für den Pädagogen, sondern besonders auch für den englischen Philologen, der in den Geist der englischen Kultur eindringen, die Volksindividualität, die sich zugleich so mannigfaltig und doch so einheitlich und bestimmt kundgebe, erfassen wolle. Er stellt auf Grund einer erheblichen Zahl von Quellen sein Material in ansprechender Weise zusammen, und wir begleiten mit allem Interesse die englischen höheren Knabenschulen vom 14. und 15. Jahrhundert, der Zeit der Entstehung von Winchester College und von Eton, bis in die Gegenwart mit ihren Schwierigkeiten und Problemen, mit all den Fragen, die sich aus praktisch nationalen und wirtschaftlichen wie aus rein pädagogischen Gesichtspunkten immer neu ergeben.

Man fühlt, so oft man den Blick auf die englischen Erziehungsverhältnisse lenkt, immer wieder mit einem gewissen Staunen, in wie entgegengesetzten Bahnen die Entwickelung dieser uns so nahe verwandten Nation und unserer eigenen sich hat vollziehen können, im Schulwesen wie in so manchem anderen, aber im Schulwesen fast mehr als irgendwo sonst. Dieser Gegensatz nun war nicht von jeher vorhanden und nicht nach allen Seiten. Die Einseitigkeit der Bildungsstoffe hat Jahrhunderte lang so ziemlich gleichmäfsig in allen Ländern geherrscht, der Glaube an die allein tüchtigmachende Kraft der groben körperlichen Züchtigung im ganzen ebenso. Aber die Engländer sind diesen beiden Dingen länger

und unbedingter treu geblieben als wir, und sind auch heute noch nicht in dem Mafse daran irre geworden wie andere Nationen. Sie haben ihre fast lediglich antik-klassisch-sprachliche Bildung schliefslich festgehalten als etwas aristokratisch Auszeichnendes, das mit der Gepflogenheit des Fuchsjagens u. dgl. zusammen den Mann der guten Gesellschaft machte. Und sie haben an der groben körperlichen Züchtigung mit ruhigem Blute festgehalten, nicht weil sie, nach der herb-frommen Auffassung des Kontinents, zur gottseligen Erziehung gehörte, sondern weil Tapferkeit dazu gehört, sie zu ertragen, weil man sah, dafs durch alle Härte und selbst Roheit die Liebe der englischen Jugend zu ihren Erziehungsstätten nicht verscherzt wurde, und dafs etwas Positives bei der ganzen Erziehung herauskam, auch trotz aller schreienden Mifsstände und der lächerlichen Dürftigkeit der Wissenserfolge.

So stehen wir uns denn im gegenwärtigen Zeitpunkte gegenüber und schauen zugleich anerkennend und ablehnend, mit etwas Neid und etwas Stolz, nacheinander hin: drüben sieht man, wie viel mehr gelernt und wie viel besser gelehrt werden müfste, und hüben, wie viel mehr Willensbildung erzielt werden sollte. Aber beide wollen wir doch nicht, was wir an Vorzug haben, aufgeben, und beide versuchen wir eine Mitte zu gewinnen, die womöglich über den Gegensätzen liegt, was immer die beste Mitte bedeutet. Die ersten Schritte sind auf beiden Seiten längst gethan. Dafs man in England in der nächsten Zukunft weiter gehen werde, ist die Überzeugung des Verfassers unserer kleinen Schrift, und er wird darin recht haben; denn das Leben wird gegenwärtig in aller Welt zu schwierig, als dafs man nicht mit vollem Ernst alles versuchen sollte, was zur wertvollen Ausstattung für den Kampf werden kann. Übrigens täuscht man sich doch auch leicht über die Unwandelbarkeit der Einrichtungen und Anschauungen selbst in einem so konservativen Lande wie England: manches, was uns mit englischem Wesen von je verbunden erscheint, ist nicht älter als das Regiment der Königin Viktoria, und manches, was nun für das englische Schulleben charakteristisch ist, ist nicht älter als das Rektorat des grofsen Thomas Arnold. Dies leuchtet auch wieder aus Aronsteins Schrift hervor, die noch zu manchen anderen Betrachtungen Anlafs geben könnte, und die — übrigens durch eine ausführliche chronologische Tabelle noch brauchbarer gemacht — allen jüngeren englischen Philologen empfohlen sei.

Berlin. W. Münch.

Chaucer Stories von Mary Seymour. Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von Clemens Klöpper (Französische und englische Schulbibliothek, herausgeg. von Otto E. A. Dickmann. Bd. 109, Englisch). Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1897.

Gerade für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten ist fesselnder und wertvoller Stoff für die englische Lektüre nicht in überreichem Mafse

vorhanden. Da war es gewifs ein dankenswertes Unternehmen, die Canterbury Tales in der reizenden Bearbeitung von Mary Seymour uns im Auszuge zugänglich zu machen. Klöpper hat aufser dem *Prolog* neun Erzählungen ausgewählt, nämlich *Knight's Tale, Man-of-Law's Tale, Clerk's Tale, Franklin's Tale, Nun's Priest's Tale, Doctor's Tale, Friar's Tale, Squire's Tale, Pardoner's Tale.* Voran gehen eine biographische Notiz über die Verfasserin und eine über Chaucer, ferner einige Anmerkungen über die Canterbury Tales. Von den neun Erzählungen halten wir die *Knight's Tale, Man-of-Law's Tale* und *Squire's Tale* für die weniger geeigneten, die erstere wegen der uns doch etwas befremdend anmutenden mittelalterlichen Anschauungen über das Altertum, die einen Schüler sogar verwirren könnten; die zweite wegen ihrer gar zu grofsen Unwahrscheinlichkeiten, über die hinwegzulesen unsere Schüler wohl nicht mehr naiv genug sind, und die dritte wegen ihrer Unvollständigkeit. Für sehr hübsch dagegen halten wir die *Nun's Priest's Tale, Friar's Tale* und *Pardoner's Tale.*

Einige Bedenken verursacht uns die etwas archaïsierende Sprache der Verfasserin. Die eigentlichen Citate sind ja sicherlich zur Illustration dienlich, aber wir sehen nicht ein, warum Schüler, die in der Orthographie noch nicht sicher sind, lesen sollen *the hote summer had made his hew all broun, chickenes, mighten take example, fie upon a lord that wol have no mercie, blacke clothes sorroefully, with alle joye and blis* u. a. statt der jetzt gebräuchlichen Formen. Auch ohne die alten Formen würden die Texte wegen der aufserordentlichen Reichhaltigkeit des Wortschatzes dem Schüler noch Schwierigkeiten genug bereiten. Dafs zur Erlernung der heutigen Sprache ein moderner Schriftsteller in derselben Klasse gelesen werden müfste, ergiebt sich von selbst.

Den Texten folgen einige Seiten sachliche Anmerkungen, die noch bedeutend verkürzt werden könnten. Wir glauben nicht, dafs z. B. *Artois, Picardy, Amazons, Thebes, Venus, Mercury, Mars, Diana, Cupid, Mohammed, Wales, Brittany* hätten erklärt zu werden brauchen. Die Inhaltsangabe der Erzählung des Franklin konnte fehlen, da die übrigen auch keine haben. Endlich konnten die Anmerkungen über die Quellen wegbleiben; für den Schüler sind sie nicht, und der Lehrer braucht sie nicht.

Druckfehler: S. V, Z. 7 v. o. lies *pitch* statt *pich*; S. VII, Z. 13 v. o. l. *im* st. *in*; S. 9, Z. 18 v. o. l. *with,* st. *with*; S. 15, Z. 20 tilge *moreover* bis *mine*; S. 72, Z. 12 v. u. l. *tried* st. *tired*; S. 85, Z. 1 v. u. l. *heroisch* st. *heorisch*; S. 87, Z. 3 v. u. l. *Grenada* st. *Granada.*

Braunschweig. K. Fahrenberg.

Abrifs der englischen Syntax. Für den Schulgebrauch abgefafst von Dr. Wilh. Reimann, Oberlehrer an der Viktoriaschule zu Danzig. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1896. 122 S. 8. M. 1,20.

Das Buch soll über die syntaktischen Erscheinungen der englischen Sprache Lehrern wie Schülern einen gedrängten Überblick bieten, der bei

aller Kürze der Gründlichkeit nicht entbehrt. Leider ist sowohl die Fassung der Regeln wie die Beschaffenheit der Beispiele derart, dafs man dem Verfasser die Berechtigung zu diesem Anspruch versagen mufs.

'Nach den Verben des Wünschens (mit Ausnahme von *desire*, welches *should* verlangt), Bittens, Hoffens etc. steht fast immer *may* und *might*, wenn der Nebensatz etwas Gedachtes, Angenommenes bezeichnet.' Dies trifft nicht zu, die des Bittens haben *will, hope* hat meistens das Futurum und *may* nur dann nach sich, wenn man der Erfüllung der Hoffnung zweifelnd entgegensieht; nach *expect* steht das Futurum oder Acc. c. Inf.

'Nach *though, although* soll *may* stehen' (S. 26); das gilt aber doch nur für die Gegenwart.

Eine Regel wie 'ohne Artikel *mankind*, meist ohne ihn *society, posterity, Christendom* etc.' sagt gar nichts; letzteres Wort hat ihn nie, die anderen genannten Wörter im allgemeinen Sinne ebenfalls nie.

Zu § 29. *mile* und *ton* haben Plural, sind also nicht mit *pair, score* zu vergleichen; *the Malteses* statt *Maltese* ist vulgär; *peoples* und *nations* ist nicht dasselbe.

Zu § 31. *Treves* und *Thebes* werden ebenso als Singular behandelt wie *Athens, Naples.*

§ 32. *this means* und *these means* sind nicht dasselbe.

§ 34. *eaves* heifst nicht Dachrinne, wie freilich einer dem anderen nachschreibt, sondern es ist der Vorsprung, den das schräge Dach mit der Mauer und dem Gebälk bildet.

§ 36. *The captain Bakers* ist falsch; es heifst *the Captains Baker.*

§ 53. Zu *He is worth 2000 pounds* lautet, mir ganz unverständlich, die Regel: Der Accusativ des Wertes steht im Gegensatz zum Deutschen vor der Wertbestimmung.

§ 103. *'this* und *these* stehen bei Zeitbestimmungen statt der Präposition seit' etc.; der Verfasser meint, 'wo i. d. seit steht'.

§ 122. 1—4 über das vertretende *one* bei Adjektiven enthält viel Unrichtiges.

§ 131. Ein *fertilely* kann es logischerweise nicht geben; *a journey through Paris* soll dasselbe sein wie *by Paris!* (S. 110, 19).

Das sind aber Kleinigkeiten gegen das unglaubliche Englisch, in dem die offenbar selbstgemachten Beispielsätze abgefafst sind; davon einige Proben:

Let them not walk to-day, soll heifsen: *do not let them take a walk to-day.*

What will you have me do? statt *What would you have me do,* oder *What is it you wish me to do?*

My mother could not but shed tears st. *could not refrain from t.*

Yes, you are right, I could have done it, st. *so.*

I should have done it, if I had ever seen her since that time, st. *I sh. h. d. so, if I had seen* etc.

Dinner will be preparing when you arrive, st. *ready.*

That's a question easy to be answered, st. *to answer.*

I come to save, and not destroy, st. *to d.*

This merchant selling manufactured articles got into a ruining speculation, st. *by selling ... into a ruinous sp.*

I long for leaving this house st. *to leave.*

Before going home, we gave Mr. B. our hearty thanks for his having received us so kindly st. *for having etc.*

Next month I shall have been four months here, st. *here f. m.*

King Frederic the Great has conquered Silesia, st. *conquered.*

At the same time she plucked one of the flowers which are standing in the large flower-bed, st. *wh. were in.*

Have you been rich? was heifst das?

Whatever is seldom (!) *is praised,* st. *rare.*

Tread on a worm, and it will curve (!!), st. *turn.*

Who but can tell you where we live, st. *there is no one but can etc.*

This herb flourishes most when it is most trampled (!), st. *trodden upon.*

Such a behaviour, st. *such b.*

I have indeed no better a friend thou etc., st. *no better fr.*

A friend of mine went to see me, st. *came.*

The island of Wight, st. *the Isle of Wight.*

A watch of silver, st. *a silver w.*

No one is so helpless than (!) *he who has no friend,* st. *as.*

No one but I knew anywhat (!) *about the secret,* st. *anything.* Die Ehre, dieses neue Pron. für die englische Sprache erfunden zu haben, soll Herrn Reimann ungeschmälert bleiben; er verwendet es später noch einmal: *He did not know anywhat of it, to be sure* (II, § 141).

My nearest friends have forsaken me, st. *best*; er hat dies verwechselt mit *my nearest relations.*

The earlier you come, the better it will be, for you know we will see him no more, st. *shall.*

The fevers particular to hot climates, st. *peculiar.*

Take such hat, st. *s. a hat.*

Whom do you look for? st. *are you looking for?*

I want some books about this matter, st. *on this subject.*

Any man has a little interest any when, st. *Everybody etc. somewhere.*

They have come from school as early as 11 o'clock, st. *came.*

I seldom read so strange a tale, st. *have s. read.*

A particular friend of ours etc. came from London yesterday (in the, streiche dies) *afternoon, and starting again to-morrow morning he wished us to spend this evening in his company,* st. *and as he is starting ..., wished etc. with him.*

I have any how to manage your affair, st. *somehow.*

Take a cloak about you, st. *put on a cl.*

They who were about him had something about their faces that I cannot express, st. *there was something on the faces of those who etc.*

But for the Maid of Orleans France would have been done for, st. *lost*, weil colloquial.

The stars over our heads, st. *above.*

Read to that passage, st. *to the end of etc.*

Dies ist aber leider nur eine Auswahl. Vielfach sind die Sätze nichtssagend oder abgeschmackt:

I took great delight in the party's (!) *having amused themselves* (auch grammatisch unmöglich).

Far from taking such measures, he preferred meddling with other affairs.

On his approaching us, he allowed us to enter his new house, too.

The two boys heard each other's voices, soon after they pelted each other with snow-balls.

Each of us saw these houses, five in number.

I am sure to keep my promise.

I was like to die (heifst?).

I go to Liverpool, was so gar nichts besagt; füge hinzu *every month.*

Bei solchen Mängeln lohnt es natürlich nicht, die zahllosen kleinen Unrichtigkeiten in der Fassung der Regeln und dem Englischen zu erwähnen. Es darf aber nicht unausgesprochen bleiben, dafs es in hohem Mafse bedauerlich ist, wenn derartige Machwerke, die grofsen Schaden stiften können und uns vor den Engländern lächerlich machen, in die Welt gesetzt werden. Der Verfasser beherrscht noch nicht einmal die elementare Grammatik, geschweige die englische Syntax oder Phraseologie.

Berlin. Gustav Krueger.

A. Ohlert, Englisches Lesebuch für die oberen Klassen der höheren Mädchenschulen. Hannover und Berlin, C. Meyer, 1898.

Das Lesebuch bildet eine gute Ergänzung zu den Übungsstücken der Grammatiken und entspricht den Bestimmungen vom Mai 1894, die Schülerinnen mit den Einrichtungen des fremden Landes bekannt zu machen. Es führt die Schülerinnen ein in Englands Geographie, seine Kolonien, seine Geschichte und sein sociales Leben. Einige Erzählungen und längere Scenen aus Scotts Ivanhoe schliefsen sich an diese Lesestücke. An entsprechender Stelle sind längere und kürzere Gedichte, die zu den besten und bekanntesten gehören, eingefügt. Den Beschlufs macht ein kleines Wörterbuch.

Weniger glücklich zusammengestellt sind Ohlerts Englische Gedichte für die Oberstufe der höheren Mädchenschulen. Die kurzen Sätze über die englische Metrik sind nützlich, die Wiederholungen der gleichen Fufsnoten überflüssig.

Berlin. Marie Marggraff.

O. Thiergen, Elementarbuch der englischen Sprache mit Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der Sprache. Auf Grundlage des Boerner-Thiergenschen Lehrbuchs der englischen Sprache bearbeitet. Leipzig 1897.

Es unterscheidet sich vom Lehrbuche nur durch Erweiterung des grammatischen Teiles. Im Lehrbuche ist die Grammatik lediglich auf Musterbeispiele beschränkt, die einer mündlichen Erklärung des Lehrers bedürfen; im Elementarbuche sind die grammatischen Regeln in bestimmte Sätze gefafst, die den Beispielen folgen. Durch diese Erweiterung ist die Zahl der Seiten und das Gewicht natürlich noch gröfser geworden. Alles übrige stimmt wörtlich mit dem im Lehrbuche Enthaltenen überein.

Berlin. Marie Marggraff.

O. Boerner und O. Thiergen, Lehrbuch der englischen Sprache. 2. Auflage. Leipzig, Teubner, 1897.

Das in zweiter Auflage erschienene Lehrbuch zeigt in Stoff und Anordnung keine wesentlichen Änderungen der ersten Auflage von 1895. Schon dieses strebt dem Ziele zu, das die neueren Lehrpläne aufstellen, nämlich: die fremde Sprache auch zu sprechen. Der Verleger befürwortet seine Einführung in Schulen; fast in allen deutschen Staaten, in Rufsland, Amerika, der Schweiz ist durch die obersten Unterrichtsbehörden die Genehmigung zur Einführung in Schulen erteilt. Der zu Grunde liegende Stoff ist aus dem täglichen Leben gegriffen, geht vom Schulzimmer aus und schliefst mit den Erscheinungen des öffentlichen Lebens ab. Der Anhang enthält eine Auswahl guter Gedichte und längerer wie kürzerer Erzählungen, die sich an die einzelnen Lektionen anschliefsen sollen. Die Sprechtakte der Gedichte sind durch senkrechte Striche gekennzeichnet. Ich halte es für überflüssig, sogar störend. Dann folgt eine Anleitung zum Briefschreiben mit Musterbeispielen verschiedenster Art. Zwei Hölzelsche Bilder, Herbst und Winter, sind zur Besprechung beigegeben, daneben eine Münztafel. Ich kann nicht sagen, dafs die Bilder gut gewählt sind, der Herbst ist aufserdem sehr undeutlich ausgefallen. Neben den sehr reichlich vorhandenen deutschen Sätzen zum Übersetzen in den Lektionen findet sich noch eine ganze Anzahl deutscher Übersetzungsstücke im Anhang. Man kann ja fortlassen, was zu lang ist, wozu dann aber überhaupt so viele Übersetzungsaufgaben, wenn sie doch fortgelassen werden sollen! Jeder Lehrer kann sich nötigenfalls selber neue aus dem englischen Übungsstücke bilden. Das Buch ist ohnehin mit seinem allerdings haltbaren, aber doch unnötig starken Einbande schon schwer genug. Das Wörterbuch findet sich als lose Beigabe in einer Deckeltasche. Eine Kleinigkeit ist mir noch aufgefallen. Warum setzt der Verfasser als 2. Pers. Sing. des pers. Fürwortes anfangs *thou*, später *thou* und *you?* statt durchweg *you* zu geben, wie die besten neueren

Lehrbücher, und in einer Bemerkung Form und Gebrauch des *thou* zu erklären? Die Grammatik, als Dienerin der Sprache, ist kurz und anschaulich nur durch Musterbeispiele am Kopfe der einzelnen Lektionen vertreten. Mit gründlicher Kürzung der Übersetzungsabschnitte bringt das Lehrbuch das Pensum der Grammatik in verhältnismäfsig kurzer Zeit zum Abschlufs. Bei fleifsiger Benutzung der englischen Lesestücke kann ein sprachkundiger Lehrer gute Erfolge mit dem Lehrbuche erzielen.

Berlin. Marie Marggraff.

Grundrifs der romanischen Philologie, herausgegeben von Gustav Gröber. II. Band, 1. Abteil., 1. u. 2. Lieferung; 2. Abteil., 1., 2. u. 3. Lieferung; 3. Abteil., 1. u. 2. Lieferung. Strafsburg, Karl J. Trübner, 1893—1897. 432, 384, 256 S. gr. 8. Preis der sieben Lieferungen zusammen M. 16,80.[1]

Die Anfänge dieses grofsen wissenschaftlichen Unternehmens, an dem 29 hervorragende Gelehrte des In- und Auslandes beteiligt sind oder waren, reichen bis in das Jahr 1883 zurück. Schon im April 1886 erschien die erste Lieferung, und fast Tag für Tag zwei Jahre darauf war der I. Band vollständig veröffentlicht, der auf 853 Seiten, wovon 31 Seiten in 93 Spalten auf ein sehr genaues Register entfallen und denen 4 Tafeln und 13 Karten beigegeben sind, von der Geschichte und Aufgabe der romanischen Philologie, den Quellen der romanischen Philologie und deren Behandlung, und von der romanischen Sprachwissenschaft handelt. Der II. Band, dessen erste Lieferung im Dezember 1892 ausgegeben wurde, hat mit gröfseren Schwierigkeiten zu kämpfen, die zum Teil in der bedeutenderen Masse des zu bewältigenden Stoffes liegen, dem auch die Thatsache entspricht, dafs der Herausgeber sich genötigt sah, diesen zweiten Band in drei Abteilungen zu zerlegen, deren Gesamt-Seitenzahl die des ersten ganz bedeutend übersteigen wird. Die dem Referenten vorliegenden sieben Lieferungen allein umfassen schon 1072, also 219 Seiten mehr als der erste Band. Dabei fehlt aber noch: 1) in der ersten Abteilung die dritte Lieferung mit Gröbers Französischer Litteraturgeschichte, die bereits vollständig gedruckt, aber noch nicht ausgegeben ist; 2) in der zweiten Abteilung die vierte Lieferung mit Baists Spanischer Litteraturgeschichte, von der zu Ende der dritten Lieferung blofs die beiden ersten Seiten erschienen sind; 3) in der dritten Abteilung die dritte und die weiteren Lieferungen, enthaltend a) den Schlufs von Decurtins' Rätoromanischer Litteratur, b) Gasters Rumänische Litteraturgeschichte, c) die Geschichte der romanischen Völker von Breslau und Philippson, d) die Kulturgeschichte der romanischen Völker von A. Schultz, e) die Kunstgeschichte der romanischen Völker: G. Jacobsthal, Musik, und A. Schultz, Bildende

[1] Die obige Anzeige wurde am 3. August 1897 abgeschlossen; seitdem sind noch das dritte Heft der ersten und das vierte (Schlufs-)Heft der zweiten Abteilung des II Bandes erschienen.

Künste, f) die Wissenschaften in den romanischen Ländern von Windelband, und endlich g) ein Wort-, Namen- und Sachverzeichnis von W. List, das sicher noch weit umfangreicher werden wird als das des ersten Bandes. So dürfte denn der zweite Band mindestens etwa doppelt so stark werden wie der erste.

Man wird hier nun nicht von einem einzigen Referenten eine auf alle Teile gleichmäfsig eingehende, die fraglichen und strittigen Punkte einzeln beleuchtende Beurteilung eines so umfangreichen, so grofse und verschiedene Gebiete umfassenden Werkes erwarten, zu dessen Ausführung so viele hervorragende Gelehrte sich vereinigt haben, und das seiner Anlage nach zusammenfassen soll, Einzeluntersuchungen aber vermeiden mufs. Auch bürgt ja schon der Name des Herausgebers und der Mitarbeiter dafür, dafs nur Treffliches geboten wird. So soll denn im allgemeinen blofs versucht werden, dem Leser einen Begriff von der Fülle und der Mannigfaltigkeit des in den vorliegenden sieben Lieferungen Dargebotenen zu geben.

II. Band, 1. Abteilung, 1. und 2. Lieferung. Die romanische Verslehre von Edmund Stengel, die den zweiten Band des Grundrisses beginnt (1. Abteilung, S. 1—96), kann vor allem das grofse Verdienst für sich in Anspruch nehmen, dafs sie überhaupt die erste Gesamtdarstellung des romanischen Vers- und Strophenbaues ist. Schon aus diesem Grunde ist sie einer allseitigen, aufrichtig dankbaren Aufnahme gewifs und wird sie von Bedeutung auch für alle weiteren Forschungen auf diesem Gebiete bleiben, mag man immerhin selbst in wichtigen, ja grundlegenden Fragen anderer Ansicht sein. Denn dafs z. B. seine Ableitung des Zehnsilbners vom Saturnier, der zusammenhängen soll mit der aus '8 Hebungen oder 16 Silben' bestehenden, 'allen indoeuropäischen Metriken gemeinsamen Langzeile', auf die 'wohl auch alle übrigen volkstümlichen Verse der Romanen zurückzuführen' seien (§ 33 ff.), allgemeine Zustimmung finden würde, hat der Verfasser gewifs selber nicht erwartet, ebensowenig wie er sich darüber getäuscht haben wird, dafs seine damit in Zusammenhang gebrachte Anschauung, wonach der Zehnsilbner mit der Cäsur nach der sechsten Silbe die ältere Form repräsentiert, aus der die gewöhnliche Form 4|6 erst 'durch verschiedene Verknüpfung der Reihen entstanden' wäre (§ 35. 40. 110), nicht alle Andersgläubigen bekehren werde (vgl. seitdem z. B. Tobler, Versbau[3], S. 91, Anm. 1). Dies war eben auf einem Gebiete, in dem so viele verschiedene Ansichten einander schroff gegenüberstehen, nicht zu vermeiden, wofern sich der Verfasser nicht bei einfacher Registrierung der Thatsachen begnügen, sondern auch seine Ansichten über ihren inneren Zusammenhang äufsern wollte, was schon im Hinblick auf die dadurch gegebene Anregung zu weiterer Aussprache nur gebilligt werden kann.

Nach den mir selber gesteckten Grenzen mufs ich es mir freilich versagen, hier auf eine Erörterung der erwähnten und anderer Fragen einzugehen, mich vielmehr begnügen, einen Begriff von der Reichhaltigkeit des Inhalts zu geben, von der schon die Kapitelüberschriften Zeugnis ab-

legen. Da sehen wir behandelt: die Principien der romanischen Verskunst; den Ursprung der romanischen Verse und Reime; die Anwendung der einzelnen Versarten; die Silbenzählung; die festen Tonsilben; den Reihenschluſs (d. i. die Cäsur, welchen Ausdruck aber der Verfasser principiell zurückweist); den Versschluſs; die Allitteration; die Assonanz; den Reim; die Strophenbildung u. a. m. Nur auf einen Punkt möge mir hier ein näheres Eingehen gestattet sein, nämlich auf den in § 10 behandelten Bau der Eulaliasequenz. Das von Stengel aufgestellte Schema ist ja ungemein kunstvoll, aber es steht leider nicht in Einklang mit der Überlieferung der beiden Sequenzen. Für die lateinische Sequenz setzt Stengel ohne weiteres 14 Doppelzeilen von verschiedener Länge und eine siebensilbige Schluſszeile an. So ist das uns erhaltene Gedicht aber eben nicht gebaut, sondern Stengel schiebt hier stillschweigend vor die siebensilbige Schluſs-zeile noch einen zehnsilbigen Versikel ein. Er hält sich also wohl an die von Suchier vor 23 Jahren (Jahrb. XIII, 387) der Symmetrie des Versbaues zuliebe für nötig befundene Annahme, die jedoch durch den Sinn keineswegs gefordert ist. Ja, es ist sogar sehr schwer abzusehen, was in diesem Versikel hätte gesagt sein können, so daſs sich auch Suchier jedes Vorschlages hinsichtlich des Inhaltes oder gar des Wortlautes jener vermiſsten Zeile enthält, trotzdem auch ihm eine solche Stütze für die nur auf dem schwachen Boden eines vorausgesetzten Sequenzenbaues gegründete Annahme gewiſs im höchsten Grade wünschenswert scheinen muſste. Nun hat ganz kürzlich M. Enneccerus (Zur latein. und französ. Eulalia, Marburg 1897) gezeigt, wie sehr die Suchiersche Annahme sowohl der Schreibung der Handschrift als auch dem Texte des Gedichtes inhaltlich und formell widerstreitet, während der uns überlieferte Bau der lateinischen Eulaliasequenz sich sehr wohl mit allem vereinigen läſst, was wir von der poetischen und musikalischen Gestaltung anderer, teilweise berühmter zeitgenössischer Sequenzen schon wuſsten und jetzt durch die Verfasserin jenes hochwillkommenen Büchleins noch genauer erfahren. Ich möchte noch zu bedenken geben, wie verhältnismäſsig korrekt uns das lateinische Gedicht erhalten ist; nur eine (denn *quoniam* V. 3 steht ja ganz richtig mit der gewöhnlichen Abkürzung in der Handschrift!) ganz geringfügige Flüchtigkeit, nämlich das zweimalige Auslassen des über den Vokal zu setzenden Abkürzungsstriches für *n* oder *m*, nötigt uns der Sinn des Gedichtes, unserem Kopisten vorzuwerfen, und zwar V. 25 bei *mu⟨n⟩det*, und wohl auch V. 9 bei *pietate⟨m⟩*, da hier sonst die Wiederholung des *sic* auffällig wäre. Man wird also auch aus diesem Grunde Bedenken tragen, dem Schreiber das Auslassen eines ganzen Versikels und das Vernachlässigen der die betreffenden und die folgenden Worte als besondere Verszeilen kennzeichnenden, sonst immer beachteten Unterscheidungsmerkmale zuzutrauen. Auch die *Romania* (Aprilheft 1897, S. 318) giebt Fräulein Enneccerus recht, *bien que le sens de cette fin de la pièce reste obscur*. Dieses Urteil spricht nur um so lauter für die Beweiskraft der übrigen von Frl. Enneccerus geltend gemachten Gründe, ich sehe aber wirklich nicht ein, wieso der Sinn der drei letzten Zeilen, der

für die Entscheidung der Frage doch selbstverständlich sehr ins Gewicht fällt und den Frl. Enneccerus, blofs mit Auslassung des Wortes *bona*, völlig zutreffend wiedergegeben hat, dunkel sein soll.

> Nos quoque mu⟨n⟩det a criminibus
> Inserat et, bona, sideribus
> Stemmate[1] luminis aureoli deo famulantibus.

lauten die drei letzten, durch Reim verbundenen Zeilen. Das *bona* der vorletzten Zeile geht natürlich auf Eulalia, wie das *pia* in V. 22, und in wörtlicher Übersetzung lautet daher die Stelle: 'Auch uns möge sie von aller Schuld reinigen [wie sie sich selber von aller Schuld rein gehalten, vgl. *spiritus ... innocuus* V. 15 f., und Gott in nichts mifsfallen hat, V. 17], und sie möge uns, die gute, in die Sterne einreihen [unter die sie selbst sich begeben hat, V. 18], die durch einen Kranz goldenen Lichtes Gott dienen.' Frl. Enneccerus hat schon richtig darauf aufmerksam gemacht, dafs unser Dichter in poetischer Weise die Sterne als himmlische Wesen auffafst, die Gott mit ihrem Lichte umstrahlen, wie es ja auch V. 17 f. von der Eulalia heifst: *Nullis actis regi regum displicuit, Ac idcirco stellis cæli se miscuit.* Ein ähnlicher dichterischer Gedanke liegt dem horazischen

> Quibus
> Antris egregii Cæsaris audiar
> Æternum meditans decus
> Stellis inserere et consilio Jovis? (*Carm.* III, 25, 6)

zu Grunde: Horaz will den herrlichen, mit unsterblichem Ruhm bedeckten Augustus (*egregii Cæsaris æternum decus*) zu den Göttern erheben, d. i. in die Sterne versetzen und in den Rat des Juppiter (in den Rat der Götter). Die Sterne stehen eben für Juppiters *siderea sedes*, *siderea arx* oder wie sonst noch der Himmel genannt sein mag, und es ist wirklich nicht abzusehen, was an dem Schlusse der lateinischen Eulalia dem Sinne nach unklar sein sollte.

Zeigt nun schon das angebliche lateinische Vorbild keineswegs den Bau, den ihm Stengel zuschreibt, so ist es darin mit der französischen Eulalia noch schlimmer bestellt. Zwar teilt Stengel angeblich zunächst den Bau des französischen Liedes 'wie es vorliegt' mit, aber in Wirklichkeit ist dabei schon stillschweigend V. 6b als zwölfsilbig statt blofs elfsilbig angesetzt, V. 12a nur als Zwölfsilbner gezählt, während er doch dreizehn Silben hat (mit betonter dreizehnter Silbe natürlich), ebenso stillschweigend gilt dann der dazugehörige Vers 12b als Zwölfsilbner, trotzdem er in Wirklichkeit nur zehn Silben zählt, und V. 13a, der uns doch als männlicher Elfsilbner überliefert ist, für blofs zehnsilbig. Damit

[1] So, und nicht blofs mit einem *m* (wie merkwürdigerweise auch noch Koschwitz in der neuesten Auflage der *Monuments* und Frl. Enneccerus lesen), steht das Wort deutlich in der Handschrift, denn über dem vor *m* stehenden *e* steht ein nicht zu verkennender Abkürzungsstrich, der allerdings etwas horizontaler sein könnte, aber über dem *u* von *ingenitum* V. 10, dem zweiten *a* von *armoniam* V. 20, dem *p* von *spiritus* (= *sps*) V. 15 etc. ganz ähnlich geraten ist.

nicht genug, mufs dann Stengel erst noch Strophe 3 und 4 umstellen, um zu dem von ihm vorausgesetzten Bau des Gedichtes zu gelangen. Gegen alle diese Hypothesen, die — vorausgesetzt dafs Stengel bei 12a und 13a nicht an eine Emendation, sondern, mit Suchier, nur an einen Auftakt gedacht habe, der nicht mitzählt —, immerhin noch mindestens drei gewaltsame, durch den Sinn keineswegs geforderte Textänderungen verlangen, möchte ich doch hervorheben, wie man bei Gedichten von so unsicherem Bau und aus einer solchen Zeit nicht konservativ genug sein kann, vor allem angesichts der Thatsache, dafs auch die französische Eulalia verhältnismäfsig recht gut überliefert ist. Ein einziger zweifelloser, wirklicher Fehler findet sich in ihr, ein kleiner Schreibfehler: *lo* für *la*, V. 19. Was das übergeschriebene *chiecf* in V. 22 anlangt, von dem Frl. Enneccerus uns mitteilt, dafs es *chie* mit einem wieder übergeschriebenen *ef* ist, während der angebliche Punkt unter dem zweiten *e* nicht existiert, so nehme ich an, dafs der Schreiber, als er *chief* über die Zeile setzen wollte, zu weit nach dem Rande zu angefangen hat und hinter *chie* nicht mehr Platz für ein *f* und den dahinterzusetzenden Punkt fand, weshalb er genötigt war, noch einmal, und zwar in noch bedeutend kleinerer Schrift, überzuschreiben, wobei er, um anzudeuten, dafs das *f* an das Ende von *chie* und in eine Linie mit diesem gehöre, das *e* unmittelbar über dem *e* von *chie* wiederholte. V. 5 lese ich *Elle non t'eskoltet les mals conselliers*, mit ethischem Dativ; in dem *souue* des Schlufsverschens wird wohl keiner mehr einen Schreibfehler sehen wollen.[1] Sollte es wirklich nicht möglich sein, auch den überlieferten Bau der französischen Eulaliasequenz ohne Änderungen zu rechtfertigen? Ungleichmäfsigkeiten haben alle trotz aller vorgeschlagenen Änderungen bestehen lassen müssen, und keiner bestreitet, dafs auch zahlreiche andere Sequenzen Unregelmäfsigkeiten aufweisen.

Sicher unrichtig ist es, wenn es S. 29, § 61 heifst, der Alexandriner finde sich 'in dem provenzalisch überlieferten liturgischen Myster *Sponsus* als Refrainvers'. In der auf uns gekommenen Niederschrift des *Sponsus* findet sich ein einziger Alexandriner, V. 13: *Atendet un espos, Jesus Salvaire a nom*; er steht aber unter Zehnsilbnern und ist daher von allen Herausgebern, worunter Stengel selbst, in einen Zehnsilbner geändert worden. Natürlich hat Stengel diesen Vers auch gar nicht im Sinne gehabt, denn er ist ja gar kein Refrainvers. So kann Stengel nur den Refrainvers *Dolentas, chaitivas, trop i avem dormit* gemeint haben, den

[1] Bei dieser Gelegenheit möge mir gestattet sein, auf einen keineswegs gleichgültigen Fehler hinzuweisen, der sich in die von Koschwitz besorgten diplomatischen Drucke eingeschlichen und sich auch auf die jüngst erschienene 5. Auflage der *Monuments* vererbt hat, nämlich *grant honestet* V. 18, während Diez, Bartsch, P. Meyer, Stengel und auch die erste Auflage von Koschwitz' *Monuments* richtig *grand h.* geben, wie die Handschrift ganz unzweifelhaft hat. Und da ich gerade von der 5. Auflage dieser mit Recht so beliebten *Monuments* spreche, so kann ich nicht umhin, gegen die mir daselbst in der Varia lectio zum *Sponsus* zugeschriebenen Lesarten Einspruch zu erheben.

aber noch niemand als Alexandriner angesehen hat und den Stengel in seiner Ausgabe sogar in einen Zehnsilbner mit epischer Cäsur zu verwandeln für nötig fand. Meiner Meinung nach ist er ein Elfsilbner mit weiblicher Cäsur nach betonter fünfter (s. *Romania* XXII, S. 222 und Anm. 1), an dem also nichts zu ändern ist; wie Stengel nunmehr aus ihm einen Alexandriner gewinnen will, der nach seiner eigenen Definition (§ 60) ein 'Zwölfsilbner mit betonter sechster Silbe' ist, wird nicht gesagt; vermutlich handelt es sich um ein blofses Versehen. Übrigens ist meines Erachtens die Sache für die Bestimmung des Alters des Alexandriners ziemlich belanglos, da ich nicht daran zweifeln kann, dafs Karls Reise in Alexandrinern gedichtet war, lange vor der Abfassungszeit des *Sponsus*.

Den Rest der ersten Lieferung und die ganze zweite Lieferung, 336 enggedruckte Seiten (S. 97—432), nimmt Gröbers 'Übersicht über die lateinische Litteratur von der Mitte des 6. Jahrhunderts bis 1350' ein. Es ist dies ein Werk von wahrhaft staunenswerter Gelehrsamkeit und unermüdlichem Fleifse, auf einem bisher nur wenig erforschten Gebiete. Adolf Eberts Allgemeine Geschichte der Litteratur des Mittelalters im Abendlande reicht bekanntlich blofs bis zum Beginne des 11. Jahrhunderts. Grade die folgenden 350 Jahre bilden aber die Blütezeit der mittellateinischen Dichtung, sie bieten die Hauptmasse des von Gröber bewältigten Stoffes und nehmen daher in seiner Darstellung ungefähr dreimal so viel Raum ein als die Zeit von Mitte des sechsten Jahrhunderts bis Ende des zehnten. Unberücksichtigt gelassen hat Gröber in dieser lateinischen Litteratur von acht Jahrhunderten natürlich 'die amtlichen und technischen Schriftstücke, wie Gesetze, Urkunden, von Kirchendienst u. dgl. handelnde Schriften, wozu zum grofsen Teile der massenhafte Briefwechsel der drei Zeiträume zählt; weiterhin Namenlisten, wie sie Genealogien, Regenten- und andere Verzeichnisse führen, kürzere Annalen und von der unendlichen hagiographischen Litteratur in Prosa, was zeitlich unbestimmbar ist; bekannte Sammelwerke und Bibliographien treten hier ergänzend ein' (S. 99). Alles übrige, d. h. die gesamte lateinische Litteratur im denkbar weitesten Sinne, soweit sie ihm irgend zugänglich war, zieht Gröber in den Kreis seiner Betrachtung, also nicht nur die Dichtung, sondern auch Geschichtsschreibung jeder Art, theologische und juristische Litteratur, theoretische Philosophie, Kosmologie und Encyklopädie, Grammatik, Lexikographie, Rhetorik, Musiklehre, Mathematik, Arithmetik, Astronomie, Naturkunde und Physik, Medizin, Länderbeschreibung u. s. w., kurz seine Litteraturgeschichte ist zugleich eine Art Encyklopädie des Mittelalters.

Nur hinsichtlich einer Stelle sei es mir gestattet, mein Bedauern darüber auszusprechen, dafs mir der Verfasser bezüglich der Autorschaft des *Miles gloriosus* und der *Lydia* nicht beizustimmen scheint. § 277 sagt er: 'Ein wenig glücklicher Ton ist auch in dem ihm (d. i. Matthieu von Vendôme) gleicherweise zugewiesenen, durchaus in seiner rätselnden, spielenden Ausdrucksweise sich bewegenden *Miles (gloriosus)* angeschlagen' ..., worauf er dann fortfährt: 'Eine *Lydia* desselben Verfassers, der

Vitals Amphitryon hier noch überbieten möchte, erzählt' etc. Das besagt streng genommen allerdings blofs, dafs der *Miles* und die *Lydia* von demselben Dichter sind, was ja gewifs aufser allem Zweifel steht; aufserdem läfst aber Gröber durchblicken, dafs die Identifikation dieses Dichters mit Matthæus ihm nicht unwahrscheinlich vorkommt. Und doch hatte ich geglaubt, an der von Gröber selber citierten Stelle überzeugend nachgewiesen zu haben, dafs die Zuweisung dieser beiden Gedichte an Matthæus ebenso willkürlich ist als unvereinbar mit einem Zeugnis des Matthæus selbst.

II. Band, 2. Abteilung, 1., 2. und 3. Lieferung. Die zweite Abteilung dieses Bandes wird eröffnet durch Stimmings Provenzalische Litteratur (S. 1—69). Der Verfasser beschränkt sich auf die ältere Zeit, seine Darstellung reicht nur vereinzelt, so hauptsächlich beim Drama, noch in das 16. Jahrhundert hinein; die Folgezeit und auch die Wiedergeburt der provenzalischen Dichtung in unserem Jahrhundert bleiben unerwähnt. Innerhalb dieser Grenzen war eine Einteilung des ganzen Stoffes in zeitliche Perioden nicht angebracht; wir erhalten daher in jedem einer einzelnen Dichtungsart gewidmeten Abschnitt einen vollständigen Überblick über deren ganze Entwickelung. Die klare und präzise Darstellung, die jedes überflüssige Wort streng vermeidet, ist das fein ausgefeilte und wohl abgerundete Werk eines Mannes, der seinen Stoff voll und ganz beherrscht, die reife Frucht eines unausgesetzten liebevollen und eindringenden Studiums.

Der provenzalischen schliefst sich die Katalanische Litteratur von Alfred Morel-Fatio (übersetzt von H. Schneegans) an, die die erste Lieferung beschliefst (S. 70—128). Die hier geschilderte Litteratur beginnt über 200 Jahre später als die provenzalische, da kein katalanisches Sprachdenkmal höher als in das 13. Jahrhundert zurückgeht; dafür reicht aber Morel-Fatios Darstellung in die Gegenwart hinein. Diese Arbeit macht (auch abgesehen von der zwar verdienstlichen Übersetzung, die aber die Originalsprache nicht ersetzen kann) nicht den harmonischen Eindruck, den Stimmings gefällige Schilderung auf den Leser hervorbringt. Die Schuld daran liegt aber nicht am Verfasser, sondern an der darzustellenden Litteratur selbst, an ihrer gar zu lückenhaften Überlieferung, der geringen Zahl namentlich guter Ausgaben und litterarhistorischer Vorarbeiten. So war der Verfasser genötigt, in weit bedeutenderem Umfange, als das etwa in der provenzalischen Litteratur der Fall ist, direkt nach der handschriftlichen Überlieferung, ja sogar nach Notizen in Handschriftenkatalogen zu arbeiten, was natürlich die Arbeit ungemein erschwerte und im einzelnen verhältnismäfsig oft zu wenig gesicherten Resultaten, ja blofsen Mutmafsungen führte. Zur Erfüllung einer derartig schwierigen Aufgabe bedurfte es eines ebenso gelehrten und belesenen als umsichtigen und vorsichtigen Philologen und Litterarhistorikers, und gewifs war keiner besser dazu geeignet, als der hervorragende und verdiente Kenner katalanischer und spanischer Sprache und Litteratur, Morel-Fatio, der sich hier von neuem den Dank aller Interessenten erworben hat. Nur

hätte vielleicht seine Darstellung äufserlich noch mehr gewonnen, wenn er nicht als oberstes Einteilungsprincip Poesie und Prosa, sondern zeitliche Perioden gewählt hätte, innerhalb deren dann die Einteilung nach den einzelnen Litteraturgattungen hätte vorgenommen werden können. Es scheint mir, als ob dadurch manches übersichtlicher geworden wäre, um so mehr, als Morel-Fatio die von ihm gewählte Einteilung doch nicht streng einhält, behandelt er doch beispielsweise unter der Überschrift 'Prosa' auch die *Biblia rimada e en romans* aus dem 13. Jahrhundert, die in achtsilbigen Versen einen Auszug aus den beiden Testamenten giebt, und ein Fragment eines Gedichtes in *rims apariats*, das die Passion, die Himmelfahrt, Pfingsten, die Ankunft des Antichrists und das jüngste Gericht erzählt (§ 15, S. 87 f.), ferner Fra Anselm Turmedas Moralsprüche *de alguns bons amonestaments* in vierzeiligen gereimten Strophen (§ 27, S. 108). — Dankbar mufs noch hervorgehoben werden, dafs Morel-Fatio auf den *Consolat de la mar*, die *Ordinacions* Peters IV., die *Constitucions de Catalunya* und andere sprachlich kostbare Texte wenigstens hinweist (§ 23, S. 102), wenn er sie auch nicht, weil aufserhalb des Gebietes der eigentlichen Litteraturgeschichte stehend, in seine Darstellung aufnehmen konnte.

Die ganze zweite und mit Ausnahme des letzten Blattes auch die ganze dritte Lieferung dieser Abteilung wird von der Portugiesischen Litteratur eingenommen, in deren Bearbeitung sich Carolina Michaëlis de Vasconcellos und Theophilo Braga geteilt haben. Die Aufgabe, eine zusammenhängende und einigermafsen vollständige Darstellung zu geben, war auch auf diesem Gebiete sehr schwierig. Die uns hier gebotene Übersicht beruht hauptsächlich auf den zahlreichen Arbeiten Bragas, der eigens für den Zweck einen Abrifs verfafste, in welchem er die ganze portugiesische Litteratur nach seinen jetzigen Anschauungen darstellte. Diesen Abrifs hat dann Carolina Michaëlis in deutscher Sprache vollständig nach ihren eigenen Auffassungen umgearbeitet und dabei erheblich erweitert. Der Raumersparnis wegen ist aber nur für die einleitenden Kapitel und für die drei ersten Epochen der portugiesischen Litteratur (bis 1580), als die belangreicheren und grofsenteils weniger bekannten, die von Carolina Michaëlis besorgte erweiterte Umarbeitung gedruckt worden, die trotzdem die ganze zweite und über zwei Dritteile der dritten Lieferung einnimmt. Erst von S. 344 ab erhält dann Theophilo Braga wirklich das Wort zur Darstellung der IV., V. und VI. Epoche (von 1580 bis zur Gegenwart); seine Schilderung ist hier von Carolina Michaëlis blofs frei übersetzt und mit einigen Daten und zahlreichen Anmerkungen versehen.

Auf den beiden letzten Seiten der dritten Lieferung beginnt Baists Spanische Litteratur, deren Fortsetzung bisher noch aussteht.

II. Band, 3. Abteilung, 1. und 2. Lieferung. Tommaso Casinis Geschichte der Italienischen Litteratur, ins Deutsche übertragen von Heinrich Schneegans, eröffnet die dritte Abteilung dieses Bandes und umfafst die ganze erste und etwas über zwei Dritteile der zweiten Lieferung, das sind 217 Seiten. Der somit gegenüber der portugiesischen Litteratur-

geschichte, die deren 253 zählt, um 36 Seiten geringere Umfang hindert keineswegs, dafs wir eine durchaus ausgiebige und klare Übersicht über die italienische Litteratur von ihren Anfängen bis zum Jahre 1870 erhalten. Möchte man vielleicht auch einiges anders dargestellt sehen und mag man auch dem Verfasser in einzelnem nicht immer beistimmen, seine Arbeit wird doch stets eine verdienstliche bleiben. Sie zeugt von grofser Belesenheit, von der Durcharbeitung eines ungeheuren Materiales, über das wir in zahlreichen Anmerkungen und reichlichen bibliographischen Notizen Aufschlufs erhalten, die die Nützlichkeit und Brauchbarkeit des Werkes noch erhöhen, das auch durch seine sonstigen genauen Angaben und Datierungen sich empfiehlt. Gern hätte ich aber gesehen, wenn der Verfasser auf S. 6 den unvergänglichen Verdiensten Gasparys und seinem in jeder Hinsicht meisterhaften, wenn auch leider Fragment gebliebenen Werke, das freilich in der italienischen Übersetzung, besonders des ersten Bandes, den Zauber seiner Sprache einbüfst, wärmere Worte der Anerkennung gezollt hätte; es scheint mir eine Herabsetzung, seine Geschichte der italienischen Litteratur mit Bartolis *Storia della letteratura italiana* auf die gleiche Stufe zu stellen und in einem Atemzuge zu nennen. Dafs man diesen beiden Werken 'Einheitlichkeit der Methode und des kritischen Standpunktes zuerkennen kann' und dafs sie, trotzdem sie unvollendet geblieben sind, 'immerhin ... dem künftigen Litterarhistoriker nützlich sein werden,' scheint mir doch gar zu gütig für Gaspary und nicht in jeder Hinsicht richtig bezüglich Bartolis.

Die letzten 39 Seiten der zweiten Lieferung werden durch C. Decurtins' Geschichte der Rätoromanischen Litteratur ausgefüllt, deren Schlufs jedoch erst im nächsten Hefte zugleich mit Gasters Rumänischer Litteratur erscheinen wird. — Decurtins scheint hier den Begriff Rätoromanisch nicht so weit zu fassen, wie das Gartner im I. Bande des Grundrisses, S. 461, thut, jedenfalls beschränkt er seine Litteraturgeschichte auf das Rätoromanische Graubündens, während er Tirol und Friaul nicht erwähnt. In dieser Beschränkung konnte die Aufgabe gewifs keinem Kundigeren anvertraut werden als Decurtins, der sich seit mehr als zwanzig Jahren das Sammeln folkloristischen Materials und des Handschriftenschatzes Graubündens zur Lebensaufgabe gemacht hat. Denn gerade das Interessanteste in dieser Litteratur ist nur mündlich oder handschriftlich überliefert, und Decurtins betrachtet ganz besonders das blofs mündlich Überlieferte als den 'eigensten und nationalsten Teil der rätoromanischen Litteratur', der 'ungleich älter' wäre 'als alle Schriftdenkmäler', ja 'älter als die Bildung der gegenwärtigen Dialekte', wie 'das gleichzeitige Vorhandensein derselben Lieder, Märchen, Sprüche und Rätsel in allen rätoromanischen Dialekten' (Graubündens natürlich) vermuten lasse. Deshalb behandelt Decurtins auch zuerst die Orallitteratur (S. 220—233), und zwar ohne zwischen den Dialekten zu scheiden. Da werden uns zunächst sehr interessante Mitteilungen über Lieder mythischen Gehalts gemacht, ferner über Liebeslieder, Spott- und Rügelieder, Balladen, Tierfabeln, historische und politische Lieder, Totenklagen, Märchen, Novellen

und Sagen, Kinderlieder und Kinderspiele, Sprichwörter, Rätsel, Zaubersprüche u. s. w. Gelegentlich werden uns auch die Texte selbst mitgeteilt, mitunter begleitet von einer deutschen Übersetzung. Es ist dies wirklich ein äufserst interessantes Kapitel für jeden, dem Folklore nicht gleichgültig ist, und das dürfte es doch keinem sein. Auf S. 233 folgt dann die Buchlitteratur, von Decurtins nach den Dialekten in die Engadinische und die Oberländische geteilt. Unter der Engadinischen ist die Ober- und Unterengadinische vereinigt, da jede der beiden betreffenden Landschaften die Schriften der anderen ohne jede sprachliche Schwierigkeit las, ferner sind Bergün und das Münsterthal einbezogen, die sich der engadinischen Litteratur bedienten. Die gleichen Verhältnisse bestehen im rheinischen Oberland bezüglich des Ob- und Niedwaldischen und des Oberhalb- und Unterhalbsteinischen, weshalb Decurtins die Litteratur dieser Dialekte unter dem Begriff 'Oberländisch' zusammenfafst. Die Buchlitteratur jeder dieser beiden Dialektgruppen teilt Decurtins ferner in drei Perioden: I. 1500—1700; II. 1700—1830; III. 1830 bis zur Gegenwart; von der Engadinischen sind alle drei Perioden vollständig in dieser Lieferung enthalten, von der Oberländischen blofs die beiden ersten Perioden und der Anfang der dritten.

Man sieht, welche Fülle des Wichtigen und Unentbehrlichen, nicht nur für Romanisten, sondern überhaupt für jeden, der sich für mittelalterliche und neuere Litteratur und Kultur interessiert, der reiche und gediegene Inhalt auch dieser sieben Lieferungen von Gröbers Grundrifs bietet, der überhaupt nicht warm genug empfohlen werden kann.

Jena. W. Cloëtta.

Émile Deschanel, professeur au Collège de France, Les déformations de la langue française. Paris, Calman Lévy, 1898. 294 S. 8. fr. 3,50.

Es ist nicht ganz leicht, in wenig Worten zu sagen, was den Inhalt des (wie es scheint, aus Zeitschrift-Artikeln zusammengestellten) Buches bilde, das vorstehenden Titel trägt. Von 'Mifsbildungen, Verunstaltungen', denen man in französischer Rede oder auch Schrift begegnen mag, ist allerdings stellenweise darin gehandelt, von ohne Not und oft dazu ordnungswidrig gebildeten neuen Wörtern, von irrtümlicher Verwendung alter, von syntaktischen Verstöfsen, die das Zeitungs- ja sogar das Französisch nicht einmal besonders eilfertiger Leute verunzieren; dazu aber von sehr viel anderem, so von bald leicht, bald schwer zu erklärendem Wechsel oder Schwanken des grammatischen Geschlechts; von der oft recht überraschenden Jugend gewisser Wörter, die heute doch jedem geläufig sind; von lächerlichen Irrtümern älterer Etymologen;[1] von der

[1] Die eigenen Etymologien des Verfassers werden übrigens auch kein Glück machen, *berser* aus *versare*, *engoüer* von *goût*, *exancer* von *exandire*, *omelette* von *œufs mêlés*, *copeau* von *couper*.

Erscheinung der *doublets*; und damit ist noch lange nicht alles erschöpft. Wem wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Französischen nicht völlig fremd geblieben ist, der wird aus dem Buche kaum etwas lernen können; und was es aus Brachet, Darmesteter, Littré, Bréal wiederholt, findet man bei diesen besser gesagt und nicht in so wüstem Durcheinander. Der Verfasser hat sich auf anderen Gebieten als Mann von Wissen und Urteil bewährt, auf dem der Geschichte seiner Sprache gebricht es ihm an den elementarsten Kenntnissen. Er führt *soixante* als Beispiel der Verwandlung von *e* zu *oi* an; ihm ist *verrai* aus *voirai* entstanden; ihm hat das Futurum von *acquérir* ursprünglich *acquierrai* gelautet, *'mais l'i fut mangé, à tort, d'où vint la forme irrégulière j'acquerrai'; ils siéent* bei Massillon hält er für einen Barbarismus; *eu* ist für ihn aus *habui* hervorgegangen; das *r* von *raiguiser* neben *aiguiser* erklärt sich nach ihm ganz wie das von *Londres, havre* aus der Neigung aller an körperliche Anstrengung Gewöhnten, diesen Laut *soit au commencement, soit au milieu, soit à la fin* hinzuzufügen; er trifft das Wort *poêlette*, und sofort erkennt er, dafs daher *palette* kommt; den alten Strafsennamen *rue aux oues* deutet er 'Eierstrafse'; *qui vive?* steht infolge Erweichung des Endlautes für *qui vif?* das Adjektiv *inatteignable*, das Brunetière gebildet zu haben scheint, hält der Verfasser für eine Mifsgeburt, weil es sich nicht an ein Verbum erster Konjugation anschliefse, erinnert sich also nicht, dafs es *faisable, croyable, valable, impérissable* u. dgl. giebt; er hält *planté* in der Verbindung *grand planté de tripes* bei Rabelais (das *un* vor *grand* zu setzen, das Herr Deschanel giebt, ist Rabelais nicht eingefallen, s. die Kapitelüberschrift I, 1) für das Particip von *planter*; es ist für ihn die nämliche Erscheinung, wenn *comble* und wenn *farce* in attributiver Funktion begegnen; *la pointe* und *la pousse* sind nach seiner Auffassung in gleicher Weise, und zwar aus dem Präsens Indicativi von *poindre* und von *pousser* hervorgegangen. Und von dergleichen völlig unhaltbaren Aufstellungen wimmelt es in dem Buche, das somit in die geschichtliche Betrachtung des Französischen einzuführen sich in der That recht wenig eignet.

Doch soll damit nicht gesagt sein, dafs es neben viel Schaden nicht auch einigen Nutzen stiften könne. Es scheint Leute französischer Zunge zu geben, die *compendieusement* im Sinne von 'umständlich, ausführlich' brauchen, andere, die vermeinen, *naguère* heifse 'vor Alters', *primordial* sei so viel wie *de premier ordre*; wieder andere thun sich nicht genug, wenn sie blofs sagen *pour grave que soit l'erreur* oder *si grave qu'elle soit*, und schreiten daher zu der Kombination *pour si grave qu'elle soit*; abermals andere vergessen, dafs *but* eigentlich der Zweck in der Scheibe ist, und dafs man, will man sorgfältig sein, nicht sagen darf *remplir un but*, während *viser, toucher, manquer* Verba sind, mit denen *but* wohl in Verbindung treten kann. Diese Leute alle könnten hier annehmbare Belehrung finden; nur sind solche Sünder nicht immer diejenigen, die am eifrigsten nach Büchern über die *déformations de la langue* greifen. Auch wer zu leicht bereit ist, neue Wörter zu schmieden oder von anderen eben

geschmiedete unbesehen in Gebrauch zu nehmen, mag mit Nutzen lesen, was Herr Deschanel über Neologismen äufsert. Alles braucht er ihm nicht gerade zu glauben; denn so völlig überflüssig sind die Neubildungen neben sinnverwandten älteren Ausdrücken nicht immer, wie er meint; dafs *réglementer* z. B. nicht dasselbe besagt wie *régler*, wird keines Beweises bedürfen. Hinwieder mag manchem, der gern über Spracherscheinungen nachdenkt, und zwar auch gerade über solche, die ihre Rechtfertigung nicht unmittelbar in sich selbst tragen, manches von den angeführten und nicht ohne Grund getadelten Vorkommnissen der Erwägung wert scheinen, und er mag zu einem Verständnis ihrer Entstehung kommen, an welchem dem Verfasser selbst gar zu wenig gelegen ist. S. 158 hat er ganz richtig die mifsbilligte Ausdrucksweise *il aurait aimé à ce que* (statt blofs *que*) *l'on parlât de lui* darauf zurückgeführt, dafs, wenn das Objekt von *aimer* in einem Infinitiv gegeben ist, dieser *à* vor sich nimmt: *il aurait aimé à être le sujet des conversations*. Ganz ebenso wird die ebenda gerügte Wendung *de manière à ce que* statt *de manière que* aus *de manière à* mit dem Infinitiv zu erklären sein, und nicht anders *demander à ce que* statt *demander que* aus *demander à* mit dem Infinitiv. Ebenso verhält es sich meines Erachtens mit dem *pour ne pas que* 'damit nicht', das Herr Deschanel mit Schrecken einmal bei einem der Goncourt getroffen hat, und das auch mir bisweilen begegnet ist: *se battre, être le plus fort dans la dure guerre de la spéculation, manger les autres pour ne pas qu'ils vous mangent, c'était ... l'unique cause de sa passion pour les affaires*, Zola, l'Argent 53; *elle sema, devant, le contenu des corbeilles ..., pour ne pas que la rue, à cette place seule, fût, sans corolles*, Rodenbach, Bruges la morte 202 (vgl. *mi ló scaudreu cón èl fiá pèr nò ch'al sènta la frèjg* = *io lo scalderò col fiato *per non ch'egli senta il freddo*, Gelindo 92); offenbar ist die Konstruktion mit dem Infinitiv *pour ne pas être mangé* die Veranlassung zum Zusammenrücken der Präposition mit der Negation geworden. *Quelques ardents qu'ils soient*, was schon Littré aus Corneille angeführt hat, mag für den heutigen Grammatiker eine *énormité* sein; wer die Entwickelungsgeschichte von *quelque* kennt, wird darüber anders urteilen.

Berlin. Adolf Tobler.

Carl Svedelius, L'analyse du langage appliquée à la langue française. Thèse pour le doctorat. Upsala, Imprimerie Almqvist et Wiksell, 1897. 179 S. 8.

Die Schrift des bisher dem Referenten nur durch einen kleinen Beitrag zu der Festgabe für Wahlund (s. Archiv XCVI 428) bekannten Schweden mag manchem etwas breit in der Darstellung, oft auch nicht klar genug im Ausdruck erscheinen und dürfte den und jenen durch eine Menge ungewohnter, vielleicht nicht immer glücklich gewählter technischer Bezeichnungen abschrecken; wer sie aber, davon unbeirrt, durcharbeitet, wird ihr das Zeugnis schwerlich versagen, dafs sie eine bemerkenswerte

Frucht kräftiger Denkarbeit eines selbständigen Geistes sei, und wird, auch wenn er nicht überall von ihr überzeugt werden sollte, sich zu eigener Beobachtung und Erwägung angeregt finden. Insbesondere mag auf die feine Behandlung hingewiesen sein, die der Verfasser den Ursachen und den Wirkungen verschiedener Arten der Wortfolge, denen der Redepausen und des Tonfalles angedeihen läfst; hier nämlich nimmt neben der überall im Vordergrund stehenden psychologischen Analyse der Rede am meisten die Vorführung früher wenig oder nicht beobachteter sprachlicher Thatsachen die Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch.

Was der Verfasser Analyse der Sprache (oder sagen wir lieber der Rede) nennt, ist nicht eine Analyse der sprachlichen Mitteilung, sofern diese sich in einzelne Wörter von syntaktisch bedingter Form und Funktion zerlegen läfst (von Wortarten, von Flexion, von Beiordnung oder Unterordnung der Sätze spricht er nicht oder kaum); was ihn beschäftigt, ist vielmehr die Analyse des Gedankengehaltes sprachlicher Mitteilung abgesehen von den Einzelheiten der Form, die diese annimmt. So äufsert er sich denn bisweilen mit nicht geringer Mifsachtung über die 'übliche Syntax', die ja ohne Zweifel manches sündigen mag, vielleicht nicht immer hinlänglich im Auge behält, dafs ihr Gegenstand nur die zusammenhängende Rede ist, die aber mit dem besten Willen nicht meiden kann von den einzelnen Dingen auch zu reden, zwischen denen ein Zusammenhang besteht, und die sicherlich seit geraumer Zeit sich zu bessern mit Erfolg beflissen ist. Auch der Logik sagt der Verfasser ab, verwahrt sich mit Recht gegen die Vermengung von Satz und Urteil und meidet die Ausdrücke Subjekt und Prädikat u. dgl. Aber er nimmt seinerseits nicht Rücksicht genug darauf, dafs die sprachliche Mitteilung in einer bestimmten Form geschieht, ihr Inhalt mit dieser Form aufs engste zusammenhängt; er ist zu sehr geneigt die feinen Unterschiede zu verkennen, die auch zwischen nächstverwandten Ausdrucksweisen bestehen ('Rinder kauen wieder' und 'Rinder sind Wiederkäuer' besagen streng genommen nicht dasselbe; 'das schadet der Gesundheit' und 'das schädigt die Gesundheit' entsprechen verschiedenen Auffassungen des nämlichen Sachverhaltes); er beachtet auch umgekehrt nicht hinlänglich, wie die nämliche 'Mitteilung' oder Aussage verschiedenen Gedankengehalt bergen kann ('das Wetter ändert sich' d. h. 'ist eine dem Wechsel unterworfene Sache' oder aber 'ist gegenwärtig im Umschlag begriffen'); er lehnt zu sehr alle historische Betrachtung der Sache ab und kommt dadurch zu so befremdlichen Aufstellungen wie die, dafs eine Präposition verbale Bedeutung haben könne, dafs die Präposition mit dem Verbum eine Einheit bilde, und zum Beharren bei dem Begriffe der Copula, den man doch wirklich nur dem Logiker kann durchgehen lassen. — In der Kürze, zu der ich hier genötigt bin, kann ich das Buch des Herrn Svedelius nicht so besprechen, wie es verdiente; schon die Neuheit der Terminologie würde zu grofser Weitläuftigkeit nötigen, da es vielfach auch neue Begriffe sind, für die er neue Namen anwendet (*'terminus ad quem'*

ist im allgemeinen, was man früher 'Objekt' nannte, aber auch *pâle* in *il devient pâle* wird so genannt). Es sei aber der Aufmerksamkeit der Sprachforscher und der Philosophen empfohlen. Der Titel darf übrigens nicht glauben machen, es sei darin nur oder vorzugsweise vom Französischen die Rede. Auch aus dem Deutschen, dem Englischen, dem Spanischen entnimmt der Verfasser Beispiele der Erscheinungen, die ihn beschäftigen. Manches würde vielleicht etwas verschiedene Gestalt gewonnen haben, wenn formenreichere Sprachen den Ausgangspunkt gebildet hätten.

Berlin. Adolf Tobler.

Alfred Pätzold, Die individuellen Eigentümlichkeiten einiger hervorragender Trobadors im Minneliede. Marburg 1897 (Ausgaben und Abhandlungen, Band 95).

Der Verfasser der vorliegenden ziemlich umfangreichen Arbeit hat sich die Aufgabe gestellt, in den Anschauungen und dem poetischen Stile verschiedener Trobadors charakteristische Züge aufzuzeigen und durch eine solche Untersuchung über die Entwickelung der gemeinsamen Gedanken der provenzalischen Minnepoesie Licht zu verbreiten. Er betrachtet bei den einzelnen Dichtern zunächst die 'Art ihrer Liebe', ihr Verhältnis zu den Forderungen der höfischen Sitte der Zeit, sodann ihre Ausdrucksmittel, die Art, wie Bilder, Vergleiche und Anspielungen bei ihnen verwendet sind, um daraus ein Urteil über Eigenart und Bedeutung der einzelnen zu gewinnen. Solche Untersuchungen sind jedenfalls dankenswert, selbst wenn sie in ihrem Gesamtergebnis nur die alte Anschauung bestätigen sollten, dafs, von den wenigen bekannten Ausnahmeerscheinungen abgesehen, die 'Individualität' der Trobadors ein sehr fragwürdiges Ding ist. Die Dichter, welche Pätzold in Betracht zieht, sind Guilhem de Peitieus, Raimbaut d'Aurenga, Bernart de Ventadorn, Peire d'Alvernhe, Arnaut de Maruelh, Folquet de Marselha, Peire Vidal, Guilhem de Cabestanh, Guiraut de Bornelh. Er unterzieht bei den einzelnen zuerst den allgemeinen Inhalt der Gedichte einer Untersuchung und bespricht sodann die Mittel der Darstellung. In dem S. 125 anhebenden Abschnitte werden die gewonnenen Ergebnisse zusammengetragen und verglichen, wobei der Verfasser seinen Stoff nach den einzelnen im Minneliede zu Tage tretenden Elementen gruppiert. In dieser Zusammenstellung, die im wesentlichen auf einen Überblick über die Verbreitung und verschiedene Gestaltung der landläufigen Gedanken des Minneliedes bei den einzelnen Trobadors hinausläuft, ist übrigens der Kreis der berücksichtigten Dichter etwas erweitert. Am Schlusse der Arbeit fafst Pätzold seine Resultate zu knappen Urteilen über die Trobadors zusammen. Das Bild, das Diez und andere von dem litterarischen Charakter der einzelnen entworfen haben, wird dadurch kaum wesentlich verschoben, wohl aber verschiedentlich ergänzt und schärfer gefafst.

An Umsicht und Fleifs hat es der Verfasser nicht fehlen lassen. Sein

Streben nach Gründlichkeit hat des öfteren eine etwas ermüdende Breite der Darstellung zur Folge. Die Belegstellen sind bisweilen unnötig gehäuft, oft gerade da, wo es sich um die allergewöhnlichsten Erscheinungen handelt; und manche Bemerkung findet sich wiederholt ausgesprochen. Gröfsere Knappheit und strengere Sichtung des Materials hätte der Untersuchung zum Vorteil gereicht. Zum Teil sind ja die Sammlungen von Beispielen für gewisse Eigentümlichkeiten des Trobadorstils, wie sie Pätzold giebt, sicherlich wertvoll und nützlich.

Dafs die Kenntnis der individuellen Merkmale, welche die Werke der einzelnen Dichter aufweisen, die Entscheidung von Verfasserfragen fördert, ist klar. Pätzold nimmt denn auch mehrfach Gelegenheit, dieses Kriterium bei der Attribuierung von Gedichten zu verwenden und in dieser Weise die gewonnenen Resultate zu benutzen. In diesen Versuchen ist er nicht durchweg glücklich. S. 58 meint er, das Lied Gr. 30, 9 sei Arnaut de Maruelh mit hoher Wahrscheinlichkeit abzusprechen, und bei 30, 10 und 30, 18 sei seine Autorschaft aus inneren Gründen gleichfalls zweifelhaft. 30, 9 möchte er Bernart de Ventadorn zuschreiben, trotzdem dieser in keiner Handschrift als Verfasser genannt wird. Die Argumente, die er gegen Arnauts Verfasserschaft anführt, und die er ausschliefslich aus einer Betrachtung des Inhaltes und des Stiles der Lieder schöpft, sind weder in ihrer Gesamtheit überzeugend, noch auch im einzelnen durchweg einleuchtend. Wenn Pätzold z. B. die Kühnheit des in der fünften Strophe von 30, 9 ausgesprochenen Wunsches gegen Arnaut anführt, so ist dagegen auf die Stelle des *breu* (M. W. I, 151, Zeile 3—8) zu verweisen, wo der Trobador ebenfalls aus seiner gewöhnlichen schüchternen Schwärmerei heraustritt. Ebensowenig ist das, was S. 65, Anm. 9 bei Gr. 30, 2 gegen Arnauts Verfasserschaft vorgebracht wird, stichhaltig. Warum soll man dem Trobador einen Gedanken, welcher, wie der in der vierten Strophe ausgesprochene, einmal ein wenig von der Schablone abweicht, nicht zutrauen? Bei Gr. 155, 12 sind die Zweifel an der Autorschaft Folquets de Marselha vollständig grundlos. Was Pätzold in der zum Teil nicht recht klaren Anmerkung auf S. 70 anführt, vermag die Attribuierung des gleich dem vorhergenannten allerdings nur in einer einzigen Handschrift überlieferten Liedes nicht zu beeinflussen. Bei dem Liede Gr. 155, 17, bei welchem die handschriftliche Überlieferung zwischen drei Verfassern, Folquet de Marselha, Folquet de Romans und Peirol, schwankt, entscheidet sich Pätzold aus Gründen, die er im inneren Charakter des Gedichtes findet, gegen Folquet de Marselha und für Peirol (S. 73, Anm. 6). Dafs der letztere in der That der Verfasser ist, macht Zenker in seiner Ausgabe des Folquet de Romans S. 2—3 durch eine Betrachtung der metrischen Form einleuchtend.

Das Bestreben, für die von ihm ausgewählten Trobadors möglichst viel charakteristische Züge aufzufinden, hat den Verfasser in seinen Behauptungen bisweilen ein wenig zu weit geführt. Über die S. 43 angezogenen Stellen aus Bernart de Ventadorn, in denen er Beispiele einer echt humoristischen Auffassung erblicken möchte, kann man verschiedener

Meinung sein; zum mindesten ist wohl die dritte der Stellen, Gr. 70, 28, Str. 4, auszuscheiden.

Im einzelnen sei noch Verschiedenes bemerkt. S. 35, wo Pätzold von der im Provenzalischen so alltäglichen Personifikation von *Amors* spricht, meint er, dafs Folquet de Marselha 6, Str. 5 die einzige Stelle sei, wo der Liebesgott, also ein männliches Wesen, erscheine. Dieselbe Allegorie erscheint jedoch auch bei Albert de Sisteron, der in 16, 12, Str. 3 ganz ähnlich wie Folquet sagt: *quel dieus d'amor m'a nafrat de sa lansa per que mos cors en lieys amar s'eslansa.* Die umschreibende Bezeichnung *dieus d'amor* wurde angewendet, um der ursprünglichen antiken Vorstellung von einem männlichen Liebesgotte Ausdruck zu geben. Über den Einfluss, den die mythologische Personifikation auf das Geschlecht des franz. *amour* ausgeübt hat, vgl. Rajna in Le Corti d'amore (Milano 1891) S. 13 und 63. Im Altfranzösischen ist ja der *dieus d'amour* vor allem in der unter Ovids Einflusse stehenden allegorischen Minnedichtung ganz gewöhnlich. Daneben ging man aber hier und da dazu über, das einfache *Amours* in der Personifikation als Maskulinum zu gebrauchen. In der von Doutrepont herausgegebenen Clef d'amors erscheint Vers 147 *'Amors'* als *filz Venus*, und im Roman d'Enéas ist *Amors* ebenfalls ein männliches Wesen. — Den S. 89 citierten Ausdruck *pretz soloriu* gebraucht Peire Vidal nicht in Gr. 364, 10, sondern in 364, 11. — S. 122, Z. 12 v. u. wird der Ausdruck *es fazedor* unrichtig mit 'es ist Brauch, Sitte' übersetzt. — S. 22, Z. 6 v. o. mufs es heifsen *Dieus vuilla c'om no si sereg*, S. 105, Z. 19 v. u. *bran* statt *bram*.

Berlin. Hermann Springer.

J. Vodoz, Le Théâtre latin de Ravisius Textor (1470—1524). Winterthur 1898.

In Boileaus *Fragment d'un dialogue contre les modernes qui font des vers latins*, in welchem die Dichterlinge Ménage, Du Perrier und Santeul lächerlich gemacht werden, erscheint auf dem Parnafs im Gefolge der Drei Ravisius Textor, ein gelehrter Pedant, den sie mitgenommen haben, damit er ihnen beim Zusammenstoppeln ihrer lateinischen Verse mit schmückenden Beiwörtern aushelfe. Wenn Boileau diesen Textor, den er als Verfasser eines *Specimen epithetorum* kannte, ausdrücklich sagen läfst: *je n'ai pas l'honneur d'être poète*, so thut er ihm Unrecht. Jean Tixier de Ravisy, der seinen Namen in Ravisius Textor latinisierte und am Anfange des 16. Jahrhunderts am Collège de Navarre in Paris lehrte, ist ein sehr beachtenswerter Dramendichter; von ihm sind vierundzwanzig *dialogi* erhalten, die in der Zeit von 1500 bis 1524 von den Schülern im Collège de Navarre aufgeführt worden sind. Über diesen hervorragenden Vertreter des Schuldramas in Frankreich ist schon verschiedentlich gehandelt worden. Vodoz giebt in seinem Buche von der Persönlichkeit und dem dramatischen Schaffen des gelehrten Dichters eine eingehende Darstellung, in die er allgemeine Bemerkungen über die Entwickelungsgeschichte des

Theaters und speciell über die Schulaufführungen einfügt. Im ersten Kapitel beschäftigt sich der Verfasser mit den ziemlich spärlichen Nachrichten über Herkunft und Leben Textors, betrachtet seine nicht weiter bedeutsame Thätigkeit als wissenschaftlicher Schriftsteller, die sich in den gewöhnlichen Bahnen der pedantischen Schulgelehrsamkeit bewegt hat, und entwirft eine allgemeine Charakteristik seiner Persönlichkeit. Vodoz hat bei seiner Untersuchung der Stücke, von denen ihm siebzehn Ausgaben aus der Zeit von 1530 bis 1651 bekannt sind, einen Druck aus dem Jahre 1626 benutzt, der sich in der Züricher Stadtbibliothek befindet. Textors Schuldramen wurzeln trotz ihrer lateinischen Einkleidung vollkommen in dem Boden des nationalen französischen Theaters. Neunzehn davon entsprechen inhaltlich den *moralités*, die übrigen sind Possen nach Art der *soties* oder der *farces*. Von sämtlichen Stücken werden ausführliche Analysen gegeben. Im Schlufskapitel überblickt der Verfasser noch einmal das gesamte dramatische Schaffen Textors; er fragt nach seinen Quellen und sucht die charakteristischen Züge seiner Dichtung festzustellen. Der noch innig mit dem Mittelalter zusammenhängende Anschauungsgehalt der Zeit findet sich bei Textor in einer bisweilen recht geschickten und eigenartigen Fassung wieder. Die satirische Tendenz ist zumeist stark ausgeprägt; vor allem tritt der in so weiten Schichten der mittelalterlichen Litteratur traditionelle Hafs gegen das Weib mit voller Schärfe hervor. Daneben richtet sich die Satire gegen einzelne Stände, gegen die Höflinge, den Klerus, gegen die ruhmredigen Soldaten, gegen die mit der Rute arbeitenden Schulmänner, gegen unehrliche Kaufleute, falsche Advokaten und ungerechte Richter. Auch die politischen Ereignisse bleiben in Textors Stücken nicht unberührt; abgesehen von manchen sonstigen Anspielungen sind zwei der Dialoge ausgesprochen politischen Inhalts. In Bezug auf die Quellenfrage begnügt sich Vodoz im allgemeinen, auf einzelne litterarische Erscheinungen hinzuweisen, deren Gedankenkreis dem Textors entspricht und bei denen die Annahme eines Einflusses auf den Schuldichter naheliegen könnte.

Da der Gang der Untersuchungen ein sehr einfacher ist und sich Fragen schwierigerer Art kaum darbieten, so giebt die Arbeit im einzelnen nicht viel Anlafs zu Bemerkungen. Das Wertvolle, das sie enthält, besteht im wesentlichen in einigen Einzelheiten über das Leben und die Person des Dichters und in den vollständigen Inhaltsangaben seiner Stücke, die bisher nur zum kleinen Teil in Analysen bekannt gemacht waren. In den Ausführungen über Entwickelung und Wesen des mittelalterlichen Theaters, mit denen der Verfasser seine Darstellung abgerundet hat, ist er nicht selbständig, sondern wiederholt im allgemeinen ohne eigene Kritik in ziemlicher Breite die Ergebnisse der bisherigen Forschungen. Dabei ist auch Zweifelhaftes mit untergelaufen. So übernimmt Vodoz S. 39 die bedenkliche Schlufsfolgerung, die Aubertin in seinen Bemerkungen über das alte Bruchstück eines Dialogs zwischen Terenz und einem *delusor* ausspricht. An ein bühnenmäfsiges Weiterleben der Komödien des Altertums im Mittelalter ist doch nicht zu denken; Cloëtta

weist im ersten Bande seiner Beiträge S. 50 Anm. mit Recht auf das Zeugnis des Johannes von Salisbury in dem oft citierten Kapitel des Policraticus hin. Auch an der mehrfach widerlegten Annahme einer scenischen Aufführung der Dramen der Hrotswith von Gandersheim hält der Verfasser noch fest.

Auffallend ist in der Arbeit das häufige wörtliche Ausschreiben der einschlägigen Werke; die allgemeinen litterarhistorischen Bemerkungen sind sehr oft bis aufs Wort entlehnt. Wenn auch der Verfasser, in den allermeisten Fällen wenigstens, seine Quelle in einer Fufsnote nennt, so ist dies Verfahren doch keineswegs zu billigen, zumal der Umfang der Entlehnungen äufserlich nicht kenntlich gemacht ist. Wer die angezogenen Stellen nicht im einzelnen nachprüft, wird die Citate zum guten Teile für Eigentum des Verfassers halten. Zur Ausfüllung und Ausschmückung seiner Schrift sind sie ihm augenscheinlich recht willkommen gewesen. Sogar beim Analysieren geht der Verfasser seltsamerweise nicht durchweg selbständig vor, sondern wiederholt z. B. bei der Inhaltsangabe der Moralität *'Tres Mundani Mors Natura'* (Nr. 2) ohne Beifügung eines Quellenvermerks lange Strecken einer Analyse, die Cougny in einem Aufsatze über die Schulkomödie in den *Mémoires lus à la Sorbonne* 1867 gegeben hat.

Berlin. Hermann Springer.

Felix Frank, Dernier voyage de la reine de Navarre, Marguerite d'Angoulême, sœur de François Ier, avec sa fille Jeanne d'Albret aux bains de Cauterets (1549). — Epîtres en vers inconnues des historiens de ces princesses et des éditeurs de leurs œuvres. — Etude critique et historique d'après des textes inédits et des recherches nouvelles, suivie d'un appendice sur le vieux Cauterets, ses thermes et leurs transformations. Toulouse et Paris, 1897. 112 S. 8.

Im Jahre 1896 veröffentlichte A. Lefranc als erstes und bisher leider einziges Stück der *Publications de la Société d'histoire littéraire de la France* einen Band unter dem Titel *Les dernières poésies de Marguerite de Navarre.* Diese Dichtungen gehören alle offenbar den letzten zweieinhalb Lebensjahren der Königin († Dezember 1549) an, da sie von ihrem Bruder Franz († März 1547) als von einem Toten reden. Unter diesen *dernières poésies* befinden sich zehn gereimte Episteln. Eine (Nr. I) ist an den Neffen, König Heinrich II., eine zweite (Nr. IX) an die Äbtissin von Fontevrault, Louise de Bourbon, eine dritte (Nr. X), ganz Marotscher Inspiration, an den Abt von Saint-Sever de Rustan gerichtet. Die übrigen sieben Nummern sind Briefe Margaretes an ihre Tochter Jeanne d'Albret (Nr. II, V, VI, VIII) und Zuschriften dieser Prinzessin an die Mutter (Nr. III, IV, VII).

Die Wiedergabe dieser Episteln durch Lefranc beruht auf dem Ms.

f. fr. 24298 der Pariser Nationalbibliothek. Zu Nr. I—VI und VIII lieferte das Ms. f. fr. 883 Lefranc mancherlei Varianten.

Nun hat Lefranc aber zweierlei übersehen. Erstens hatte E. Frémy bereits 1883 die Briefe II—VI und VIII nach dem Ms. 883 herausgegeben, freilich als *Poésies inédites de Catherine de Médicis*. Zweitens enthält dieses Ms. 883 noch weitere poetische Briefe, von denen einer unzweifelhaft aus der Feder der Königin Margarete stammt und in ihren *Dernières poésies* nicht fehlen durfte. Dieser Brief Margaretes war schon durch E. Frémy bekannt gegeben, aber Katharina zugeschrieben worden. Eine andere Epistel, die bislang gänzlich unbekannt geblieben war, kann wohl, wie Frank will, die Prinzessin Jeanne zur Verfasserin haben.

Frank veröffentlicht diese beiden Schreiben samt einem aus dem nämlichen Ms. 883 stammenden kurzen dritten Briefe eines Ungenannten, der sich von Pau aus über die Feuersbrunst erkundigt, die 'in den Bädern' ausgebrochen war, das Leben der Badegesellschaft in Gefahr gebracht hatte und insbesondere

oza fere dommage
Aux tendres piedz de l'honneste princesse.

Die Bäder sind nach Franks Auffassung diejenigen von Cauterets; die Prinzessin ist die bei ihrer Mutter weilende Jeanne.

Ob F. Frank diese beiden letzteren Briefe richtig interpretiert hat, ist nicht von hervorragender Bedeutung und mag dahingestellt bleiben. Sicher aber hat er das Verdienst, den Brief Margaretes zuerst richtig gedeutet zu haben. Sie schreibt ihn am 31. Mai 1549 von Cauterets aus, wo sie in Begleitung ihrer Tochter Jeanne zur Kur weilt, an deren jungen Gatten Antoine de Bourbon, meldet ihm die Sehnsucht seiner Frau und bittet ihn, sie nicht länger allein zu lassen:

Doncques, mon filz, que j'ayme si très fort
Que plus ne puys, au moins, avant ma mort,
Avecques moy suplyez ce bon dieu
Que mère grand par vous soye en ce lieu.

Im weiteren zeigt Frank, der, wie kein zweiter, in den Einzelheiten der Lebensgeschichte Margaretes zu Hause ist, dafs der von Lefranc veröffentlichte Briefwechsel zwischen Mutter und Tochter nicht ins Jahr 1548, sondern auf Juli und August 1549 fällt. Seine Darstellung wird zur Geschichte der letzten Lebensmonate der Königin von Navarra. Leider schreibt er schwerfällig, wie der Titel seiner Arbeit ist. Die Lektüre der lehrreichen Schrift ist kein Vergnügen. Die Auseinandersetzung würde an Durchsichtigkeit gewonnen haben, wenn der Verfasser darauf verzichtet hätte, die kleinen und grofsen Irrtümer seiner Vorgänger unnötig breit zu schlagen.

Das Ms. 883 enthält noch zwei andere Dichtungen, welche Frank als Werke Margaretes erklärt: eine Liebesdebatte nach Art derjenigen, die in den *Marguerites de la Marguerite des Princesses* (1547) als *Les quatre dames et les quatre gentilshommes* betitelt ist, und eine *Comédie*, die an die

Moralitäten der *Marguerites* erinnert. Frank verspricht ihre Veröffentlichung, und so wird denn der Strauſs dieser königlichen Maſsliebchen noch voller werden.

Zürich. H. Morf.

Formenlehre und Syntax des französischen und deutschen Thätigkeitswortes von Adolf Meyer, Dr. phil., weil. Direktor der Höheren Töchterschule I und der Lehrerinnenbildungsanstalt, Dozenten für Französisch an der Königlichen Technischen Hochschule zu Hannover. Hannover, Fr. Cruse (Carl Georg), 1896. 8. 2 Bl. S. 30—343.

Wie das Vorwort mitteilt, enthielten die ersten neunundzwanzig dem Buche fehlenden Seiten eine Einleitung über 'Wesen und Geschichte der französischen Sprache', die der noch vor Vollendung der Drucklegung des Ganzen abberufene Verfasser umzuarbeiten gedachte, da sie seinen eigenen Ansprüchen nicht mehr genügten. Was nun nach seinem Tode an die Öffentlichkeit getreten ist, stellt wohl im wesentlichen den Inhalt von Vorlesungen dar, die der Verstorbene an der technischen Hochschule zu Hannover gehalten hat. Es geht das unter anderem aus dem Umstande hervor, daſs der Verfasser bei dem Leser die Kenntnis des Lateinischen nicht voraussetzt, im übrigen aber doch das Bestreben zeigt, gereifter Einsicht sowohl durch Breite als auch nach Kräften durch Tiefe der Darlegung der formellen und syntaktischen Verhältnisse eines Abschnittes der französischen Grammatik im Vergleich mit den entsprechenden in der deutschen Muttersprache die mangelnde philologische Schulung zu bieten. Wie weit das Werk geeignet ist, das Studium des Französischen an technischen Hochschulen zu fördern, entzieht sich meiner Beurteilung. Ich sollte meinen, die erdrückende Menge des recht unübersichtlich vorgetragenen Stoffes müſste ein wesentlich anderen als philologischen Interessen zugewandtes Gemüt gar bald verzagen und die gute Wirkung der überall durchblickenden, unverkennbaren Liebe zur Sache kaum aufkommen lassen. Andererseits ist der Nutzen, den das philologische Studium des Französischen aus der fleiſsigen Arbeit ziehen kann, nur gering. Der Verfasser hat sich redlich bemüht, den Fortschritten seiner Wissenschaft zu folgen, ist doch aber zu völliger Klarheit des Verständnisses fremder Darlegung nicht immer gedrungen. Eigenen Aufstellungen begegnet man nicht ganz selten in dem syntaktischen Teile des Buches, wenigstens da, wo es sich, wie bei der Erörterung über den 'sogenannten unpersönlichen Gebrauch der Verben im Französischen und Deutschen' (S. 189—215) um die Definition grammatischer Kategorien handelt. Aber wenn dann das Bestreben den Dingen auf den Grund zu gehen erfreut und gelegentlich auch wohl zu bemerkenswerter Auffassung führt, so wird doch infolge unzulänglicher Einsicht in die Verhältnisse der älteren Sprache ein Fortschritt auch hier nicht erreicht.

Groſs-Lichterfelde bei Berlin. Alfred Schulze.

Beobachtungen und Erfahrungen auf dem Gebiete der Anschauungsmethode im französischen Unterricht. Von Dr. Paul Lange, Oberlehrer am königlichen Gymnasium zu Wurzen. Wien, Ed. Hölzel, 1897. 40 S.

Die vorliegende Broschüre, ein Vortrag, gehalten am 21. April 1897 auf der Jahresversammlung des Sächsischen Gymnasiallehrer-Vereins zu Wurzen, ist der Bericht eines praktischen Philologen über eine zwei Jahre lang in Quarta und Tertia beobachtete Methode, die neuere Sprache, hier Französisch, nach Hölzels Wandbildern zu lehren. Mit der als Einleitung gebrachten Begründung des Nutzens der Anschauungsmethode auf der Anfangsstufe wird man ohne Widerspruch einverstanden sein können, trotzdem aber die Einführung der Wandbilder nicht schlechthin als *la difficulté vaincue* feiern dürfen. Die Ausführung des Herderschen Gedankens, den deutschen Geist zu seiner Belehrung zu den fremden Nationen auf Reisen zu führen, hat als Ersatz oder Vorbereitung auf einen Besuch eines fremden Landes die anschauliche Beschreibung des letzteren annehmen lassen. Zur Vorbereitung des Verständnisses bedarf es für den jungen Reisenden zunächst der Übertragung gewisser allgemeiner Bezeichnungen der Naturerscheinungen und des Kulturlebens, die für den Anfänger den Vorteil haben, dieselben zu sein wie die seiner Heimat. Solche sind: Wohnung, Erdboden, Wasser, Gewächse, Berge, Jahreszeiten u. s. w. Hier ist das Anschauungsbild von unmittelbarem Nutzen; aber täuschen wir uns nicht über den Umfang des letzteren. Erspart wird für die Lehrstunde nur ein zeitraubender Hinweis auf das, was der Lehrer erst mit Worten, und zwar zum Verständnis des Schülers, in der Muttersprache sagen müfste. Statt des abstrakten Hinweises im Vortrag giebt also die Anschauung ein klares und festes Bild, das bei der Vorführung der fremdsprachlichen Bezeichnung den Zusatz ihrer Bedeutung in der Muttersprache entbehrlich macht. Das ist der wirkliche Nutzen des Bildes. Man darf also hier nicht verkennen, dafs durch die Abbildung die Schwierigkeit der lautlichen Nachahmung in der fremden Sprache keineswegs verringert wird; dafs mit unerschöpflicher Ausdauer Vorsprechen und wieder Vorsprechen Anfang, Mitte und Ende der Übung ist; dafs ferner die ins Gehör aufgenommenen Laute trotz des angeschauten Gegenstandes oft genug bis zur nächsten Stunde wieder entschwinden und neu gewonnen werden müssen; dafs für die Schreibung kein sicherer Nutzen erreicht wird, vielmehr gleiche Laute zu falscher Schriftbezeichnung führen, ein Übelstand, der (S. 35) bis in die zweite und dritte Fortschrittsklasse nicht beseitigt wird. Besonders nachteilig fällt auch für die Praxis ins Gewicht, dafs der eingeschlagene Lehrgang bei dem hingebendsten Fleifs des Lehrers nur eine kleine Schülerzahl, und diese nur von Anfang an, ohne Unterbrechung noch Anschlufs eines anderen Lehrganges zuläfst, wenn nicht der Nutzen des Systems darunter leiden soll. Herr Lange hatte in Quarta siebzehn Schüler, in Tertia zwanzig; ihre Befähigung war mittelmäfsig. (S. 7.) Aber selbst bei diesem Stande der Begabung in einer so kleinen Klasse

annähernd Genügendes zu leisten, mufs meines Erachtens unter allen Umständen möglich sein. Anders läge die Sache, wenn das bedingte Genügend, das er erreicht, mit einem gröfseren Ballast mittelmäfsig begabter Schüler belastet wäre, wie es in den Oberrealschulen gröfserer Städte erfahrungsmäfsig zu beobachten ist. Kam nun unter eigentlich günstigen Klassenverhältnissen der Lehrer nur dazu, im ganzen Jahreskursus zwei Bilder zu besprechen (S. 12), so stelle man sich vor, wie sehr dies Resultat noch — immer die gröfste Anstrengung eines begabten Lehrers vorausgesetzt — einbüfsen mufs, wenn er dreifsig bis fünfunddreifsig oder mehr mäfsig begabte Schüler in einer Klasse hat. Dazu der zweite Übelstand, dafs Knaben von auswärts, denen ein Teil, gleichgültig welcher, dieses Lehrgangs fehlt, immer nur schwer mitkommen, die Lücke, weil ihnen gerade die persönliche Leitung dieses Lehrers fehlte, schwer ergänzen. Und das macht sich bis nach Prima hinauf geltend. Wie viel Quartaner kommen denn in derselben Anstalt bis nach Sekunda oder gar noch höher? (S. 37.) Ferner zeigt sich auf dem Gymnasium (S. 18), bei beschränkter Stundenzahl, beschränkter Möglichkeit des Bilderstudiums, noch geringerer positiver Nutzen. Dafür verlangt Herr Lange, gewifs nicht mit Unrecht, Erhöhung der Stundenzahl um eine, von Obertertia an. (S. 19.)

Was nun für diese Zeitschrift von Wert ist, betrifft Langes methodische Durcharbeitung des Lehrganges. Hier verdient er meines Erachtens volle Anerkennung. Ich wies schon Bd. XCIX, S. 471, auf Baumgartners *Grammaire française* hin (Zürich 1896, für deutsche Schüler). Soll die Sprachübung von Anfang an ihr Ziel konsequent verfolgen, so brauchen wir die einsprachige Grammatik, das einsprachige Wörterbuch. Ein unschätzbares Hilfsmittel für den Lehrer bleibt daher der *Dictionnaire de l'Académie*. Ihm bekennt sich der fleifsige Arbeiter mit Recht zu Dank verpflichtet. Die Proben analytischer Besprechung, die der Verfasser namentlich S. 16—18 vorführt, sind vortrefflich; und zwar erstens für den, der schon Französisch kann, zweitens für den, der schon viel verstehen kann. Hier beobachte ich eine Schwäche. Gewifs können Haltung und Gebärden des Lehrers, Gesichtsausdruck und Betonung, das Verständnis unterstützen, aber doch nicht ein schwieriges grammatisches ersetzen! Es ist doch nicht ausreichend, dafs der Schüler aus meiner Haltung errät, was ich will, und sich dabei mit dem Schall gut ausgesprochener Worte, die er nicht versteht, begnügt, die vermutlich meine Haltung illustrieren sollen. Für welche Hörerklasse bestimmt z. B. Herr Lange eine Frage wie S. 16: *Que représente le tableau dont nous allons parler maintenant?* Versteht der Schüler das *nous allons parler?* Oder (ibid.): *Qu'est-ce qui vous fait croire que c'est l'hiver?* Sind das etwa leicht verständliche Fragen, die ein Durchschnittsschüler in der erhofften Weise prompt beantwortet? Es ist so vieles, was sich als gute Vorschrift und beabsichtigtes Ziel von selbst versteht, vorläufig aber oft genug gute Absicht bleibt! Die bekannten und oft hervorgehobenen Schwierigkeiten der umschriebenen Frage und des Gebrauchs der fragenden Fürwörter machen nach meiner Erfahrung

auch bei gutem Schülermaterial bis in die obersten Klassen zu thun; für das erste und zweite Lehrjahr sind die erwähnten komplizierten Fragen sicher zu schwer. Auch wird der Verfasser schwerlich behaupten, mit Schülern mäfsiger Begabung das S. 16—18 aufgeführte Frage- und Antwortspiel in Wirklichkeit auch nur mit annähernder Sicherheit so führen zu können. Ich erlaube mir, das für unwahrscheinlich zu halten. — Dagegen kann ich, was Herr Lange von der Lesebuchkonversation sagt, als richtig billigen und die Anerkennung eines bescheidenen Lesebuches, das ich seit fast fünfundzwanzig Jahren kenne und in zwei Klassen ebenso lange benutze, unterschreiben. Fortgesetzte Beobachtung dessen, was auf einer bestimmten Stufe sich bewährt, bescheidenes Festhalten an Stoffen, die langsam, aber sicher fördern können, ohne den oft beobachteten Ehrgeiz der Darstellung des Neuesten in glänzenden Paradelektionen, mufs ich als einen langen, aber sicheren Weg zur Erlangung einiger Konversationsfertigkeit an dem Lesebuch von Benecke und d'Hargues anerkennen. — Für die Unterscheidung der Synonyma (S. 22—23) ist die bildliche Anschauung gewifs von Nutzen; mit Recht verlangt Herr Lange auch ferner, dafs alle bildliche Ausdrucksweise durch Erkenntnis der ursprünglichen Bedeutung des natürlich Angeschauten erklärt werden mufs. (S. 22.) Dagegen zähle ich unbedingt zu den Wagestücken mit zweifelhaftem Erfolg die (S. 32) Gewinnung der Formen des reflexiven Verbs durch blofse Konversationsfragen. — Dafs in der Verwendung des Anschauungsbildes mit analytischen Gesprächen ein grofser Nutzen liegt, wird nicht verkannt. Doch halte ich ihre Wertschätzung, wenngleich sie die Konsequenz der befolgten Methode ist, für zu weit gehend, wenn der Verfasser um ihretwillen zusammenhängende Schriftwerke erst in der Obersekunda lesen lassen will. (S. 40.) Freilich sind zur Bilderbesprechung geeignete Realien im Französischen in solcher Menge vorhanden, dafs selbst ein ideal ausgestatteter Lehrplan mit reicher Stundenzahl sie nie ganz erschöpfen würde. Man darf hier nicht die einem bestimmten Bildungsziel gesetzte Grenze überschreiten. Vielmehr ergiebt sich, was bei der immer selbständigeren Arbeit des reiferen Schülers wohl in Betracht zu ziehen ist, die Notwendigkeit, ihm gute Sammlungen mit Zeichnungen, Bildern, anregenden Texten zur Privatlektüre zu geben. Die (S. 20) bei der Lektüre von Taine in 1A mangelnde Vokabelkenntnis auf bestimmten Gebieten zeigt meines Erachtens nur eine öfters beobachtete Lücke in der nach verschiedenen Schulen erfolgten Ausbildung, die aus Mangel an Zeit eintrat oder aus einem anderen triftigen Grunde. Es muss eben dem mehr und mehr zu selbständiger Arbeit erwachsenden Schüler selbst die Erkenntnis dessen kommen, was ihm im Laufe seiner Ausbildung entgangen ist: der Abiturient unterliegt doch nicht der ausschliefslichen Leitung des Klassenlehrers. Immerhin bleibt der Hinweis auf den beschränkten Vokabelumfang der Litteratursprache gegenüber der Fülle der Realien beachtenswert. (S. 20.) — Wenn der Verfasser entdeckt, dafs er als Lehrer nach der Hölzelmethode (S. 25—27) sich mehr danach gesehnt, sein praktisches Können wieder aufzufrischen, gegenüber dem früher grammatisierenden Zustand, so mufs

ich entgegnen, dafs nach meinem Dafürhalten eine fortwährende Prüfung des eigenen Könnens und fortwährende Belehrung durch gute Wörterbücher neben fortgesetzter Sprech- und Schreibeübung schon lange vor Hölzel unentbehrlich war; nur hat sicher die Vorbereitung auf das analytische Gespräch an den Anschauungsbildern einmal wieder energisch auf die Notwendigkeit solcher Beschäftigung hingewiesen. Richtig bleibt schliefslich des Verfassers (S. 40) mit Münch ausgesprochene Meinung, dafs bei den vielseitigen Schwierigkeiten des Unterrichts nach der Anschauungsmethode der Lehrer, der zuerst für den blofs beobachtenden und nachahmenden Schüler alles thun mufs, seine Kunst darin zeigen müsse, die besseren Schüler und schliefslich die ganze Klasse zur lebhaften Mitbethätigung heranzuziehen. Gewifs ein Ziel, aufs innigste zu wünschen, aber ebenfalls schon früher als Ideal aufgestellt.

In summa: der eigenartige Wert des Anschauungsbildes ist für den Elementarunterricht nicht zu verkennen; doch wird ihm in der Methodik des Herrn Lange, namentlich was die Ökonomie des Lehrplans betrifft, im Klassenunterricht ein zu weiter Spielraum eingeräumt, und zwar auf Kosten des Schriftwerks und der Grammatik, deren schwierige Aufgaben durch die unterstützende Anschauung erleichtert, aber nur unter Hinzuziehung reichlicher formaler Übung befriedigend gelöst werden können.

Charlottenburg. George Carel.

Julius Bierbaum: 1. Lehrbuch der französischen Sprache nach der analytisch-direkten Methode für höhere Schulen. Verkürzte Ausgabe. 1. Teil. — 2. Systematische Repetitions- und Ergänzungs-Grammatik zu des Verfassers Lehrbüchern. Bearbeitet von J. Bierbaum und B. Hubert. Leipzig, Rofsberg, 1897.

1. Auf der ersten Seite des Vorwortes sagt der Verfasser, 'dafs die lautliche "Vorschule" von denen weggelassen werden kann, die sich für befähigt halten, sich nicht nur durch das Lautgewirr der Lesestücke selbständig ihren Weg zu bahnen, sondern dabei auch ihren Schülern in Kürze eine sichere und reine Aussprache zu vermitteln.' Ich bin, in Übereinstimmung mit erfahrenen Pädagogen, der Ansicht, dafs der Anfangsunterricht, um den es sich hier handelt, gerade den besten Lehrer, die beste Vorbildung für sein Fach und die gewissenhafteste Vorbereitung des Lehrstoffes, unterstützt durch Selbststudium, eigene, wenn auch vielleicht noch so bescheidene Forschung in der Methodik, vor allem aber eine sorgfältige Beobachtung der Individuen, die unterwiesen werden sollen, verlangt. Wer diesen Anforderungen nicht entspricht — *manum de tabula!* Welchen Eindruck macht ein Lehrbuch, in dessen Vorwort Lehrende angeredet werden, die ohne die Bierbaumsche 'Vorschule' sich am Ende nicht durch das Lautgewirr der Lesestücke selbständig ihren Weg bahnen können! Auf welchem Niveau der sprachlichen und fachlichen

Ausbildung müssen solche Lehrende stehen! Für diese scheint auch der Vorwort, Seite 2, gegebene sanfte Hinweis bestimmt zu sein, 'dafs bei gründlicher Vorbereitung jedweder Übung, welcher Art sie auch sei, durch den Unterricht nicht nur das Lernen an und für sich sehr beschleunigt wird, sondern im ganz besonderen auch die Hausaufgaben den Schülern ungemein erleichtert werden.' Für eine gewisse Art von Lehrenden sicher ein nützlicher Hinweis.

Was das Buch selbst betrifft, so könnte ohne Not die 'Vorschule', S. 1—11 des Textes, fehlen. Welche Beschwerung des Anfängers, wenn er sieht: dies alles sollst du lernen, ehe du lesen kannst! Richtig wäre eine allmähliche analytische Einführung, in Verbindung mit Leseübungen. Da hat z. B. Albert Benecke in seinem Elementarbuch, das er 'Französische Vorschule' nennt, die Sache sehr geschickt angefafst. — S. 12—22 enthalten Interlinearversionen mit barbarischem Deutsch, z. B. S. 12: 'Man sie nennt auch Vierecke.' S. 13: 'In der Platte giebt es die Tintenfässer mit Tinte schwarze um zu schreiben.' S. 16 wird *Quelle heure est-il?* übersetzt: 'Welch' Zeit ist es?' — Fort mit solchen Übersetzungen! S. 18 lese ich in der Analyse: *Vos cahiers qu'ont-ils? Chaque cahier qu'a-t-il?* Was sind das für Fragen! Ich weifs sehr wohl, dafs diese Fragen nach dem voraufgehenden Lesestück bestimmte Antworten erzielen sollen. Ich weifs auch, dafs im Anfangsunterricht, bei beschränkter Vokabelzahl, der kunstvolle Mechanismus der Frage am schwersten zu handhaben ist, und dafs es sich wirklich verlohnt, sich ein bifschen auf die Stunde zu präparieren. Hier hat meines Erachtens der letzte Schritt, der folgerichtig gethan werden mufs, zu geschehen, wie ihn z. B. Andreas Baumgartner that: an gedruckten Hilfsmitteln nur ein französisches Lesebuch, mit französischer Formenlehre, französischem Übungsheft, mit ausschliefslich mündlichem Gebrauch des Deutschen. Sicher der mühevollste Weg für den Lehrer, der ihn durch seine Kunst für den Schüler gangbar machen mufs.

2. Der Titel des Buches weist auf das ungelöste Rätsel der Grammatik hin. Was ist eine systematische Repetitions- und Ergänzungsgrammatik? Das Vorwort giebt auf S. 1 die negative Antwort: 'Sie soll noch immer kein Nachschlagebuch sein,' wenn sie nur die wichtigsten Erscheinungen berücksichtigt. Damit ist alles gesagt; und es ist in der That nicht ersichtlich, wodurch sich das vorliegende Kompendium von anderen Arbeiten dieser Art unterscheidet, die auch 'nur die wichtigsten Erscheinungen berücksichtigen'. Auf S. 2 des Vorwortes wird noch bemerkt, dafs alle Beispiele mit verschwindenden Ausnahmen den Bierbaumschen Lehrbüchern entnommen sind, dafs die Beispiele den Regeln stets vorangestellt, und zur Befestigung derselben noch weitere hinzugefügt worden sind. Endlich, dafs sich das Buch bei Vorbereitungen auf Prüfungen, besonders an Seminarien und ähnlichen Anstalten, höchst zweckmäfsig und erfolgreich erweisen dürfte.

Weiter ist über dies deutsch geschriebene Lehrbuch nichts zu sagen.

Charlottenburg. George Carel.

Otto Börner, Oberstufe zum Lehrbuch der französischen Sprache. Ausgabe C. Leipzig, Teubner, 1898.

Das Buch ist eine fleifsige und reiche Sammlung von Prosastücken, vornehmlich beschreibenden, geographisch-geschichtlichen Inhalts aus neueren und neuesten Schriftstellern, angeordnet nach vierzehn grammatischen Kapiteln, von denen nach des Verfassers Meinung mindestens neun auf vier Arten systematisch durchzuarbeiten sind: nämlich 1. als Lesestoff mit grammatischer Besprechung; 2. als Übersetzungsstoff in zusammenhängender schriftlicher Übung; 3. als Gesprächsstoff; endlich 4. in selbständiger Behandlung, als Aufsatzstoff. Die Materialien sind mit Geschick und in solcher Fülle zusammengetragen, dafs sicher der selbständig arbeitende Lehrer um verwendbare Texte nicht in Verlegenheit gerät; der Verfasser hat, soweit ich es geprüft, vielen etwas Brauchbares gebracht. Dieser Umstand erklärt auch die, wie man wohl behaupten darf, verdiente Verbreitung des Börnerschen Werkes. Das ganze 'Französische Unterrichtswerk' nimmt allerdings einen auch für den fleifsigen Schüler fast beängstigenden Umfang an, und auch der vorliegende Band von 232 Seiten wird dadurch nicht kleiner, dafs ein von ihm abgezweigtes Wörterbuch von stattlichen 125 Seiten in einer angefügten Tasche steckt. Dafür darf man aber auch erwarten, dafs ein Arbeiten mit solchen Mitteln auch zu einer entsprechenden Gründlichkeit und Vertiefung in den Gegenstand führt. Wir haben also hier nicht ein Buch, das von A bis Z frischweg durchzuarbeiten ist, sondern vielmehr eins, das zu kritischer Auswahl des Materials zwingt, und individuelle Gestaltung des Unterrichts zuläfst, ja fordert. Die Sammlung citiert zwar die Hauptregeln desselben Verfassers als grammatisches Hilfsbuch, aber es könnte bei diesem Arbeitsmaterial auch ein anderes selbständiges Hilfsbuch Verwendung finden; denn es ist nach dem Gesagten nicht zweifelhaft, dafs jeder selbständige Lehrer, auch der, der nur französisch sprechen will, das Buch mit Nutzen brauchen kann.

Charlottenburg. George Carel.

J. Pünjer, Lehr- und Lernbuch der französischen Sprache. 3. und 4. gleichlautende Auflage. Zweiter Teil. Berlin und Hannover, Gustav Prior, 1897.

Der Nutzen der analytischen Unterrichtsmethode zeigt sich bei den besseren Lehrbüchern der letzten Jahre in dem Bestreben, unter sorgfältiger Durchforschung der neueren und neuesten französischen Litteratur geeignete Lesestoffe zusammenzustellen und für die Klasse zu verwerten. In dieser Beziehung verdient auch Pünjers Buch lobende Anerkennung. Die Stoffe sind für die Klassen, in denen der Schüler mit einer ausführlicheren Formenlehre bekannt gemacht wird, von einem tüchtigen Schulmann mit Fleifs und pädagogischem Geschick ausgewählt und in passen-

den Abschnitten für die Lehrstunde zusammengestellt. Die Einteilung des Buches ist die übliche in drei Teile: Lesestoff, Schulgrammatik, Wörterverzeichnis.

Charlottenburg. George Carel.

Andreas Baumgartner, Professor an der Kantonschule zu Zürich: 1. Grammaire française. Französische Grammatik für Mittelschulen. Dritte, verbesserte Auflage. 1898. — 2. Exercices de français. Übungsbuch zum Studium der französischen Grammatik. Im Anschluſs an des Verfassers Gr. franç. Zweite Auflage. 1897. — 3. The International English Teacher. First Book of English for German, French, and Italian Schools. 1898. Zürich, Orell Füſsli.

Die geschätzten Bücher des tüchtigen Verfassers sind ein Versuch, eine Hauptforderung des fremdsprachlichen Unterrichts zu erfüllen, auf die die Mehrzahl der bei uns im Gebrauch befindlichen neusprachlichen Lehrbücher nicht Rücksicht nimmt. Wir haben meistens deutsch geschriebene Grammatiken, obgleich allgemein zugestanden wird, daſs der neusprachliche Unterricht von Anfang an in der zu erlernenden Sprache erteilt werden müsse. Baumgartner schrieb für deutsche Schüler in französischer Sprache eine französische Grammatik, deren zweite Auflage Archiv Bd. XCIX, S. 471—473, angezeigt wurde. Die vorliegende dritte Auflage enthält keine wesentlichen, hier zu besprechenden Änderungen; doch sind ihr in einem besonderen Heft von 80 Seiten, betitelt 'Exercices de Français', vortreffliche Übungen für Lehrstunde und Haus, schriftliche und mündliche, in Übereinstimmung mit Baumgartners grammatischer Methode, beigegeben. Da das Büchlein hier noch nicht erwähnt war, will ich darauf aufmerksam machen. Gerade wer sich zu einem ersten Versuch mit des Verfassers 'Grammaire française' entschlieſst, wird aus diesen Übungen die Zweckmäſsigkeit von Baumgartners Methode schätzen lernen.

Was von des Verfassers Methode für die Erlernung des Französischen gilt, muſs auch für seinen Unterricht im Englischen anerkannt werden. Hier wie dort wird als *condicio sine qua non* vorausgesetzt, daſs der Lehrende der Sprache und, was für den Anfang besonders wichtig, einer guten Aussprache mächtig sei: denn durch den Vortrag des Lehrers allein, ganz allein, wird der Anfangsunterricht vermittelt, der, ohne Gebrauch des Deutschen, mit kurzen vorgesprochenen Sätzen beginnt, die der Schüler bei geschlossenem Lehrbuch anhört. Der Satz wird nach dem Gehör nachgesprochen, übersetzt und erklärt, endlich im Druck angesehen und nachgelesen (Vorwort S. III), und zwar in einem Text ohne alle phonetischen Zeichen, also in der Gestalt, in der er dem Lernenden schlieſslich in der Praxis erscheint. Jedem Abschnitt folgt analytisch die Wiederholung des Besprochenen, die Unterscheidung der darin vorkommenden

Wörter und Formen. Auf die passende Wahl inhaltlich und aussprachlich leichter Sätze nahm der Verfasser besonders Bedacht; hier hatte seine Methode das Schwerste zu ermöglichen. Die Lern- und Gesprächsstoffe gehen von der Lehrstunde aus und geben in fünfzig Abschnitten elementare Kenntnis von Schule und Haus, immer beginnend mit dem, was vom Schüler durch unmittelbare Anschauung erkannt oder gekannt wird. Die darauf hin geprüften Abschnitte verdienen alles Lob. Ihre Auswahl, Anordnung und Ableitung aus der Anschauung, immer mit der Ermöglichung des Gebrauchs der schon erlernten englischen Worte, sind das wesentlich Verdienstliche an dem Lehrbuche. Dem Lesebuch, das also fast nur Stoffe aus Schule, Haus und dem Leben des Schülers enthält, sind auf 140 Seiten alle Erscheinungen der Elementargrammatik eingefügt, mit denen der Schüler durch den Lese- und Gesprächsstoff bekannt gemacht wird. Der zweite Teil des Buches, S. 143—169, enthält eine kurzgefafste Zusammenstellung der Formenlehre, zur Gewinnung einer Übersicht für den Schüler, zur Wiederholung und Ergänzung. Ein dritter Teil endlich giebt ein mit phonetischen Zeichen und Musterwörtern versehenes, alphabetisch geordnetes Vocabular, das zu dem englischen Wort die deutsche, französische und italienische Übersetzung hinzufügt, S. 173—244. Zu dieser fleifsigen Zusammenstellung habe ich nichts zu bemerken.

Der sorgfältig revidierte Text ist mit trefflichen Lettern gesetzt.

Ich glaube auch dieses Buch, das auf 244 Seiten eine reiche Fülle von Belehrung zusammendrängt, zu einem praktischen Versuch bestens empfehlen zu können.

Charlottenburg. George Carel.

Walter Robert-tornow, Die Gedichte des Michelangelo Buonarroti übersetzt und biographisch geordnet. Herausgegeben von Georg Thouret. Berlin, Haude und Spener, 1896. XX u. 443 S. 8. M. 10.

Immer wieder fühlen sprachgewandte Übersetzer durch Michelangelos Gedichte sich aufgefordert, ihre Kunst zu üben. Diese Poesien, obschon sie aus der italienischen Lyrik von Dante bis Lorenzo il Magnifico mehr conventionelle Elemente in sich aufgenommen haben, als bisher im einzelnen nachgewiesen ist (vgl. indessen jetzt Professor Karl Freys Kommentar zu seiner grofsen kritischen Ausgabe), bieten dennoch so viele Beiträge zur Erkenntnis des Charakters und Temperaments, der künstlerischen und sittlichen Ziele Michelangelos, dafs der immer erneute Versuch, sie zu verstehen und zu übertragen, und das Bedürfnis, diese Übersetzungen zu lesen, sehr begreiflich erscheint. Das künstlerische Ideal freilich, das eine Anzahl der schönsten dieser Gedichte aufstellen, ist unserer modernsten Kunst und Kunstbetrachtung fremd geworden. Anselm Feuerbach war sein letzter Vertreter. Es ist für ihn charakteristisch, wenn er in seinem 'Vermächtnis' (S. 147, 1. A.) aus Michelangelos Madrigal *Per fido esempio alla mia vocazione* die für die gemeinsame Kunstauf-

fassung bezeichnendsten Verse in der eben damals (1876) veröffentlichten wirkungsvollen Übersetzung Woltmanns citiert. Aber noch Goethe und sein Kreis stand der künstlerischen wie überhaupt der Lebensauffassung dieser Poesien nahe genug; die Anklänge in Wilhelm von Humboldts Sonetten an Gedanken, Gefühle, Stimmungen der Gedichte Michelangelos sind bisweilen geradezu überraschend.[1]

Wenn also die Aufgabe eines Übersetzers hier schön und lockend ist, so ist sie doch zugleich grofs und schwer; das mufs sich jeder sagen, bevor er an die Arbeit geht. Von den früheren Guastis Text wiedergebenden Übertragungen ist die von Hermann Harrys (1868) gewandt und flüssig in der Form, auf die genauere Wiedergabe des Inhalts aber allzu wenig bedacht. Besser hat Sophie Hasenclever (1875) die beiden Aufgaben einer poetischen Übersetzung gelöst. Karl Witte hat 1871 in Böhmers Roman. Studien gegen 40 Sonette deutsch gegeben; doch steht, was er hier in beschränktem Umfang für Michelangelo gethan, hinter dem zurück, was er für Dante auch als Übersetzer geleistet. Wirklich poetische Umdichtungen einzelner Gedichte bietet Herman Grimm im 'Leben Michelangelos' und in seinen beiden Bänden 'Über Künstler und Kunstwerke' (1865 u. 1867), und nach seinem Vorbild Alfred Woltmann (1876 in Lützows Zeitschr. Bd. XI), der das Sonett *Giunto è già'l corso della vita mia* besonders schön wiedergegeben hat.

Die vorliegende Arbeit Robert-tornows, deren Drucklegung und Herausgabe nach dem frühzeitigen Tode des Verfassers Freundeshand übernommen hat, zeigt allen vorausgegangenen gegenüber deutlich zwei besondere Züge: ein durchgehendes Bestreben, dem Original auch in der eigentümlichen Form der Gedanken überall so nahe als möglich zu kommen; und dann den Versuch einer die Übersicht des Ganzen fördernden selbständigen Gruppierung der Gedichte. In der Vorrede, die der Herausgeber aus dem Nachlasse Robert-tornows zusammenstellen konnte, weist dieser kurz darauf hin, was er für jenen Teil seiner Arbeit Herrn Professor Frey schuldet, wozu jetzt dessen Bemerkungen S. XIII seiner Ausgabe zu vergleichen sind. Zwar ist fast ausnahmslos Guastis Original der Übersetzung gegenüber abgedruckt, doch ist an manchen Stellen wohl zu erkennen, dafs statt seiner Freys Text der Übersetzung zu Grunde liegt, so z. B. XII, V. 16; CL, 10; CLXIV, 13; CLXXIV, 13; CCVII, 13; CCLXXVII, 17; CCXCIV, 2. 3. An vielen anderen wieder ist allerdings Robert-tornow Guasti gegen Frey gefolgt; er ist also eklektisch nach eigenem Gutdünken vorgegangen.

Ohne Zweifel hat eine langjährige Arbeit den neuesten Übersetzer im einzelnen nicht selten über das was seine Vorgänger geleistet hinausgeführt. Besonders von den Gedichten geringeren Umfanges giebt seine Übertragung eine Anzahl glücklich wieder. Die Übersetzung des einen Dantesonetts *(Quanto dirne si de' non si può dire)* ist weder Harrys noch Hasenclever so gelungen; und das Fragment einer Karnevalsballade *(Chiun-*

[1] Vgl. u. a. Ges. W. IV, 362. 381. 344; III, 398; IV, 374; II, 379.

che nasce a morte arriva), das Michelangelo zugeschrieben wird, weil es nur in seiner Handschrift erhalten ist, ist in der getreuen und zugleich wirklich poetischen Nachbildung vielleicht das beste Stück des ganzen Bandes. In einem der ergreifendsten Gedichte des hohen Alters *(Deh, fammiti vedere in ogni loco!)* macht der Vers: Ich rufe dich, von dunkler Qual umringt! das weniger Gelungene fast übersehen, so schön giebt er allein den Ton des Ganzen wieder. Nicht selten freilich ist andererseits auch da, wo Michelangelo nicht künstelt, die Übersetzung ziemlich pretiös geworden und ein aus ernster, tiefer Empfindung heraus gedichtetes Sonett (an Vittoria Colonna, Nr. CC) erhält bei Robert-tornow Züge, die ans Parodistische streifen. Auch die sonst sehr willkommenen Überschriften der Gedichte wollen zu ihrem Schaden bisweilen mehr als ihren bloßen Zweck erfüllen. Wenn LVIII und LIX 'Tag und Nacht' und 'Nacht und Tag' und die beiden folgenden Sonette 'Lob des Tages' und 'Lob der Nacht' überschrieben sind, so ist dazu nur zu sagen, daß die Bezeichnungen für das erste wenig, für das dritte gar nicht bezeichnend sind. Die 'Das Riechbüchschen' überschriebenen Stanzen (XXV) entnehmen diesen Titel einer Strophe, deren Zugehörigkeit zu den übrigen sich nur auf Guastis Vermutung stützt.[1]

Unter den Schwierigkeiten des Verständnisses der Gedichte Michelangelos hat wohl noch jeder geseufzt, der sich näher um sie bemüht hat. Ebenso hat jeder Guastis Interpretation dankbar genutzt, wenn sie auch nicht selten Dunkelheiten durch prosaische Umschreibung nur scheinbar aufhellt. Immerhin würde Robert-tornow eine Anzahl Fehler vermieden haben, wenn er Guastis Deutung gefolgt wäre; so z. B. XXV, Str. 5, 3. 10, 4; wo auch 3 in der Übersetzung, die *non che* mit 'doch' wiedergiebt, fast unverständlich ist; XXVIII, 16. 17; LVI, 10. 11; LXVII, 9; hier ist der Sinn: Natur und Himmel wetteifern bei der Geburt; LXXXII—CXXIX, 32; CXXXII, 11. 12; CXLVII, 5—8 ('Und ich, wie könnte ich ihr mehr dienen, sie mehr lieben, wenn sie mir freundlich wäre, der ich, obwohl sie mir feindlich ist, sie mehr liebe als ich dann thun dürfte'); CLXXVI, 10; CCXXII, 8. 9; CCXLIV, 10; CCLIV, 7 ff. Schlimmere Versehen, vor denen Guasti den Übersetzer nicht schützen konnte, finden sich im Capitolo Bernis, das Robert-tornow zum besseren Verständnis der Antwort Michelangelos dieser mit Recht vorausgeschickt hat (vgl. Berthold Wiese, Deutsche Litteraturztg. 1896, 1582 f.). Und mehr noch zu bedauern ist die verfehlte Wiedergabe des burlesken Sonettes (XXIII), in dem Michelangelo sich schildert, wie er mit gewaltsam hintenüber geneigtem Kopf und Oberkörper auf dem Gerüst stehend oder blindlings umhertappend die Decke der sixtinischen Kapelle malt. Aus der Vorstellung dieser Situation ergiebt sich leicht die richtige Deutung der Einzelheiten seiner Schilderung. V. 9 läfst sich am anschaulichsten übersetzen: 'Die Nieren sind mir in den Wanst gepreßt.' Auf vieles andere, was sich noch verbessern ließe, wollen wir nicht ein-

[1] Vgl. Frey, S. 322.

gehen; nur ein paar Stellen, wo auch Guasti nicht immer hilft, seien noch hervorgehoben. IV, 9 *Di Dante dico, che mal conosciute Fur l'opre sue* wird bedeuten: Von D. spreche ich, dessen Wirken schlecht anerkannt worden ist (vgl. das 33. Braccio-Epitaph: *Sepulto è qui quel Braccio, che Dio volse Corregger col suo volto la natura);* in dem besonders schwierigen Sonett XIII *(Quà si fa elmi di calici e spade)* V. 1: *E pur da Christo pazienzia cade:* Und doch bleibt Christus immerfort geduldig (vgl. Petrarca *Quando'l pianeta che distingue l'ore* V. 1: *Cade virtù dall'infiammate corna);* XLII, 9—11: 'für die schöne Kunst, welche, wofern sie ein jeder vom Himmel mit sich bringt, die Natur, so sehr diese auch sich anstrengt, überall besiegt' (vgl. LXVII, 10); CXXX, 5—8: 'Wer einem erst die Schultern befiedert und dann unterwegs schliefslich das verborgene Netz ausgespannt hält, der erstickt die glühende, von Liebe befeuerte Dankbarkeit *(carità)* da am meisten, wo sie am meisten zu glühen verlangt;' und V. 13 wird mit Witte gegen Guasti *amico* mit *accorto* zu verbinden sein: 'wenn ich ein einsichtiger Freund der Wahrheit bin;' CLVII, 15—17: 'und der Irrtum mag mich besiegen und mich jederzeit begleiten, wenn er nur ihr gegenüber Stärke und Kraft verliert.'

Welche Schwierigkeiten, wie viele Zweifel im einzelnen der Versuch einer chronologischen Anordnung der Gedichte Michelangelos zu überwinden hat, auch bei genauester Kenntnis und ausgiebigster Benutzung des gesamten handschriftlichen Materials, das zeigt Professor Freys grofse Ausgabe jetzt zur Genüge. Wer also ohne solche Kenntnisse doch über die äufserliche, zunächst die Form der Gedichte zu Grunde legende Anordnung Guastis hinausgehen will, wird zunächst mit Witte daran denken, das dem Inhalt nach Zusammengehörige zusammenzustellen. Robert-tornow hat statt dessen eine biographische Kapiteleinteilung, wie er es nennt, gewählt. Durch sie soll anschaulich gemacht werden, wie Michelangelos Verhältnis zu seiner Vaterstadt, dann zu Rom, zu seinen Freunden, zu Vittoria Colonna in seinen Gedichten zum Ausdruck kommt. Dazu besondere Kapitel mit 'Minneliedern' vor, während und nach der Vittoriazeit, und schliefslich die religiösen Gedichte. Die Anordnung innerhalb der einzelnen Kapitel ist möglichst chronologisch. Von 'sicheren Datierungen' ging Robert-tornow aus und von 'psychologischen Erwägungen' liefs er sich leiten. Leider geben die Anmerkungen darüber so gut wie gar keine Auskunft. Ohne Frage kommt bei dieser Einteilung zum Nutzen des Lesers viel Zusammengehöriges zusammen, zumal im letzten Kapitel. Andererseits aber stehen nun *Giunto è già'l corso della vita mia* und *Le favole del mondo m'hanno tolto* unter der Adresse Vasaris, an den sie Michelangelo ja geschickt, für den er sie aber schwerlich erst gedichtet hat, und für dessen Verhältnis zu ihm sie ganz gewifs nicht charakteristisch sind. Bei einer durchgehends chronologischen Anordnung dagegen bleiben sie an ihrer richtigen Stelle. So schwierig diese ist, so schwankend ist andererseits nicht selten die Grundlage der psychologischen Erwägung. Das Sonett *Io mi son caro assai più ch'io non soglio,* das Robert-tornow in das Kapitel: Bufse und Hoffnung gestellt hat, zählt

Lang zu den Gedichten, in denen eine sinnlich-naive Lust durchbricht. Das fragmentarische Capitolo *Ben doverrieno al sospirar mio tanto* bringt Robert-tornow mit Febo di Poggio in Verbindung, dessen Beziehungen zu Michelangelo von gar keiner biographischen Bedeutung sind, Frey dagegen mit dem Verlust Vittoria Colonnas. Andererseits glaubt Robert-tornow, dafs an diese ein Madrigal gerichtet sein könne (CLXXXII), das mit den Versen schliefst: *Io giuro a chi nol crede, Che da costei, che del mio pianger ride, Sol mi difende e scampa chi m'uccide.* Viele derartige Einwände würden sich machen lassen. Ohne Nutzen, wie gesagt, ist darum die Gruppierung nicht, und jedenfalls hat sie sich Robert-tornow viel Zeit und Mühe kosten lassen.

Ähnliches gilt von der ganzen Arbeit seiner Übersetzung. Sie kann neben Freys Ausgabe eine erneute Beschäftigung mit dem Dichter Michelangelo anregen und fördern und somit Nutzen bringen, sie kann aber auch zu der Frage führen, ob man überhaupt sich bemühen soll, diese Poesien, deren Wert zumeist doch nicht auf formeller Schönheit und Vollkommenheit beruht, in einer fremden Sprache durch genaue Nachbildung ihrer Form zu veranschaulichen. Sie sind uns wertvoll, soweit sie persönliche Bekenntnisse eines grofsen Menschen und Künstlers enthalten, ein sicheres Verständnis also wäre uns vor allem erwünscht; und eine ganz getreue, keine Schwierigkeit verwischende Übertragung in die *prosa semplice e chiara* von Leopardis Petrarca-Kommentar wäre hierzu das beste Mittel.

Charlottenburg. Max Cornicelius.

Gramática del Poema del Cid por Fernando Araujo. Madrid 1897. 8º mayor. 10 pesetas.

La Academia Española de la lengua abrió, hace un lustro ya, un certamen imposible: en el espacio de un año se habrían de presentar al fallo de la corporación, una gramática y un vocabulario del Poema del Cid. No pidió nada más. Así, cosa de coser y cantar creyó fuera hacer tan pronto dos trabajos que exigen muchos años de estudio. Al concurso se presentaron varios profesores españoles con labores muy diversas en mérito, según dicen los que están en el secreto.

La gramática en cuestión, no premiada, consiguió Araujo se la publicase la Academia, que dejó momentaneamente plantado á Menéndez Pidal, quien obtuvo el premio. A la obra no acompaña un vocabulario, lo cual quiere decir que la Academia juzgó fuese mejor el del trabajo de Menéndez.

La gramática del Sr. Araujo es muy digna de estima, aunque tiene el gran defecto de no traer citas apenas, salvo en contadas páginas, v. gr. 240 y 241. Entre las combinaciones vocales faltan *ea, eo, ia, ie, io, yo* y *ui*. Que 'el verso exige constantemente la lectura *a-ún*' es afirmación aventurada; desearía saber cómo lée Araujo los versos 205, 282, 802, 1161, 1312, 1553, 2868, 2973 y 3164. Faltan en la pág. 43 las citas de

traidor (2681), *traición* (2660); en la 91 *cavias* (997) entre las rimas *a-a*, lo cual demuestra palpablemente el acento que tenía y que recuerda el *rácio* dialéctico, *cavio* (3627, 3676) y *bazo*. Lo mismo en los hemistiquios de la pág. 97, el primero de los cuales corresponde al v. 2681, el segundo á los v. v. 154 y 1918, el quinto al 3195, que es de compararse con sus similares 2617, 2921, 3084, 3112 y 3181, el sexto al 902, que debe parangonarse con el 163: *Ca assil dieran la fe*, y con el 375 *asis parten unos dotros*. Acerca de *nol*, cotéjese (pág. 104) el v. 55: *nol coge* con el 61 *Non le osarien*, y obsérvese que aquí sigue vocal. Y en el párrafo siguiente, es de recordar casos análogos del A. Hita, v. gr. *desirte* por *decirte he* (431 a), *deste* (557 d), *destas* (440 a), *della* (270 a), *dél* (271 d) y *quel* (353 c), confundido á veces con *que le*.

Con respecto á la *s* de la enclítica *se* (pág. 106), allá van ejemplos con *se*, á ver si son buenos ó no: 37. 1750. 2091. 2296. 2686. 2688. 2768. 2829. 3014. 3127. 3145. 3185. 3199. 3270. 3291, tras vocal y ante consonante; 1779 (*ganado se an*, que debe compararse con 7050 *besóle la*. 2904 *besa le la*. 2935 *besaba le los*. 3031 *besó le la*. 3198 id.) y 3522 (*essora se espidieron*, en contraposición á 3185 *barba se tomó*), ambos entre vocales; 1825 (*tornan se a*). 1842. 1965. 1986. 1997. 2002. 2303. y otros muchos que omito por no cansar al lector.

En la asimilación, no menciona Ferrando (3329). Ni en la pág. 111 las citas *el algara* (154. 776), *al algara* (451), *el alegría* (1170). Ni entre los nombres de golpes, *colpada* (747).

En punto á etimologías, hay algunas imposibles, v. gr. Diego, de Didacus, *sexdecim debió dar en castellano seize, como en francés, vergel de viridiarium*, siendo francés, *mezquino del árabe*. Faltan los vocablos *iberos*. *Albergar*, más que germano, puede ser francés antiguo.

En la pág. 125, no menciona las citas de *el az* (711), *la az* (707), que sigue la regla de los nombres femeninos en *a* inicial tónica; ni *grant prez vos he ganado* (1748). En la 126, *amor* (1325. 2640), *onor* (1934), *desonor* (1371. 2913), *el mar* (331. 1156. 1614. 1620. 2420. 2425), *la mar* (339. 2416), *la puente* (150) como en el santanderino moderno, *el pro* (2054. 2734), *la pro* (1664. 1888. 1913), *buena sabor* (5602), *el agua* (150. 667), *la agua* (558), *del agua* (561), *el espada* (756. 1745. 2389. 2413. 3198). Todo esto es muy importante para la reconstitución del Poema, lo mismo que el uso de *grand* ó *grant* (pág. 151), que se lée en los versos 325. 351 (rima). 422. 554. 635 (r.). 897. 1084. 1182. 1488. 1648 (r.). 2410. 2427. 2794. 2911. 2915. 2953. 3111. 3262. 3543, y *grande* (29. 2134).

Cierto es que *quis cada uno* (pág. 152 y 161) no se lée más que una vez, pero es muy probable se halle *quis* omitido en algunos versos, v. gr. en 3620.

Si no supiéramos, por la graciosa composición que el Sr. Araujo hizo con vocablos salmantinos, que el autor es poeta, lo adivinaríamos por el libro en cuestión. En esto de hacer versos en prosa, no hace más que imitar á nuestros mejores escritores modernos. Véanse en las páginas 118, 160 y 163:

Con más razón
en nuestra opinión.

Trocado en *nadi* por debilitamiento de la dental perdió poco á poco su valor participial.

En sentido adverbial
equivale en general
al *muy* actual.

Por cierto, aquí vendría de molde aducir citas: 587. 1975. 2245. 2272. 3538. 3569. Y en la pág. 165, *tan*: 1. 277. 278. 630. 1182. 1618. 1659. 2916. Pero donde son más necesarias, nos parece es en el capítulo del verbo, v. gr. *ser* (251), *seyendo* (2153), *e* (81), *he* (92. 207. 219), *a* (114. 135), *ha* (115. 117. 193), *a* y *ha* por *hay* (1974. 3123. 3459. 3495. 3514), *ay* (3455), *hemos* (272), *avemos* (123), *avedes* (155), *hedes* (198. 3451), *an* (9); *so* (156), *eres* (361), *es* (91), *somos* (14), *sodes* (267), *son* (17); *auie* (6. 22. 50. 2451), *auie* (2478), *auya* (1738), *auien* (29. 33), *auyen* (18); *era* (39), *eran* (171); *fust* (358), *fue* (109), *fuestes* (71), etc. Las citas de los infinitivos (192 y 193) de los verbos regulares corresponden al vocabulario, y el Sr. Araujo ha hecho bien al omitirlas; pero entre ellos, hay uno mal colocado, *aguardar*, y faltan varios: *buscar* (193), *dixar* (1438), *eguar* (3290), *gradar* (172. 200), *uviar* (3321). Las de los verbos irregulares, sí deben mencionarse, v. gr. *dar* (136), *dando* (140), *do* (250. 2098), *damos* (196), *daua* (38), *dio* (353), *dieron* (241), *dare* (260), *dara* (130), *dat* (106), *de* (283), *demos* (192, y está por *debemos* en 272), *dedes* (138), *dieran* (163), *daryen* (161), *diesse* (26), *diessen* (25); *estando* (351), *estas* (8), *esta* (294), *estades* (271), *estan* (305), *estaua* (2. 339 y *esteua* en 2439), *estauan* (100); *far* (229. 431. 678. 891. 1388), *fare* (108), *fara* (109); *caye* por *cae* (2415 rima, 2467), *caen* (: *han* 1431), *cayo* (339), *cadran* (3622), *caya* (313); *connosçie* y *creçie*, por casualidad uno junto á otro en el texto del Sr. Araujo y en el Poema (1929), lo cual hace suponer que al poeta se le ocurrieron ambas ideas seguidas por haberse aprendido bien la tabla de los verbos irregulares; *creçe* (296), *creçio* (304), *creçra* (1905), que puede ser un dato para la *e* enclítica de los pronombres.

Fazer (252) merece un estudio especial, en el Poema mismo, por hallarse usado en compañía de *far*, ya citado, y *fer* (84), y en comparación con el Arcipreste de Hita. Aquí se lée: *fase* (291c. 317d, ambos ante consonante), *fase abaxar* (113d), *fase el* (928d); pero *fas el* (461a), y en el siguiente verso *fase bueno*. Allí: *faze* (139. 2887. 3161), y la forma *faz* (365. 2418) que el Sr. Araujo ha olvidado. Anotarémos además: *fecho* (188), *fecha* (54), *fayo* (95), *feches* (2193), *faxen* (285. 2272), *fexist* (331), *fere* (2033), *fera* (1958), *feremos* (1055. 2547), *faga* (225), *fagades* (195), *feryen* (1250), *fixiere* (2641 rima), *fixieredes* (223. 1026).

¿Seguirémos acotando el texto? Tarea ingrata, más que para nosotros, sería para el lector; no para el autor de la gramática, quien de fijo ha omitido la infinidad de menciones por haber destinado su obra á lectores no romanistas.

En lo sucesivo, nos limitarémos á lo más esencial, á aquello que en-

vuelva duda, ó pueda servir para el estudio del poema. Así, unas veces leemos en él *essora* (pág. 218), y otras *en essora* (3473); tan pronto es *a derredor* (2699. 3106. 3122. 3311) como *derredor* (3587); *adelant* (1329. 3511) ó *adelante* (1841); *non* (93. 97. 107 ante consonante, 1735. 1738 ante vocal) y *no* (*nos pueden* 1177).

Lo mismo en esta gramática que en la Historische Formenlehre der spanischen Sprache von Dr. A. Keller, también escasísima en citas, echamos de menos las diversas equivalencias de *que*, conjunción: 151. 433. 535. 3210, igual á *á fin que*; 1099. 1366. 1495. 3196. 3594, igual á *para que*; 767. 1280. 2756. 3609 por *de suerte que*; y otras equivalencias interesantes, 3542, por ejemplo, y estas: 1223. 1741 y 1831. Falta en la epéntesis de *r* (pág. 250) la de *rrobredro* (2748), escrito así por el copista, acaso por haberse embrollado con tanta *r*, pues en el verso 2751 se lée *rrobredo*. En la pág. 232 termina la primera parte.

La segunda parte, ó Sintaxis, la más difícil de tratar, el autor ha cuidado con mucho celo; pero resulta algo confusa, complicada, y con algunas repeticiones. También aquí se echan de menos las citas, v. gr. de *un almofalla* (182), *un hora* (605), *espada tajador* (780), *espadas tajadores* (3077 rima, 3555 id.), *buen* (2898. 2902. 3530. 3721), *don Elvira e don Sol* (2786), *doña Elvira e doña Sol* (2710), donde es de recordar (pág. 235) *doñ* y *doña Endrina* (A. de Hita 643. 653).

Se conoce que el Sr. Araujo ha estudiado con especial cariño el capítulo segundo, concordancia del participio con el complemento. Aquí sí hay citas. Pero en cambio faltan notas, v. gr. *esta albergada la an robada*, y la rima es *a-o*, *esta batalla que auemos arancada*, siendo también la rima *a-o*, *el se la a ganada* (: *nasco*). Algunos ejemplos, entre los muchos que aduce, se le quedaron trasconejados, v. gr. *grant prex ros he ganado* (1748); *ganadas* (2482), rima en *a-o*; *conquista* (1630), rima en *i-o*. En 1751 es *dado* (rima *a-o*), no *dada*. También falta el ejemplo del v. 2189, que es exactamente como el 2606, y el de 3441, igual á 2909. Por distracción del Sr. Araujo (pág. 243) se lée *quinta* en vez de *heredad* (1607); ó mejor, el cajista le ha suprimido parte del manuscrito, refundiendo los ejemplos, el citado, y el de 1809: *esta quinta que yo he ganada. Las han dexadas* (2909), no rima, lo es en 3278, ejemplo que falta.

En el capítulo III, concordancia del verbo con el sujeto, al ejemplo del v. 122 añadiríamos el de 2512:

Aquí está con myo Çid el obispo don Jerom (?)
El bueno de Albarfanez, caballero lidiador,
E otros muchos . . .

y compararíamos el de 2273: *Alegre era el Çid e todos sus vasallos* y el de 2315: *Alegrabas el Çid e todos sus varones* con el de 2243: *Dios que bien tovieron armas el Çid e sus vasallos!*, terminando con el de 3685: *Vermeio salió el astil, e la lança e el pendon.* Tampoco es de echar en saco roto el colectivo con plural, v. gr. *Con aqueste aver tornan se esa compaña* (184). Ni estos ejemplos: *Que gelo non ventanssen de Burgos omne nado* (151), *Taiauan les las huertas e fazia les grand mal* (1172), en el

cual es muy probable que el autor ó el copista tuviese presente al Cid en *fazia*.

No sé qué diga con respecto al complemento directo de persona, con la preposición *a*; más me indino á creer que no se la usaba en la época del poema, pues áun más tarde no la he podido hallar sino en alguna égloga.

En cuanto al verbo *ver* (pág. 253 y 255, debiendo estar, ó en una página, ó en otra, por cuestión de método) 'domina el régimen con *a* tratándose de personas', pero solo por mayoría de un voto, que yo sepa. ¿Qué digo? Ni eso, pues uno de los ejemplos (pág. 253) está repetido en la pág. 255. De modo que son tres, con *a*. En cambio conozco yo tres, sin *a* (417. 2770. 3318).

Al único ejemplo de *casar a*, hay que añadir el de la pág. 267, y entonces resultan ya dos casos contra tres. *Matar* no lleva hoy siempre *á*, pues Manuel del Palacio escribe: *No siempre matan la gente los besos del Guadarrama*. Esta vacilación ha existido y sigue en pié. Omito infinidad de ejemplos de ella para no aburrir al lector. Lo probable es, para terminar con este asunto, que en la época del copista fuese regla general el uso de *á* con personas, excepto con el *moro*, á quien consideraban como á uno objeto ó cosa, â no ser que se citase el nombre propio, v. gr. *mataste a Bucar*. Solo el verso 2397 se opone á ello: *e* ***a*** .IIII. *mataua* (suple *moros*). Por lo demás, en esto de *matar moros* y arramplar *ganancias*, me parece que el copista se entusiasmó demasiado, é hizo con los versos mangas y capirotes. Los líos que él (ó el pueblo) armaba con esta preposición, se extienden á las demás. Unas veces es ***de*** *la lança* (2386. 3646), otras *con* (353); ó bien, *pagar* ***de*** *heredades* (3223) y *pagar* ***con*** *heredades* (2389). Como estos casos, pertenecen á la pág. 270 los siguientes: 1662 y 3129, que el autor cita sin números, y á los cuales hay que añadir ***del*** *dia que fue conde* (1062), terminando con la supresión de la preposición *de*: *algunos dias vida* (280).

Desde esta página hasta la 291, en que se trata de la omisión del artículo, se nota la falta de ejemplos, además de la de números. En la pág. 292, al hablar de la construcción de los posesivos, es de recordar su analogía con el dialecto asturiano, y esta cita: *Bevemos so vino e comemos el so pan* (1104). Los versos á que corresponden los ejemplos con *me, te, se* (pág. 302) son: 642. 9. 336. 3324. 37 y 1840. En la página 309, es de anotar la vacilación entre *qui* y *quien*, en una misma frase, como sujeto: *quien nos lo podrie contar* (pág. 302) y *qui los podrie contar* (pág. 303). Y en la 316, están separados en casos distintos dos ejemplos similares: *armado es myo Cid* (684) y *que era desarmado* (1744), el primero de los cuales ha subsistido hasta hoy en dialectos: *Fulano es armado*. Lo mismo digo de *tornados son*, que pertenece más bien al grupo de *entrar, exyr*, etc. Los tres primeros ejemplos de la página 317 deben llevar sus números: 3375. 404 y 1039. No sabe uno á qué atenerse en el poema sobre el uso de *ser* y *estar*: tan pronto se lee *es del otra part* (867), como *estaba delant* (868), á renglón seguido. Lo mismo sucede con *haber* y *tener*

(pág. 318): al ejemplo antepenúltimo, con *haber*, se opone *armas e caballos tienen* (3169), que bien podría leerse *han*; si en 1935 se lée: *Con grand afan gané lo que he yo*, en 1634: *Todo el bien que yo he, todo lo tengo delant*, y por tanto era indiferente usar *haber* ó *tener*.

Lo que no hayamos podido hallar en el texto, lo hemos anotado en el 'índice analítico de materias'; pero renunciamos á copiarlo porque este ligero examen de la obra, hecha á la ligera también por voluntad de la Academia, resulta ya extenso.

El Sr. Araujo ha hecho maravillas en el exiguo plazo del certamen, trabajando lo mejor que ha podido, con una colección de obras y revistas, alemanas inclusive, que le sirvieron de consulta y cuya enumeración ocupa cinco páginas.

Berlin. P. de Mugica.

Verzeichnis

der vom 30. Mai bis zum 2. August 1898 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

The American journal of philology, ed. by Basil L. Gildersleeve. Baltimore, The Johns Hopkins Press, 1898. XIX, 1 [E. Washburn Hopkins, The Bhārata and the Great Bhārata. — Edgar Johnson Goodspeed, The Ayer papyrus: a mathematical fragment. — Francis A. Wood, Semasiological possibilities. — Emory B. Lease, I nunc and i with an other imperative. — Dorothy Wilberforce Lyon, 'Christe qui lux es et dies' and its German, Dutch, and English translations]. S. 1—120.

Festschrift zum VIII. Allgemeinen Deutschen Neuphilologentage in Wien, Pfingsten 1898, herausgeg. von J. Schipper. Wien und Leipzig, Braumüller, 1898 [J. Schipper, Festgruſs. — J. Minor, Die Lesarten zu Goethes Bearbeitung von Romeo und Julia. — Richard Maria Werner, Unbekanntes aus Friedrich Hebbels Frühzeit. — Ernst W. Kraus, Zur Aussprache des mhd. *s*. — Hans Lambel, Zu Konrad Flecks Flore und Blanscheflur. — J. E. Wackernell, Ein Lied Bürgers im Volksmunde. — R. Wolkan, Zu den Türkenliedern des 16. Jahrhunderts. — Karl Luick, Über die Verwertung der Lautgeschichte im englischen Sprachunterricht. A. Pogatscher, Altenglisch *hr* aus *mr*. — R. Fischer, Thomas Middleton. — W. Creizenach, Greene über Shakespeare. — Rud. Brotanek, Philotus. Ein Beitrag zur Geschichte des Dramas in Schottland. — Arthur Brandeis, Das englische Heer und sein Dichter (Rudyard Kipling). — Meyer-Lübke, Aphorismen zur französischen Grammatik. — Julius Cornu, Zweihundert altspanische Sprichwörter. — Joh. Urban Jarnik, Beitrag zur Phraseologie von 'da' im Rumänischen. — M. Friedwagner, Die Ashburnham-Handschrift des Songe d'Enfer von Raoul de Houdenc. — M. Kawczynski, Über das Verhältnis des Lustspiels Les Contents von Odet de Turnèbe zu Les Ebahis von Jacques Grévin und beider zu den Italienern]. 251 S. 8.

Mémoires de la Société Néo-Philologique à Helsingfors. Helsingfors, Imprimerie Centrale de Helsingfors. Band I, 1893 [F. Gustafson, Das Studium der neueren Sprachen in Finland. — Werner Söderhjelm, Le poème de saint Laurent dans le ms. Egerton 2710 du Musée britannique. Werner Söderhjelm, Saint Martin et le roman de la Belle Hélène de Constantinople. — Werner Söderhjelm, Notice et extraits d'un manuscrit latin-français du XVe siècle, se trouvant en Finlande. — Axel Wallensköld, Das Verhältnis zwischen den deutschen und den entsprechenden lateinischen Liedern in den 'Carmina Burana'. — Anna Krook, The English language in Finland. — Edla Freudenthal, Gedanken über den neusprach-

lichen Unterricht in Finland. — Ivan Uschakoff, Zur Erklärung einiger französischer Verbalformen. — Johannes Öhquist, Über einige Schwankungen im deutschen Sprachgebrauch. — W. Juntilainen, Über die Lektüre beim modernsprachlichen Unterricht. — Uno Lindelöf, Beiträge zur Kenntnis des Altnorthumbrischen. — Hanna Andersin, Lauttexte und ihre Verwertung im fremdsprachlichen Unterricht. — Werner Söderhjelm, Über einige Fälle sogenannter formaler Ausgleichung. — Annie Edelfelt, Liste de mots français employés dans la langue suédoise avec une signification détournée. — Max Seiling, Sveticismen in der deutschen Umgangssprache in Finland. — Joos. J. Mikkola, Etymologisches. — M. Wasenius, Liste des manuels de français, d'allemand et d'anglais publiés par des auteurs finlandais ou parus en Finlande 1600—1892]. 109 S. — Band II, 1897 [Werner Söderhjelm, Introduction: Nos Études. — Hugo Pipping, Zur Definition des H-Lautes. — J. Uschakoff, Zur Frage von den nasalierten Vokalen im Altfranzösischen. — Alvar Törnudd, Quelques feuilles d'un manuscrit inédit de Sénancour. — Edwin Hagfors, Die Substantivdeklination im Volksbuch von Doctor Faust. — J. O. E. Donner, Ein unbekanntes Gedicht Lady Byrons. — Hugo Palander, Ein deutscher Tiername. — Werner Söderhjelm, Antoine de La Sale et la légende de Tannhäuser. — T. E. Karsten, Beiträge zur Geschichte der altgermanischen $\bar{e}$-Verba]. 284 S.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie, herausgegeben von O. Behaghel und Fr. Neumann. XIX, 6. Leipzig, Reisland, 1898. S. 178—215.

Modern language notes, ed. by A. M. Elliott etc. Baltimore 1898. XIII, 6, June [Kuhns, Oscar, Dante's influence on Shelley. — Holmes, Eugene D., The question of Cowper's indebtedness to Churchill. — Warren, F. M., Notes on the Romans d'Aventure. — Bright, James W., The wanderer. — Campbell, Killis, The sources of Davenant's The siege of Rhodes].

Publications of the modern language association of America, ed. by J. W. Bright. New series, Murphy & Co., 1898. XIII (VI), 3 [Eva March Tappan, The poetry of Nicholas Breton. — Elisabeth Woodbridge, Boccaccio's Defence of Poetry; as contained in the XIV. book of the 'De Genealogia Deorum'. — Gisle Bothne, The language of modern Norway. — J. Douglas Bruce, De ortu Waluuanii: an Arthurian romance now first edited from the Cottonian Ms. Faustina B. VI, of the British Museum]. S. 297—456.

Neuphilologisches Centralblatt, herausgeg. von W. Karsten. Hannover 1898. XII, 6, Juni [Ahrend, Einiges über Destouches in Deutschland. — Konrad Meier, Der internationale Schülerbriefwechsel. — Bericht über die Thätigkeit des in Hamburg (1896) gewählten Kanonausschusses. — Mahrenholtz, Die Entwickelung des neueren französischen Romans. — Trebe, Die Ferienkurse der Alliance française]. — XII, 7 u. 8, Juli u. August [VIII. allgem. deutscher Neuphilologentag zu Wien. — Küchler, I. Kartelltag neuphilologischer Vereine deutscher Hochschulen. — Ahrend, Einiges über Destouches in Deutschland (Forts.). — Berichte u. s. w.].

The modern quarterly of language and literature, ed. by H. Frank Heath. Vol. I, No. 2, June 1898 [F. W. Bourdillon, Gaston Paris. — J. L. Weston, 'Ywain and Gawain' and 'Le chevalier au lion'. — G. B. Mathews and F. Spencer, A 13. century Latin-French glossary. — A. Tilley, The authenticity of the 5. book of Rabelais. — H. W. Atkinson, Mauritian Creole. — Reviews etc.]. S. 97—172.

Zeitschrift für deutsche Philologie, herausgeg. von Hugo Gering u. Friedrich Kauffmann. XXX. Halle 1898 [Boer, Zur Grettissaga. — E. Bernhardt, Eine neu gefundene Parzivalhandschrift. — Fr. Kauffmann,

Der Arrianismus des Wulfila. — Fr. Kauffmann, Beiträge zur Quellenkritik der gotischen Bibelübersetzung. II. Das Neue Testament. — J. H. Gallée, Zur altsächsischen Grammatik. — Ph. Strauch, Alemannische Predigtbruchstücke. — F. Bech, Bemerkungen zu Schönbachs Studien zur Geschichte der altdeutschen Predigt. — G. Kettner, Zu Lessings Hamburgischer Dramaturgie. — K. Zacher, Loki und Typhon. — W. Köhler, Zur Datierung und Autorschaft des Dialogs Neu-Karsthans. — J. W. Bruinier, Untersuchungen zur Entwickelungsgeschichte des Volksschauspiels von Dr. Faust. — W. Braun, Die Lese- und Einteilungszeichen in den gotischen Handschriften der Ambrosiana in Mailand. — E. Wilken, Zur Ordnung der Voluspá. — F. Saran, Die Einheit des ersten Faustmonologs. — E. Bassenge, Bericht über die Verhandlungen der germanischen Sektion der 44. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Dresden]. S. 433—585.

von Arx, Oskar, Lavaters Schweizerlieder. Inaugural-Dissertation aus Zürich. Olten, Buchdruckerei des Oltner Tageblattes, 1897. 109 S. 8.

Tille, Alexander, Goethe's Satyros and Prometheus, translated by John Gray. Glasgow, sold for the Society by F. Bauermeister, 1898. 66 S.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde, herausgeg. von Ed. Hoffmann-Krayer. Zürich, Druck von Emil Cotti, 1898. II. Jahrg., Heft 2 [J. Hunziker, Das Bauernhaus des Grofsherzogtums Baden verglichen mit demjenigen der Schweiz. — Anna Ithen, Über Hexen und Hexereien. — J. C. Muoth, Nachrichten über bündnerische Volksfeste und Bräuche. — D'Aucourt, Chants et dictons ajoulots. — Ant. Zindel-Kressig, Volkstümliches aus Sargans und Umgebung. — Jos. Furrer, Alter Fastnachtsgebrauch aus Uri. — Philipp A. Rüttimann, Einige Gebräuche aus Vals (Graubünden). — J. Werner, Verworfene Tage. — Vittore Pellandini, Raccanti di dragoni raccolti nel Canton Ticino. — Vittore Pellandini, Credenze popolari nel Canton Ticino. — Henri Correvon, Le moulin à sel. — Miszellen]. S. 89—192.

Dähnhardt, Oskar, Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen. I. Heft. Leipzig, Teubner, 1898. 102 S.

Tümpel, H., Niederdeutsche Studien. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1898. 151 S.

Petri, Albert, Übersicht über die im Jahre 1894 auf dem Gebiete der englischen Philologie erschienenen Bücher, Schriften und Aufsätze. Supplementheft zur Anglia, Jahrg. 1896/97. 120 S.

Englische Studien, herausgeg. von E. Kölbing. Leipzig, Reisland, 1898. XXV, 2 [K. Horst, Beiträge zur Kenntnis der altenglischen Annalen. — H. B. Baildon, Robert Louis Stevenson. — Ph. Aronstein, Gebrauch von Eigennamen als Gattungsnamen]. S. 195—358.

Anglia, Beiblatt: Mitteilungen aus dem gesamten Gebiete der englischen Sprache und Litteratur. IX. Bd., Mai 1898, Nr. 1; Juni 1898, Nr. 2.

Saure, Heinrich, Chronological table of the English literature for school, college and home. Leipzig u. Frankfurt, Kesselring. 94 S.

Regel, Ernst, William Shakespeare, König Lear (Freytags Schulausgaben). Leipzig, Freytag, 1898. 127 S.

Collection of British Authors. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1898. Jeder Band M. 1,60:

Vol. 3284. W. E. Norris, The fight for the crown.
Vol. 3285. Dorothea Gerard, A forgotten sin.
Vol. 3286. Emma Marshall, In the choir of Westminster Abbey.
Vol. 3287. Bret Harte, Three partners.
Vol. 3288. Max Pemberton, A woman of Kronstadt.

Vol. 3289. Mary E. Mann, The cedar star.
Vol. 3290. M. Betham-Edwards, Reminiscences.
Vol. 3291. Frank Frankfort Moore, The millionaires.
Vols. 3292 and 3293. Zangwill, Dreames of the Ghetto.
Vols. 3294 and 3295. George Moore, Evelyn Innes.

Reimann, Paul, G. A. Henty, On the Irrawaddy, a story of the first Burmese war (Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller). Leipzig, Freytag, 1898. 127 S.

Muret-Sanders, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Lief. 6 (De-ist — Eindruck). Berlin, Langenscheidt.

Newcomer, Alphonso G., A practical course in English composition. Boston, Ginn & Co., 1895. 249 S.

Saure, Heinrich, Englisches Lesebuch für höhere Mädchenschulen. I. Teil. Vierte Doppel-Auflage. Leipzig u. Frankfurt, Kesselring. 262 S.

Revue des langues romanes. XLI 1. 2. 3. [Léon-G. Pélissier, Additions et variantes au texte des Souvenirs et Anecdotes de Pons de l'Hérault (der Leser erfährt hier genau, welche Kürzungen und Änderungen Pélissier an dem hdsl. Texte vorgenommen hat, als er ihn bei Plon, Nourrit et Co. 1898 zum ersten Mal veröffentlichte). J. Gohorii Paris. De rebus gestis etc. (Schlufs). Bibliographie. Chronique].

Baeumker, Dr. Clemens, Die Impossibilia des Siger von Brabant, eine philosophische Streitschrift aus dem XIII. Jahrhundert. Zum ersten Male vollständig herausgegeben und besprochen. Münster, Aschendorff, 1898. VIII, 200 S. 8. (Beiträge zur Philosophie des Mittelalters, herausg. v. Baeumker und von Hertling, Bd. II, Heft VI.) M. 6,50.

Perthes' Schulausgaben englischer und französischer Schriftsteller. Gotha, Perthes, 1897—1898. Kl. 8. geb.

1. La fille du braconnier par Mlle Cécile Rosseeuw de Saint-Hilaire (J. de Vèze) für den Gebrauch an höheren Töchterschulen bearbeitet von Dr. Hermann Soltmann. VI, 114 S. M. 1.
2. Molière. Les Femmes savantes. Comédie (1672). Für den Schulgebrauch bearbeitet von J. Mosheim, Oberlehrer am Königl. Gymnasium zu Wiesbaden. XX, 138 S. M. 1,50.
3. Ausgewählte Erzählungen von François Coppée. Für den Schulgebrauch bearbeitet von A. Rohr. VII, 126 S. Sonderwörterbuch 20 S. M. 1,40; Wörterbuch M. 0,20.
4. Histoire d'un conscrit de 1813 par Erckmann-Chatrian. Für den Schulgebrauch bearbeitet von Dr. Karl Holtermann, Oberlehrer am Realgymnasium in Münster i. W. V, 116 S. Sonderwörterbuch 26 S. M. 1,40; Wörterbuch M. 0,20.

Gerhards französische Schulausgaben. Leipzig u. Wien, Gerhard 1898. Kl. 8.

5. Perdue, par Henry Gréville. Im Auszug für den Unterricht herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Meta von Metzsch, wissenschaftlicher Lehrerin. Zweite durchgesehene Auflage. I. Text und Anmerkungen, II. Wörterbuch. V, 167, 28 S. geb. M. 1,50 und 0,25.
6. Charlotte Corday, drame en cinq actes, en vers par François Ponsard. Für den Unterricht ... von Dr. Otto Weddigen, Gymnasialoberlehrer a. D. und Docent an der Humboldt-Akademie zu Berlin. VI, 138, 35 S. geb. M. 1,30 und 0,25.

Siepmann's French Series, London, Macmillan and Co.

L'anneau d'argent par Charles de Bernard edited by Louis Sers, b. ès l., french master at Wellington College. 1898. 159 S.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Leipzig, Freytag, 1898.

T. Combe. Pauvre Marcel. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Franz Wüllenweber, Oberlehrer an der III. Realschule zu Berlin. I. Teil: Einleitung und Text. II. Teil: Anmerkungen und Wörterverzeichnis. 210 S. 8. geb. M. 1,60.

Freymond, E., Die französische Orthographie und ihre Reform. Im Feuilleton des 'Bund', 49. Jahrgang, Nr. 142, 143, 144. Bern, Jent u. Co. 1898, 24., 25., 26. Mai.

von Seydlitz-Kurzbach, Hans, Die Sprache der altfranzösischen Liederhandschrift Nr. 389 der Stadtbibliothek zu Bern. Dissertation aus Halle. 1898. 88 S. 8.

Malmstedt, A., Om bruket af finit modus hos Raoul de Houdenc, akademisk afhandling. Stockholm, 1888. 111 S. 8.

Haase, A., Syntaxe française du XVIIe siècle traduite par M. Obert avec l'autorisation de l'auteur. Paris, Picard et fils, 1898. XVIII 479 S. 8.

Entwurf eines Lehrplans für den französischen Unterricht in Sexta, Quinta, Quarta im Anschlufs an K. Kühns Lehrbücher von den Fachlehrern. Beilage zum Jahresberichte der Bockenheimer Realschule zu Frankfurt a. M. Ostern 1898. (Programm Nr. 436). V, 74 S. 8.

Saure, Dr. Heinrich, Französisches Lesebuch für höhere Mädchenschulen nebst Stoffen zur Übung im mündlichen Ausdruck. Erster Teil. Fünfte Doppel-Auflage. Leipzig und Frankfurt a. M., Kesselring o. J. XVIII, 284 S. 8. geb. M. 2. Zweiter Teil. Vierte Doppel-Auflage. ebenda. XVI, 582 S. 8. geb. M. 3,60.

Saure, Dr. Heinrich, Französische Lesestoffe als Unterlagen zur Übung im mündlichen Ausdruck. Separatabdruck aus des Verfassers Lesebüchern. Dritte Auflage. Leipzig u. Frankfurt a. M., Kesselring o. J. V, 152 S. 8. geb. M. 1,40.

Saure, Dr. Heinrich, Tableau chronologique de la littérature française destiné à l'instruction publique et particulière. Seconde édition. Leipzig u. Frankfurt a. M., Kesselring, 1896. VIII, 54 S. 8. kart. M. 0,75.

Otto, Dr. Emil, Französisches Konversations-Lesebuch. Eine Auswahl stufenmäfsig geordneter Lesestücke mit Konversations-Übungen und einem Wörterbuche. Neu bearbeitet von H. Runge. Erste Abteilung für die unteren und mittleren Klassen. Neunte Auflage. VIII, 263 S. 8. geb. M. 2,40. Zweite Abteilung für die oberen Klassen. Fünfte Auflage. VIII, 287 S. 8. geb. M. 2,40. Heidelberg, Groos, 1898.

Otto, Dr. Emil, Französische Gespräche. Eine methodische Anleitung zum Französisch-Sprechen. Neu bearbeitet von H. Runge, Gymnasialoberlehrer. Siebente Auflage. Heidelberg, Groos, 1898. VII, 144 S. 8. geb. M. 1,60.

Französische und englische Vokabularien zur Benutzung bei den Sprechübungen über Vorkommnisse des täglichen Lebens. Leipzig, Renger, 1898.

3. Die Stadt zugleich im Anschlufs an das bei Ed. Hölzel in Wien erschienene Anschauungsbild: die Stadt. Bearbeitet von Dr. Ewald Goerlich, Oberlehrer am Realgymnasium zu Dortmund. 42 S. kl. 8. M. 0,40.

Bilderhefte für den Sprachunterricht. Französisch. Leipzig, Voigtländer, 1898, gr. 8.

1. De Bayonne à Toulouse, Excursions de vacances par C. A. Ayrolle. Avec 21 gravures et 1 plan. 60 S. M. 0,80.
2. Le long de la mer bleue à bicyclette. Lettres de voyage par A. Moulin. Avec 29 gravures et 1 plan. 57 S. M. 0,80.

Wershoven, Prof. Dr. F. J., Hilfsbüchlein für die Lektüre französischer Gedichte. Verslehre. Metrische Übersetzungen. Prosabearbeitungen. Besprechungen. Aufsätze. Berlin, Gaertner, 1898. VII, 88 S. 8.

Breymann, Dr. H., Französisches Lehr- und Übungsbuch für Gymnasien. Zweite Auflage. Erster Teil. München u. Leipzig, Oldenbourg, 1898. X, 260 S. geb.

Fouillée, Alfred, Psychologie du peuple français. Deuxième édition, Paris, Alcan, 1898. IV, 391 S. 8. frs. 7,50.

Wechssler, Eduard, Privatdozent der romanischen Philologie an der Universität Halle-Wittenberg. Die Sage vom heiligen Gral in ihrer Entwicklung bis auf Richard Wagners Parsifal. Halle a. S., Niemeyer, 1898. X, 212 S. 8.

Becker, Ph. Aug., Der Quellenwert der Storie Nerbonesi. Wilhelm Korneis und Mönch Wilhelm. Übersetzung des neunten Teils der Karlamagnussaga und Auszüge aus Ulrichs von Türheim Willehalm. Halle a. S., Niemeyer, 1898. 75 S. 8.

Morf, Heinrich, Vom Rolandslied zum Orlando furioso. In Deutsche Rundschau, Juni 1898. S. 370—389. Berlin, Paetel.

Wilmotte, M., professeur à l'Université de Liége, Les passions allemandes du Rhin dans leur rapport avec l'ancien théâtre français. Paris, Bouillon 1898. 113 S. 8. fr. 3. (Présenté à la Classe des lettres de l'Académie royale de Belgique dans la séance du 9 novembre 1896.)

Voigt, Julius, Dr. phil., Das Naturgefühl in der Litteratur der französischen Renaissance. Berlin, Ebering 1898. 130 S. 8. (Berliner Beiträge zur germ. und rom. Philologie. XV. Romanische Abteilung No. 8.)

Poésies provençales inédites tirées des manuscrits d'Italie par Carl Appel. Paris, Welter, 1898. 132 S. 8. (Früher in den Bänden 34, 39, 40 der Revue d. lang. rom. erschienen, hier mit fortlaufender Paginierung, einigen Änderungsvorschlägen und Inhaltsverzeichnis).

Schultz-Gora, Oscar, Le epistole del trovatore Rambaldo di Vaqueiras al marchese Bonifazio I di Monferrato. Traduzione di G. Del Noce con aggiunte e correzioni dell'autore. Firenze, Sansoni, 1898. XVII, 210 S. 8. l. 2. (Biblioteca critica della letteratura italiana diretta da Francesco Torraca, 23—24).

Rassegna critica della letteratura italiana pubbl. da E. Percopo e N. Zingarelli. Fasc. 3—4 [A. Romizi, Claudiano e l'Ariosto. F. Delfino, Un brano della 'Ginestra' e un 'Pensiero' del Pascal. — Recensioni, Bollettino, Periodici, Notizie ed Appunti].

Salvioni, Carlo, Noterelle di toponomastica lombarda. Bellinzona, Colombi e C., 1898. 14 S. 8. (Estratto dal Bollettino storico della Svizzera italiana, vol. XX, 1898.)

Bonvicini de Rippa De Magnalibus urbis Mediolani, testo inedito del 1288 ricavato da un codice madrileno a cura di Francesco Novati, Estratto dal Bullettino dell'Istituto storico italiano n. 20. Roma, Forzani e C., 1898. 188 S. 8.

Plainte de la Vierge en vieux vénitien, texte critique précédé d'une introduction linguistique et littéraire par Alfred Linder. Upsala, Aka-

demiska Bokhandeln, 1898 (Upsala Universitets Arsskrift 1898. Filosofi, sprakvetenskap och historiska Vetenskaper. I). CCXLIII, 98 S. 8.

Koch, Theodore W., Catalogue of the Dante Collection presented by Willard Fiske. Part I. Dante's Works. Ithaka, New York, Cornell University Library, 1898. IV, 91 S. 4.

Gorra, Egidio, Il primo accenno alla Divina Commedia? Nota dantesca. Piacenza, tip. Marchesotti e Porta, 1898. 27 S. 8.

Cesareo, G. A., Su le 'Poesie volgari' del Petrarca. Nuove ricerche. Rocca San Casciano, Cappelli, 1898. 314 S. gr. 8. l. 5.

Scarano, dott. Nicola, Alcune fonti romanze dei 'Trionfi', memoria letta all'Accademia nella tornata del 17 febbraio 1898. In Rendiconto delle tornate e dei lavori dell'accademia di archeologia, lettere e belle arti. Nuova serie. Anno XII, genn. e febbr. 1898. S. 33—104.

Bovet, E., Le peuple de Rome vers 1840 d'après les sonnets en dialecte transtévérin de Giuseppe-Gioachino Belli. Contribution à l'histoire des mœurs de la ville de Rome. I. Neuchatel, Attinger; Rome, Loescher et Cie, 1898. 416 S. 8.

Hanssen, Federico, Sobre los pronombres posesivos de los antiguos dialectos castellanos (Publicado en los 'Anales de la Universidad' de febrero, tomo C). Santiago de Chile, imprenta Cervantes, 1898. 14 S. 8.

Winkler, Prof. Alex., Hat die analytisch-direkte Methode die Lehrerschaft befriedigt? Vortrag, gehalten am 8. allgemeinen deutschen Neuphilologentage in Wien. Mährisch-Ostrau, Papauschek, 1898. 24 S. 8. M. 0,50.

Cart, Th., professeur d'allemand, Du rôle de la poésie dans l'éducation (Lycée Henri IV). Paris, Imprimerie Dubreuil, 1898. 11 S. 8.

---

von Marnitz, L., W. Glasenov, Briefe eines jungen Soldaten. Leipzig u. Wien, Raimund Gerhard. 55 S.

von Marnitz, L., Iwan Turgenjew, Brand an Bord (Russische Meisterwerke mit Accenten. Ausgabe II, mit Kommentar. Bd. V und VI). Leipzig u. Wien, Raimund Gerhard. 8 S.

Über Goethes Elpenor.

Solange es eine heitere und freie Wissenschaft von der Kunst vergangener Zeiten giebt, hat man sich nicht damit begnügt, das Erbe, welches uns ungeschmälert von treuer Hand überliefert ist, zu studieren, sondern die Forschung hat es auch als ihr gutes Recht betrachtet, die Trümmer alter Dichtungen und Bildwerke mit wohlgezügelter Phantasie wieder zu ergänzen und aufleben zu lassen. Sie hat es gethan ohne künstlerischen Ehrgeiz, obwohl gerade auf diesem Gebiete Kunst und Wissenschaft sich innigst die Hand reichen und die Kunst hauptsächlich durch das Ringen, die Wissenschaft durch das Errungene gewinnt. Sie durfte ferner stets mit einer gewissen Hoffnung auf Erfolg arbeiten. Denn mochte es sich um wenige Verse einer verlorenen Euripideischen Tragödie oder um den Torso einer tanzenden Mänade oder um was immer handeln, stets hatten diese Fragmente einem einzigen ganz bestimmten Kunstwerk angehört; und unter allen Ergänzungsversuchen konnte daher ein einziger nur der richtige sein, der, wenn er nicht gleich gelang, doch vielleicht durch spätere glückliche Funde noch gesichert wurde.

Anders und weniger günstig steht es um die Rekonstruktion von Fragmenten neuerer Dichter. Hier handelt es sich in der Mehrzahl der Fälle nicht um die Reste abgeschlossener und wieder zertrümmerter Kunstwerke, sondern um Dichtungen, die der Autor unvollendet gelassen. Sucht man hier zu ergänzen, so mufs man stets mit der Möglichkeit rechnen, dafs der Dichter selbst an der Schwierigkeit des Problems gescheitert ist, oder dafs er noch zwischen mehreren Plänen schwankte, oder doch, wenn auch der Umrifs feststand, über das Detail im unklaren

war. Weil man auf diesem Gebiete günstigstenfalls nur zu einleuchtenden Hypothesen kommen kann, so hat man dem Forscher bisweilen das Recht abgesprochen, die Gedanken des Dichters zu Ende zu denken, und Bilder, die ihm entschwanden, zurückzurufen. Ich glaube, mit Unrecht. Zwar, wenn sich jemand blind und abenteuerlich von seiner Einbildungskraft dahinreifsen läfst, dann soll man ihm das Handwerk legen. Wenn aber die Phantasie von der Kritik begleitet ist, dann giebt es meines Erachtens gar keine bessere Kontrole dafür, wie tief wir schon in das Wesen eines Dichters eingedrungen sind, als die ergänzende Abrundung eines poetischen Entwurfes, den der Meister unvollendet hinterlassen hat. Hier dürfen nicht nur, sondern müssen immer neue Versuche gemacht werden; und nicht die erste beste, sondern nur die beste Lösung genügt. Ein Non liquet bleibt ja doch immer am Schlusse stehen; aber es verzichtet nur auf den Beweis, nicht auf die Hypothese.

Diese Erwägungen führen mich zu Goethes Elpenor und zu dem Versuch, das Fragment goethischer zu ergänzen, als es bisher geschehen ist. Was frühere Forscher geleistet, habe ich dankbar benutzt. Biedermann hat seine früheste Rekonstruktion (Goethe-Forschungen S. 94—123) längst aufgegeben; und wenn ihm Ellinger (Goethe-Jahrbuch 6, 262—273) noch einmal mit der Verteidigung eines tragischen Schlusses folgt, so wird er wenig Zustimmung finden. Aber auch den jüngeren Publikationen Biedermanns (Goethe-Forschungen, N. F. S. 132—159; Zeitschr. für vergl. Litteraturgesch., N. F. 1, 373—375 und 7, 383—401), in denen beharrlich auf eine chinesische Quelle hingewiesen und Elpenor als ein hellenisierter Waisenknabe aus dem Hause Tschao vorgestellt wird, vermag ich wenig Glauben beizumessen. Ja, ich halte den Hinweis auf diese Quelle geradezu für schädlich, weil dadurch dem Betrachter des Elpenor-Fragmentes der Blick getrübt wird und er sich den Verlauf und Schlufs der Dichtung leicht nach der chinesischen Erzählung und nicht nach Goethes Absichten ausmalt. — Beachtenswert bleibt immer noch der Aufsatz von Zarncke (jetzt: Kleine Schriften 1, 230—239): da das Elpenor-Drama von Goethe zur Aufführung bei einem Freudenfeste des Weimarischen Hofes bestimmt werden konnte, so mufs die in den erhaltenen beiden Akten angesponnene Fabel zu hei-

terem, erfreulichem Ende führen. Auch den Hinweis auf die achte Fabel des Hygin läfst man sich gefallen; hierher stammen die Namen Lykus und Antiope, aber nur die Namen, nicht die Charakteristik beider; hierher auch einzelne Motive. Aber wieder möchte ich davor warnen, aus der antiken Erzählung allzu viele Züge unbesehen in Goethes dramatischen Plan hinüberzunehmen, wie es Zarncke thut: von einer Aussetzung des geraubten Kindes oder einer Erziehung bei den Hirten des Gebirges findet sich bei Goethe keine Spur. Vielmehr: sucht man schon antike Reminiscenzen, so ist immer wieder auf die Odyssee hinzuweisen. In dem Verhältnis der Antiope zu Elpenor erinnert manches an Penelope und Telemachos. Wie die Gemahlin des Herrschers von Ithaka, ist Antiope umworben von zudringlichen Freiern; dem Sohne reicht sie den Bogen, der einst ihrem Gatten gehört hat, und den nur der Stärkste zu spannen vermag. Auch die Namengebung ist von dieser Seite beeinflufst: Elpenor, der Name eines Gefährten des Odysseus, ist auf den jungen Helden übertragen worden, Polymetis, der Beiname des göttlichen Dulders, auf den Berater des Lykus. Wenn wir daher Goethes Drama — was nicht einmal nötig erscheint — um weitere Motive bereichern wollen, so dürften homerische Reminiscenzen dort am ersten ihren Platz finden. — Mit Seuffert (Archiv f. Litteraturgesch. 14, 390—400; Vierteljahrschrift für Litteraturgesch. 4, 115 f.) und Kettner (Preufs. Jahrb. 67, 149—172) kann ich ein Stück Weges zusammen wandern, dann trennen sich unsere Bahnen; jeden einzelnen Schritt zu verzeichnen, ist wohl nicht erforderlich. — Interessant ist endlich der Aufsatz von Henry Wood (Vierteljahrschr. f. Litteraturgesch. 6, 78—101). Sieht man von einigen verschwommenen und überschwänglichen Partien ab und von manchen stilistischen Unklarheiten, die aber wohl auf die Übersetzung zurückzuführen sind, so bleibt ein guter Kern. Kettners Meinung (a. a. O. S. 170), 'das Stück wurzele wenig in eigenen Erlebnissen und Empfindungen des Dichters', ist hier ausgiebig widerlegt worden; die Elpenordichtung steht vielmehr in engem Zusammenhange mit Goethes Seelenleben.

Nach diesen kurzen kritischen Auseinandersetzungen mit meinen Vorgängern darf ich nun wohl ohne viele Rückblicke und Polemik den Elpenor betrachten. Er führt uns ins Jahr 1781.

Die Neigung zu Frau von Stein ist zur schönsten Blüte gediehen, das alte wilde Begehren ist vorüber. Nach den fünf Jahren des 'Noviziats' folgen die weiteren fünf Jahre der reinsten Entsagung und des ruhigsten Glückes. 'Ich bin dir mein Glück zu Hause, und mein Vergnügen auswärts schuldig, denn die Stille, der Gleichmuth mit dem ich empfange und gebe ruht auf dem Grunde deiner Liebe', diese Worte vom 29. Dezember 1782 spiegeln alle Beseligung und allen Frieden Goethes wieder, sie sind gesprochen zwischen der ersten und zweiten Beschäftigung mit dem Elpenor. Ihre Krönung erhielten aber die ernsten und innigen Beziehungen beider Liebenden erst durch die gemeinsame Fürsorge für den Sohn der Frau von Stein. Wie hat Goethe dieses Kind geliebt und es gehegt! Die wenigen Briefstellen aus den entscheidenden Jahren sprechen ohne allen Kommentar. Am 22. April 1781: 'Fritz hat mich noch im Bette angetroffen und so war das erste was ich heute sah das Beste was dir angehört.' Von Merseburg aus am 22. September 1781: 'Mit Fritzen an einem Tisch hab ich eine Cantzley aufgeschlagen, er ist recht gut lieb und rein. Christus hat recht uns auf die Kinder zu weisen, von ihnen kan man leben lernen und seelig werden.' Am 1. Oktober 1781: 'Fritzens Urtheil über die Menschen ist unglaublich richtig. Nur müssen wir suchen zu hindern daſs ihn das Glück nicht übermüthig mache. Ich hab ihm einige ruhige, sehr wahre Lecktionen gegeben, und er ist sehr geschmeidig.' (Vgl. auch den Brief an Lavater vom 14. November 1781. Weim. Ausg., Briefe 5, 215 f.) Hier also, lange bevor Goethe den Knaben zu sich ins Haus nahm, betrachtet er sich schon als seinen eingesetzten Erzieher. Die tiefste Sorge für das Kind der geliebten Frau spricht sich in dem gleichen Brief aus; kein leiblicher Vater kann treuer sein: 'Meine Liebste ich habe mich immer mit dir unterhalten und dir in deinem Knaben gutes und liebes erzeigt. Ich hab ihn gewärmt und weich gelegt, mich an ihm ergötzt und seiner Bildung nachgedacht.' Und so wiederholen und mehren sich diese Beweise väterlicher Liebe in der nächsten Zeit. 'Ich liebe dich in ihm und ihn in dir,' dies Wort vom 16. April 1783 klingt durch alle Briefe, in denen von Fritz von Stein die Rede ist.

In die gleichen Jahre nun, da Goethe selbst erst eben ein

Stück Lebenserziehung durchgemacht hatte, da er über seinem Wilhelm Meister sann, da er über die Hofmeister junger Prinzen ernste Betrachtungen anstellte (Weim. Ausg., Briefe 5, 305 f.), da er in der Nähe und Ferne manche Folgen schlechter Erziehung beobachtete und mit Frau von Stein gewifs in zahllosen Gesprächen dies Thema berührte, — in diese Zeit fällt auch das Elpenor-Drama, dessen Held ein Ephebe ist, der eben aus der Hut der Frauen in die Erziehung der Männer übergehen soll. Kein Zweifel also, dafs Goethe aufs innigste an diesem Stoff beteiligt war. Der Parallelen zwischen Iphigenie und Elpenor sind viele; ich führe nur die letzte und persönlichste an. Wie die Iphigeniendichtung Goethes ein Bekenntnis seines tiefen Dankes an die geliebte Frau war, wie die Entsühnung des fluchbeladenen Hauses durch die Nähe der reinen Priesterin ein Nachklang persönlicher Erlebnisse war, so hat Goethe im Elpenor noch einmal die Wohlthat guter Menschen, die er selbst empfangen, künstlerisch verklären wollen. Nicht umsonst hat er noch einmal eine Vorgeschichte voll Krieg, Kindesraub und Brudermord erfunden, nicht aus Lust am Abenteuer, sondern aus Freude an der Entsühnung. Der Versöhner aber mufste dann Elpenor werden, das Kind mit dem hoffnungerweckenden Namen, an dessen Darstellung Goethe gewifs alle Liebe wenden wollte, die er für den Sohn Charlottens von Stein empfand.

So ist aus allerpersönlichsten Stimmungen im August 1781 das Drama hervorgegangen. Und wenn es im nächsten Monat unvollendet liegen blieb, so waren daran hauptsächlich äufsere Umstände schuld, besonders das Unglück im Herrscherhause, das auch dem Dichter nahe ging. Als aber dann am 2. Februar 1783 endlich der erwartete Erbprinz geboren war und überall Jubel und Gebete laut wurden, da wollte auch Goethe sein Drama wieder aufnehmen und es zum Träger der Landeshoffnungen machen. Elpenor, der Versöhner, war ja auch der künftige Herrscher; das heroische Familiendrama konnte durch solchen Ausblick noch einen weiteren Horizont erhalten. Und so ging, abermals aufs innigste beteiligt, Goethe im Februar und März ans Werk. Ein neuer Plan wurde entworfen, nach dem die erhaltenen beiden Akte (Weim. Ausgabe 11, 369—396) gedichtet sind. Warum die Arbeit dann abermals stockte, das wissen wir nicht.

Hier soll uns die Frage beschäftigen, auf welche Wege und zu welchem Ziele Goethe mutmafslich die Handlung geführt hätte.

In der Betrachtung der vollendeten Scenen können wir uns auf das Notwendigste beschränken und die zwei ersten Akte im wesentlichen als bekannt voraussetzen. Das einleitende Gespräch der Evadne mit den Mägden dient nur, die Situation vorzuführen; alle Gemüter sind zugleich von Freude und von Leid beherrscht. Man trifft Zurüstungen wie für ein Jubelfest, und doch wird Elpenor, der Pflegesohn der Antiope, heute scheiden; sein Vater Lykus wird ihn heimholen. — Die folgende Scene zwischen Evadne und Elpenor birgt dagegen schon, wie Kettner mit Recht betont hat, Keime der künftigen Handlung. Nicht umsonst ist die Rolle der Schaffnerin so breit angelegt. Auffällig ist, dafs die Alte als geheimnisvoll verschwiegen gilt (Weim. Ausg. 11, 377, 4 ff.); und ganz gewifs sollte auf dem Höhepunkt des Dramas ihr 'Rat' (vgl. 376, 28 f.; 377, 19 ff.) noch eine entscheidende Rolle spielen. Sie wird es sein, die Elpenors folgenschwersten Entschluſs durch ihre Weisheit beeinflufst, vielleicht durch eine bedeutende Erzählung, in der es sich um Übermut und Besonnenheit, um Schuld und Sühne handeln wird. Bisweilen hat man bei dieser Scene, in der sich Elpenors Charakter exponiert, auf den Bogen, den ihm Antiope geschenkt, hingedeutet, als müsse diese Waffe, wie das fatale Requisit einer Schicksalstragödie, späterhin der Handlung forthelfen. Unmöglich! Der Knabe sowohl wie die alte Pflegerin wissen beide, dafs Elpenor erst nach Jahren die Kraft gewinnt, den Bogen zu spannen. — Die innere Belebung der Schlufsscenen des ersten Aktes ist von jeher Gegenstand der Bewunderung gewesen. In der That, man staunt immer von neuem, wenn man die einfachen Mittel erkennt, mit denen Goethe die vielverzweigte Vorgeschichte der Antiope entwickelt. Noch einmal durchlebt die thränenreiche Königin jede ihrer Qualen und jedes Glück, ihre Ehe und ihre Mutterschaft, den Tod des Gatten, die geheimnisvolle Ermordung oder Entführung ihres Sohnes, den Verlust des Reiches, das dann an ihren Schwager fiel, ihr Witwentum bei den Eltern, die Bedrängnis durch die Freier, ihre Zuflucht bei Lykus und endlich das eine Jahr ihrer Obhut über Elpenor, den sie nun heute dahingeben mufs. Mit diesem letzten Durchleben aber und mit der

Überpflanzung ihrer Rachegefühle auf den Pflegesohn nimmt sie Abschied von der Vergangenheit und sieht der Zukunft frei von jeder unedlen Leidenschaft und Begierde entgegen, ruhevoll betrachtend. Diese innere Läuterung ist symbolisiert durch die Waschung am heiligen Quell. Antiope steht jetzt da mit dem stillen, klaren Gefühl, wie es Goethe in der Seligpreisung seines Mondliedes verherrlicht hat, und wie er selbst es in der Liebe zu Charlotte von Stein gewonnen hatte.

Mit dem zweiten Aufzuge beginnt die Intrigue; Polymetis, der Ratgeber des Lykus, trifft ein, mehrere Stunden vor seinem Herrn. Man hat diesen alten Hofmann, glaube ich, meistens falsch beurteilt. Polymetis steht in seinem ersten Monolog zweifelnd da: soll er die Unthat seines Herrn an den Tag bringen oder nicht? Die Entscheidung ruft er vom Himmel herab: 'O gebt ein Zeichen mir ihr Götter! Löst meinen Mund, verschliefst ihn, wie ihr wollt.' Im zweiten Monolog ist er dagegen entschlossen zu reden, so dafs wir fragen: welches Zeichen haben ihm inzwischen, d. h. in seinem Gespräch mit Elpenor, die Götter gegeben? Diese Frage führt in den Charakter des Mannes ein. Polymetis handelt nicht aus Lust am Bösen; er ist nicht, wie Kettner und viele andere meinen, ein 'arglistiger Schmeichler und Intrigant', kein 'böser Engel' des Elpenor. Wäre er das, so würde der königliche Knabe, der die Menschen so 'unglaublich richtig' beurteilt wie Fritz von Stein, nicht von jeher so zutraulich zu dem Alten gewesen sein. Polymetis ist vielmehr eine Gestalt, die ganz aus den höfischen Erfahrungen Goethes erwachsen ist: ein Mann, der innerlich gar nicht zum Fürstendiener taugt, und den der Zufall doch zeitlebens an den Hof eines Tyrannen gefesselt hat. Dadurch ist er immer mit sich im Zwiespalt, haltlos, nicht schlecht vom Grund aus; ganz anders als Evadne, die wie geschaffen für ihre Stellung im Palast ist. Polymetis hat nie die Grenzen seiner Rechte und Pflichten begriffen; er ist schwach genug zu schmeicheln, um nur zu reden. Evadne dagegen besafs oder erwarb die Klugheit, Schranken aufzurichten und zu schweigen. Und dementsprechend ist beider Lohn: Polymetis ist zum willenlosen Werkzeug seines Königs herabgesunken, Evadne die weise, selbständige Beraterin ihrer Herrin geworden. Jetzt, eben vor dem Einzug des Elpenor in

die Residenz, versucht der greise Hofmann, wie wohl bei dem künftigen Herrscher sein Schicksal sein möge; und der Schüler der Evadne läfst ihn sofort fühlen, dafs dem Alten für alle Untreue gegen sich selbst auch unter dem nächsten Herrscher kein Lohn winken werde. Deshalb beschliefst er, einen Glückswechsel durch Preisgabe des Geheimnisses zu erzwingen. Ein echt Goethischer Zug, diese Frage an die Gottheit und diese Antwort! Allerdings haben die Götter in dieser Stunde geredet — der Verlauf des Dramas wird es zeigen —, aber in ganz anderer Weise, als der blinde Mensch es zu verstehen meint. Polymetis legt sich die Erfahrung seiner Unterredung mit Elpenor dahin aus, als seien die Himmlischen seinem Unternehmen günstig, während er in Wahrheit nur ein Werkzeug zu ihren höheren Zwecken ist. Echt Goethisch! Man fühlt sich an die Worte erinnert, die der Dichter am 26. Juli 1782 an Plessing schrieb: 'So viel kann ich Sie versichern dafs ich mitten im Glück in einem anhaltenden Entsagen lebe, und täglich bey aller Mühe und Arbeit sehe dafs nicht mein Wille, sondern der Wille einer höhern Macht geschieht, deren Gedancken nicht meine Gedancken sind.'

Mit dem zweiten Monolog des Polymetis bricht das Fragment ab; und wir fragen, ob die fertigen Scenen Anhaltspunkte für die Fortsetzung bieten. Denn ins Blaue hinausphantasieren wollen wir natürlich nicht.

Da hat man denn zunächst angeknüpft (noch Kettner und Wood thun es) an die Worte des Elpenor (395, 34 ff.): 'Ich hör' ich höre den Freudenruf und der Trompete Klang vom Thal herauf. O lafs mich schnell, ich will durch einen steilen Pfad den Kommenden entgegen. Folge du geliebter Freund den grofsen Weg, und willst du, bleibe hier.' Das Epitheton 'steil' fesselte die Aufmerksamkeit mancher Forscher; und nun ergaben sich Analogien mit Leichtigkeit: in der 'Natürlichen Tochter' stürzt Eugenie vom steilen Fels herab, in den 'Wanderjahren' Felix einen Abhang herunter; es wird wohl auch Elpenor nicht anders ergehen, er wird verunglücken, Lykus oder ein anderer wird ihn retten, diesen Wohlthäter wird der Knabe später wegen des Racheschwures verfolgen müssen u. s. w. Wo ist auch nur der Schimmer eines Beweises für alles dies? Analogien aus an-

deren Goethischen Dichtungen bedeuten gar nichts. Dafs Elpenor den steilen Weg hinuntereilt, kennzeichnet nur seine Ungeduld; das Wort verhallt obendrein an dieser Stelle so schnell, Polymetis kommt mit keinem Laut der Besorgnis darauf zurück, dafs schon daraus klar wird, Goethe habe nicht viel Nachdruck auf diese beiläufige Erwähnung gelegt.

Nicht besser steht es um ein zweites Motiv, aus dem Kettner eine Fortsetzung ableiten wollte. Evadne sagt zu Elpenor im ersten Aufzug (376, 26 ff.): 'Es würde dir nicht nüzen, dich verwirren, beschrieb ich dir beym Ausgang zu genau die fernen Gegenden, durch die du wandern wirst.' Daraus schliefst Kettner: die Gegenden, in die sich Elpenor jetzt begeben will, d. h. der Weg bis zur Residenz des Lykus und die Königsstadt selbst, müssen der Evadne aus früherer Zeit bekannt sein, sie mufs sich dort aufgehalten haben, gewifs in Elpenors frühesten Lebenstagen, sie ist daher wohl mit dem Schicksal des Kindes eng verknüpft, sie weifs mehr als sie verrät u. s. w. Ja, spricht denn Evadne hier wirklich von konkreten Gegenden und Strafsen? Wir dürfen ihre Worte nicht aus dem Zusammenhange reifsen. Die Alte giebt ihrem Liebling vor der Abreise noch eine Reihe kluger Ratschläge, darunter diesen: 'Die Götter geben dir Gelegenheit und hohen Sinn das rühmliche von dem gerühmten zu unterscheiden.' Das versteht der Knabe nicht und fragt: 'Was sagst du mir? Ich kann es nicht verstehn.' Und nun antwortet Evadne: 'Mit Worten, wären's ihrer noch so viel wird dieser Seegen nicht erklärt, denn es ist Wunsch und Seegen mehr als Lehre. Die geb' ich dir an diesem Tage mit auf lange Zeit; denn du tritst eine weite Reise an. Die ersten Pfade liefst du spielend durch, und nun betrittst du einen breitern Weg; da folge stets Erfahrnen! Es würde dir nicht nüzen, dich verwirren, beschrieb ich dir beym Ausgang zu genau die fernen Gegenden, durch die du wandern wirst. Der beste Rath ist, folge gutem Rath, und lafs das Alter dir ehrwürdig seyn.' Aus dem Zusammenhange wird doch klar, dafs hier die alte erfahrene Frau das Leben unter dem Bild einer weiten Reise und die späteren Erlebnisse und Erfahrungen als Stationen auf dem Wege betrachtet. Schlüsse also auf die Elpenor-Handlung ergeben sich aus dieser Stelle nicht.

Ganz allgemein verbreitet ist endlich ein dritter Fehlschlufs. Polymetis sagt in seinem zweiten Monolog (396, 12 ff.): 'Du schöner muntrer Knabe sollst du leben? Soll ich das Ungeheur, das dich zerreifsen kann, in seinen Klüften angeschlossen halten?' Diese Worte sind so gut wie ohne Ausnahme dahin gedeutet worden, dafs mit dem Ungeheuer in den Klüften des Gebirges der echte, von Polymetis verborgen gehaltene Sohn des Lykus gemeint sei. Es hat das zu den ungeheuerlichsten Konsequenzen geführt. Denn indem nun dieser Rivale Elpenors in die weitere Handlung eingeführt wurde, ergab sich bei Biedermann, bei Seuffert mit Benutzung der Gotterschen Merope, bei Ellinger unter Hinweis auf den Hamlet eine abenteuerliche, ungoethische Überfülle von Konflikten und eine Fortsetzung des Dramas, die zu den beiden ersten Akten gar nicht passen will, mit Krieg, Mord, mancherlei Scenenwechsel u. s. w. Auch Wood krankt noch an demselben Fehler, und selbst der mafsvolle Kettner rechnet mit der Möglichkeit, dafs Lykus, im Wahne, das Kind der Antiope zu treffen, den eigenen Sohn ermorde und dann sich selbst entleibe. Eine solche Handlung ist für den Goethe der achtziger Jahre schlechterdings unmöglich; und deshalb müssen wir uns fragen, ob jene Worte des Polymetis wirklich die angegebene Deutung fordern, oder auch nur zulassen.

Schon aus dem Zusammenhange herausgelöst scheint mir der Satz nicht auf einen Sohn des Lykus zu passen. Von diesem Knaben wissen wir, dafs er ein liebreizendes Kind gewesen ist, ohne Zweifel dem Sohn der Antiope sehr ähnlich, so dafs eine Verwechselung möglich war. Wenn dieses dem Elpenor gleichalterige, also jetzt etwa zehnjährige Kind nun auch in der Wildnis noch so verwahrlost wäre, ein Ungeheuer hätte doch aus dem schönen Knaben in so kurzer Zeit nicht werden können, und gar eins, das man 'angeschlossen' in den Klüften hielte. Und dieses Ungeheuer hätte Goethe gar auf die Bühne bringen, oder nach anderer Meinung mit dem Popanz wenigstens drohen sollen? Unmöglich!

Läfst man die Worte des Polymetis in ihrer Umgebung stehen, so wird denn auch sofort klar, dafs sie etwas ganz anderes bedeuten. Beide Monologe drehen sich um die Frage, ob der Alte das Geheimnis still bewahren oder verraten solle. In

diesem Zusammenhange finden sich als lauter Variationen desselben Gedankens die Fragen: 'Du schöner muntrer Knabe sollst du leben? Soll ich das Ungeheur, das dich zerreifsen kann, in seinen Klüften angeschlossen halten? Soll die Königinn erfahren, welch' eine schwarze That dein Vater gegen sie verübt? Wirst du mir's lohnen, wenn ich schweige?' Kein Zweifel, dafs mit dem Ungeheuer das grauenhafte Geheimnis in der Brust des Polymetis gemeint ist. Das Bild ist kühn, aber es hat dem Dichter selbst gefallen; wenige Zeilen später wendet er es noch einmal an: 'Heraus aus euren Grüften, ihr alten Larven verborgener schwarzer Thaten, wo ihr gefangen lebt!'

Um jenen echten Sohn des Lykus für das Drama zu gewinnen, haben alle bisherigen Erläuterer das Personenverzeichnis für unvollständig erklären müssen. Das konnte man sich gefallen lassen, solange wir das Stück nur in der Bearbeitung von 1806 kannten und im Zweifel waren, ob das dort mitgeteilte Verzeichnis echt und nicht etwa von Riemer nach Gutdünken hergestellt sei. Jetzt besitzen wir aber in der Weimarer Ausgabe 11, 369 die authentische Aufzählung der Personen des Dramas, nicht etwa nur derer, die im Fragment vorkommen, sondern auch solcher, die erst in den späteren Akten auftreten sollten. Und auch hier fehlt der Sohn des Lykus. Sehen wir von den Chören der Jünglinge und Jungfrauen ab, so sind es fünf Personen. Es ist das die typische Zahl in den grofsen Goethischen Dramen der ersten Weimarer Jahre; und auch die Gruppierung der Hauptperson inmitten zweimal zweier Nebenpersonen kehrt so konsequent wieder, dafs man von Gesetzmäfsigkeit sprechen möchte.

Iphigenie

Hellas { Orest / Pylades } Thoas / Arkas } Taurien.

Tasso

Ferrara { Prinzessin / Alfonso } Leonore / Antonio / (oder sein älterer Stellvertreter) } die grofse Welt.

Elpenor

Antiope / Evadne — Lykus / Polymetis

Es mufs also eine Fortsetzung des Goethischen Fragmentes möglich sein ohne den ungeheuerlichen Sohn des Lykus; ja, aller Wahrscheinlichkeit nach haben wir uns diesen Nebenbuhler Elpenors als bereits verstorben zu denken. Durch diese Annahme erhält der Rekonstruktionsversuch, den ich mache, viel einfachere und klarere Umrisse und wird schon dadurch, nach meiner Ansicht, goethischer als die bisherigen.

Auf die Bezeichnung 'Trauerspiel' für die versifizierte Fassung von 1806 lege ich keinen Wert; denn im Jahre 1783 nannte Goethe sein Stück ein Schauspiel. Ich halte ferner daran fest, dafs das Drama, dessen erste Aufzüge ganz im Stil der Prosa-Iphigenie geschrieben sind, auch in der zweiten Hälfte nicht aus diesen Bahnen weichen durfte. Dadurch wird es beinahe selbstverständlich, dafs alle fünf Akte an einem Ort und an einem Tage spielen. Endlich ist zu betonen, dafs in der Fortsetzung nichts enthalten sein darf, was den Lebensanschauungen und der Gesinnung Goethes in den achtziger Jahren widerspricht.

Blicken wir auf die älteren Rekonstruktionsversuche zurück, so sehen wir, dafs über drei Motive durchweg Einigkeit herrscht: Elpenor ist in Wahrheit der Sohn nicht des Lykus, sondern der Antiope; der Mörder des Gemahls der Königin ist Lykus gewesen, der sich dabei, ebenso wie beim Raube des Knaben, der Hilfe des Polymetis bedient hat; und endlich, es mufs im Laufe des Dramas für Elpenor ein Konflikt entstehen, in den ihn einerseits sein Racheschwur, andererseits die Bande des Blutes verstricken. An diesen drei Motiven halte auch ich fest. Die weitere Fortsetzung aber ergiebt sich aus der Entscheidung darüber, wie Goethe den Charakter des Lykus angelegt hat.

Hier glaube ich mich kurz fassen zu dürfen. Wer Goethes Seelenleben in den achtziger Jahren auch nur oberflächlich kennt, wird es doch für unmöglich halten, dafs der Dichter in diesem schuldbeladenen König blofs einen blutdürstigen Wüterich habe auf die Bühne bringen wollen, an dem nichts zu verteidigen und nichts zu bessern sei, über dem nur erbarmungslos der Stab gebrochen wird und der sich dann in Verzweiflung selbst entleibt. Solch ein grausamer Richterspruch ist undenkbar bei dem gläubigen Liebhaber der Frau von Stein, der von der Freundin gelernt hatte, alle Menschen nicht von seinem, sondern von ihrem

Standpunkt aus zu beurteilen, ihnen nicht alle Sünden aus der Vergangenheit nachzurechnen, sondern sie auf neue grofse Pflichten in der Zukunft hinzuweisen. Man lese die Briefe jener Zeit, durch die als Leitmotiv immer wieder das Wort vom 1. Juni 1781 hindurchklingt: 'Beurtheile niemand bis du an seiner Stelle gestanden hast.' Aus dieser Erwägung ergiebt sich aber, dafs das Stück nicht auf die Verwerfung des Sünders, sondern auf Schonung des Verirrten hinauslaufen sollte. Auch dem grofsen Frevler sollte Elpenor neue Lebenshoffnung bringen.

Und nun endlich die Umrisse meiner Rekonstruktion! Ich knüpfe an ein einziges Wort der Prosafassung von 1783 an. Im zweiten Auftritte des ersten Aufzuges (374, 29 ff.) sagt Elpenor zu der alten Schaffnerin: 'Sag an, ich weifs dafs mir Geschenke bereitet sind, die heute noch vor meinem Vater kommen; ist dir bekannt, was wohl die Boten bringen werden?' Hier hat Riemer kurzsichtig genug bei seiner Versifizierung das Wort 'vor' in 'von' geändert; und auch Zarncke hat ohne Verständnis für die Stelle eigenmächtig eingefügt: 'vor (*lies* von)'. Der Wortlaut von 1783 aber trifft allein das Richtige; durch die ganzen zwei Akte hin betont Goethe sorgfältig immer und immer wieder: zuerst werden Boten und Geschenke eintreffen, und erst mehrere Stunden später (390, 7) der König Lykus. Auf diese Zeitrechnung hat Goethe offenbar grofsen Wert gelegt. Nun fragt an jener Stelle der Knabe seine Pflegerin, worin wohl die Geschenke bestehen werden; kindlich plaudernd wünscht er sich ein Rofs und ein Schwert. Aber die Alte, die den Brauch der Welt kennt, weifs es besser: es werden reiche Kleider sein, Schmuck und köstliche Zierde. Am Anfang des zweiten Aufzuges ist nun als Bringer der Geschenke (390, 6) Polymetis da; in kurzer Zeit, wenn erst die Jünglinge, die künftigen Gespielen des Elpenor, da sind, wird er die Gaben ausbreiten. Inzwischen aber ist in ihm der Entschlufs gereift, sein altes Geheimnis zu verraten. Wie kann er das, ohne es plump mit dürren Worten auszusprechen?

Polymetis ist es gewesen, der einst im Auftrage seines Königs den Sohn der Antiope geraubt hat. Der Knabe war, aufser an einem Muttermal, daran kenntlich, dafs er (388, 28) 'an dem Hals ein goldnes Kettchen, dreyfach schön gewunden' trug, 'an der Kette hing ein Bild der Sonne wohl gegraben'. Wir dürfen

wohl annehmen, dafs Polymetis bei jenem Überfall das unschätzbare Kleinod an sich genommen hat, um in diesem Beweisstück jederzeit eine Waffe gegen den Tyrannen zu besitzen. Wenn er jetzt das Halsgeschmeide unter die Geschenke des Königs mischt, so hat er seinen Zweck erreicht, 'so mufs ein ungeheurer Zwist das Haus zerrütten' (396, 23). Ich glaube, dafs sich uns damit ungezwungen die Handlung des dritten Aufzuges ergiebt: Elpenor in aller Lust der Jugend führt seine zwölf Gespielen zum Palast; ein Reigen oder ein Spiel wie am Eingange der Nausikaa mochte sich anschliefsen. Die Darbringung der Geschenke erfolgte, teilnehmend traten die Frauen hinzu. Dann geschah genau in der Mitte des Dramas durch die Entdeckung des Sonnenhalsbandes der jähe Umschlag der Stimmung.

Der vierte Aufzug mufste nun dem Elpenor gehören. Er ist betäubt von dem furchtbaren Schicksal. Mutter und Sohn haben sich zwar wiedergefunden, aber unter welchen Verhältnissen und durch welchen grausigen Eid verbunden! Es mag vielleicht in der Seele des Knaben so finster werden, dafs ihm der freiwillige Tod als einzige Rettung erscheint. Und hier ist nun sicherlich der Zeitpunkt, an dem Evadne noch einmal in die Handlung eingreifen sollte. Der Knabe hatte sie gebeten (377, 19): 'Entziehe künftig mir nicht Deinen Rath'; und die Alte hatte geantwortet: 'Du sollst ihn haben, wenn du ihn verlangst.' Solche Worte hätte der Dichter nicht gebraucht, wenn ihm nicht eine ganz bestimmte Situation vorgeschwebt hätte. Durch welche Mittel freilich die Weisheit des Alters hier die Verzweiflung der Jugend beschwichtigen mochte, ob eine Erzählung, ein alter Mythus eingreifen sollte, ob symbolisch vielleicht durch Schlaf und Wiegengesang die Heilung erfolgte, das wissen wir nicht. Goethe ist so unerschöpflich reich gerade für Situationen wie die vorliegende, dafs unsere nacheilende Phantasie ihn doch nicht erreicht.

Das Auftreten des Lykus sollte sicher erst im fünften Aufzug erfolgen; Goethe thut in den zwei vollendeten Akten alles, um die Ankunft des Königs hinauszurücken. Selbst in einem Monologe mufs Polymetis ausdrücklich versichern, dafs es noch einige Stunden währen wird, bis der Herrscher erscheint. Dahinter steckt natürlich eine bestimmte Absicht. Antiope und Elpenor mufsten erst innerlich mit sich einig sein, bis die unge-

heure Abrechnung mit Lykus erfolgen konnte. Jeder Kenner Goethes weifs nun, wie viel er selbst in den Wirrnissen seines Lebens den grofsen Beichten zu verdanken hatte, die er vor guten und reinen Menschen, besonders vor Frauen ablegte. Eine solche Läuterung und Befreiung in der Seele der Antiope und des Elpenor wird er auch seinem Lykus zugedacht haben. Und gewifs würde er alles gethan haben, um den Frevler zu schonen und seine Thaten begreiflich zu machen. Ich mafse mir nicht an, zu sagen, welchen Weg Goethe eingeschlagen hätte; nur um zu zeigen, dafs eine teilweise Entlastung des Königs möglich ist, spinne ich den Faden weiter. An der ersten That des Lykus, dem Brudermord, war allerdings nichts zu beschönigen; da war Ehrgeiz das Motiv. Vielleicht dafs alter Zwist zwischen den Brüdern, vielleicht auch eine eifersüchtige Liebe des Lykus zu Antiope die Schuld mildern sollte. Genug, der Erfolg der ersten That war: Lykus vergröfserte sein Reich durch das Erbe des Bruders. In allem Folgenden aber war er so mitleidwert wie frevelhaft gewesen. Jede Folge der ersten Unthat traf ein. Ohne Freude am Dasein und Besitz lebte er dahin. Die Götter suchten sein Haus heim: die Gattin starb und auch sein Sohn. Zum erstenmal verrät Lykus dies Geheimnis, da ja bisher Elpenor als sein Sohn gegolten hatte. Nach dem Tode des Knaben fafste ihn Verzweiflung. Für wen hatte er nun Brudermord begangen? Der Wahnsinn rifs ihn dann auch zu der zweiten Unthat hin; der Kinderlose gewann durch Raub einen neuen Sohn. Aber warum ersah er sich gerade das Kind der Antiope, die er schon so schwer gekränkt hatte? Es war wohl Angst vor dem Zorn der Götter, die ihn trieb; er wollte den Rächer entwaffnen. Es war auch ein Bemühen, alte Schuld wieder gut zu machen: er suchte an dem Sohn durch Wohlthat zu ersetzen, was er an dem Vater gefrevelt hatte. Denn wenn Lykus den Brudermord geheim halten wollte, so gab es nur ein Mittel, dem Elpenor das Erbe seines Vaters zu sichern und es nicht etwa später durch eine Herrscherwahl des Volkes in fremde Hände gelangen zu lassen: Lykus mufste den Neffen an Sohnes Statt annehmen; und da dies durch Güte nicht anging, so griff er in seiner Verblendung zur Gewalt.

Auf solchem Wege etwa — ich erkläre ihn durchaus nicht

für den allein möglichen — konnte rein menschlich eine Abrechnung stattfinden, vor der das Rachegefühl, das Antiope auf ihren Sohn übertragen, schweigen durfte. Der Richter und Versöhner aber mufste, da die Königin im ersten Aufzug verzichtet hatte, der junge Elpenor sein.

Welchen Ausblick Goethe dann seinem Drama noch gegeben hätte, bleibt fraglich. Lykus konnte wohl schwerlich der Herrscher des Landes bleiben. Die Zukunft gehörte vielmehr dem Elpenor, für den etwa die Mutter einstweilen die Regentschaft führen mochte, wie einst Anna Amalia für den jungen Karl August. Auch dadurch wäre das Stück noch besonders zum Festspiel am Freudentage des Weimarischen Herrscherhauses gestempelt worden. Die letzten friedevollen Worte, so stelle ich mir gern vor, wird die Königin sprechen: einen Dank an die Unsterblichen, die der Menschen weit verbreitete gute Geschlechter lieben.

Es sollte mich freuen, wenn dieser Ergänzungsversuch Zustimmung fände; denn ich messe dem Drama mehr Bedeutung bei, als gewöhnlich geschieht. Auch Goethe selbst schätzte es und kehrte öfter zu ihm zurück. Die vereinzelte Briefstelle (an Schiller, 24. Juni 1798), in der er von einem 'unglaublichen Vergreifen im Stoffe' spricht, bedarf einer ganz besonderen Beurteilung. Denn hier hat Goethe seit fünfzehn Jahren die Dichtung nicht mehr angesehen, die Trennung von Frau von Stein hat sie ihm völlig entfremdet, er erinnert sich der Einzelheiten wohl nicht mehr ganz. Aufserdem spielt er in dem Brief ein Versteckspiel mit Schiller; er schickt dem Freunde das Fragment als ein anonymes Werk, um ein möglichst unbefangenes Urteil von ihm zu hören. Schiller hat denn auch den Wert des schönen Torso richtig erkannt, und Goethe, wie alle anderen Kundgebungen verraten, ihm innerlich ohne Zweifel Recht gegeben.

Marburg i. H. Albert Köster.

Schiller in der heutigen Schule.

Die Schiller-Ausgabe des Bibliographischen Instituts[1] ist zum Abschlufs gediehen. Keinem Würdigeren hätte sie anvertraut werden können als Ludwig Bellermann, und in der That weist sie alle die Vorzüge auf, durch welche sich des Herausgebers bekanntes Schillerbuch auszeichnet: sorgfältige Gründlichkeit im einzelnen, Klarheit der Gesichtspunkte und Übersichtlichkeit der Anordnung im ganzen, feinsinniges Verständnis überall. Die Ausgabe hält sich in der Form durchweg an die von der Redaktion der Meyerschen Klassiker-Bibliothek aufgestellten Grundsätze. Sie bringt an der Spitze eine verhältnismäfsig ausführliche biographische Darstellung und Würdigung Schillers; den einzelnen Werken werden kurze, sachliche Einleitungen vorausgeschickt; es folgen ihnen litterarische Nachweise zur Entstehung der Schriften, sowie ein Verzeichnis der Lesarten in angemessener Auswahl. Leider bringt es die Eigenart der Meyerschen Ausgaben mit sich, dafs auch hier Anmerkungen unter dem Texte die Lektüre begleiten und stören — das einzige, was ich an der Ausgabe auszusetzen habe. - Der Gesamtumfang ist auf vierzehn Bände berechnet, von denen die ersten acht alles das bringen, was für die weiteren Kreise der Gebildeten bestimmt ist, während die anderen sechs für diejenigen Leser berechnet sind, die sich wissenschaftlich, insbesondere geschichtlich, mit dem Dichter beschäftigen.

Fast gleichzeitig mit den zuletzt erschienenen Bänden der Schiller-Ausgabe ist Bellermanns oben genanntes älteres Buch:

[1] Schillers Werke, herausgegeben von Ludwig Bellermann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 14 Bände (8°). Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

'Schillers Dramen. Beiträge zu ihrem Verständnis' (Berlin, Weidmann) in zweiter Auflage herausgekommen. Diese erfreuliche Thatsache zeigt, dafs Bellermanns schriftstellerische Arbeit nicht ohne Wirkung auf weitere Kreise geblieben ist, und berechtigt zu der Hoffnung, dafs auch seine Thätigkeit als Herausgeber den verdienten Dank ernten wird. Vor allem ist zu hoffen, dafs diese Arbeiten auch der Schule zu gute kommen werden und dafs die Lehrer des Deutschen aus dem vollständigen Apparate zur Erklärung unseres gröfsten Dramatikers, der nunmehr handlich und allgemein zugänglich vorliegt, Belehrung und Anregung schöpfen, dafs somit auch unsere Schüler mittelbaren Gewinn aus Bellermanns Arbeiten ziehen werden.

Das erscheint mir um so wünschenswerter, als ich mir und anderen eine Erfahrung nicht verhehlen kann, die sich mir seit einer Reihe von Jahren beim Unterricht in den oberen Gymnasialklassen aufdrängt, die Thatsache nämlich, dafs Schiller dem Verständnis der heranreifenden Jünglinge nicht mehr so unmittelbar nahe steht, dafs sie ihm nicht mehr die gleiche Wärme und Zuneigung entgegenbringen, wie das einst bei mir und meinen Altersgenossen, die wir um die Zeit des deutsch-französischen Krieges das Gymnasium besuchten, der Fall war.

Ich spreche hier nicht von dem Knabenalter, auf welches das Stoffliche in Schillers Dichtungen, wie alles Phantastische und Heroische, nach wie vor wirkt, sondern, wie schon gesagt, von der reiferen Jugend, wie sie durch die Prima unserer Gymnasien vertreten wird. Hier aber wäre es von Interesse, festzustellen, wie weit die genannte Erfahrung rein persönlicher, wie weit sie allgemeiner Natur ist. Dafs die Schuld an mir liegt, glaube ich kaum, denn die Empfindungen, mit denen ich selbst vor bald einem Menschenalter meinen Schiller gelesen und genossen habe, sind mir noch sehr lebendig und gegenwärtig: warum sollte es mir also nicht gelingen, in gleichgearteten und gleichgestimmten Schülern die gleiche Empfindung bewundernder Begeisterung wachzurufen? Auch gelingt es wirklich zumeist, den leisen inneren Widerstand zu überwinden, mit dem die jungen Leute Schiller gegenübertreten; aber es bleibt darum doch die charakteristische Thatsache bestehen, dafs ein solcher Widerstand überhaupt vorhanden ist, während das mancher anderen Lektüre,

z. B. den meisten Goetheschen Werken gegenüber, nicht der Fall ist, ja es mir geradezu scheint, dafs unsere Primaner für Dichtung und Wahrheit, für den Egmont und den Tasso, vielleicht darf man sagen für die Eigenart Goethescher Welt- und Menschenbetrachtung überhaupt, ein richtigeres Gefühl und eine schärfere Auffassung mitbringen, als ich wenigstens und die meisten meiner Altersgenossen sie in so jungen Jahren besessen haben. Damit ist zugleich auch gesagt, dafs die Ursache jener Entfremdung nicht etwa in mangelndem Interesse für litterarische Dinge oder überhaupt in irgendwelchem Defekt allgemeiner Art bei unserer Jugend zu suchen ist. Ein solcher Mangel ist nicht vorhanden; jenes Interesse ist noch so lebendig wie je. Solche allgemeine Klagen über die jungen Leute beweisen immer nur, dafs man sie nicht versteht und sie nicht zu lenken weifs. Die heute heranwachsende Generation ist — das möge anders lautenden Behauptungen gegenüber ausdrücklich hervorgehoben werden — nicht schlechter, als es frühere waren; ja, sie ist auch nicht weniger idealistisch gesinnt, als es eine natürliche Jugend — in Deutschland wenigstens — zu allen Zeiten ist. Aber freilich, anders ist sie geworden, und auch ihr Idealismus und ihre geistigen Interessen haben eine andere Richtung angenommen, einen anderen Inhalt bekommen.

Dieser Unterschied zwischen jetzt und einst beruht, mit einem Worte gesagt, auf dem Wirklichkeitssinn, der den heutigen Deutschen und der deutschen Jugend insbesondere eigen ist. Diese jungen Menschen berauschen sich nicht mehr an Phantasien allgemeiner und unbestimmter Art, noch viel weniger an abstrakten Begriffen oder rhetorischen Wendungen: nüchterner sind sie geworden und praktischer selbst in ihren Idealen. Und wie wäre das anders möglich in dem Zeitalter und in der Umgebung, in der sie erwachsen? Von allen Seiten dringt die Wirklichkeit von früh an auf sie ein und erhebt ihre Forderungen schon an den Knaben, den Jüngling. Da ist es mehr als begreiflich, es ist notwendig, dafs der Sinn für die Wirklichkeit sich in litterarischen Dingen, in der Kunst überhaupt, als Zug zu einer realistischen Auffassung und Wiedergabe der Welt und des Lebens äufsert. Für die derbe Natürlichkeit, die im Götz und in den Volksscenen des Egmont herrscht, haben diese jungen

Leute Sinn, auch der psychologische Realismus, mit dem die Entwickelung im Tasso gezeichnet wird, ist ihnen willkommen: die Idealwelt der Jungfrau von Orleans und des Tell, die glanzvolle sprachliche Schönheit der Braut von Messina liegt ihrer Denkart, ihrer Empfindungsweise fern. In Form und Inhalt ist der Gegensatz begründet, der sie von Schillers Kunstwelt trennt.

Für rhetorische Schönheit sind die Deutschen zu keiner Zeit so empfänglich gewesen, wie es die antiken Völker waren oder die romanischen Nationen noch heutigen Tages sind. Wenn der Glanz und die Gewalt Schillerscher Rhetorik gleichwohl ganze Generationen hingerissen hat, so beweist das nur, wie stark diese Seite in der Veranlagung des Dichters war, nicht aber, dafs ihm eine entsprechend starke Disposition in seinem Publikum entgegengekommen wäre. Auch heute ist jener Glanz noch nicht verblafst, die Gewalt jener Sprache noch ungeschwächt, aber die Neigung, sie auf sich wirken zu lassen, ist unter dem Einflusse des Wirklichkeitssinnes immer schwächer geworden. Was nun aber den Gehalt der Schillerschen Dichtungen, die Weltanschauung des Dichters angeht, so ist es nicht zu verkennen, dafs der Idealismus, der sein tiefstes Wesen bezeichnet, etwas Weltentsagendes, Weltabgewandtes hat. 'In des Herzens heilig stille Räume mufst Du fliehen aus des Lebens Drang' — diese Worte könnte man als Motto über alle seine Werke setzen. Der Sieg des Geistes über das Sinnenwesen ist das höchste Ideal, das der Mensch erstreben kann, und dieser Sieg kann eben nur im Innenleben errungen werden. Nur ausnahmsweise tritt die schöne Harmonie zwischen den beiden ungleichwertigen Seiten der Menschennatur in die Wirklichkeit, nur im Reiche der Kunst herrscht sie. Das Charakteristische dieser Art von Idealismus ist, dafs er nicht nur den Sinnengenufs als des Menschen unwürdig verwirft, sondern überhaupt die Absicht, nach aufsen zu wirken, die Aufsenwelt zu gestalten, als aussichtslos und thöricht geringschätzt. Es sind 'Worte des Wahns', dafs das Gute je siegen, dafs je in der Welt Gerechtigkeit herrschen werde, ja, dafs die Durchforschung dieser Welt dem Menschen die Wahrheit je enthüllen könne: 'Es ist nicht draufsen, da sucht es der Thor, — es ist in Dir, Du bringst es ewig hervor!'

Dieser entsagende, völlig nach innen gewendete Idealismus hat — das ist nicht zu leugnen — etwas, das von fern an die Klosterzelle erinnert: er ist ein Kind von Mächten, die der Vergangenheit angehören. Er ist völlig zu verstehen aus einem Geschlecht heraus, dessen Aufsenleben in der Gegenwart ebenso kläglich war, wie seine Zukunft trostlos erschien, aus einem Zeitalter, das den edelsten Trieben jede Möglichkeit, sich praktisch zu bethätigen und auf den Zustand der Nation gestaltend einzuwirken, versagte. Ja, er war unter solchen Umständen mehr als gerechtfertigt, er war ein Segen für die weitere Entwickelung Deutschlands, denn nur in der Form dieser Abkehr vom Leben und der Wirklichkeit konnte die Kraft der Gesinnung erhalten bleiben, die sich im Kampfe mit dem Bestehenden nutzlos aufgerieben hätte. — Aber wäre es wünschenswert, wäre es auch nur möglich, die heutige Jugend zu einer solchen Weltentsagung zu erziehen? Predigt ihnen das Leben ihres Volkes — nicht etwa in seinen materialistischen Richtungen, sondern gerade in seinen edelsten Erscheinungen, in Wissenschaft und Kunst, in socialen und politischen Idealen — doch gerade das Gegenteil, Tüchtigkeit im Leben und Wirkung auf die Welt, als höchstes Ziel. Beruht doch auch das Princip der modernen Erziehung — hierin dem der antiken ähnlich — darauf, mit dem Geist zugleich den Körper auszubilden, Sinne und Muskeln nicht minder zu stärken als Denkkraft und Phantasie, und den Menschen nach den beiden Seiten seines Wesens zu möglichster Vollkommenheit und Leistungsfähigkeit zu entwickeln? Wie sollte man von einer Jugend, die so erzogen wird, verlangen, dafs sie von vornherein auf das äufsere Leben als etwas Minderwertiges verzichte und ein für allemal 'in des Herzens heilig stille Räume flüchte'?

So ist es denn wohl erklärlich und gereicht unserer Jugend nicht zum Vorwurf, wenn sie dem Dichter dieses Idealismus nicht mehr die volle Wärme entgegenträgt, wie es frühere Geschlechter thaten, wenn sie das Gefühl nicht mehr hat, dafs er ihren Lebensnerv berührt und das zum Ausdruck bringt, was sie im Innersten bewegt.

Was aber ist aus dieser Thatsache zu folgern?

Gewifs nicht etwa, dafs unsere heutige Jugend Schiller nicht mehr brauchte, dafs er für ihre sittliche und intellektuelle Bil-

dung nicht mehr oder auch nur in geringerem Maſse als früher in Betracht käme; gewiſs nicht etwa, daſs die Schule weniger Gewicht darauf zu legen hätte, den deutschesten Dichter der Nation der deutschen Jugend verständlich zu machen. Im Gegenteil, nur um so mehr Zeit und Mühe wird der Unterricht auf diese hohe Aufgabe verwenden müssen. Wenn Schiller in gewissem Sinne historisch geworden ist, wenn manches in dem, was er geschaffen hat, der Vergangenheit angehört, wenn die Schranken seines Wesens deutlicher hervortreten und der Empfindung der Jugend fühlbarer sind, so ist es um so mehr die Aufgabe des erziehenden Unterrichts, die unvergänglichen Werte in dem, was er geschaffen hat und was er gewesen ist, festzuhalten und den Schülern zu dauerndem Besitz einzuprägen. Und man darf sagen, daſs trotz jener inneren Entfernung diese Werte auch heute noch durch keine andere geschichtliche oder litterarische Erscheinung der deutschen Jugend gleich nahe gebracht werden können und daſs in diesem Sinne Schiller noch auf unabsehbare Zeit hinaus ein unentbehrlicher Bestandteil deutscher Bildung und Erziehung ist.

Auch dies gilt sowohl von der Form als vom Inhalt seiner Werke. Die rhetorische Behandlung der Sprache, mag sie dem deutschen Geschmacke fern und der modernen Empfindungsweise ferner liegen, bleibt doch ein wesentlicher Teil aller Kunstübung überhaupt, und das Vermögen, sie zu verstehen und zu würdigen, ist eine wesentliche Seite jeder ästhetischen Bildung. Früheren Generationen wurde dieses Vermögen durch die Lektüre der antiken Klassiker vermittelt: heute reicht — darüber darf man sich kein Hehl machen — die Vertrautheit, zu der es unsere Primaner durchschnittlich mit den alten Schriftstellern bringen, nicht mehr aus, um ein tieferes Verständnis für die Form zu erzeugen; wir müssen schon froh sein, wenn ihnen einige wesentliche Züge des Inhalts verständlich werden. Noch weniger eignet sich die klassische Poesie der Franzosen dazu, in deutschen Schülern ein Gefühl für die Schönheit rhetorischer Sprachbehandlung zu erwecken: gar zu fern liegt sie ihnen nicht nur der Form, sondern auch dem Gehalt nach. Diese beiden Hindernisse fallen Schiller gegenüber fort: mag ihnen das hochtönende Pathos, der Reichtum an Bildern und Hyperbeln, die

zugespitzte Antithetik seiner Sprache zunächst befremdlich sein, sie müssen doch bei richtiger Behandlung darauf geführt werden können, zu verstehen und zu fühlen, welche Kunst hier waltet, und wie es die Eigenart dieser Kunst ist, fremde, zumal antike Elemente im besten Sinne des Wortes zu verdeutschen, mit Mitteln, die der Dichter aus der Vergangenheit und aus der Ferne geschöpft hat, sein eigenstes inneres Wesen wie das seines Volkes zum Ausdruck zu bringen.

Und dieses Wesen ist ein Idealismus, der so tief in den edelsten Instinkten der Menschennatur begründet ist, dafs er in jedem Zeitalter sich neue Formen geschaffen und den Wandel aller dieser Formen überdauert hat. Das Ringen nach innerer Freiheit, nach Unabhängigkeit von der umgebenden Welt, die Überzeugung von dem Werte der Persönlichkeit und der geistigen Gröfse ist es, was in Schillers ganzem Wesen mit heroischer Kraft zum Ausdruck kommt. Und diese Überzeugung, der Wert, der in ihrer Bethätigung liegt, wird sicherlich nicht berührt dadurch, dafs die Sinnenwelt in unserer Schätzung gewachsen und auch ihrerseits zu ihrem Rechte gekommen ist. In diesem Sinne wird Schiller, richtig verstanden und behandelt, immer eine Schule des höchsten und edelsten Idealismus bleiben. —

Freilich, eine richtige Behandlung seitens des Lehrers ist für diese wie für jede andere Wirkung des Unterrichts die Voraussetzung, und diese Behandlung ist durch jene Umstände, die vorhin als hemmend für das Verständnis hervorgehoben wurden, erschwert: mehr als früher bedarf der Lehrer richtigen Gefühls für die Bedeutung des Gegenstandes wie für die Verfassung der Schüler, wenn ihnen die Schillersche Dichtung kein leerer Schall bleiben soll. Da sind zunächst und selbstverständlich die Fehler zu vermeiden, welche jeder Wirkung einer Schullektüre ein für allemal hindernd in den Weg treten. Vor allem: kein philologischer Kleinkram, aber auch kein pathetisches Anpreisen, sondern ein ruhiges Wirkenlassen der Sache; nicht mehr, aber auch nicht weniger erklärende Worte, als eine solche Wirkung sie erfordert!

Das gilt zunächst von der sprachlichen Form, von dem, was die Schule zum Verständnis Schillerscher Rhetorik thun kann. Nichts wäre verfehlter, als hier Terminologie zu treiben; das

würde jede ästhetische Wirkung von vornherein zerstören (wiewohl man den Schülern an einzelnen besonders prägnanten Fällen die Eigenart und Schönheit gewisser Redefiguren aufzeigen mag, wie z. B. bei der schönen Prolepse in der Braut von Messina: 'Wer die Wünsche, die ewig begehren, eingeschläfert in ruhiger Brust'). Aber auch alles preisende Hervorheben thut wenig dazu, diese ästhetische Wirkung hervorzubringen oder zu steigern. Sondern zwei Mittel giebt es hierzu, ein unmittelbares: ein schönes Vorlesen einzelner Stellen oder gröfserer Zusammenhänge, und ein mittelbares: man mache die Schillersche Sprache, ihre Wendungen im einzelnen und ihren Inhalt im ganzen, den Schülern so anschaulich wie möglich und weise sie stets darauf hin, aus der volltönenden, pathetischen Wendung, aus dem glanzvollen Bilde den bestimmten Gedankengehalt, den klaren Zusammenhang herauszuschälen. Denn an einem solchen fehlt es Schillers Sätzen und Versen nie, und wenn im deutschen Publikum und sogar unter den kritischen Führern desselben nicht selten die entgegengesetzte Behauptung gehört wird, so ist das nur ein Zeichen, dafs man sich bedauerlicherweise nicht daran gewöhnt hat, neben der Form den Inhalt gebührend zu berücksichtigen - es ist das ja die Gefahr jeder rhetorischen Wirkung. Die 'schönen Stellen', an denen Schillers Dialog so reich ist, werden ihrem äufseren Klange nach aufgenommen und bewundert; sie werden zu geflügelten Worten, ohne dafs es so leicht einem von den vielen, die sie im Munde führen, einfiele, nach ihrem Inhalt zu fragen. Ja, selbst im Unterricht findet man bisweilen solche Stellen in einer Weise verwendet, die von der Gedankenlosigkeit des Lehrers ein wenig erbauliches Zeugnis ablegt. Das ist z. B. der Fall, wenn, wie Programme und Themensammlungen nicht selten aufweisen, Theklas berühmter Vers 'Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme' als Aufsatzthema verwendet wird. Das Wort ist nichts weiter als ein Sophisma, mit welchem Thekla ihre Behauptung 'Das Schicksal hat mir den gezeigt, dem ich mich opfern soll' verteidigt gegenüber dem etwas heiklen Einwurf der scharf sehenden Base Terzky: 'Dein Herz, mein liebes Kind, und nicht das Schicksal.' In diesem Zusammenhange und im Munde des liebenden Mädchens ist die Wendung natürlich genug, aber eine allgemeine Wahrheit daraus

zu machen, blieb dem deutschen Publikum, leider eine Anzahl von Deutschlehrern mit einbegriffen, überlassen.

Ein verständnisvolles Eingehen also auf Inhalt und Zusammenhang des Schillerschen Dialogs ist das erste, was man unbedingt verlangen und voraussetzen mufs, wenn eine tiefere Wirkung auf die Schüler erzielt werden soll. Einem solchen Eingehen ergiebt sich dann auch bald, dafs mancherlei in Schillers Werken, was heute rein rhetorisch wirkt, in der Zeit, wo es geschrieben wurde, mit der Kraft einer neuen Wahrheit auftrat und so auch von den Zeitgenossen empfunden wurde. Dahin gehören vor allem die patriotischen Wendungen aus der Jungfrau und im Tell: uns Heutigen erscheinen sie nur als schöne Einkleidungen eines an sich selbstverständlichen Inhalts, aber als Schiller sie schrieb, war der nationale Gedanke, die patriotische Gesinnung keineswegs allgemein als berechtigt anerkannt und empfunden. Es waren vielmehr die Empfindungen der Jugend, die unter seinen Augen heranwuchs, als die seiner eigenen Generation oder der vorangehenden Geschlechter des achtzehnten Jahrhunderts, was der Dichter hier, selbst mehr fühlend als mit bewufster Absicht wollend, zum Ausdruck gebracht hat. Erst der Hinweis auf dieses geschichtliche Verhältnis, auf die Entwickelung, in der jene Schillerschen Dramen ein notwendiges Glied sind, läfst sie in ihrem vollen Wert erscheinen und entrückt ihre pathetische Rhetorik auch im Gefühle der Nachwelt dem Gebiete der patriotischen Phrase.

Und wie hier in einem einzelnen Falle, so mufs sich der erziehende Unterricht zur Weltanschauung Schillers überhaupt stellen. Verfehlt ist ein moralisierendes Anpreisen seines Idealismus, verkehrt ist es, seiner Lehre den falschen Nimbus zu verleihen, als sei sie heute noch in ihrem ganzen Umfange gültig und brauchbar: das gesunde Gefühl der Jugend widersetzt sich unmittelbar solchen Versuchen, vergangene Werte für gegenwärtige auszugeben. Das Gegenteil ist das Richtige: der Lehrer zeige die geschichtliche Bedingtheit dieser Weltanschauung, er weise nach, wie sie aus den äufseren Verhältnissen des deutschen Lebens und aus der litterarischen Entwickelung einerseits, wie sie aus der Eigenart des Dichters andererseits zu verstehen ist. Dabei tritt denn um so klarer hervor, was in dieser Weltanschauung

als bleibender und allgemeingültiger Wert das Wandelbare und geschichtlich Bedingte überdauert. Und es wird zugleich noch eine zweite Wirkung erzielt, welche der vorigen erst die rechte Kraft und Tiefe verleiht: das ist die Liebe zu der heroischen und vorbildlichen Persönlichkeit des Dichters, die sich in all seinen Werken ausdrückt. Eine solche persönliche Wärme erst ist es, was für die Jugend ein Vorbild wahrhaft wirksam und erzieherisch fruchtbar macht, und sie wird nicht beeinträchtigt, wenn der junge Mensch sieht, dafs auch sein Vorbild ein Mensch gewesen ist, der an die Schranken seiner Zeit und seiner Anlagen gebunden war: im Gegenteil, die Vertiefung in eine solche Persönlichkeit mit ihren Grenzen und Mängeln bringt mehr Wärme und Wirkung hervor, als die objektive Anschauung noch so unanfechtbarer Wahrheiten es jemals kann. Daher mufs denn das Studium Schillers in dem Verständnis seiner Persönlichkeit gipfeln: denn in ihr ist ein grofser, ja der gröfste Teil dessen enthalten, was Schillers Wirken über alle Bedingtheit der Zeit und des Zufalls hinaus zu einem dauernden Gut des deutschen Volkes und seiner Jugend gemacht hat.

Berlin. Rudolf Lehmann.

Ältere Volkslieder und volkstümliche Lieder aus Tirol.

I.

1) Regenlieder. Lied von der Ewigkeit. Herberglieder.

Die meisten deutschen Gaue der Alpen besitzen bereits ihre gedruckten Volksliedersammlungen. In Tirol ist hierin noch wenig geschehen. Wenn wir von der volkstümlichen Spruchpoesie absehen, haben nur die Schnaderhüpfeln vollständigere Ausgaben erfahren; die Weihnachtslieder wurden von Nachbargebieten aus zu verschiedenen Malen gestreift, zuletzt von Aug. Hartmann (Volkslieder in Bayern, Tirol und Land Salzburg) und Wilh. Pailler (Weihnachtslieder und Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol). Eine Sammlung zumeist im heutigen Volksmunde lebender Lieder haben R. H. Greinz und J. A. Kapferer in zwei winzigen Büchlein veröffentlicht: sie enthalten wahre Perlen der Volkspoesie, denen ich aus gedruckten Sammlungen anderer Länder nichts Ebenbürtiges an die Seite zu setzen wüfste; am nächsten kommen ihnen die Alm-, Jäger- und Ständelieder, die Schlossar aus Steiermark herausgegeben hat; einige davon finden sich hier und dort. Greinz und Kapferer bieten nur einen geringen Teil des tirolischen Volksliederschatzes; denn Tirol gehört auch in dieser Dichtungsgattung zu den reichsten Provinzen Österreichs, wie es auf dem Gebiete des Volksdramas alle anderen weit übertrifft. Es ist hoch an der Zeit, dafs auch hier ernstlich zugegriffen und Stadt und Land methodisch durchforscht wird. Welch reiche Ernte winkt, mag die Thatsache bezeugen, dafs beim ersten Schurf, den ich zu diesem Zwecke unternommen habe, drei bisher unbekannte Liederhandschriften zu Tage ge-

kommen sind, die verschiedenen Jahrhunderten angehören: die eine dem 15., die andere dem 18. und die dritte dem Beginn des 19. Jahrhunderts. Ich beginne mit der jüngsten.

Eine Quarthandschrift mit 94 Blättern, in Leder gebunden, stammt aus Pusterthal und enthält 77 Lieder ohne Noten, durchweg religiösen Inhalts. Man braucht nur die Überschriften anzublicken, um über den nächsten Zweck der Sammlung ins Klare zu kommen: Lied zum Gloria, zum Credo, zum heilig, heilig (sanctus), ita missa est, vor der Predigt u. s. w. Also ein Kirchenliederbuch zum Gesang beim Gottesdienste. Daher sind auch die kirchlichen Zeiten und Festtage mit besonderen Liedern bedacht. Da steht ein Adventlied, ein Lied für den Stephanstag, Kirchweihsonntag, für Allerheiligen, für den Ostermontag, für den Dreifaltigkeitsonntag; mehrere Lieder zu Dreikönigen, Ostern, Pfingsten, sowie auf den Neujahrstag; am reichsten vertreten aber sind die Weihnachtsgesänge.

Dafs die Lieder in der Kirche gesungen wurden, ist mitunter direkt ausgesprochen; so heifst es in einem Dankliede:

Ihr Christen ... eilt in diese Kirche her,
Bringet eure Dankeslieder.

Oder im Liede zum Kirchweihfest:

Säumet nicht hierher zu kommen
Alle gross und klein;
Sünder alle, alle Frommen
Sollen heut sich freun:
Heute wir die Weihung ehren
Unsrer Kirchen und Altären,
Die zur Mutter eingeweiht
Hat die Christenheit.

Bei einigen steht der Beisatz 'Epistel', der besagt, sie seien während der Messe (vor dem Evangelium) zu singen. Desgleichen begegnet die Aufforderung, dafs alle Anwesenden mit einstimmen sollen. Es handelt sich also um Gemeindegesang, wie man ihn heute noch vereinzelt findet, besonders in fernen Dorfkirchen, wo weder Orgel- noch andere Kirchenmusik zu erreichen ist. Und das Buch mufs unzähligemal zu diesem erbaulichen Zwecke gebraucht worden sein; denn selten ist mir ein Codex vorgekommen: so abgegriffen vom Aufschlagen und Umblättern, dafs die

Blattecken, die doch auch hier einmal einen rechten Winkel gebildet hatten, nun teils ganz abgekuvt, teils tief eingeschartet sind. Wie viel Erhebung aus den Niederungen des Daseins, wie viel Trost in Leiden, wie viel poetische Verklärung der christlichen Gefühlswelt mag von jenen Gläubigen aus diesen Kirchengesängen geschöpft worden sein!

Zwischen den Gedichten, welche die Verinnerlichung und Vertiefung des kirchlichen Gottesdienstes bezwecken, stehen andere, die sich auf Beschäftigungen und Ereignisse des täglichen Lebens beziehen, um auch dieses mit religiöser Weihe zu umgeben, oder die allgemein ethischen Inhaltes sind und zumeist wohl am häuslichen Altar, vereinzelt aber auch noch in der Kirche gesungen worden sind, wie aus gelegentlichen Andeutungen erhellt. Da findet sich ein Mahnlied, 'jede Arbeit im Namen Gottes anzufangen', worin schon die erste Strophe erkennen läfst, wie man specifisch bäuerliche Verhältnisse vor Augen hatte; denn nicht ohne ständisches Selbstgefühl hebt es an:

Gott hat den Adam zum Bauersmann erwählt,
All Adamskinder zur Arbeit bestellt;
Desswegen schickt uns Gott
Auch täglich zu das Brod,
Auch kann mans Himmelreich
Verdien zugleich. (10 solche Strophen.)

Es folgen zwei überschriftlose Gedichte, von denen das eine in fünf Strophen für die Güte Gottes dankt:

Wenn ich mein Gott betracht, der mich erschaffen,
Der mich belohnen will und kann mich straffen,[1]
Er hat mein Seel geziert mit Himmelsgaben:
Sollt ich nicht lieben Gott für seine Gnaden?

das andere in acht Strophen die Gröfse Gottes in der Natur preist:

Gott hat als recht gemacht durch seine Händ,
Erschaffen Tag und Nacht, das Firmament;
Am Himmel die Sterne erleuchten die Welt,
Glänzen von feren, das all Augen gfält.

Mehr Interesse erwecken zwei Gedichte, welche zur Zeit grofser Trockenheit in Tirol entstanden und nicht nur damals,

[1] Obgleich er mich strafen kann.

sondern in ähnlicher Notlage sicher öfters in der Kirche gesungen worden sind. Das 'Bittlied um Regen' flöfst zunächst in zwei Einleitungsstrophen den bedrückten Bauersleuten Vertrauen auf die väterliche Güte Gottes ein, malt dann im Hauptteile mit lebhaften Farben die versengten Fluren sowie die allgemeine Not im Lande Tirol und knüpft daran die Bitte, den unwürdigen Betern den langentbehrten Regen zu senden; der Schlufs festigt, entsprechend den Einleitungsstrophen, die Zuversicht auf die Gebetserhörung.

1.

Zu dir erhebt die Stimme heut,
Du mächtig grosser Gott,
Dein Volk, beklemmt mit Herzenleid,
Voll Schwermut in der Noth.
Du gabst ja selbst dein Vaterwort,
Dein unzertrüglichs Wort,
Dass sollen in den Nöthen wir,
Hinfliehen, Herr, zu dir!

2.

Du giebst uns sicher keinen Stein
Und keinen Skorpion,
Wenn alle dich heut insgemein
Um Hilfe rufen an;
Du bist ja, der uns Alles giebt,
Der uns als Vater liebt,
Der jedem seine Bitt erhört,
Der sie zum Heil begehrt.

3.

Nun sieh die Tröckne auf der Flur
In unsrer Nachbarschaft:
Es lechzt um Wasser die Natur,
Um Sättigung und Kraft.
O wie die Sonnenhitze sengt
Und Saat und Gras verbrennt!
Wenn du nicht hilfst, o guter Gott,
Droht uns die Hungersnoth!

4.

Die Mutter-Erde weint sogar
Und blickt die Kinder an,
Die sie so schön zur Welt gebar
Und jetzt nicht nähren kann;
Der Blume blasses Angesicht
Ihr Mutterherz zerbricht,
Der Halme aufgesperrter Mund
Sie bis zum Tot[1] verwundt.

5.

Wenn du versagst die Fruchtbarkeit
Dem kleinen Land Tirol,
So sind wir wohl geschlagne Leut,
Das Loos ist jammervoll;
Wenn hungert unser liebes Vich
Und kraftlos krümmet sich,
Wenn hungert selbst der Ackersmann,
Wer pflüget wohl alsdann?

6.

O Vater der Gerechtigkeit!
Wir sind es zwar nicht werth,
Dass deine milde Gütigkeit
Uns Boshafte erhört;
Doch deine Lieb, die zu uns brennt
Im heiligsten Sakrament,
Winkt uns volles Vertrauen zu
Und wahre Herzensruh.

[1] Meint wohl: bis zum gänzlichen Abwelken.

7.

So öffne doch der Wolken Thor —
Wir bitten dich recht oft —
Und schick den Regen bald hervor,
Auf den wir lang gehofft.
Wir schwören dir für dieses Gut
Bey deinem theuren Blut
Dir unsre Lieb und Dankbarkeit
In alle Ewigkeit.

8.

Drum, Brüder, gebt euch ruhig drein:
Es lebt der alte Gott!
Er will ja nur gebethen seyn
Um das verheissen Brod.
Er nährt den Vogel in der Luft,
Das Würmlein in der Gruft:
Des Kinds, das ihm das liebste ist,
Er sicher nicht vergisst!

Das Wort Tirol im Reim (auf 'jammervoll') beweist, dafs das Produkt hier bodenständig ist. — Je gröfser die Not gewesen, um so gröfser ist der Jubel im 'Danklied für erhaltenen Regen', das in der Kirche gesungen wurde beim Stundgebet, welches man für die Erhörung angeordnet hatte. Die Einleitung bildet der freudige Anruf an die getrösteten Fluren und Ackersleute; im Hauptteil steht der Preis der göttlichen Liebe und Güte, die Darstellung der glücklichen Veränderung, welche das frühere Gottvertrauen belohnt zeigt, und endlich die Danksagung.

1.

Bunte Blumen, Acker, Wiesen,
Stimmet ins Lob Gottes ein:
Weil er Gutes euch erwiesen,
Müsst ihr ihm auch dankbar seyn.
Euer Durst ist nun gestillet,
Frey seid ihr vom Untergang;
Was ihr wünschtet, ist erfüllet,
Was geseufzet ihr schon lang.

2.

Kommet auch mit frohen Herzen
Ihr gekränkte Ackersleut!
Eure Schwermuth, eure Schmerzen
Sind verkehrt in wahre Freud;
Euer Schweiss ist reich belohnet,
Eure Arbeit ist gekrönt:
Gott, der immer bey uns wohnet,
Hat das Unglück abgelehnt.

3.

O wie gross ist seine Güte,
Seine Liebe ohne Ziel!
Er erhörte unsre Bitte,
Er uns glücklich sehen will.
Vorher hatten Sonnenstrahlen
Unsre Fluren stark beschwert,
Jetzt lässt er den Regen fallen
Auf die dürre heise Erd.

4.

Alles ist schon lebend wieder,
Voller Üppigkeit und Pracht!
Was die Hitze beugte nieder,
Steht empor in stolzer Tracht.
Nun das Sprichwort ist erfüllet:
Wer nur immer Gott vertraut,
— Und der Hunger ist gestillet —
Er hat nicht auf Sand gebaut.

5.

Drum ihr Christen, Nachbarsbrüder,
Eilt in diese Kirche her!
Bringet eure Dankeslieder
Zu vergrösern Gottes Ehr!
Weil wir heut aus Andachtstriebe
Dieses Stundgebeth begehn,
Soll ein jeder seine Liebe
Vor dem Höchsten lassen sehn.

6.

Auf, ihr alle! ruft mit Freuden,
Rufet ohne Rast und Ruh:
Der uns wegnimmt unsre Leiden,
Ewig seyst gepriesen du!
Wie viel mal die Stunden schlagen
In der weiten Welt herum,
So viel Tausend Dank wir sagen,
Vater, deinem Heiligthum!

7.

Wie viel Tausend Engelchöre
Neigen sich vor deinem Thron,
So viel Tausend Lob und Ehre
Sey dir, eingeborner Sohn!
Wie viel Tausend Seraphinen
Preisen dich, du heiliger Geist,
Die mit Liebesfeur dir dienen,
So viel Ruhm sey dir geleist!

Es folgen ein paar didaktische Gedichte. So eine Aufforderung zu guter Kinderzucht; eine Warnung vor einreifsenden Lastern, deren erste Strophe darauf hinweist, dafs das Gedicht zu einer Zeit entstand, als Tirol von Feindesgewalt bedrückt war:

O was für schlechte Zeit
Giebts heutzu Tag!
Man höret weit und breit
Nur lauter Klag:
Das arme Vaterland,
Wie leider ist bekannt,
Es wird gedrückt so sehr,
Es fallt ihm schwer.

Demnach dürfte das Produkt Ende des vergangenen Jahrhunderts entstanden sein; die Schriftzüge des Codex gehören dem Beginne des unseren an.

Das wirksamste Abschreckungsmittel vor Sünden besafs die christliche Tradition seit jeher in der Erinnerung an die Ewigkeit. Auch unsere Sammlung enthält ein Gedicht 'Von der Ewigkeit', in dem der furchtbare Ernst und die Unendlichkeit der Ewigkeit mit volkstümlichen Vergleichen kräftig ausgemalt werden. Trümmer davon habe ich noch zu meiner Jugendzeit im Volksmunde gehört.

1.

O Ewigkeit, o festes Haus!
Man kommt hinein und nicht heraus;
Dort ist die Freud, dort ist die Pein:
In einer musst du ewig sein!

2.

In einen Weh, ach ewig Weh,
Wann ich von Gott zur Linken geh;
In einen Wohl, o ewig Wohl,
Wann ich von Gott zur Rechten soll.

3.

Ach rechne nur für jedes Laub,
Für jeden Thau, für jeden Staub
Viel Milionentausend Jahr:[1]
Die Ewigkeit ist niemahl gar!

4.

Unendlich ist der Höllen Gluth,
Unendlich ist des Himmels Gut:
Der Mensch diess oder jenes erwirbt,
Wird auferweckt und nimmer stirbt.

5.

O Ewigkeit, ich muss zu dir!
Rechts oder links, das steht in mir.
O Ewigkeit, o groser Ring,
Durch welchen ich mich Gott verding.[2]

6.

O Ewigkeit, o Ewigkeit!
Dein Umkreis unbeweglich weit;
Dich ergründen niemand kann,
Vom Ende immer weit darvon.

7.

Du bist die unaufhörlich Nacht,
— Diefs rassend die Verdammten macht —
Wo nie mehr folget Liecht noch Tag,
Nur immer bleibet Weh und Plag.

8.

O Ewigkeit! ein Brunn du bist,
Ein Brunn der unerschöpflich ist,
Von Bitterkeiten, Ängsten voll,
Ein Trunk voll Weh und niemahls Wohl.

9.

O Ewigkeit, o Ewigkeit!
Du machst verwirrt und führst sehr weit:
Ein Irrgarten nenn ich dich,
Kein Ausgang mehr für mich noch dich.

10.

Wann fallt der Baum nach Mitternacht,
Bewegen kann ihm (so!) keine Macht,
Wie die Väter schreiben all:
Der Baum stets bleibt nach seinen Fall.

[1] Diese ungeheure Zahl würde immer noch endlich sein gegenüber der unendlichen Ewigkeit. [2] 'mich' fehlt in der Handschrift.

11.
O Jesus, uns die Gnad verleich,
Dein starke Hand uns allen reich;
In deinen Dienst ergeben[1] wir,
Lass gnädig kommen uns zu dir,

12.
Dass wir die Sünden löschen aus,
Von Tugend bauen uns ein Haus,
Erfüllen unsre Pflichten treu,
Hinüber wandern Sünden frey.

Ein helleres Seitenstück ist das 'Verlangen nach dem Himmel', wo in fünf achtzeiligen Strophen die Leiden der Welt den Freuden des Himmels gegenübergestellt werden, immer lebhafter, bis sich der Dichter schon sterbend sieht und fühlt, wie

Empor zum Himmel schwingt sich meine Seele,
Zum Sternenfeld, wo mein Erschaffer ist,
Zu jener süssen unversiegten Quelle,
Die ewig nur von Lust und Wonne fliesst.

Von den kirchlichen Zeiten sind, wie erwähnt, Weihnachten am reichsten vertreten. Die bezüglichen Gedichte scheidet die Handschrift selbst in zwei Gruppen, die verschieden bezeichnet werden: die eine als 'Herbrig(= Herberg)lieder', die andere als 'Weihnachtslieder'.

Die Herbriglieder stellen Joseph und Maria dar, wie sie auf ihrer Wanderschaft nach Bethlehem Herberg suchen; die Benennung ist daher sehr bezeichnend gewählt. Unsere Handschrift enthält vier. Eine genauere Prüfung ihres Inhaltes überrascht mit dem Ergebnis, dafs sie sich zu einem Cyklus zusammenschliefsen, der in steigendem Mafse unser Mitleid mit den heiligen Personen wecken soll. Zu dem Zwecke wird im ersten zunächst die Weite und Rauheit des Weges, die strenge Winterkälte und die Armut der zwei Wanderer, der zwei schönen Winterrosen, wie sie das Lied poetisch nennt, geschildert. Joseph und Maria erscheinen einsam, obgleich schon eine lange Reihe Wanderer desselben Weges gezogen ist, wie der knappe Anfangsvers mit seinem 'Endlich' besagt. Nach der Schilderung der Einleitungsstrophe folgt eine Reflexion, um die Wichtigkeit dieser

[1] Wahrscheinlich ist 'uns' ausgefallen.

Reise für das Heil der Welt eindringlich zu machen, dann die Erzählung der Herbergsuche. Der Schluſs fehlt oder ist, wie im Volkslied öfters, zu ergänzen: die Bitte Josephs wird gewährt.

1.

Endlich kommen noch von Weiten
Zway geliebte Wanders Leut;
Hart geschichet diesen Leuten
Bey so kalter Winters Zeit.
Diese zway auf rauher Strasen
In den Regen, Wind und Kält
Seint in Armut ganz verlasen,
Auch mit Nahrung schlecht bestellt.

2.

Joseph und Maria kommen,
Reisen hin nach Bethlehem.
Für die Bösen, für die Frommen
Wird das Heil den Anfang nehm.
Grose Sünder nicht verzaget:
Selbst den wahren Gottes Sohn
Diese reine Jungfrau traget,
Der uns noch erlösen kann.

3.

Dieses Kindlein will uns retten,
Es bringt uns die Gnadenzeit:
Diese haben die Propheten
Uns schon längsten angedeit.
Jesus will geboren werden
In den Bethlehemer Stall,
In ein Stall, so Gott auf Erden
Für sein Sohn erwählet hat.

4.

Diese zway von Davids Stammen
Auf der harten Reiss betracht,
Die zu einem Haus hinkommen
Bey der kalten dunklen Nacht;
Doch die Thür ist zugeschlossen.
So vast gar erfrohren seyn,
Die zwey schenen Winterrosen
Will doch niemand lassen ein.

5.

Joseph klopfet, spricht demüthig:
'Liebster Freund, ich bitte dich:
Mach uns auf, sey doch so gütig,
Lass uns Arme nicht in Stich;
Ach, erbarme dich aus Güte,
Such uns doch ein kleines Ort:
Um die Herberg ich dich bitte,
Mir komm heut nicht weiter fort.'

Pailler hat I, 29 ein verwandtes Lied, gleichfalls aus Tirol stammend, abgedruckt, welches um zwei Strophen erweitert ist, in denen noch Maria den hartherzig abweisenden 'Bauern' durch ihre Bitten zum Einlaſs zu bewegen sucht; der Schluſs fehlt auch dort. Pailler meint, die zwei Wanderer befinden sich schon in Bethlehem und der Bauer habe ihnen schlieſslich den Stall zur Herberge angewiesen. Allein in der zweiten Strophe wird ausdrücklich hervorgehoben, daſs sie erst nach Bethlehem reisen. Noch deutlicher ergiebt sich das aus dem folgenden Liede, das bei Pailler fehlt.

II. Es zeigt uns die beiden Wanderer am zweiten Abend, ist ganz dialogisch gehalten und beginnt mit dem Augenblick, wo Maria die Davidstadt erblickt und mit Freuden begrüſst. Es gliedert sich in zwei Teile: Joseph spricht den

ersten Blutsfreund (Verwandten) an, der gern zur Aufnahme bereit wäre, sich aber entschuldigen mufs, weil sein Haus zuvor mit Pilgern überfüllt ist; mit dem naiven 'Lebe wohl und gute Nacht' beendet er die Unterredung. Der zweite Teil bringt die Steigerung der Not. Es ist so recht dem biblischen Charakterbild der Gottesmutter entsprechend, wenn sie der Volkssänger auch jetzt als die ergebungsvolle Magd des Herrn darstellt, welche den betroffenen Joseph tröstet. Joseph klopft beim zweiten an; weil es aber unterdessen spät geworden, giebt dieser Hausherr gar keine Antwort mehr, sondern sperrt das Thor still wieder zu, um die Schlafenden nicht zu wecken. Von den fühllosen Menschen wendet sich Joseph klagend an die Steine. Durch zwei Motive wird das Wehgefühl am Schlusse noch gesteigert: dafs es Verwandte sind, welche die Bittenden so hart behandeln, und dafs dieselben aus dem edlen Hause Davids stammen, der ihnen, wenn er am Leben wäre, mit Freuden Herberge bereiten würde. Es ist beachtenswert, wie im Eingange das Vertrauen Josephs auf seine Verwandten besonders hervorgehoben wird ('da gibts leicht ein Herberg ab'), offenbar um die folgende Enttäuschung um so eindringlicher zu machen.

1.

Mit was Freud seh ich von feren
Bethlehem die Davids Stadt!
'Joseph, wo soll mir einkehren?
Ich befühl mich deinen Rat.'
'Mein Gemahlin, ich werd sehen,
— Weil ich Blutsbefreinde hab —
Ein Vertrauten anzusprechen,
Da gibts leicht ein Herberg ab.'

2.

'Liebster Freund, wir seint jetzt kommen
Von der Reiss ganz müd und matt,
Hab zu dir mein Zuflucht gnommen,
Weil es kalt und zimlich spat.
Dich erbarme, — sei gebeten, —
Gieb uns Herberg und Quartier,
Mein Maria hats vonöthen:
Sie verschmacht vor Kälte schier.'

3.

'Freylich, recht ich wollt euch geben;
Doch verzeiht mir diesesmahl:
Ich kann nicht dein Bitt erhören,
Es steht nicht in meiner Wahl;
Ich hab sonst das Haus voll Leute
Fast unmöglich unterbracht.
Plage mich nicht länger heute,
Lebe wohl und gute Nacht!'

4.

'Wollst, mein Joseph, nicht verzagen,
Weil uns Gott leicht helfen kann.'
'Ja, o Jungfrau, ich wills wagen,
Klopfen bey den zweyten an.' —
'Ach, ich bitt dich doch, erbarme,
Lass uns in die Herbrig ein!
Mir sind zwey verlassen Arme,
Wollen leicht zufrieden seyn.'

5.

O Er hat mich zwar gehöret;
Doch gibt er kein Antwort mehr.
Hat das Thor still zugesperret,
Als wenn alles schlafen wär.
'O Maria, meine Thränen
Legen dir das Zeugnüss ab,
Das mich bis in Tod will schämen,
Weil ich solche Freunde hab.

6.

Ach erbarmet euch ihr Steine!
Doch ich will geduldig seyn.
Nur Maria dich beweine
Samt den lieben Jesulein.
O wär David noch beym leben!
Mit was Freud würd er uns heut
In sein Haus ein Herberg geben,
Weil wir so verlasen seyn.'

III. Es ist später geworden, die Not noch höher gestiegen. Joseph spricht den dritten Verwandten zuerst mit demütigen, dann mit beweglichen, die Leiden der Ermattung und Kälte schildernden Worten an. Aber noch einmal folgt eine Steigerung: hatte der erste sich entschuldigt, der zweite keine Antwort gegeben, so tadelt ihn dieser dritte geradezu wegen der nächtlichen Ruhestörung, weist ihn mit herber Rede ab und fügt noch eine beschämende Verdächtigung hinzu. Hier stehen wir beim Höhepunkt der ganzen Entwickelung, welcher Joseph zu Schmerzensrufen hinreifst, wodurch endlich der harte Bethlehemite erweicht und zur Einräumung des Stalles bewogen, also die biblische Lösung herbeigeführt wird. Dieselbe dialogische Form. Auch dasselbe metrische (viertaktige) Grundmafs, nur ist für die Antwort des Wirtes ein eigener vierzeiliger Strophenteil gestaltet und in demselben jeder Vers um einen Takt vermehrt worden.

1.

'Liebster Freund, thu dich erbarmen!
Ach, eröfen doch dein Herz
Über mich verlassnen Armen,
Ach, erlindre mir mein Schmerz!
Ganz demüthig dich thu bitten:
Lass mich ein in deine Hitten,
Thu mirs doch abschlagen nit,
Liebster Freund, erhör mein Bitt!'

'Wer ist darausen da vor meinen Haus,
Das ich bey spater Nacht machen soll auf?
Du sichst ja schon, das alle Häuser sein zu,
Und du zerstörest die nächtliche Ruh.'

2.

'Liebster Freund, thu mirs verzeihen,
Ich habs zwar nicht gern gethan:

Ja, den ganzen Tag umreisen,
Heut kein Hörbrig finden kann.
Sehet: meine Matten Glieder
Sinken bald zur Erde nieder,
Ich kann vor Kälte nicht mehr stehn
Und soll heut noch weiter gehn!'

'Ich sag dirs noch ein Mahl mit einem Wort:
In meiner Behausung find ich keinen Ort.
Wer weis, was du heut noch in Sinn hast für Lüst,
Dieweil du so spat auf der Gassen noch bist.'

3.

Ach was weinen, ach was Schmerzen,
Ach was quellet mir mein Herz,
Das ich von allen bin verlassen
Und sich erbarmen keiner wird!
Solte ich auf offner Gassen
Meinen Jesum liegen lassen,
Wos beständig schneibt und weht
Und die Kälte nie vergeht?[1]

'Weil du so weinest und thust dich beklagn,
So will ich dir endlich ein Hörbrig ansagn:
Dort drausen im Stall — wann du fröhlich[2] willst seyn —
In meine Behausung lass ich dich nicht ein.'

4.

'Tausend Dank sey dir versprochen,
O herzallerliebster Freind,
Das du mich nicht ganz verstosest
Und ein Ort noch gebest heint,
Das ich meine Matten Glieder
Auf das Stroh kann legen nieder
Und mein Augn in guter Ruh
Nützlich sanft kann schliesen zu.'

Hartmann (Volkslieder I, 60) und Pailler (II, 376) bringen verwandte Fassungen, jene Paillers ist stark modernisiert; bei beiden erscheint das Lied isoliert, auch bittet und klagt bei ihnen Maria statt Joseph, wie es hier Zusammenhang und Einheitlichkeit des Cyklus verlangen.

IV. In einem Schlufsliede nimmt der Volkssänger selbst das Wort. Im ersten Teile beklagt er Bethlehem im besonderen

[1] Bethlehem wird natürlich wie ein hochgelegenes Gebirgsdorf angesehen. [2] In der alten Bedeutung = zufrieden.

und das Judentum im allgemeinen, weil sie die Zeit ihres Heiles nicht erkannt haben; denn ihnen wäre das Glück zu teil geworden, welches die Altväter vorausgesehen, aber vergebens für sich ersehnt hatten. Im zweiten vergegenwärtigt er sich die Ankunft des Königs (der Juden) in stiller Mitternacht und betrachtet die Leiden, welche das Christkind in Kälte und Frost, namentlich aber im Gefühle der Verstofsenheit erduldet. Durch zwei Motive hat er diesen Teil noch belebt: es ist echt naive Volkssatire, wenn er in der vierten Strophe den stumpfen Juden Ochs und Esel als die Gescheiteren gegenüberstellt, die vom Felde hereingekommen seien, um das Kindlein zu empfangen und zu bedienen; und es ist innig und sinnig, wenn er in der fünften Strophe die heilige Scheu ausmalt, mit der die Engel das Kindlein der Mutter in die Hand legen. Den letzten Versen gab er ethischen Gehalt: der Christ soll jedem Armen, der an seine Thür klopft, Aufnahme gewähren, wie die Juden das Christkind hätten aufnehmen sollen. Mit diesem Rufe zur christlichen Caritas, zur werkthätigen Nächstenliebe schliefst der Cyklus.

1.

O Bethlehem, du Fürstenthum,
Woher hast du das Glück?
Es seufzet ja der Abraham
Und kann es haben nicht;
Isack muss die Augen schliesen,
Jakob hat erbleichen müßen,
David war[1] die Wohnungstatt,
Und doch die Gnad nicht hat.

2.

Du, o blindes Judenthum,
Verschliessest deine Thor,
Ach, deine Väter rufen thun,
Die habens gsöchen vor;
Kommen blinde Heidenschaften,[2]
Deinen Gott ein Opfer machten,
Und du, verstocktes Bethlehem,
Du hast es nicht erkennt!

3.

Dein König kommet in der Still,
Da du am besten schlafst,
Bey Mitternacht einkehren will,
Hat dir das Heil gebracht.
Ist ein Ochs von Feld hergangen,
Dieses Kindlein zu empfangen,
Steht ein armer Esel bey
Und dienten ihm alle zwey.

4.

Das Kindlein ligt in Krippelein,
Find nirgends einen Trost,
Es wind sich wie ein Würmelein
Vor lauter Kält und Frost.
Will sich den kein Mensch erbarmen,
Der das Kindlein nimmt in die Armen;
Joseph und Maria rein
Die lasst man ganz allein!

[1] David ist Dativ: ihm war Bethlehem die Wohnungstatt.

[2] Es kommen sogar blinde Heidenschaften. Gemeint sind wohl die Dreikönige.

5.

Die Engel haben kaum das Herz
Das Kind zu greifen an;
Doch gaben sie es von der Erd
Der Mutter in die Hand.
Was wurd doch der David sagen,
Wenn er noch that Harfen schlagen?
Er wurde gwislich sein im Stall
Und beweinen seinen Fall!

6.

Das Kindlein fangt zu weinen an
Wohl auf der Mutter Schoos:
Es sah, das ihm ein jedermann
Aus seinen Haus verstosst.
Willst du einmahl selig werden,
Christ, o Mensch auf dieser Erden:
Es hat schon oft ein armer Tropf
Bey deiner Thür anklopft!

Ein verwandtes Produkt steht bei Hartmann, Volkslieder I, 44; doch fehlt ihm die ethische Schlufspointe. Dieselbe findet sich in einem sonst ganz verschiedenen Liede bei Pailler I, 34 (auch Weinhold 142) in folgender Fassung:

Getreuer Hausvater, betracht es hinfür,
So oft bei dein Haus ein Armer geht für,
Ob nicht auch Maria in irdischer Gstalt
Mit ihrem Kind Jesu um Herberg anhalt.

Bei Hartmann steht auch dieses Lied isoliert, wie alle Herbergslieder, die bis jetzt bekannt geworden sind, vereinzelt erscheinen, so dafs wir annehmen können, der Gedanke, vier solche Lieder durch eine gemeinsame Handlung zu einem einheitlichen Cyklus zu verbinden, der seine Steigerung und seinen kräftigen Abschlufs hat, sei Eigentum unseres Sammlers.

2) Hirtenlieder und Krippenlieder.

Aufser den vier Herbergliedern überliefert die Pusterthaler Handschrift noch 23 Weihnachtslieder, jedes selbständig. Eine Untersuchung ihres Inhaltes und Baues lehrt, dafs 21 davon zur selben Gattung gehören und eine merkwürdige Übereinstimmung ihrer inneren Struktur aufweisen. Sie alle gliedern sich in drei Teile: der erste bringt die Ankündigung der Geburt Christi, der zweite führt zur Krippe, der dritte bildet einen kurzen Schlufs, der gewöhnlich eine Bitte an den neugeborenen Heiland enthält. Aus der Weihnachtsgeschichte, wie sie Bibel und Legende überliefern, wird also nicht blofs der Höhepunkt, die Situation bei der Krippe, herausgegriffen; sondern ein früherliegender Moment als Anfangspunkt gewählt, welcher Bewegungsfreiheit zum Hauptpunkte hin gestattet, somit Raum bietet für Entfaltung einer

kleinen Handlung, für Darstellung von Situationen und für breitere Aussprache von Empfindungen.

Trotzdem nun alle 21 Lieder denselben Gegenstand behandeln, im wesentlichen denselben Inhalt haben und dieselbe Anlage aufweisen, verfallen sie nie in Eintönigkeit; sind vielmehr so voneinander verschieden, dafs jedes als eigenartiges Individuum gelten kann. Das ist zu stande gebracht durch die mannigfaltigen Veränderungen, welche dieselben Motive in den einzelnen Teilen der verschiedenen Produkte erfahren haben. Das soll in Kürze beleuchtet werden. Ich stelle die Untersuchungen voran und lasse die Lieder in gleicher Ordnung folgen.

Betrachten wir zunächst den ersten Teil, der die Ankündigung enthält. Die einfachste Form ist in Nr. I zu finden. Die Engel, hier Himmelsfürsten genannt, verkünden die Geburt des Christkindleins. Die blofse Thatsache wird mitgeteilt, der nackte Kern der biblischen Erzählung kommt zur Darstellung. Hätte man sich mit der trockenen Verwendung dieses Leitmotivs begnügt, wäre Eintönigkeit unvermeidlich gewesen. Allein man half sich, indem man bestimmte Situationen, wie sie in der Wirklichkeit möglich waren, bald mehr bald weniger ausmalte. Ein Ansatz dazu begegnet schon hier. Die Botschaft wird den Hirten verkündet, und diese erscheinen bei ihren Schafen auf der Weide im Schlafe, aus dem sie durch den Engelgesang geweckt werden. Dieses Hirtenmotiv, wie ich es der Kürze wegen nenne, konnte nun in verschiedener Weise variiert werden. Man vergleiche Nr. II, wo nicht der Engel die Hirten weckt, sondern ein Hirt (der Oberhirt) die anderen. Auch das Leitmotiv ist hier weiter ausgearbeitet; die Engel, die früher nur im allgemeinen erwähnt wurden, erscheinen jetzt in bestimmter Situation: sie umringen den Bethlehemer Stall. Aufserdem tritt ein neues Motiv, von dem im früheren Gedichte keine Spur war, hervor. Ich nenne es das Lichtmotiv; es steht hier in Verbindung mit dem Leitmotiv: durch die Himmelsöffnung, aus der die Engel zum Stall gekommen, zieht ein Lichtstrahl hernieder in das Thal von Bethlehem und scheint in den Stall. Auch dieses Motiv wird in den anderen Gedichten mannigfach umgestaltet und teilweise vom Leitmotiv unabhängig gestellt; namentlich werden die Veränderungen dadurch erzielt, dafs die Hirten den in später

Nacht so unerwarteten Lichtglanz sich in verschiedener Weise zu erklären suchen: sie glauben, entweder der Mond scheine oder die Sonne, oder es brenne irgendwo, oder sie sehen einen eigenen Stern, von dem das Licht ausstrahlt u. dgl. m.

In ähnlicher Weise wird ein drittes Motiv eingeschoben und behandelt. Die Situation wird erweitert und belebt durch Vogelgesang, durch Jauchzen und Schreien der Hirten und ihrer Kinder, oder (in Verbindung mit dem Leitmotiv) die Engel verkünden nicht schlechtweg die Geburt des Messias, sondern stimmen aufserdem Gesänge an oder machen anderweitige Musik, die von den überraschten Hirten entweder gleich als solche erkannt oder in verschiedener Weise ausgedeutet wird: bald als Pfeifentöne oder Geigenmelodie, bald humoristisch als Jubel der Nachbarn, selbst als Militärmusik. Einen lustigen Beleg dieser Art bietet Nr. III, wo gleich verschiedene Ausdeutungen vereinigt werden. Ein Hirt weckt seine zwei 'Brüder' und sendet sie von der Weide auf Nachforschungen aus (Hirtenmotiv); denn er hörte draufsen zuerst ein grofses Geschrei; dann ein Singen, Pfeifen und Geigen so schön, dafs es nur von Engeln kommen konnte; endlich ein Summen und Bumbum, wie wenn ein Regiment (mit seiner Musik) durch die Luft daherzöge. Wir nennen das Motiv am einfachsten Schallmotiv.

Gelegentlich begegnet noch ein viertes. Das Aufsergewöhnliche bei der Geburt des Heilands soll nicht nur durch Lichtglanz und Musik ausgedrückt werden, sondern die ganze Natur soll das Wunderbare der heiligen Nacht freudig widerspiegeln. Mit diesem Naturmotiv beginnt Nr. IV, wo ein Hirt in der heiligen Nacht verwundert die Natur betrachtet und sieht, wie die Berge vor Freude erstrahlen (Personifikation) und die ganze Gegend glänzt; hört, wie die Vögel singen und der Kuckuck den Frühling ankündigt. Das Lichtmotiv schliefst sich am Beginn der zweiten Strophe um so leichter an, als es schon beim Naturmotiv hereinspielte; das eigentliche Leitmotiv, die Engelsbotschaft von der Geburt Christi, bildet den Schlufs.

Wir haben also vier, bald mehr bald weniger ausgeführte Motive im ersten Teile, welche das Leitmotiv umgeben, zum Teil überwuchern, gelegentlich einmal ganz verdrängen. Einen Beleg für das erstere finden wir schon in Nr. III, wo das Schallmotiv stark ausgedehnt, die Engel dagegen blofs im Vorbeigehen er-

wähnt werden; dafür ist die Verkündigung der Geburt Christi im zweiten Teile einem Hirten in den Mund gelegt, der sie aus der Vorhersagung alter Leute weifs. Einen Beleg für das letztere zeigt Nr. V, wo das Licht- (der 'glänzende Schein') und Schallmotiv (der 'ertönende Schall') kurz angedeutet wird, das Leitmotiv ganz fehlt, wenn nicht etwa eine Strophe ausgefallen ist, wie wir in einem anderen Fall als sicher nachweisen können.

Alle vier Motive zugleich erscheinen selten in einem Gedichte, und dann ist das eine oder andere kurz gehalten. Überdies wechseln die einzelnen Motive untereinander die Stellung, sie wechseln den Inhalt (bei den gleichen Grundgedanken), sie wechseln die Tonart (sind bald ernst-sinnig, bald naiv-humoristisch), sie wechseln endlich die Stilform (sind bald erzählend, bald monologisch oder dialogisch). Und das giebt diesen Liedern die staunenswert reiche Abwechselung. Wir wollen die Probe machen und die übrigen sechzehn daraufhin durchprüfen; dabei wird sich Gelegenheit bieten, auch die notwendigen anderweitigen Erklärungen einzuflechten.

Nr. VI hat das Hirtenmotiv breit behandelt: der eine Hirt weckt den anderen, der noch gern schlafen möchte (weil es eben erst Mitternacht ist), etwas unwillig und heifst ihn seine (Hirten-) Pfeife mitnehmen, damit er draufsen in die schöne Musik etwa auch einstimmen könnte. Das Schallmotiv ist da, aber nicht weiter ausgeführt; auch das Lichtmotiv wird nur kurz angedeutet: 'Ist so licht wie beym Tag', vermutlich weil dort 'der Stern brinnt'. Das Leitmotiv ist variiert, indem der Hirt aus dem Engelgesang nur die Nachricht von der Geburt eines Kindes vernimmt und erst durch die Erinnerung an die Vorhersagungen zur Überzeugung gelangt, dafs es der Messias ist. Die Stilform des Gedichtes ist dialogisch, obgleich der zweite Hirt sich nur auf kleine Fragen und zustimmende Antworten beschränkt; die Tonart humoristisch.

Nr. VII stellt das Schallmotiv voran, das hier Vogelsang und (Engel-)Musik enthält, läfst das Hirtenmotiv (durch den Hinweis auf die Lämmer und Schafe variiert) und Lichtmotiv (mit der Sonne zusammengebracht), schliefslich die Engelbotschaft folgen.

Nr. VIII beginnt mit dem Lichtmotiv, das zu Mond und Sternen in Beziehung gesetzt und schön belebt ist. Das knapp

gehaltene Hirtenmotiv steckt in den zwei ersten sowie im letzten Vers der zweiten Strophe und umrahmt das Schallmotiv, das vom Vogelsang hergenommen ist. Das Leitmotiv füllt die dritte Strophe. Das ganze Gedicht spricht ein Hirt zu seinen Genossen.

Nr. IX hat alle vier Motive, voran das Schallmotiv, mit dem Hirtenmotiv verquickt; denn die Hirten machen den Lärm, der die Leute aus dem Schlafe weckt. Daran reiht sich das Naturmotiv (Frühlingslandschaft) und das Lichtmotiv (Strahl vom Himmel und der schöne Stern); das Gloria (Leitmotiv) wird am Schlusse nur erwähnt. Die ersten zwei Strophen und ein Stück der dritten hat Pailler I, Nr. 269 aus Lienz veröffentlicht, die übrigen Teile waren in jener Handschrift, die überdies nur ein Bruchstück enthalten zu haben scheint, nach Paillers Angabe unleserlich.

Nr. X hat das Schallmotiv breit hervorgearbeitet und mit schwachen Ansätzen des Hirtenmotivs begleitet: Ein Hirt fragt aus seiner Hütte heraus den Nachbar (Am-)Bros, der schon ins Freie geeilt ist, was es denn heute mit der wunderbaren Musik sei. In der zweiten Strophe antwortet der Bros Aufschluſs gebend. Das Schallmotiv ist variiert, indem die Hirten die Töne zuerst mit Menschenstimmen, dann mit Geigentönen vergleichen. Das Leitmotiv klingt im ersten und vierten Vers der zweiten Strophe durch und tritt am Ende derselben direkt hervor, taucht auch im zweiten Teil (Str. 4, Vers 10) noch einmal auf. Dialogisch; humoristische Färbung.

Nr. XI charakterisiert sich dadurch, daſs das Hauptmotiv ungewöhnlich reich ausgestattet ist: es füllt fünf von den sieben Strophen des ersten Teiles. Die Engel rufen die Hirten zu sich, verkünden ihnen die Geburt des Messias, heiſsen sie nach Bethlehem gehen, geben ihnen Erkennungszeichen und singen zu Tausenden das 'Freudenlied' (Gloria). Überdies kehrt der Engelsruf, das Kind bei Maria im Stalle zu besuchen, noch als Refrain am Ende jeder Strophe wieder. Von den anderen Motiven steht das Hirtenmotiv an der Spitze: ein Hirt ruft seine Genossen aus dem Schlafe auf die Weide hinaus. Zum Lichtmotiv enthält der zweite Vers der zweiten Strophe einen Ansatz, wahrscheinlich war ehemals mehr vorhanden; denn Pailler teilt dasselbe Lied aus Linz mit, und da geht folgende Strophe unserer zweiten voraus:

Himmelslicht die Nacht erhellt,
Beleuchtet alle Pfade.
Wollt ihr sehn das Licht der Welt
Und finden Heil und Gnade?

XII. Das schwungvolle Produkt hat die Form der Erzählung im historischen Präsens, das nur gelegentlich von einem Präteritum verdrängt wird. Dem Hirtenmotiv am Eingang verlieh der mehr kunstmäfsige als volkstümliche Verfasser eine idyllische Färbung im schäferlichen Renaissancegeschmack, die sich auch auf das folgende Lichtmotiv ausdehnt. Da die erste Strophe neun, die übrigen nur acht Verse zählen, ist der fünfte Vers wahrscheinlich erst später eingeschoben worden, was auch die Reimstellung bekräftigt. Das Leitmotiv füllt die zweite Strophe und ist wieder neu variiert.

In XIII ist das Leitmotiv verdrängt, dafür hat das Lichtmotiv die Führung: ein schöner Strahl, der von 'einem Stern auf der Erden' ausgeht und den alten Bethlehemer Stall beleuchtet, lockt die Hirten an, dafs sie mit Geschrei zu ihm eilen. Davon ist das launige Hirtenmotiv, mit dem das Lied eröffnet wird, bedingt: ein Hirt wird durch die allgemeine Unruhe geweckt, staunt über die Lichter, ärgert sich über das Geschrei und will hinaus, ihnen 'schreien bieten ein' (d. h. einstellen, verbieten), selbst wenn es Bürgerkinder (Stadtkinder aus Bethlehem, die er sonst offenbar respektiert) sein sollten. Draufsen wird auch er vom Stern zum Stall geführt.

XIV hat Schall-, Licht- und Naturmotiv ineinander gewoben: der Schall kommt vom Gesang in den Lüften und den Vogelliedern auf der Weide; das Licht von der Sonne, die um Mitternacht leuchtet, dafs der Glanz am Firmament, wo die Engel tanzen, dem monologisch sprechenden Hirten die Augen blendet; das Naturmotiv (die blühende Frühlingslandschaft bei Winterszeit) steht in der Mitte; das Leitmotiv mit der Engelsbotschaft führt zum zweiten Teil hinüber, doch verkünden die Engel nicht selbst, sondern der Hirt meldet, was er von ihnen vernommen hat.

XV bringt in der zweiten Strophe Schall- und Lichtmotiv in ähnlicher Weise wie das vorausgehende Produkt, nur kürzer gehalten; auch darin zeigt sich Verwandtschaft, dafs wir das Leitmotiv in der zweiten Strophe aus der Hirten statt der Engel Mund vernehmen. Eigen aber ist ihm die Behandlung des Hirten-

motivs in drei Teilen: der Weckruf am Beginn der ersten Strophe, das erneute Wecken zu Anfang der zweiten und die gutmütig spottende Widerrede der geweckten und ungläubigen Hirten in der dritten Strophe. Das energische Wecken enthält auch

XVI, desgleichen den Widerspruch; doch ist hier beides anders ausgeführt und ins Komische gezogen. Aufserdem erscheint nur das Lichtmotiv, und diesmal nicht mit der Sonne in Verbindung gebracht, sondern der Hirt Feidl kann sich den Schein nicht erklären, vermutet einen grofsen Brand unten im Stadtl Bethlehem und sendet seine Leute zum Löschen hinab. Das Leitmotiv fehlt, jedoch nur infolge einer Überlieferungslücke nach der zweiten Strophe; denn es bleibt nach dem Vorliegenden ganz unerklärt, wie derselbe Feidl auf einmal vom Stalle redet, vom Christkind weifs und seinen Genossen Anweisung giebt, wie sie sich, nicht beim Löschen, wie zu erwarten, sondern vor der Krippe verhalten sollen. Bei Hartmann, Volkslieder I, S. 179, begegnet dasselbe Gedicht. Die erste Strophe stimmt im wesentlichen überein; statt der zweiten stehen drei andere mit dem Schall- und Leitmotiv: die Hirten hören Gesang und Musik, vermuten die Engel als Urheber, die gleich darauf die Himmelsbotschaft verkünden und die Hirten zum Stall verweisen. Diese bringen die Nachricht den Nachbarsleuten, auf dafs auch sie mitgehen und Opfer darbringen. Damit ist die Lücke gut ausgefüllt. In einer weiteren Strophe belehrt der Feidl die Hirten, wie sie höflich sein und das Kind mit dem Hut in der Hand grüfsen sollen; dann erst folgen zwei Strophen, die mit unserer dritten und vierten sich decken, während unsere Schlufsstrophe bei Hartmann fehlt.

XVII ähnelt Nr. XIV. Das Produkt beginnt wie jenes mit dem Hirtenmotiv, das in späteren Absätzen fortgesetzt wird, und die Widerrede in der siebenten Strophe hat dieselbe komische Färbung, sogar wörtliche Anklänge. Desgleichen weist das Lichtmotiv Übereinstimmung auf, indem es hier wie dort mit der Sonne in Verbindung gebracht wird; das Leitmotiv spricht beidemal der Oberhirt. Aber im übrigen ist es wieder selbständig und weiter ausgeführt durch die Erklärungsversuche der Hirten, von wannen das Licht komme und woher der Gesang rühre. Das Licht — meint der Hoisl — könne nicht der Sonne gehören, da es erst Mitternacht sei; vielmehr werden nur die klei-

nen (Hirten-)Buben in der Nacht ein Feuer angezündet haben, was ihnen bekanntlich stets eine grofse Freude bereite. Der Gesang, meint derselbe im Zusammenhang mit seiner Lichterklärung, komme auch von den Jungen, die draufsen (beim Feuer) jauchzen und schreien, wie sie es vor Freude zu thun pflegen, wenn sie Geigen hören. Allein der erste Hirt, der nun genauer zugesehen hat, betont dem gegenüber, dafs draufsen durchaus keine Hirtenknaben, sondern fremde Gestalten seien; überdies währe die Musik schon lange, auch sängen die Vögel alle, und führt — jetzt zum dritten Hirten Stöffele gewendet — weiter aus, wie die Musik so wundersam sei, als wenn sie von einem Engel käme (Übergang zum Leitmotiv). Während der spottenden Widerrede des Stöffele kommt er zur Überzeugung, dafs wirklich die Engel singen, und versteht nun auch den Inhalt des Gesanges: es ist das Gloria etc.

Da ist also alles klar. Pailler II, Nr. 421 bringt dasselbe Gedicht aus der Brixner Gegend zum Abdruck und bemerkt dazu: 'Die Handschrift war vergilbt und schwer leserlich, manches blieb uns daher unverständlich und ohne rechten Sinn.' In der That ist jener Text bis zur Sinnlosigkeit verballhornt. Es lohnt sich nicht der Mühe zu untersuchen, wie viel davon bereits zersungen war und wie viel auf Rechnung der schlechten Schrift zu setzen ist.

Nr. XVIII und XIX bieten nur Bruchstücke. XVIII bringt die Anfangsstrophe mit der Frage des ersten und der Antwort des zweiten Hirten, welche den Engelgesang als Leitmotiv enthält. XIX bringt die Anfangsstrophe mit verwandtem Hirtenruf und Engelgesang, dazu die Schlufsstrophe mit der typischen Bitte, von der wir unten handeln werden.

XX ist vollständig, aber knapp gehalten. Voran steht das Leitmotiv: ein Engel ruft die Hirten zusammen und heifst sie zum kleinen Kind in den Stall gehen. Die Hirten wissen ohne weiteres, dafs dieses 'kleine Kind' das Christkind ist, wie sich aus dem Hirtenmotiv der zweiten Strophe ergiebt, welches hier dadurch variiert wird, dafs der Oberhirt seine Leute nicht erst weckt, denn sie befinden sich schon bei der Engelsbotschaft auf der Weide, sondern zur Eile antreibt, besonders den Hansl und Jagl, die er als langsame Patrone kennt.

XXI beginnt wieder mit dem Hirtenmotiv in gewohnter

Form und verknüpft damit das Leitmotiv, indem der Oberhirt seine Genossen weckt und ihnen meldet, was die Engelscharen draufsen singen. In der zweiten Strophe schildert er die Musik von Geigen, Pfeifen, Trompeten, Schalmeien und Engelsgesängen, die zu Ohren und Herzen dringen (Schallmotiv). Ganz eigen ist diesem Liede, dafs in der dritten Strophe das Leitmotiv noch einmal und ausführlicher zur Geltung kommt: es ist zu denken, dafs unterdessen alle ins Freie gegangen sind und von den Engeln selbst vernehmen, was einer der Hirten (vielleicht auch hier der Oberhirt) ihnen nachsagt.

Es sind also im reichsten Falle nur vier Begleitmotive, die sich in wechselnder Stellung um das Hauptmotiv gruppieren oder mit demselben verquickt werden; alle vier begegnen — von den Fragmenten abgesehen — nur zweimal, drei begegnen sechsmal, zwei neunmal und eines neben dem Leitmotiv nur zweimal; dieses selbst hat einmal seine Funktion an das Lichtmotiv abgetreten, fehlt einmal vermutlich, ein andermal gewifs nur infolge einer Überlieferungslücke. Das Gewöhnliche also ist der Gebrauch von zwei oder drei Motiven neben dem Hauptmotiv; nie wird die Vierzahl überschritten. Daraus erhellt ohne weiteres, dafs es sich nicht um ein zufälliges Zusammentreffen in allen 21 Liedern, sondern um eine festgewordene lyrische Technik handelt; sie mufs deswegen noch keine bewufste gewesen sein: die ältesten Gedichte dieser Form blieben eben Vorbild für alle folgenden, die daher wohl fortwährend variierten, aber über die Grundlinien nicht hinausgriffen.

Untersuchen wir den Mittelteil dieser Lieder. Er ist noch einfacher und gleichmäfsiger. Er zeigt die Hirten bei der Krippe. Den Kern bildet die Darstellung dessen, was sie hier finden, bald weniger bald mehr ausgeführt, wodurch wieder die mannigfaltigen Variationen entstehen. Ich gebe einen Überblick, vom Einfachen zum Ausgeführteren fortschreitend. Die Hirten finden das Kindlein auf dem Stroh (XV), im alten Stall beim armen Vieh (XIV), auf hartem Stroh und Heu, mit Frost und Hunger (XX), weinend wie ein Hirtenkind (VIII); sie beobachten den holdseligen Blick, mit dem das Kindlein sie anschaut (XII); sehen neben dem Kindlein, nackt und blofs, den eisgrauen Vater, der es wiegt, und die liebliche Mutter, die dazu

weint (V); sie finden die Hütte voll Engel, welche das Kindlein umstehen (II); hören die Klagen Josephs und Marias über die harten Reichen in der Stadt, welche ihnen die Aufnahme versagt haben (Anklang an die Herberglieder) (I). XI hat die Situation in der Hütte schon im ersten Teil angedeutet, wo die Engel den Hirten die Erkennungszeichen für das Christkind gegeben haben; jetzt erblicken sie Maria und Joseph vor dem Messias auf den Knien; im zweiten finden sie es in Not und Spott, von Engeln umgeben, die pax vobis singen, worauf die Umstehenden miserere nobis antworten. In XIII ist der Stall von Glanz erfüllt, so dafs der sprechende Hirt ganz verwirrt wird, vor Ehrfurcht seinen Hut herabreifst, in der Thür stehen bleibt und erst einen anderen Hirten um Aufschlufs bittet, der ihm mitteilt, wie hier Gott in Not liege. Jetzt sieht er, wie die Kälte dem Kindlein zusetzt, dafs es nur in der Mutter Schofs erwarmen kann, und klagt über die Bethlehemiten, welche dem Herrgott die Aufnahme verweigert haben (wieder Anklang an die Herberglieder). VI ist in unserer Fassung sehr kurz, enthält nur die Klage, dafs der Heiland ohne Wiege auf der Erde liegen mufs; allein wahrscheinlich trägt nur schlechte Überlieferung daran Schuld, denn Pichler (Drama des Mittelalters S. 10) und Schlossar (Volkslieder Nr. 93) bieten Texte desselben Gedichtes, wo dieser Teil reicher ausgestattet ist.

Wer die Freude des Volkes an der Tierwelt kennt, erwartet von vornherein, dafs auch Ochs und Esel an der Krippe die Aufmerksamkeit der Hirten auf sich ziehen, wodurch neue Abwechselungen erzielt werden. In Nr. IV erscheint das Kind auf Heu in der Krippe zwischen Esel und Rind, die das Kind, das vom Königssaal (des Himmels) herniedergestiegen ist, als 'Hofgesinde' bedienen, woran sich wieder die Klage über das verstockte Bethlehem knüpft. In dieselbe Klage läuft auch VII aus, wo Ochs und Esel das Kindlein liebreich anhauchen, damit es nicht erstarrt vor Kält und Not, aller Welt zu Schand und Spott. X und XVI sind humoristisch gefärbt: Ochs und Esel hängen nachdenklich die Köpfe, Geifse und Schafe schlafen nicht, sondern springen vor Freude, als wenn sie die Frohbotschaft der Engel verstanden hätten. Umgekehrt findet der Hirt in XVI die beiden grofsen Tiere beim kleinen Kinde, das ganz von Glanz umleuchtet ist, so bedenklich, dafs er sie aus

der Hütte jagen würde, wenn er seinen grofsen Stecken (Hirtenstab) bei sich hätte.

An diesen Kern schliefst die Hälfte der Lieder noch die Darstellung dessen, was die Hirten bei der Krippe thun. Das Einfachste ist die Anbetung, vgl. IX; auch in XI beten sie an und verkünden das Geschehene den anderen Hirten, damit auch diese anbeten; in V gehen sie einen Schritt weiter, indem sie zur Anbetung auch Geschenke bringen, die in anderen Gedichten näher angegeben sind, wodurch wieder die verschiedenen Variationen erzielt werden. Gelegentlich wird die Anbetung neben der Opferung nicht ausdrücklich hervorgehoben. In XV bringt der eine Hirt Lebensmittel und ein Lampel, während der andere leider nichts spenden kann, da er selber armselig leben mufs; doch hat er den sinnigen Einfall, sein Herz anzubieten; auch die Hirten von XX bringen ihr 'Herz von Reu ganz voll' (wegen ihrer Sünden) zum Opfer. In XVI führt die Kälte, die das Kind leidet, den Hirten auf den Gedanken, seine Kappe und Handschuhe zur Bekleidung darzureichen. Die Hirten in X denken an ausgiebige Labung des Kindes: der eine ruft den anderen zu, sie sollen gleich sieden, braten, rösten, dämpfen: die Freudigkeit, mit der sie geben, soll offenbar durch die Quantität zum Ausdruck kommen. Mehr seelischer Natur ist das Opfer des Hirten in XIV, der durch den Gedanken, dafs Gott ihm zuliebe in die Niedrigkeit herabgestiegen, zu Thränen gerührt wird, die er aufopfert. VI ist auch hier lückenhaft und enthält nur den gewinnenden Einfall des Hirten, das Kindlein von seiner Mutter auszubitten und mit nach Haus zu nehmen; in Pichlers Text wetteifern die Hirten förmlich mit Opfergaben: sie bieten ein Lamm, Kleider, Schmalz und Speck, ja das ganze Vermögen, weil sie glauben, dem Heiland 'tut die Treue so wohl'. Auch in XXI ist derselbe wetteifernde Opfersinn wahrzunehmen: jeder soll das Beste, was er hat, herbeibringen; denn 'der göttliche Heiland ist alles wohl wert'.

Vier Gedichte enthalten aufserdem noch ein reflexives Element: eine Betrachtung, wie das Christkind durch seine Leiden die Schuld Adams sühnt (III, V); oder wie es hier in der Krippe schon die Leiden beginnt, die sich, um die Menschenschuld zu tilgen, bis zu seinem grausamen Tode fortsetzen (VIII); oder wie es durch seine dreiunddreifsigjährigen Leiden die verlorenen

Schäflein zu gewinnen sucht, bis es sie endlich am harten Kreuzesstamm findet (XX).

Der Gang der Hirten zur Krippe am Beginn des zweiten Teiles wird in den meisten Fällen nur kurz angedeutet, in einigen auch das nicht, da sind die Hirten in den folgenden Strophen einfach dort: wir haben einen jener Sprünge, welche für das Volkslied, das Nebensächliches gern übergeht, charakteristisch sind. Dagegen wird in fünf Gedichten dieser Gang mehr oder weniger ausgeführt. In Nr. I lassen die Hirten nach der Engelsbotschaft sofort ihre Herde auf der Weide und laufen fröhlich nach Bethlehem, wo sie (beim Anblick des Heilandes) erst rechte Freude erlangen. In II ziehen sie mit (Hirten-)Hornmusik zum Bethlehemer Stall aus Freude über die angekündigte Menschwerdung Gottes. XV hat gerade an dieser Stelle eine Überlieferungslücke; denn am Schlusse der dritten Strophe glaubt der eine Hirt die Botschaft gar nicht, sondern sieht den Überbringer derselben für verrückt an. In der nächsten Strophe aber sind sie beide bereits an der Krippe und bringen ihre Opfer dar. Da ist nicht ein bloſser Sprung, bei dem nur Selbstverständliches oder Nebensächliches zu ergänzen wäre; vielmehr handelt es sich um einen Wendepunkt des Gedichtes, der ehemals sicher vorhanden gewesen ist. Auch XVI enthält an dieser Stelle eine Lücke, wie schon oben (S. 302) aus dem Inhalt und aus dem bei Hartmann mitgeteilten Texte dargethan wurde; übrigens ist auch aus dem in unserer Handschrift erhaltenen Rest noch deutlich zu ersehen, wie breit dieses Motiv hier angelegt war: auf dem Wege zum Stalle giebt der führende Hirt Anweisung, wie die anderen ihn voraus eintreten lassen sollen, damit er dem Kindlein gleich die zehn Gebote (Gottes) aufsagen und dies sich darüber freuen könne, daſs er sie gut weiſs; alsdann befiehlt er, die Instrumente (Geigen, Klarinett und Harfen) zu stimmen, um dort das Kindlein gleich mit Musik zu erfreuen. In XVII ist das Wegmotiv dadurch variiert, daſs die Hirten erst den Stall suchen müssen, der nach den Andeutungen des Engels an der Ecke der Stadt liegt; in dem von Pailler mitgeteilten Text (vgl. oben S. 303) tragen sie auch verschiedene Gaben, springen (aus freudigem Eifer) über 'Stöck und Pflöck' und werfen (vor dem Eintritt in die Hütte) Hut und Stäbe weg. Nr. III endlich nimmt im ganzen Mittelteil eine Ausnahms-

stellung ein, weil der Gang zu und die Scene bei der Krippe durch eine Erzählung der alten Prophezeiung verdrängt wurde.

Der dritte Teil dieser Weihnachtslieder, der Schluſs, füllt gewöhnlich die letzte Strophe, selten ein paar Verse mehr oder weniger. In Nr. XI ist er durch den allen Strophen gleichen Refrain ersetzt; in XX durch das reflexive Element verdrängt; XII hat an seiner Stelle eine Strophe, die ursprünglich nicht da, sondern früher, etwa zwischen der zweiten und dritten, stand und nur durch ein Versehen an das Ende gebracht wurde, dem auch die alte echte Schluſsstrophe zum Opfer fiel. In den anderen Fällen enthält er entweder ein Gelübde der Hirten, dem Christkind gehorsam zu sein bis in den Tod, und einen Dank an die heiligen Personen, weil sie ihretwegen so viel unverschuldete Leiden erdulden (VIII); oder ein Reuebekenntnis der Hirten wegen ihrer Sünden, welche dem Kindlein die Leiden gebracht haben (XV). Sonst durchweg eine Bitte, die somit als der eigentlich typische Schluſs anzusehen ist und nur leicht variiert wird. In XIII steht die Bitte an die Mutter Gottes, sie möge bei ihrem Kinde Fürsprache einlegen für die Hirten, die ihre Sünden bereuen; in XIV bitten die Hirten, der Messias möge in seinem Reiche ihrer gedenken; in VI bitten sie um Verzeihung der Sünden, nachdem sie versprochen, ihn nochmals im Stalle zu besuchen; dieselbe Bitte um Verzeihung der Sünden und Aufnahme in den Himmel VII und XVIII; die Bitte, Jesus möge als Seelenbräutigam in ihr Herz einziehen II; in XVI bitten sie um Trost im Sterben und Aufnahme in das Himmelreich; ebenso IX und analog XXI; in allen übrigen Gedichten wiederholt sich die Bitte, das Christkind möge gnädig sein, wenn es dereinst als Richter wiederkommen werde. Diese Liederschlüsse wie die ganze Gedichtsammlung beweisen die Neigung des Volkes zu ethischen Accenten und das religiöse Streben, alles Irdische in den Dienst des Ewigen zu stellen. Nur ein einziges Mal und sehr bezeichnend nur in einem humoristischen Gedichte wird bloſs um irdischen Segen gebeten (X).

Innsbruck, Neujahr 1898. J. E. Wackernell.

(Schluſs folgt.)

Nachträge

zu

Cook's Biblical quotations in Old English prose writers.

I.

In seinem jüngst erschienenen Werke[1] hat Cook S. 76—257 die Bibelstellen aus Ælfrics Homilien sorgfältig zusammengestellt und uns dadurch eine willkommene Übersicht über die Übersetzungsthätigkeit des gelehrten Abtes geliefert. Er hat sich dabei, wie es ja auch nahe lag, auf die vorhandenen gedruckten Ausgaben verlassen, und es ist ihm daher entgangen, dafs Thorpe in seiner Ausgabe der Ælfricschen Homilien[2] nicht alles wiedergiebt, was in der Handschrift steht.[3] Eine von Cooks Hauptquellen nämlich bilden die der eigentlichen Predigt meist vorangestellten[4] altenglischen Bibelstellen, die bei Thorpe häufig mit *et reliqua*, selten mit *etc.*,[5] schliefsen. Man meint natürlich, dies *et reliqua*, bezw. *etc.*, stehe in der Handschrift, und diese Meinung hat Cook offenbar geteilt; doch ist dies nicht der Fall: die Worte rühren vielmehr von Thorpe selbst her und deuten an, dafs er nur den Anfang der in der Hand-

[1] Biblical quotations in Old English prose writers, edited by Albert S. Cook, London 1898.

[2] The Homilies of the Anglo-Saxon Church. By B. Thorpe, London 1844—6 (2 Bände). Im Folgenden als Th. citiert.

[3] Freilich sagt Thorpe selbst ausdrücklich (Bd. I, S. VII Anm.): 'It is right to observe that in the MS. the texts taken from the Gospels are frequently of very great length; these I have ventured to abridge, presuming that all readers of the Homilies have a copy of the N. T. either in Anglo-Saxon or English.' Diese Anmerkung scheint Cook entgangen zu sein.

[4] Zuweilen stehen sie mitten in der Predigt: z. B. Th. I, 246.

[5] Vgl. Th. I, 104, 300.

schrift enthaltenen Bibelstelle mitgeteilt, alles Übrige aber fortgelassen hat.[1]

Als ich anfing, die Handschriften daraufhin zu untersuchen, hoffte ich das bereits vorhandene Material beträchtlich vermehren zu können: es ergab sich aber bald, dafs in manchen Fällen die einzelnen Bibelverse im Laufe der Predigt selbst — zum Teil oder ganz — nochmal wiederholt und daher von Thorpe an den betreffenden Stellen gedruckt werden, wodurch die Zahl der wirklich neuen Verse natürlich erheblich vermindert wurde. Bei *G, L, N, O, S, T, W* z. B. werden alle oder fast alle fortgelassenen Verse nachher in der Predigt selbst wiederholt. Bei *A*,[2] *B, F, I, Q, R* dagegen kommt nur ein Teil der Verse zum zweitenmal vor. In anderen Fällen wieder werden die von Thorpe weggelassenen Verse überhaupt nicht nochmal wiederholt und fehlen daher bei ihm gänzlich: z. B. *D, E, M, P, U.* Zuweilen weicht auch der Wortlaut der in der Predigt zerstreuten Verse von dem der an den Anfang gesetzten Bibelstelle bedeutend ab: z. B. *C, H, K.*[3] Es bleibt also immerhin ein ganz hübscher Rest neuen Materials, und ich habe es daher nicht für überflüssig gehalten, sämtliche Bibelstellen, die Thorpe in seinem ersten Bande unvollständig wiedergegeben hat, zu sammeln und im Folgenden nach den mir zugänglichsten Handschriften zum Abdruck zu bringen.[4] Benutzt wurden die folgenden Codices:[5]

1) Das bodleianische Ms. Hatton 114, früher Junius 22.[6] Siehe Wanley S. 31. Daraus *A, B, D, E, F, R.*

2) Ms. Hatton 116, früher Junius 24.[6] Siehe W. S. 40. Daraus *P.*

---

[1] In einem Falle (Th. I, 576) hat er nicht nur eine Anzahl Bibelverse, sondern auch den Anfang der eigentlichen Predigt fortgelassen: vgl. *U* (s. unten S. 323).

[2] Vgl. Anm. zu *A* (unten S. 312).

[3] Vgl. Th. I, 330, 24 *se wædla gewat ... to dæs heahfæderes wununge Abrahames* mit *K*, Z. 6 *se pearfa forðferde ... to reste mid Abrahame*; und Th. I, 330, 28 *He bæd þa A. mid earmliere stemne þæt L. moste his tungan drypan* mit *K*, Z. 8 *þa beseah he up ... gecele mine tungan* u. s. w.

[4] Die Bibelstellen aus dem zweiten Bande hoffe ich in einem späteren Hefte zu geben.

[5] Sämtliche genannte Handschriften mit Ausnahme von Jun. 24 gehören dem 11. Jahrhundert an. Ms. Jun. 24 stammt aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts: vgl. Anglia VI, 445; X, 131.

[6] Im Folgenden behalte ich die alten bekannten Bezeichnungen Junius 22 bezw. 24 bei.

3) Ms. Bodley 340, früher NE. F. 4. 10. Siehe W. S. 9. Daraus *G.*
4) Ms. Bodley 342, früher NE. F. 4. 11. Siehe W. S. 1. Daraus *H, I, K, L, M, N, O, Q, S, T, W.*
5) Ms. Gg. 3. 28 (Universitätsbibliothek zu Cambridge). Siehe W. S. 153. Daraus *C, U.*

In meinem Abdruck habe ich den Gebrauch grofser und kleiner Buchstaben sowie die Worttrennung geregelt und moderne Interpunktion eingeführt, sonst bin ich der handschriftlichen Überlieferung genau gefolgt. Sämtliche Abkürzungen sind durch kursiven Druck kenntlich gemacht.

Als sprachlich interessant dürfen endlich die Worte *swangetunge*[1] (*U*, Z. 11) und *remigende* (*U*, Z. 7) hervorgehoben werden: ersteres ist in den neueren Lexicis nicht zu finden; für letzteres, das bei Hall und Sweet fehlt, bietet Bosworth-Toller nur einen einzigen Beleg. Somner hat *swangettan* und *swangetung* ohne Beleg; Lye, der ebenfalls beide bietet, giebt für ersteres den Nachweis 'Cott. 158' an; aus Lye hat sie entnommen Ettmüller S. 757. Allerdings scheint Lyes *swangettan* auf einem Lesefehler zu beruhen: sein 'Cott. 158' ist nämlich identisch mit der von Wright-Wülker 473[2] gegebenen Glosse, wo die Handschrift deutlich *sprangette* bietet. Das Substantiv *swangettung* 'Fluctuatio' dagegen wird durch unsere Stelle erwiesen. *Remigende* ist sonst nur aus den westsächsischen Evangelien belegt, und zwar, wie hier, als Übersetzung von Matth. IV, 21; doch da beide Belege voneinander unabhängig sind und jedesmal durch mehrere gute Handschriften bestätigt werden, so ist man wohl berechtigt, ein *remian* (*rēmian* oder *rēmian* = *remman*?) 'ausbessern' anzusetzen.

[1] Ich füge hier die Lesarten aus anderen Handschriften bei: Ms. Bodley 342 fol. 206b *swangytungy* (von anderer Hand in *swangetunge* geändert) — *rémiende*. Ms. Royal 7. c. XII, fol. 203 *swanget tunge* — *remiende*. Ms. Junius 24, pag. 240 *swangetung* — *remiende*. Ms. Bodley 343 (früher NE. F. 4. 12. Eine Handschrift des 12. Jahrhunderts), fol. 60 *swæȝetunge* (offenbar verderbt) — *remigende*.

A.

Matth. II, 1—12 (aus Ms. Junius 22, fol. 15). Th. I, 104 giebt nur Matth. II, 1—2.[1] *Vgl. C. 137.*

Þa ða se Hælend acenned wæs on Þære iudeiscan Bethleem on Herodes dagum cyninges, efne þa comon fram eastdæle middaneardes þry tungelwitegan to Þære byrig Hier*usalem* þus befrinende: "Hwær is iudeiscre[2] leoda cyning, se ðe acenned is? We gesawon sodlice his steorran on eastdæle *and* we comon to ði, Þ*æt* we us to him gebiddan." Hwæt ða (*fol.* 15[b]) Herodes cyning þis gehyrde, weard micclum astyred *and* eall seo burhwaru samod mid him. He þa gesamnode ealle þa ealdorbiscopas *and* ðæs folces boceras *and* befran, hwær Cristes cenningstow wære. His ædon on Þære iudeiscan Bethleem. Þus sodlice is awriten þurh Þone witegan Micheam: 'Eala Þu Bethleem, iudeisc land, neart ðu nateshwon wacost burga on iudeiscu*m* ealdru*m*. Of ðe cymð se heretoga, se ðe gewylt *and* gewissað Israhela folc.' Þa clypode Herodes þa ðry tungelwitegan on sunderspræce *and* geornlice hi befran, to hwylces timan him ærest se steorra æteowde; *and* sende hi to Bethleem þus cweðende: 'Farað ardlice *and* befrinað be þam cilde *and*, ðonne ge hit gemetað, cyþað me, Þ*æt* ic mage mé to him gebiddan.' Þa tungelwitegan ferdon æfter þæs cyninges spræce, *and* efne þa se steorra, þe hi on eastdæle gesawon, glad hi*m* beforan, oð Þ*æt* he gestód bufan þam gesthuse, þær Þ*æt* cild on wunode. Hi gesawon Þone steorran *and* þearle blissodon. Eodon þa inn *and* Þ*æt* cild gemetton mid Marían his meder *and* nyðer feallende hi to him gebædon. Hi geopenodon heora hordfatu *and* him lac geoffrodon, gold *and* recels *and* myrran. [*fol.* 16] Hwæt þa God on swefne hi gewarnode *and* bebead, Þ*æt* hi eft ne gecyrdon to þam reðan cyninge Herode, ac þurh oðerne weg hine forcyrdon *and* swa to heora eþele becomon.

B.

Luc. I, 26—38 (aus Ms. Junius 22, fol. 31). Th. I, 194 giebt nur Luc. I, 26—27. Vgl. C. 185.

Godes heahengel, Gabrihel, wæs asend fram Gode to Þære galileiscan byrig Nazareth to þam mædenne, Þe wæs Maria gehaten; *and* heo asprang of Dauides cynne, Þæs mæran cyninges, *and* heo

[1] Die hier gegebene Verszahl bezieht sich nur auf die der Predigt vorangestellte, von Th. unvollständig wiedergegebene Bibelstelle. Über die im Laufe der Predigt selbst zerstreut vorkommenden Verse bezw. Versteile giebt Cook (C.), auf den ich jedesmal nach der Seitenzahl verweise, Auskunft. Bei Th. I, 78 steht Matth. II, 1—15, das Th. vollständig abgedruckt hat: dies mag wohl der Grund sein, weshalb er sie hier zum gröfsten Teil weggelassen hat.

[2] So die Handschrift für *-scra*.

wæs beweddod þam rihtwisan Iosephe. Da stop se engel, Gabrihel, to þam mædene *and* cwæd hire to, 'Aue', þæt is on urum gereorde gretingword.[1] 'Aue, *gratia* plena, *Dominus* tecum; benedicta tu in mulieribus.' 'Beo du gesund; þu eart afylled mid Godes gife, *and* God is mid þe, *and* du eart gebletsod betwux wifmannum.' Da þa þæt mæden þas word gehyrde, þa weard heo astyred, *and* smeade, [*fol.* 31 b] hwæt seo greting wære. Da cwæd se engel to hire, 'Ne beo þu na afyrht, Maria; þu hæfst mycele gife mid Gode. Efne þu scealt geeacnian on þinum innoþe, *and* þu acenst sunu, *and* du hætst his nama Ie*sus*. Des bid mære *and* mycel, *and* he bid geciged sunu þæs hehstan; *and* him byd forgyfen Dauides cyneseti; *and* he rixað on ecnysse ofer Iacobes hired, *and* ne bid nan ende his rices. Da andwyrde Maria þam engle, 'Hu mæg þis gewurdan, fordam þe ic ne bruce nanes weres?' Da andwyrde se engel, 'Se Halga Gast becymð on þe, *and* miht þæs hehstan ofersceadewað þe; forði eac þæt halige, þe of de bið acenned, bid geciged Godes sunu. *And*, efne, þin mage, Elisabeth, geeacnode *and* sceal acennan cild on hyre ylde, þe ær on hire iugoðe ne mihte, ac wæs gehaten unwæstmbære; fordon þe nan þing ne bid Gode unaræfniendlic. Des monað is se syhsta monað, syddan heo mid cilde wæs. Da cwæd seo eadige Maria to þam engle, 'Ic eom Godes þinen; getimige mé æfter þinum worde.' Da gewat se engel of hire gesyhðe.

C.

Matth. XXI, 1—9 (aus Ms. Gg. 3. 28, pag. 88). Th. I. 206 giebt nur Matth. XXI, 1—2. Vgl. C. 164.

Se Hælend ferde to dære byrig Hierusalem *and* ða ða hé genealæhte dære dune Oliueti, þa sende he his twegen leorningenihtas þus cwedende: "Gáð to dære byrig, þe eow ongean is, *and* ge gemétað þærrihte getígedne assan *and* his folan samod. Untygað hí *and* lædad to me. Gif eow hwá widstande, secgað þonne, þæt se hlaford heora behofað, *and* he hí sent eft ongean." Hi[2] ða eodon *and* gemetton þone assan *and* his folan *and* woldon lædan to ðam Hælende. Þa cwæð þæs assan hlaford: "To hwí untige gyt done assan?" Hi cwædon, swa swa him Crist bebead, *and* gebrohton done assan *and* his folan to ðam Hælende *and* wurpon heora reaf uppan done folan, þe nan man ær ne bestrád; *and* se Hælend rád uppan dam folan to ðære byrig Hierusalem. Þis gewitegode ær Isaias, se witega, ðus cwedende: "Secgað Siones dehter: 'Efne din cyning cymð to ðe swiðe geþwære on assan ridende'." Þa geaxode þæt geleaffulle folc binnan þære byrig, þæt se Hælend him wæs toweard; ða eodon hí togeanes him *and* wurpon hira reaf under þæs assan fét *and* bricgodon ðam Hælende. Sume heowon bogas of treowum *and* ða wurpon

[1] *gretingword* fehlt in den Wörterbüchern. [2] Vgl. Luc. XIX, 32—34.

under þæs assan fet *and* eodon ða, sume beforan, sume bæftan, *and* hí ealle sungon: "Sy hálu Dauides bearne. Sy[1] gebletsod Israhela cyning, se ðe *com* on Godes naman. Beo sibb on heofenum *and* wuldor on heannysse."

D.

Matth. XXVII, 62—66, Marc. XV, 47 — XVI, 4, Matth. XXVIII, 2—13, 15 (aus Ms. Junius 22, fol. 86). Th. I, 220 giebt nur Matth. XXVII, 62—63. Vgl. C. 178.

Da þa Crist bebyrged wæs, þa cwædon þa Iudeiscan to heora ealdormen Pilate, 'Lá leof, se swica þe hér ofslegen is, cwæð gelomlice, þa þa he on life wæs, þæt he wolde arisan of deaþe on þam þriddan dæge. Bebeod nu forði besittan his byrgene oð þone þriddan dæg, þe læs þe his leorningcnihtas cumon *and* forstelon his lic, *and* secgon þam folce, þæt he of deaþe arise; þonne bið þæt gedwyld wyrse, þonne þæt oðer wære.' Da *and*wyrde se ealdormann Pilatus, 'Ge habbað weardas; farað to [*fol.* 86[b]] *and* healdað.' Hi ða ferdon tó, *and* mearcodon þa þruh mid insegle, *and* besetton þa byrgene.[2] Da beheold Maria, þæs Hælendes modor, *and* þa wifmenn þe hyre mid wæron, hwær he bebyrged wæs, *and* eodon þa ongean to þære byrig. *And* seo magdalenisce Maria and Maria, Iacobes modor, bohton deorwyrðe sealfe, þe bið geworht to smyrigenne deaddra manna líc mid, þæt hi sceolon late rotian; *and* eodon þa þa wifmen on þisum dæge on ærnemerigen *and* woldon his lic behwurfan, swa swa hyt þær gewunelic wæs on þære þeode. Da cwædon þa wif betweox heom, 'Hwa sceal us awylian[3] þone stán of ðære þruh? Se stán is ormætlice mycel.' Da þa hi þis spræcon, [4]þa wearð færlice mycel eorðstyrung; *and* Godes engel fleah of heofonum to þære byrgene, *and* awylte þone stán awég, *and* gesæt him uppon þam stáne. Da wæs þæs engles wlite swylce liget, *and* his reaf swa hwit swa snaw. Da wurdon þa weardmenn afyrhte, *and* feollon adúne, swylce hi deade wæron. Da cwæð se engel to þam wifum, 'Ne beo ge na ofdrædde; ic wat, þæt ge secað þone Hælend, [*fol.* 87] þe wæs on róde gefæstnod. Nys he her; he aras of deaðe, swa swa he eow ær sæde. Cumað *and* sceawiað his byrgene, þær he on læg, þe nu is æmtig. Gað nu ongean to his leorningcnihtum, *and* secgað heom, þæt Crist arás of deaðe; *and* he cymð to heom on þam earde, þe is gehaten Galilea. Secgað, þæt hi cumon him þærtogeanes, þær hi hine geseoð, swa swa he heom behet, ær þam þe he þrowode.' Da lagon þa scytan[5] innon þære byrgene, þe he mid bewunden wæs. *And* þa wif geeyrdon þa to Cristes leorningcnihtum mid micelum ege *and* mid mycelre blisse, *and* woldon heom cyþan Cristes ærist. Da mid þam

[1] Vgl. Luc. XIX, 38. [2] Marc. XV, 47. [3] *awylian*] das *a* von anderer Hand nachgetragen. [4] Matth. XXVIII, 2. [5] Vgl. Luc. XXIV, 12; Joh. XX, 5.

þa gemetton hi Crist, *and* he hi gegrette, *and* hi feollon to his fotum. Da cwæd se Hælend heom to, 'Farad *and* cyþad minum gebrodrum, þæt hi cumon togeanes me on þam lande Galilea, þær hi geseod me. Da, mid þam þe þa wif eodon, þa comon þa weardmen, *and* cyddon, þæt Crist áras of deaþe. Da namon þa heafodmenn þa weardas on sunderspræce, *and* sealdon heom mycelne sceat, to di þæt hi secoldon secgan, þæt Cristes líc him wære forstolen þa hwile, [*fol.* 87ᵇ] þe hi slæp fornam. *And* þa weard þæt cud geond eall Iudea land, þæt þa weardas þone sceatt namon æt þam heafodmannum, *and* þæt Crist áras of deaþe.

E.

Luc. XXIV, 36—47 (aus Ms. Junius 22, fol. 87ᵇ). Th. I. 220 giebt nur Luc. XXIV, 36—39. Vgl. C. 209.

Da æt nehstan cóm se Hælend to his leorningenihtum, þær hi gegaderode wæron, *and* cwæd him to, 'Sy sib betweox eow. Ic hit eom, ne beo ge ná afyrhte.' Da wurdon hi afærede, *and* wendon, þæt hit gast wære. Da cwæð he him tó, 'Hwi synd ge afærede, *and* mislice þencað be me? Sceawiað mine handa *and* mine fét, þe wæron mid næglum þurhdrifene. Grapiað *and* sceawiað: gyf ic gast wære, þonne næfde ic flæsc *and* bán, swa swa ge geseoð, þæt ic hæbbe.' Da þa he þis cwæd, þa æteowde he heom ægðer ge handa ge fót ge sidan, þe he on gewundod wæs. Da wæs heora mod mid mycelre wundrunge *and* blisse ofernumen. Da cwæþ se Hælend him eft to, 'Hæbbe ge her[1] æni þing, þe to etenne sy?' Da brohton hi him [*fol.* 88] gebræddne fisc *and* sumne dæl hunies; *and* he æt þa beforan heom *and* sealde heom his lafe, þus cweþende, 'Dis ic sæde eow ær minre þrowunge: hyt is nu gefylled be me, swa swa seo ealda[2] á *and* witegan be me awriten.' *And* he ða heom forgeaf *and*gyt, þæt hi mihton þa gewritu tocnawan, *and* cwæð þa gyt, 'Dus wæs gewriten be me, þæt ic þrowian sceolde *and* arisan of deaþe on þam þriddan dæge; *and* sceal beon gebodod on minum naman dædbot *and* synna forgyfennyss on eallum þeodum.

F.

Joh. XX, 19—29 (aus Ms. Junius 22, fol. 92). Th. giebt nur Joh. XX. 19. Vgl. C. 225.

Æfter ðæs Hælendes æriste wæron his discipuli belocene on anum huse for þæs iudeiscan folces ogan. Da on anum restendæge com se Hælend in to heom, *and* cwæð [*fol.* 92ᵇ] heom to, 'Sy sibb betweox eow.' Da þa he þis cwæð, þa æteowde he him his handa, *and* his sidan; *and* hi wæron swyðe bliðe þurh his ærist *and* his

[1] Zwischen *h* und *er* Rasur von einem oder zwei Buchstaben.
[2] *ealda*] so die Handschrift für *-de.*

tocyme. He cwæd þa eft, 'Sy sibb betweox eow. Swa swa min fæder asende me, swa wille ic eac sendan eow.' Da ableów he him onuppon *and* cwæd, 'Underfoð Haligne Gast. Dæra manna synna, þe ge forgifað, þæra beoð forgifene; *and* þam þe ge ofteoð þa forgyfennysse, þam bið oftogen. Da næs Thomas þær, an þæra twelf apostola. Eft, þa ða Thomas cóm, þa cwædon his geferan him to, 'We gesawon þone Hælend.' He andwyrde, 'Ne gelyfe ic, þæt he of deaðe arise, buton ic geseo þa dolhswaðu on his handum *and* on fótum *and* on sídan. Da eft embe seofon niht cóm se Hælend inn to heom, þær hy beclysede wæron, *and* cwæd, 'Sy sibbe[1] betweox eow.' Da cwæd he to Thoman, 'Sete þine hand on minum dolhswaðum *and* grapa mine handa *and* mine sidan, *and* ne beo þu ná ungeleafful, þæt ic of deaðe arise, ac gelyf.' Thomas þa sceawode *and* grapode, *and* cwæd him to, [*fol.* 93] 'Du eart min Drihten *and* min God.' Him *and*wyrde se Hælend, 'Du gelyfst, forðam þe þu me gesawe, ac þa beoð gesælige, þe hit ne gesawon *and* hwæþere gelyfað.'

G.

Joh. X, 11—16 (aus Ms. Bodley 340, fol. 160b). Th. I, 238 giebt nur Joh. X, 11—12. Vgl. C. 218.

Ic eo*m* gód hyrde: se góda hyrde syld his agen lif for his sceapu*m*. Se hyra, se ðe nis rihthyrde, he gesihð þone wulf cuman [*fol.* 161] *and* he forlæt þa sceap *and* flihð, *and* se wulf su*m* gelæcð *and* þa oðre tostencð. Se hyra flihð, forðanþe he is hyra, *and* þa sceap ne belimpað to hi*m*. Ic eo*m* god hyrde *and* ic oncnawe mine sceap, *and* hi oncnawað me, swa swa min fæder me oncneow *and* ic hine;[2] *and* ic sylle min agen lif for minu*m* sceapu*m*. Ic hæbbe oðre sceap, þe ne synt na of ðisre eowde, *and* þa ic sceal lædan, *and* hi gehyrað mine ste*m*ne *and* bið án eowed *and* án hyrde.

H.

Luc. XI, 5—13 (aus Ms. Bodley 342, fol. 9b). Th. I, 246 giebt nur Luc. XI, 5. Vgl. C. 195.

'Hwylc eower is, þe hæfð sumne freond *and* gæð hi*m* tó on middere nihte *and* cweð: "Þu freond, alæne me þrý hlafas, forðanðe me gesohte su*m* cuma *and* ic næbbe nan þing géarlices hi*m* to béodenne." Pon*ne* andwyrd se hiredes ealdor of his bedde *and* cweð: "Ne drece þu me nu on dysu*m* timan. Min duru is belocen *and* mine cíld[3] on heora reste. Ic ne mæg nu arísan *and* þe þæs tiðian." Pon*ne*, gif se oðer þurhwunað mid hréame and cnucunge, he arist pon*ne* for his onhrope[4] *and* na for fréondscipe *and* getyðað hi*m*

[1] So die Handschrift. [2] Am Rande von anderer Hand *oncnáwe*. [3] Hinter *cíld* Rasur von ca. zwei Buchstaben. [4] Das *h* von anderer Hand.

þæs, þe he þonne bit.' Þa cwæd eft se Hælend: 'Biddað *and* eow bid geseald. Secað *and* ge gemetað. Cnuciað *and* [*fol.* 10] eow bid geopenod. Ælc man, þe bit, he underfehð; *and* se, de secð, he gemet; *and* se, đe cnucað, hi*m* bid geopenod. Hwylc eower bit his fæder hláfes? Hu cwest þu, syld he hi*m* stan for hlafe? Odde, gif he bit fisces, syld he hi*m* næddran? Odde, gif he bit ǽges, syld he hi*m* þone wyrm, þe is gehaten þrówend? Gif gé cunnon, þa đe yfele synd, syllan þa gódnysse éowru*m* bearnu*m*, hu micele swidor wile eower heofonlica fæder forgeofan gódne gast hi*m* [1] biddendu*m*.'

I.

Marc. XVI, 15—20 (aus Ms. Bodley 342, fol. 53). Th. I, 300 giebt nur Marc. XVI, 15—17. Vgl. C. 183.

'Farað geond ealne middaneard *and* bodiað godspel callum gesceafte. Se đe gelyfð *and* bid gefullod, se bid gehealden. Se đe ne gelyfð, he bid geniderod. Þas tacnu fyliað þam mannum þe gelyfað: hi adræfað deoflu on minum naman; hi sprecað mid niwum gereordum; hi afyrsiað næddran, *and* þeah đe hi unlybban drincan, hit him ne dered; [2] hi settað heora handa ofer adligu*m* mannum *and* hi*m* bið teala.' Þa đa drihte*n* hæfde þas word gesprecen, þa weard he genumen to heofonum *and* sit on đære swiđran hand his fæder. His apostoli ferdon þa *and* bodedon gehwær god [3] samod wyrcendu*m* *and* getrymmendu*m* þa spræce mid æfterfyligendu*m* tacnu*m*.

K.

Luc. XVI, 19—31 (aus Ms. Bodley 342, fol. 64). Th. I, 328 giebt nur Luc. XVI, 19—20. Vgl. C. 200.

Sum welig man wæs mid purpuran *and* mid godwebbe geglænged *and* dæghwamlice mærlice leofode. Þa læg sum wædla æt his geate *and* his nama wæs Lazarus. Se wæs licþrowere *and* cepte þære [4] crumena, þe man mid þam beodum ut abær, ac him wæs forwyrned. Þa comon þa hundas *and* his wúnda liccodon. Þa gelamp hit, þæt se þearfa fordferde *and* englas feredon his sawle to reste mid Abrahame. Se rica eac gewat *and* his sawul weard besengt on helle deopnysse. Þa beseah he up of đam tintregu*m* *and* gecneow þone Lazaru*m* on Abrahames wununge. He đa hrymde mid earmre stemne *and* cwæd: "Þu, fæder Abraham, gemiltsa mín *and* asend to me Lazarum, þæt he dyppe his finger on wætere *and* gecele mine tungan, forđanþe ic eom on đysu*m* lige þearle gecwylmed." Him andwyrde Abraha*m*: "Þu, min bearn, beo þe gemyndig, þæt þu

[1] Hinter hi*m* steht *ne* mit Tilgungspunkten darunter. [2] *dered*] über dem zweiten *e* ein *a* von anderer Hand. [3] Hinter *god* Rasur von *e*. [4] So die Handschrift für *þæra*.

underfenge welan on ðinum life *and* Lazarus yrmde. Nu is he gefrefrod *and* þu [*fol.* 64 b] eart getintregod, *and* betwux us *and* éow [1] is micel þrosm gefæstnod, þæt ure nan ne mæg to eow, ne ge to us." He cwæd þa: "Ic bidde þe, fæder, þæt þu asende Lazarum ongean to minre mægde, þæt he cyde minum fif gebrodrum, þæt hi warnian hi geornlice, þæt hi ne becuman to þysere tintregunge." Þa andwyrde Abraham: "Hi habbad þone lareow Moysen *and* witegan, þe him wyssian sceolon: hlystan hi heora lare, gif hi willad." Þa cwæd se rica: "Nese, leof, nese. Nellad hi heora synna behreowsian, buton sum man of deade arise *and* hi warnie." Se heahfæder him andwyrde: "Gif hi nellad gelyfan Moysen *and* þam witegum, ne gecyrrad hi to dædbote þurh nanes geedcucodes mannes mynegunge."

L.

Luc. XV, 1—7 (aus Ms. Bodley 342, fol. 73). Th. I, 338 giebt nur Luc. XV, 1—3. Vgl. C. 199.

Gerefan *and* synfulle menn genealæhton þam Hælende *and* woldon his lare gehyran. Þa ceorodon [2] þa sunderhalgan *and* þa boceras iudeiscre þeode, [*fol.* 73 b] fordanþe se Hælend underfeng þa synfullan *and* heom mid gereordode. Þa sæde se Hælend þam iudeiscum bocerum þis bigspell: 'Hwylc eower hæfd hundteontig sceapa? Gif he forlyst án þæra sceapa, la hú ne forlæt he þa nigon *and* hundnigontig on westene *and* gæd secende þæt an, þe him losode? Gif he hit þonne gemet, he hit berd on his eaxlum to dære eowde blissigende. Þonne he ham cymd, he geladad his frynd *and* neahgeburas him to *and* cwyd: "Blissiad mid me, fordande ic gemette min sceap, þe me losode." Ic secge eow, þæt mare blis bid on heofonum be anum synfullum menn, gif he his synna mid dædbote behreowsad, þonne him sý be nigon *and* hundnigontig rihtwisra, þe ne behofiad nanre dædbote."

M.

Luc. I, 5—8, 11, 13—20, 22—24, 57—68, 80 (aus Ms. Bodley 342, fol. 79). Th. I, 350—52 giebt nur Luc. I, 5—7. Vgl. C. 184.

Sum eawfæst Godes þegen wæs gehaten Zacharias; his gebedda wæs geciged Elizabed. Hi butu wæron rihtwise ætforan Gode on his bebodum *and* rihtwisnyssum ford stæppende buton tale. Næs him cild gemæne, fordande Elizabed wæs untymende, *and* hi butu þa forwérede wæron. Hit gelamp æt sumum sæle, þæt Zacharias code into Godes temple; þa, mid þam þe he on his gebedum stod, him æteowde Godes heahengel Gabrihel *and* him to cwæd: "Ne beo þu afyrht, Zacharia. Se ælmihtiga Wealdend þe het cydan, þæt he

[1] *and éow* von anderer Hand über der Zeile. [2] Das erste *o* von *ceor-* aus *a*.

gehyrde þine bene *and* þin wif sceal acennan sunu, *and* þu geciġst his naman Iohannes. Hit bid þe micel blis *and* manega on his acennednysse fægniad. He bid mære ætforan Gode. Ne abyrigd he wines, ne nan þæra wætena, þe menn of druncniad. He bid afylled mid þa*m* Halgan Gaste on his moder innode. He ge- [*fol.* 79ᵇ] bigd feala þæs folces Israheles to Gode and he forestæpd his drihtne on gaste *and* mihte þæs witegan Helian,[1] þ*æt* he geþwærlæce fæderа heortan to heora beanum, *and* þ*æt* he gebige þa ungeleaffullan on rihtwisra snotornysse *and* fulfremed folc Gode gearcie." Zacharias hi*m* andwyrde: "Hu mæg ic þynum wordu*m* gelyfan, fordanþe wit synd forwerede to bearnes gestreone." Se engel cwæd: "Ic eom Godes heahengel *and* dæghwomlice ic stande ætforan his gesihde, *and* he me sende to ðe þis to cydenne. Nu for dinre geleafleaste beo þu dumb, oð ðæt min bodung gefylled sy." He da adumbode *and* swa unsprecende ha*m* gewende. Þa æfter feawum dagu*m* geeacnode his wif Elizabed *and* on gefylledre tide sunu acende. Hire siblingas *and* nehheburas þæs fægnodon *and* woldon þa*m* cilde naman gescyppan Zacharias. Seo ealde cennestre widcwæd þa*m* magum: "Ac beo he geciged Iohannes." Hi andwyrdon: "Hwi widcwyst þu urum gedeahtu*m*? Nis nan mann on dinre mægde Iohannes gehaten." Hi þa bicnodon þa*m* dumban fæder, hwæt hi*m* be ðam gedúhte. Se fæder þa awrát: 'His nama is Iohannes." Þa mid þa*m* gewrite weard his mud geopenod *and* his tunge unbunden [*fol.* 80] to rihtre sprece. Hwæt þa asprang micel óga ofer heora nehgeburas, *and* þ*æt* wundor weard swiðe gewidmærsod, *and* cwæd gehwa on his gedance: "Hwæt wenst þu, hwæt þis cild beon wille?" Godes miht sodlice wæs mid þa*m* cilde *and* se fæder weard mid þa*m* Halgan Gaste afylled *and* witegende herode God: "Sy gebletsod Drihten, Israhela God, fordande he geneosode his folc *and* alysde." Þ*æt* cild þeah *and* wæs gestrangod mid Godes gaste. Þa da he gewittig wæs, he forbeah þæs folces neawiste *and* woruldlice undeawas *and* wunode on westene od fullu*m* wæstme.

N.

Matth. XIX, 27—29 (aus Ms. Bodley 342, fol. 103). Th. I, 392 giebt nur Matth. XIX, 27. Vgl. C. 162.

On ðære tide cwæd Petrus, se apostol, to ðam Hælende: "Efne we forleton ealle woruldþing *and* þe anum filiad. Hwæt dest þu us to leane?" Se Hælend him andwyrde: "Sod ic cow secge, þ*æt* ge, þe me fyliad, sceolon sittan ofer twelf dómsetlum on ðære edcenninge, þon*ne* ic sitte on setle mines mægenþrymmes, *and* ge þon*ne* demad twelf Israhela mæigdum. *And* ælc þæra, þe [*fol.* 103ᵇ] forlæt

[1] *helian*] *n* aus *m*.

for minum naman fæder oððe moder, gebroðru oððe geswustru, wif oðde bearn, land oðde gebytlu, be hundfealdum him bið forgolden, *and* he hæfð þærtoeacan þæt ece lif.

O.

Luc. XIX, 41—47 (aus Ms. Bodley 342, fol. 114b). Th. I, 402 giebt nur Luc. XIX, 41. Vgl. C. 204.

On sumere tíde wæs se Hælend farende to Hierusalem: þa da he genealæhte þære ceastre *and* he hi geseah, þa weop he ofer hi, þus cwedende: 'Gif þu wistest, hwæt þe toweard is, þu weope mid me. Witodlice on ðisum dæge þu wunast on sibbe, ac seo towearde wracu is nú bediglod fram þinum eagum. Se tima cymð, þæt þine fynd [*fol.* 115] þe ymbsittað mid ymbtrymminge *and* þe on ælce healfe genyrwiað *and* to eorðan þe astreccað *and* þine bearn samod, þe on ðe synd. Ne forlætað hi on ðe stan ofer stane, forðande þu ne oncneowe þone timan þinre geneosunge. Se Hælend þa eode into ðam temple *and* adræfde út þa cýpmen, þe þærbinnan syllende *and* biegende wæron, cwedende to heom: 'Hit is awriten, þæt min hús is gebedhus, ac ge hit habbað gedón sceadum to scræfe.' Þa[1] genealæhton him to blinde *and* healte, *and* he hi gehælde *and* wæs tæcende dæghwomlice binnan þam temple.

P.

Marc. VI, 17—29 (aus Ms. Junius 24, pag. 136). Th. I, 476 giebt nur Marc. VI, 17. Vgl. C. 180.

Marcus se godspellere awrat on Cristes béc be þam mæran fulluhtere Iohanne, þæt se welhreowa cyning Herodes hine gehæfte *and* on cweartérne sette for his broþor wife Herodiaden, þa he genam of þam broþor Philippe. Iohannes hine þreade *and* cwæð, þæt hit manfullic were, þæt he his broþor wif hæfde. And þæt wif Herodias syrwde ymbe þone Godes wer Iohannem *and* wolde hine to deaðe gedon, gif heo mihte. Herodes soðlice hæfde mycelne ege to þam fulluhtere, wiste, þæt he wes rihtwis *and* halig, *and* hine geheold *and* be his lare fela þing dyde *and* to langre hwile him gehyrde. Da becom se dæg his acenned[*pag.* 137]nesse *and* he gelaþode his ealdormen *and* his witan to his gereorde. Da eode his dohtor in mid hire mædenum *and* plegode ætforan þam fæder, *and* him þearle gelicode hire plega *and* eallum þam gebeorum. Da cwæð se cyning to his dohtor: 'Bide me, locahwes þu wille, *and* þu bist tide.' He swor þa mid micelum aðe, þæt he hire forgifan wolde, þeah þe heo healfne dæl his rices bæde. Heo þa befran þa modor, hwæt heo biddan mihte. Heo cwæð: 'Bide, þæt he þe forgife Iohannes

[1] Matth. XXI, 14.

heafod þes fulluhteres." Da cwæd seo dohtor to þam cyninge: "Ic bidde, þæt þu hate nu rihte beran to me Iohannes heafod on anum disce." Da weard se cyning gedrefed for þere bene, and nolde þeah for his ade ne for þam gebeorum his word awegan ne þa dohtor ahwænan, ac sende þærrihte ænne cwellere and het his heafod bringan on anum disce. Se cwellere þa beheafdode þone mæran witegan binnan þam cweartern and þæt heafod þam cyninge brohte and he hit ræhte his [*pag.* 138] dohtor and seo dohtor þere moder. Comon þa syðþan his folgeras and his lic bebyrigdon.

Q.

Luc. VII, 11—16 (aus Ms. Bodley 342, fol. 135). Th. I, 490 giebt nur Luc. VII, 11—12. Vgl. C. 191.

Ure Drihten ferde to sumere byrig, seo is gehaten Naim, and his gyngran samod and genihtsum meniu. Þa ða he genealæhte þam portgeate, þa ferode man anes cnihtes líc to byrgenne. His modor wæs wydewe and mid wope þam lice folgode, fordande heo wæs werleas and hire acennedan[1] sunu benæmed. Efne þa se Hælend beseah wid hire and weard mid mildheortnysse astyred and hire to cwæd: "Ne wep du." He ða genealæhte and hrepode þa bære and þa bærmen þærrihte ætstodon. Se Hælend cwæd: "Þu cniht, ic secge þe: aris." And he þærrihte up gesæt and sprecende wæs. Drihten þa hine betæhte þære meder and hi gefrefrode. Hwæt þa asprang micel óga on eallum þam folce and hi mærsodon God þus cwedende: "Eala, mære witega aras betwux us, and God geneosode his folc."

R.

Matth. XVIII, 1—10 (aus Ms. Junius 22, fol. 216). Th. I, 510 giebt nur Matth. XVIII, 1—2. Vgl. C. 160.

Dis dægþerlice godspell cwyð, þæt Drihtnes [*fol.* 216[b]] leorningcnihtas to him genealæhton þus cweþende: "La leof, hwa is fyrmest manna on heofonan rice?" Se Hælend him ða to geclypode sum lytel cild and het hit standan heom tomiddes and cwæd: "Sod ic eow secge: ne fare ge into heofonan ríce, buton ge beon awende and gewordene swa swa þis cild. Witodlice se, ðe hine sylfne geeadmet swa swa þis cild, he bið mære on heofonan ríce and se, ðe underfehð ænne swylcne lytling on minum naman, he underfehð me sylfne. Se ðe geæswicað anum þyssera lytlinga, þæra þe on me gelyfað, selre him wære, þæt his swyra wære getiged to anum cwýrnstáne and he swa wurde besenct on deoppre sæ. Wa middanearde for æswicungum. Neod is, þæt æswicunga cuman; þeah wa ðam menn, þe æswicunga of cumað. Gyf þin hand oððe þin fót þe æswi-

[1] So die Handschrift für *ancenn-*.

cige, aceorf of þæt lim *and* wurp fram þe; betere þe bið, þæt ðu wanhal oððe healt fare to ðam ecan life, þonne þu mid eallum limu*m* beo asend to ecum fyre. Gyf þin eage þe æswicige, hola hit út *and* awurp fram ðe; selre þe bið ánegede faran to heofonan rice, [*fol.* 217] þonne mid twám éagum beon aworpen on ece susle. Behealdað, þæt ge ne forseon nænne þyssera lytlinga. Ic secge éow, þæt heora englas symle geseoð mines fæder ansyne, se ðe on heofonum is.

S.

Matth. XXII, 1—14 (aus Ms. Bodley 342, fol. 139). Th. I, 520 giebt nur Matth. XXII, 1—3. Vgl. C. 164.

Drihten wæs sprecende on sumere tide to his apostolum mid bigspellum þus cweðende: "Heofonan rice is gelic sumu*m* [*fol.* 139ᵇ] cyninge, þe worhte his sunu gifte. Þa sænde he his bydelas to geladienne his underþeoddan to ðam giftum, ac hi noldon cuman. Þa sende he eft oðre bydelas *and* cwæð: "Secgað þa*m* geladedum:[1] efne ic gearcode mine gód, ic ofsloh mine fearra*s* *and* gemæste fugelas *and* ealle mine þing eow gearcode. Cumað to þa*m* giftum." Hi soðlice hit forgymeleasodon *and* ferdon sume to heora tunum, sume to heora ceape, sume eac gelæhton þa ærendracan *and* mid teonan hi gewæhton *and* ofslogon. Hwæt se cyning þa swiðlice yrsode, þa þa he þ*æt* geaxode, *and* sende his here tó *and* þa manslagan fordyde *and* heora burh forbærnde. Syðdan eft he cwæð to his þegnum: "Þas gyfta synd gegearcode, ac ða, ða ic þærto geladode, næron his wyrde. Farað nu to wegena utscytum *and* swa hwylce, swa ge gemetað, ladiað to ðisum gyftum." Hi ða ferdon geond wegas *and* gegaderodon ealle, þa ðe hi gemetton, yfele *and* góde *and* gesetton þa gyftu endemes. Þa cóm se cyning in *and* sceawode þa gebeoras *and* geseah þær ænne mannan, þe næs mid giftlicum reafe gescryd, *and* cwæð him to: "Þu freond, humeta dorstest þu in gan betwux þysum gebeorum buton gyftlicum reafe?" He ða adumbode. Þa cwæð se cyning to his þeningmannum: "Bindað hine handum *and* fotum *and* wurpað on ðam yttrum þeostru*m*, þær bid wop *and* toða gebit. Feala synd geladode *and* feawa gecorene."

T.

Matth. V, 1—12 (aus Ms. Bodley 342, fol. 183). Th. I, 548 giebt nur Matth. V, 1—3. Vgl. C. 143.

Matheus awrat on ðysu*m* dægðerlicu*m* godspelle, þ*æt* se Hælend on sumere tide gesawe micele meniu hi*m* filigende. Þa astah he up to anre dune. Þa ða he gesæt, þa genealæhton his leorningenihtas hi*m* to *and* he undyde his mud *and* hi lærde þus cwedende: "Eadige

[1] *gelad-*] *d* auf Rasur.

beod þa gastlican þearfan, fordande heora is heofonan rice. Eadige beod þa lidan, forþande hi geahniad *þæt* land. Eadige beod þa, de heofiad, fordande hi beod gefrefrode. Eadige [*fol.* 183^{b}] beod þa, de synd ofhingrode *and* ofdyrste *after* rihtwisnysse, fordande hi beod gefyllede. Eadige beod þa mildheortan, fordande hi begytad mildheortnysse. Eadige beod þa clænheortan, fordande hi geseod God sylfne. Eadige beod þa gesibsuman, fordande hi beod Godes bearn gecigede. Eadige beod þa, de þoliad ehtnysse for rihtwisnysse, fordande heora is heofonan[1] rice. Ge beod eadige, þon*ne* eow man wyrigd *and* cower eht *and* ælc yfel ongean eow spreed leogende for me. Blissiad *and* fægniad, fordanþe cower med is mænigfeald on heofonu*m*.

U.

Matth. IV, 18—22 (aus Ms. Gg. 3. 28, pag. 240). Th. I, 576 giebt nur Matth. IV, 18. Vgl. C. 143.

Crist on sumere tide ferde wid þære Galileiscan sæ *and* geseah twegen gebrodra, Simone*m*, se wæs geciged Petrus, *and* his brodor Andream, wurpende heora nett on sæ. Hi wæron sodlice fisceras. Þa cwæd se Hælend him to: "Fyligad me *and* ic do, þ*æt* ge beod manna fisceras." Hí ðærrihte forleton heora nett *and* him fyligdon. Se Hælend ða þanon stæppende gemette odre twegen gebrodra, Iacobum *and* Iohannem, on scipe mid heora fæder Zebedeo remigende[2] heora nett, *and* hé hí to him clypode. Hi eac ðærrihte forleton heora fæder *and* nett *and* Criste fyligdon.

Mine[3] gebrodra, oft ge gehyrdon, þ*æt* seo sæ getacnad þas *and*werdan woruld, þe mid mislicu*m* gelimpu*m* ðære sæ swangetunge[4] geefenlæcd. Se Hælend geclypode his leorningenihtas of ðære yðigendan sæ, forðanðe he hi ateah fra*m* woruldlicu*m* stirungu*m* to þære gastlican stilnysse *and* to heofonlicu*m* drohtnungu*m*. Se Hælend cwæd: 'Cumad æfte*r* me *and* ic do, þ*æt* ge beod manna fisceras." Swa swa hí ær *u. s. w., wie bei Thorpe.*

W.

Luc. XXI, 25—33 (aus Ms. Bodley 342, fol. 197^{b}). Th. I, 608 giebt nur Luc. XXI, 25. Vgl. C. 206.

"Tacna gewurdad on sunnan *and* on monan *and* on steorran, *and* on eordan bid þeoda ofþrycednys for gemencgednyssa sælicra yða *and* sweges. Menn forseariad for ða*m* micclu*m* ogan *and* anbidunge þæra þinga, þe becumad ofer eallu*m* ymbhwyrfte. Sodlice

[1] Hinter *heofonan* ein Buchstabe ausradiert. [2] Vgl. S. 311. [3] Den hier folgenden Anfang der eigentlichen Predigt hat Thorpe auch ausgelassen. [4] Vgl. S. 311.

heofona mihta beoð astyrede; *and* þon*ne* hi geseoð mannes bearn cumende on wolcnu*m* mid micclu*m* mægenþry*m*me [*fol.* 198] *and* mihte. Þon*ne* þas wundra onginnað, ahebbað þon*ne* eowra heafda *and* behealdað, fordande eower alysednys genealæcð." He sæde þa þis bigspell: "Behealdað þas fictreowa *and* ealle oðre treowa: þon*ne* hi spryttað, þon*ne* wite ge, þ*æt* hit sumurlæcð. Swa eac ge magon witan, þon*ne* ge das foresædan tacna geseoð, þ*æt* Godes rice genealæcð. Soð ic eow secge: ne gewit þeos mægð, oð þ*æt* ealle þas þing gewurðað. Heofon *and* eorde gewitað, *and* mine word næfre ne gewitað."

Oxford. Arthur S. Napier.

Quellen des Lay of the last Minstrel, von W. Scott.

Einleitung.

Angeregt durch Percy hatte Scott im Jahre 1802—3 seine *Minstrelsy of the Scottish Border* herausgegeben, das Ergebnis seiner jahrelangen, oft mühevollen Sammlungen im Gebiete der Volkspoesie. Es befanden sich auch schon eigene Dichtungen darin, welche Nachbildungen der alten Volksballaden sein sollten, und es bedurfte nur eines geringfügigen Anlasses, um das Werk hervorzubringen, welches, wenn nicht das vollendetste, so doch das ursprünglichste und die Einflüsse, die auf ihn gewirkt hatten, am klarsten wiederspiegelnde Produkt seiner Schaffenskraft ist: *The Lay of the last Minstrel.* Und eben wegen seiner unbestrittenen Ursprünglichkeit verdient es das *Lay,* zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung gemacht zu werden. Lassen sich doch an ihm am besten die Einflüsse verfolgen, die auf Scott wirkten, die aber in seinen späteren Werken schon bedeutend mehr verschmolzen sind als hier.

Wie das *Lay* entstand, erzählt Lockhardt so eingehend, dafs es überflüssig wäre, hier genauer davon zu sprechen. Scott selbst fühlt sich veranlafst, den Hergang ausführlich zu erzählen, in der Einleitung zu der Ausgabe von 1830. Lady Dalkeith, die junge Gattin des Erben von Buccleuch und seine Verwandte, hatte ihn gebeten, ihr eine Ballade von Gilpin Horner zu schreiben. Unter den Händen wurde Scott die Ballade zum *Lay* in sechs Gesängen, während der unfreiwilligen Mufse, die ihm der Huf eines Pferdes verschaffte, als er als *quartermaster of the Edinburgh light-horse* im Herbst 1802 in Musselburgh lag.

In einem Brief an Leyden, 1802, erwähnt er sein Gedicht zum erstenmal: *I intend to publish a poem of my own. It will be a kind of romance of Border chivalry, in a light-horseman sort of stanza* (Lockh. 99). Obgleich in kurzer Zeit vollendet, erschien es doch erst drei Jahre später, in der ersten Woche des Januar 1805 (Lockh. 119).

Nun zu der Hauptfrage: welche sind Scotts Quellen in diesem Gedichte? Es sollte eine Ballade werden, ähnlich den von Scott so sehr geliebten Volksballaden, darum ist es denn nicht zu verwundern, dafs diese in Form und Inhalt den gröfsten Einfluſs geübt haben. Dafs auch englische, ja selbst deutsche Dichter Anteil an dem Werke haben, soll in Folgendem gezeigt werden.

1) Volksballaden als Quellen.

Wordsworth nennt Scott in 'Yarrow revisited' *the border-minstrel*: der passendste Titel, den man dem Manne geben kann, welcher dem schmalen Streifen Land an der englischen Grenze durch seine Dichtungen zu europäischer Berühmtheit verhalf. Es ist ja bekannt, wie Scott im *border-life* aufging, wie er es aufs genaueste studierte, in Geschichte und Sage, wie treu er zu seinem *clan* hielt und besonders dessen Geschichte bis in alle Einzelheiten kannte.

'Nun haben aber die Border-Leute,' wie Brandl im Grundrifs sagt, 'jene Gattung erzählender Volksgedichte besonders gepflegt, welche ihren kriegerischen Sitten und Gebräuchen am besten entsprach.' Und Schmidt[1] sagt: 'In diesen verachteten Liedern lag aber eine neue Welt und der Keim zu einer Regeneration für denjenigen, der sie mit dem rechten Auge zu lesen und mit dem rechten Sinn zu nutzen wufste. Dies war eben Scott. Er brachte ihnen das volle geschichtliche Verständnis entgegen, unverbildetes Gefühl und selbständige poetische Begabung.'

So wuchs das *Lay* gewissermafsen aus den Balladen heraus, wie es Staake[2] S. 17 zugiebt. Nur denkt Staake dabei blofs an die *Minstrelsy* als Quelle, während doch vor allem *Percy's*

[1] Julian Schmidt, Geschichte der frz. Litteratur. Leipzig 1873.

[2] Staake, *A critical Introduction to Scott's Lay.* Programm der Realschule zu Meerane i. S., 1888.

Reliques in Betracht zu ziehen sind. Dies hat Kiebitz in seinem Programm[1] gethan: *the Lay abounds in features which strike us when we peruse Percy.*

Da ist vorerst die alte Ballade, von der Sir Philip Sidney in seiner *Defence of Poetry* sagt: *I never heard the old song of Percie and Douglas, that I found not my heart moved more than with a trumpet.* Sie machte einen gleich tiefen Eindruck auf Scott, der ihr den Hauptgedanken zu seinem *Lay* entnahm. Wie Percy seiner Zeit in Schottland einbrach, so hier die englische Armee unter einem nichtigen Vorwande. Percys Einfall entsprang der Liebe zu Abenteuern und altem Familienhafs; in civilisierteren Zeiten jedoch mufste solchem *raid* eine Ursache zu Grunde liegen: die beabsichtigte Bestrafung Deloraines.

Auch einzelne Züge sind dieser Ballade entlehnt. Das Treffen der Feinde wird in der *Chevy Chase* I, 55[2] so erzählt:

The dougheti Dogglas on a stede
He rode his men beforne;
His armor glytteryde, as dyde a glede;
A bolder barne was never born.

Tell me what men ye ar, he says,
Or whos men that ye be;
Who gave youe leave to hunt in this
Chyviat chays in the spyt of me?

Die anklingende Stelle im *Lay* IV, 354 beginnt:

The wicket opes, and from the wall
Rides forth the hoary Seneschall.
Armed he rode, all save the head etc.

Und ebenso kühn, wie Graf Douglas, redet er die Feinde an:

370: Ye English warden lords, of you
Demands the Ladye of Buccleuch,
Why, 'gainst the truce of Border tide,
In hostile guise ye dare to ride,
With Kendal bow and Gilsland brand,
Upon the bounds of fair Scotland?

[1] Kiebitz, *The Influence of Percy's Reliques on the English Poetry.* Programm der Realschule zu Bautzen, 1872—1880.

[2] *Percy's Reliques of ancient English Poetry.* 2d ed. London 1767.

Auch der Vorschlag zu dem Duell ist gleich; *Chevy Chase* I, 73:

Then sayd the doughte Doglas
Unto the lord Persè:
To kill all thes giltles men,
Alas! it wear great pittè.

But Persè, thowe art a lord of lande,
I am a yerle callyd within my contre;
Let all our men uppon a parti stande,
And do the battell of the and of me.

So schlägt die Lady of Branksome im *Lay* IV, 434 vor:

Say to your lords of high emprise,
Who war on women and on boys,
That either William of Deloraine
Will cleanse him, by oath, of march-treason stain,
Or else he will the combat take
'Gainst Musgrave, for his honour's sake.

Bei beiden soll durch den Einzelkampf der Kampf der Heere vermieden werden.

Als Douglas erschlagen im Grase liegt, klagt sein stolzer Feind um ihn (II, 55):

The Percy leanyde on his brande,
And sawe the Duglas de;
He tooke the dede man be the hande,
And sayd, Wo ys me for the!

To have savyde thy liffe I wold have pertyd with
My landes for years thre,
For a better man of hart, nare of hande,
Was not in all the north country.

Diese wirklich rührende Klage, welche man in keiner anderen Ballade findet, entsprach ganz Scotts Idee der *border-chivalry*, darum ahmt er sie treulich nach in V, 470:

When on dead Musgrave he look'd down,
Grief darkened on his rugged brow etc.
I'd give the lands of Deloraine,
Dark Musgrave were alive again.

Deloraine verweilt sogar noch länger bei seines *foeman's epitaph*, ohne einen Funken von Triumph über seinen Sieg, wie es auch bei Percy war.

Am Ende der *Chevy Chase* (II, 177) beziehen sich einige Zeilen auf himmlische Dinge:

Jhesue Crist our balys bete,
And to the blys us brynge!
Thus was the hountynge of the Chevyat,
God send us all good ending!

Dies veranlafste wohl Scott, am Ende des *Lay* die schöne *Hymn for the Dead* einzuführen.

Endlich halte ich auch das Aufzählen der schottischen Helden, welche beim Nahen der englischen Armee zu Hilfe gerufen werden, für ein Erbteil der *Chevy Chase* (II, 111):

Thear was slayne with the Lord Persè
Sir John of Agerstone,
Sir Roger, the hinde Hartley,
Sir William the bolde Hearone.

Sir Jorg the worthie Lovele
A knyght of great renown etc.

Staake citiert eine ähnliche Stelle aus der Ballade *The Raid of the Reidswire*. Ebenso glaubt er, dafs das Aufzählen der Ortschaften, welche die Armee in *The Battle of Otterburne* passiert, auf die Beschreibung von Deloraines Ritt eingewirkt habe. Wahrscheinlicher ist es aber, dafs hier in allen Einzelheiten, im Geheimnisvollen, in dem gespenstischen Vorüberfliegen von Dorf und Wald, eine direkte Anlehnung an Bürgers Leonore vorliegt, wie wir es später noch ausführlicher sehen werden.

Aus der Ballade *Sir Cauline* finden sich im *Lay* einige kleine Züge wieder. *Sir Cauline* I, 170:

I'le promise if thee I may not wedde
I will have none other fere

Lay II, 342:

And said that she would die a maid.

Sir C. I, 186:

Yea and oftentimes they mette
Within a fayre arboûre,
Where they in love and sweet daliaunce
Past many a pleasaunt houre.

Lay II, 316:

The Knight and Ladye fair are met
And under the hawthorn's boughs are set.
A fairer pair were never seen
To meet beneath the hawthorn green.

Sir C. II, 78:

Before him (the giant) came a dwarffe full lowe
That waited on his knee.

Lay II, 352:

The Baron's Dwarf his courser held.

Sir C. I, 29:

Fetch me downe my daughter deere,
She is a lecche fulle fine.

Ebenso pflegt Lady Branksome den verwundeten Deloraine. Und wie in *Sir Cauline* der Held die Tochter des Königs, Christabelle, liebt, deshalb verbannt wird und erst unerkannt bei einem Turnier erscheint, wo ein Riese die Ritter zum Kampfe herausfordert, widrigenfalls er Christabelle entführen will, aber von Sir Cauline besiegt wird, so kämpft Lord Cranstoun unerkannt mit Musgrave, um die Gunst von Margarets Mutter zu erringen, indem er ihren Sohn befreit.

In der Ballade *King Arthur's Death* verursacht der Bifs einer Natter am Knie eines Ritters blutigen Kampf; ähnlich versucht der Page mit einem Nadelstich ins Knie eines *yeoman* während des Festes Zwist zu erregen (VI, 168).

In *Percy's Reliques* also liegen die ersten Anfänge des *Lay*. Demnächst kommt Scotts eigene Sammlung *The Minstrelsy*. In der That weist der Kampf zwischen den Kerrs und den Scotts auf die Vorrede zu dieser Balladensammlung hin (s. Staake S. 18), wie die Beschreibung von Surreys Marsch auf Branksome im Anhange dazu steht. Ja, die ganze Ordnung der Heeresteile ist dieselbe. Aus den in der Minstrelsy enthaltenen Balladen selbst sei noch Folgendes erwähnt. Das Buch des mächtigen Zauberers Michael Scott spielt eine Rolle im *Lay*; die Idee entnahm Scott der Ballade von Lord Soulis (*Minstrelsy* III, 266):

The black spae-book from his breast he took,
Impressed with many a warlock spell;
And the book it was wrote by Michael Scott,
Who held in awe the fiends of hell.

They buried it deep, where his bones they sleep,
That mortal man might never it see:
But Thomas did save it from the grave,
When he returned from Faësie.

In eben dieser Ballade werden dem Zauberbuche Sprüche entnommen, die die Macht des Zauberers Lord Soulis brechen.

Die wundervolle Beschreibung der Abtei Melrose im Mondlicht (*Lay* II, 1) ist Scott doch sicherlich durch folgende Strophen aus der Ballade *Sir Tristrem* eingegeben (*Minstr.* III, 222):

Then forth he went; yet turned him oft
To view his ancient hall;
On the grey tower, in lustre soft
The autumn moonbeams fall.

And Leader's waves, like silver sheen,
Danced shimmering in the ray:
In deepening mass, at distance seen,
Broad Soltra's mountains lay.

Und stammen nicht die *Kinsmen to the bold Buccleuch* (*Lay* I, 11) direkt aus der Ballade *Kinmot Willie* (*Minstr.* I, 190):

He has call'd him forty marchmen bauld,
Were kinsmen to the bauld Buccleuch.

Wie weit das Übernatürliche seinen Ursprung in den Balladen hat, soll in dem davon besonders handelnden Abschnitte dargethan werden.

Veitch in *History and Poetry of the Scottish Border* (Glasgow 1878) citiert noch eine alte Ballade eines unbekannten Verfassers (in *Evans's Ballads* III, 106), *Johnny Armstrong's last Good Night*:

O then bespoke his little son,
As he sat on the nurse's knee:
If ever I live to be a man,
My father's death revenged shall be —

als Quelle für *Lay* I, 89:

Her son lisp'd from the nurse's knee —
'And if I live to be a man,
My father's death revenged shall be!'

Staake will auch die Zahl der Ritter im Schlosse Branksome aus den Balladen ableiten. Aber dort sind es immer 24; Staake fügt deshalb hinzu: *Scott has put nine-and-twenty, because it presents a pretty alliterative combination to knights.* Auch Satchell, *History of the Name of Scott,* spricht von nur 24 Rittern im Gefolge des Herzogs von Buccleuch. Ich halte es deshalb für wahrscheinlich, daſs die Zahl *nine-and-twenty* gar nicht

aus den Balladen stammt, sondern aus einem anderen Liebling Scotts, Chaucer, der in den *Canterbury Tales* sagt:

> At night was come into that hostelrye
> Wel nine and twenty in a companye.

Dafür hat aber die von Staake citierte Stelle aus der Ballade *Johnie Armstrong,* wo in gleicher Reihe *four and twenty milk-white steids, gude four-and-twenty ganging mills* und *bauld four-and-twenty sister's sons* vorkommen, Scott sicherlich beeinflufst, seinen 29 Rittern die gleiche Zahl von *squires* und *yeomen* hinzuzufügen.

An einzelnen Wendungen, die aus den Balladen stammen, ist das *Lay* überreich; es würde aber zu weit führen, hier alles aufzuzählen. Gehen wir jetzt von der englischen Balladenpoesie über zur Kunstpoesie als Quelle für Scotts Erstlingswerk.

2) Englische Kunstdichter als Quelle.

Scott war ein vielbelesener Mann. Grofse Büchersammlungen hatten ihm zu Gebote gestanden, und so ist es denn ziemlich schwer, festzustellen, welcher seiner Vorgänger ihn am meisten beeinflufst hat. Was Scott mit Dryden gemeinsam hat, ist schon von Staake des näheren ausgeführt worden. Ich werde mich überhaupt damit begnügen, Scotts Zeitgenossen ins Auge zu fassen. So ist es besonders dem einfachen Ettrick-Shepherd gelungen, seinen Freund in manchen kleinen Zügen zu beeinflussen. Dafs manches von dem Übernatürlichen im *Lay* aus Hoggs Gedicht *The Mountain Bard* (1803 auf Scotts Veranlassung veröffentlicht) stammt, soll an anderer Stelle angeführt werden.

Burns, der auf den jungen Scott grofsen Eindruck gemacht hatte, hat ihn sicherlich zu den schönen Eingangsstrophen des sechsten Gesanges begeistert, mit seinen die Liebe zum Vaterlande atmenden Gedichten wie *Bruce's Address.* Auch Cowper, mit einer ähnlichen Anrede an England in *The Task* II, 206, gab vielleicht dazu eine Anregung. Hier greift auch Hogg ein mit seinen begeisterten Zeilen:

> Caledonia! thou land of the mountain and rock,
> Of the ocean, the mist, and the wind,
> Thou land of the torrent, the pine and the oak,
> Of the roebuck, the hart and the hind:

Though bare are thy cliffs, and though barren thy glens,
Though bleak thy dun islands appear,
Yet kind are the hearts, and undaunted the clans
That roam on these mountains so drear!

Was nun die Dichter der Seeschule anbetrifft, so ist ja bekannt, welche Rolle Coleridges *Christabel* auf das Versmafs des *Lay* ausübte. Auch Southey und seine Epen waren von Scott nicht unbeachtet geblieben: einige Ideen hat er daraus für das Zauberbeiwerk verwertet; davon später. Ebenso sind dafür die Prosaschriftsteller seiner Zeit, wie Walpole und Mrs. Radcliffe, mafsgebend geworden. Ehe ich dazu übergehe, möchte ich noch ein paar Worte über den unverkennbaren Einflufs deutscher Dichter sagen.

3) Deutsche Dichter als Quelle.

Das Vorbild des alten Minstrels war sicherlich Goethes Sänger, wenn auch die Idee dazu durch die Balladen gegangen und deshalb nicht neu war. Hier wie dort ist die Situation dieselbe. Die Herzogin läfst den Sänger hereinrufen und veranlafst ihn, zu singen, gerade wie der König im 'Sänger'. Beide sind beim Eintritt von dem glänzenden Anblick geblendet; beide erquicken mit ihrem Gesang die Seele ihrer Zuhörer, und beide werden mit einem Trunk Wein aus goldenem Becher belohnt. Und schon Pierson[1] vergleicht Goethes 'O, wohl dem hochbeglückten Haus' mit Scotts

He raised the silver cup on high,
And while the big drop filled his eye,
Prayed God to bless the Duchess long
And all who cheered a son of song.

Brandl findet in der Fabel und in den Charakteren starke Anklänge an Goetz. Doch sind die Charaktere zum mindesten sehr abgeschwächt. Der Knabe hat in der That viel von Georg: wie dieser liebt er Waffen und Pferde leidenschaftlich.

An Bürgers Leonore ferner klingt der nächtliche Ritt Deloraines an. Scott hatte die Ballade schon früher übersetzt und viele Ausdrücke im *Lay* erinnern geradezu an diese Übersetzung; so *the clattering hoofs* (I, 26) an

[1] Pierson, Programm der Kgl. Realschule zu Berlin, 1856.

And clatter, clatter! on its boards
The hoof of courser rung.

Das Auftauchen und Verschwinden von Dorf, Wald und Wasser ist in gleicher Weise gemalt, nur noch ausführlicher behandelt. Deloraine wird angerufen mit

Stand ho! thou courier of the dark,

eine Bezeichnung, die nur der gespenstische Bräutigam Leonorens Scott eingegeben haben konnte. Und wie der Mondenschein eine grofse Rolle in Bürgers Ballade spielt, so wird auch *'fair Melrose'* nur *'viewed aright'*, *'when visited by the pale moonlight'*.

4) Die Quellen des Übernatürlichen.

Das Übernatürliche in seinem Epos hat Scott vornehmlich aus zwei Quellen geschöpft, aus den Balladen und heimischer Poesie, und aus deutschen Dichtern und der sogenannten deutschen Schule in England. Sein Entwickelungsgang rechtfertigt dies. In ganz merkwürdiger Weise vermischt er aber beide.

Es sind ursprünglich drei verschiedene Arten von Geistern im *Lay*: *the spirits of the river and the mountain*, *the wizard Michael Scott* und *Gilpin Horner*. Die beiden letzten hat Scott, obgleich sie ursprünglich nichts miteinander gemein hatten, verbunden, indem er Gilpin zu einem Unterthan Michael Scotts machte.

Beide sind Gestalten schottischer Sage; doch hat ihnen Scott eine Färbung des Geheimnisvollen gegeben, die ursprünglich nicht in ihnen lag, wie denn überhaupt die Behandlung des Übernatürlichen im *Lay* am stärksten von Bürger, Lewis, Mrs. Radcliffe, Walpole, Southey und Coleridge beeinflufst wurde.

Man hat Scott vielfach den Vorwurf gemacht, dafs er übernatürliche Elemente in seine Dichtung aufgenommen hätte. Sollte es aber eine richtige *border-tale* werden, so konnte er es nicht umgehen. Veitch (S. 334) sagt: *the supernatural and historical elements are constantly blended*. Der Glaube an Geister, fügt er hinzu, sei von alters her in Schottland vorherrschend gewesen; die *berg-elfen* z. B. seien mit übernatürlichem Wissen begabt, so auch die *water-elfen*, deren mehr bösartige Natur Scott jedoch auf Gilpin Horner übertragen habe. Die Sage von Gilpin hat einen etwas merkwürdigen Ursprung. Wilson (in

Notes and Queries, 8th Ser., I, 270), führt aus den *Memorabilia of the Parish of Eskdalemuir by Will. Brown 1793* an, dafs dort der Verfasser erzählt, wie im Jahre 1691 junge Burschen einem merkwürdigen Geschöpfe begegneten, das eine Woche lang bei ihnen blieb und dann plötzlich verschwand. Diesem Wesen wurde später der Name Gilpin Horner beigelegt, und daraus hat dann Scott seinen Gilpin gemacht.

Im Gegensatz zu diesem etwas undefinierbaren Charakter ist Michael Scott eine historische Persönlichkeit. Er stammte aus einer *border family*, wie Veitch (S. 226) erzählt, studierte in Oxford, Paris und Toledo Astronomie, Alchemie und Medizin. Seine seltene Gelehrsamkeit verbreitete seinen Ruf über den ganzen Kontinent, so dafs er sogar im *Inferno* erscheint. Sie machte ihn aber auch im Glauben des Volkes zu einem berühmten Zauberer, dessen Macht über die Geister grofs war. Scott stempelt ihn zu einem Beschützer seines *clans*, dessen letzte Rettung das Buch dieses *mighty wizard* ist.

Die in Zauberkunst gleichfalls wohlerfahrene Lady Branksome war auch eine geschichtliche Persönlichkeit; sie soll, nach Veitch S. 349, Mary zu der Ermordung Darnleys aufgestachelt haben. Vorbilder waren in den Balladen genug zu finden. In *Percy betrayed by Douglas* (*Percy's Reliques* II) singt die Schwester des letzteren:

> My mother she was a witch ladye,
> And of her skille she learned mee;
> She wold let me see out of Lough-loven,
> What they did in London citie.

Ebenso in *King Estmere*:

> My mother was a westerne woman
> And learned in gramaryè;
> And when I learned at the schole,
> Something she taught itt mee.

Wie viel Einflufs Lewis' *Monk* bei alledem gehabt, führt Staake genau aus. Ich beschränke mich darauf, dies noch einmal kurz zusammenzufassen. Das Verschwinden des *goblin* unter Donner und Blitz ist dem *Monk* entlehnt, in dem auch schon das mächtige Zauberbuch eine Rolle spielt, wie der Zauberspiegel, den Scott in dem Liede Fitztravers' im Canto VI verwertet hat.

Diesen Einfluſs setzt Mrs. Radcliffe fort. Wie ich bestimmt glaube, daſs ihre Beschreibung der alten Abtei in *The Romance of the Forest,* Kap. II, Scott zu der seinen von Melrose veranlaſste, so hat auch das Unbestimmte, das absichtlich Im-Zweifel-Lassen des Übernatürlichen in ihren Erzählungen ihn beeinfluſst. Wenn sie sagt: *A hollow sigh seemed to pass near her ... A figure whose exact form she could not distinguish, appeared to pass along an obscure part of her chamber,* so finden diese Worte einen Wiederhall in *Lay* II, 254:

'Tis said, as through the aisles they pass'd,
They heard strange noises on the blast;
And through the cloister-galleries small,
Which at mid-height thread the chancel wall,
Loud sobs, and laughter louder, ran,
And voices unlike the voice of man.

Oder in *Romance of the Forest* I, 176: *She feared to look round, lest she should again see some dreadfull phantom; Lay* II, 233:

With eyes averted prayed he.

Die ganze Scene, wo Adeline das Manuskript liest, ist mit viel Mystik verwoben; unwillkürlich wird man an sie erinnert, wenn man von dem Öffnen des Grabes des Zauberers liest.

Auch Southeys phantastische Epen haben Scott hierin bestärkt. Wie in *Thalaba* der Zauberer sich in Thalabas Familie als *wayfaring man* einschleicht, um den Knaben, den letzten des gefürchteten Geschlechts, zu töten, so nimmt Gilpin die Gestalt eines Pagen an. Dort geht dann die Erzählung weiter:

The blast of the desert came.
Prostrate in prayer the pious family
Felt not the Simoon pass.
They rose, and lo! the Sorcerer lying dead,
Holding the dagger in his blasted hand.

Ähnlich schlieſst die Scene beim Festmahl *Lay* VI, 437:

When ended was the dreadful roar,
The elvish dwarf was seen no more!

Ein ähnliches Verschwinden des bösen Geistes hatte Scott im *Mountain Bard* von Hogg gelesen, aus dem er die Begleiterscheinungen, Donner, Blitz etc., entnahm.

Dafs auch aus *Christable* einiges in das *Lay* überging, hat Staake nachgewiesen, z. B. das Sitzen Lady Branksomes im einsamen Turme, das Heulen der Hunde beim Nahen der Geister etc.

5) Quellen des Geschichtlichen.

Da Scott das *Lay* zur Verherrlichung seines eigenen *clans* schreiben wollte, so liegt es nahe, dafs die Geschichte desselben vielfach mit verwoben wurde. Der Dichter selbst hatte eine Art Geschichte seines Stammes geschrieben (im Besitz von Lord Polwarth, vgl. Rogers[1]), aus welcher einige Namen im *Lay* auftauchen. Dazu kannte er alle alten Chroniken, an denen die schottische Geschichte so reich ist, und entnahm ihnen mancherlei Brauchbares. So erzählt Lesley[2] S. 162: *Bot the King of Ingland beand gredye of the praye quick he had gottin, and mindful alsua to maik weir, thocht best to remane fulhandit, and imediatly thairefter send doun Sir Robert Bowis with ane greit company of men of wear to the bordouris geving thame command to invaid Scotland without any proclamatione of wear maid. And the said Sir Robert with the number of three thousand men raid within Scotland, and raisit fyer and spulyeit certane small townes.* Diese Engländer wurden dann aber bei Halden Rig 1542 vom Erle of Huntley besiegt. — Wie hier läfst auch Scott 3000 Engländer in Schottland einfallen (vgl. *Lay* IV, 96).

Weiter erzählt Lesley, wie derselbe Huntley mit 10000 *borderers* ein *raid* des Herzogs von Norfolk verhindert. Auch im *Lay* besteht das Entsatzheer aus 10000 Schotten (vgl. *Lay* IV, 508.

Fast alle Chroniken sprechen von dem Streite der bis dahin eng befreundeten Kerrs und Scotts, so Buchanan S. 340, Lesley S. 247 u. a. m. Während desselben fand der Einfall der Engländer statt, wie Buchanan S. 492 sagt: *Whilst the two parties were opposing the designs of each other, the English entered Teviotdale, where they spoiled the towns and villages, belonging*

[1] Rogers, *Genealogical Memoirs of the Family of Sir W. Scott.* London 1887.

[2] John Lesley, *History of Scotland,* hrsg. von Cody. Edinburgh 1895.

to the families of the Kers and Scotts, who had violated the peace by making predatory excursions across the borders, wasting and burning the country. Hieraus ergab sich auch für Scott der Grund des Einfalls der Engländer im *Lay*.

In Birchs[1] Erinnerungen II, 67 wird ein Thomas Musgrave erwähnt, der in Schottland einfallen sollte. Diesen nahm Scott als Gegner Deloraines.

Pinkerton[2] erzählt (II, 318), wie Branxholm von den Engländern verbrannt wird; und so haben die Chroniken überhaupt dazu beigetragen, Scotts Dichtung ein lebensvolles Gepräge zu geben und ein rechtes Bild damaliger Zeit und Sitten zu entrollen.

Aber auch die Zeit, in welcher der Dichter selbst lebte, lieferte ihm manchen Vorwurf. So sagt Lockhart selbst, daſs es die Vorliebe Scotts für die letzten Abkömmlinge der Cranstouns war, die ihn einen Cranstoun zum Helden wählen lieſs, während die Heldin, Margaret von Branksome, die Züge des Mädchens seiner ersten Liebe trägt (vgl. Lockhart 120).

[1] Thomas Birch, *Memoirs*. London 1754.
[2] Pinkerton, *History of Scotland*.

Halberstadt. Eugenie Franke.

Zur Legende vom heiligen Julianus.

III.

Von wem die gereimte Fassung der Legende vom h. Julian herrühre, die uns bisher einzig aus der Handschrift 3516 (früher 283 B. L. frç.) der Pariser Arsenalbibliothek bekannt ist, bleibt in einem gewissen Dunkel. Zwar finden wir am Schlusse einige Verse, die Auskunft zu geben scheinen; da heifst es, übrigens mit wenig befriedigendem Satzbau:

Or proit cascuns al creator
Que dex en force et en honor
Et bone fin et longe vie
Doinst al conte par qui äie,
Par qui grace l'estoire est faite;
Car ja nul jor ne fust retraite
Par nul home se par lui non.
Rogier al conte Phelipon
Covoite de bien altretant
Come dex par le siecle espant.

Hier erscheint also ein Roger als Verfasser des Werkes, das nicht ohne die Gunst und den Beistand eines Grafen Philipp entstanden wäre. Aber wenn schon die Bezeichnung Graf Philipp ohne weiteren Zusatz zu ungenau bleibt, um eine bestimmte Person erkennen zu lassen unter den so benannten, die in einer 1267 geschriebenen Handschrift auftreten können,[1]

[1] Dafs die Handschrift aller Wahrscheinlichkeit nach nicht später als 1267 geschrieben sei, haben Monmerqué und Michel S. 35 ihrer Ausgabe des *Lai d'Ignaurès suivi des lais de Mélion et du Trot*, Paris 1832 gezeigt; s. auch Le Roux de Lincy, *Roman des sept sages* in *Essai sur les fables indiennes*, Paris 1838, S. XXXIX ff., wo die Handschrift gleichfalls be-

so ist durch Roger der Dichter noch weniger deutlich gemacht, und dafs wir einen Roger von Argenteuil (Seine et Oise) als Verfasser einer kurzen biblischen Geschichte in französischer Prosa[1] kennen, giebt uns noch kein Recht, diesem auch unsere Legende zuzusprechen. Dazu kommt aber als weitere Schwierigkeit, dafs zu Anfang der Dichter ohne seinen eigenen Namen zu nennen oder den eines Gönners auszusprechen, sich in ausdrücklichen Gegensatz zu denen stellt, die schöne Gedichte und Geschichten für vornehme Herren, Grafen, Ritter u. dgl. machen und sich dafür mit Gewand und Rofsgeschirr lohnen lassen, und dafs er da behauptet, er dichte auf die Bitte einer nicht eben reichen, aber redlichen Frau von mildem Sinne und gottesfürchtigem Gemüte, der er von Gott dem Herrn das Beharren in ihrer ihm ergebenen Denkart erbitte. Diese zwei Widmungen vertragen sich schlecht, und man wird kaum umhin können, sei es die eine, sei es die andere, als herübergenommen aus dem Werke anzusehen, das dem Verfasser der französischen Dichtung zur Vorlage diente. Dafs er nach einer solchen arbeitete, nicht etwa seine Geschichte erfunden oder aus mündlicher Überlieferung geschöpft hat, bezeugen Äufserungen, wie *en sa vie lison* 84 a 3, *si com sa vie le raconte* 85 a 3, 90 b 3, *si com tesmoigne l'escripture et li estoire et li romans* 84 a 4, *si com en l'estoire lison* 84 b 1, *si com l'estoire nos raconte* 94 b 4, *or dit l'estoire et li romans* 85 b 3, *si com je truis el ditié* 87 a 3, wobei der zweimal gebrauchte Ausdruck *romans* uns nicht veranlassen wird, an eine Vorlage in romanischer Sprache zu denken; denn abgesehen davon, dafs der Erzähler an jenen zwei Stellen von seinem eigenen Erzeugnis reden kann, ist auch nicht ausgeschlossen, dafs er das Wort in dem weiteren Sinne von 'Kunde' verwendet habe,[2] ohne dabei an die vermittelnde Sprache zu denken. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat er nach einer lateinischen Vorlage gearbeitet; diese aber kennen wir

schrieben ist, und Foerster in Romania II, 317, Auracher in Zts. f. rom. Phil. II, 438.

[1] S. Paul Meyer in *Notices et Extraits*, Bd. XXXIII, 1, S. 71—75 (1888).

[2] Vgl. *Gaseelin ot et entent le roumans Que mors estoit Auberi le vallans*, Auberi (Tarbé) 119; *le riche roi puissant, Dont il ne sorent ne roie ne roman*, GViane (Bekker) 3736.

vorderhand nicht. Aus dem vermutlich nicht eben ängstlichen Anschlufs an einen vielleicht nicht immer völlig verstandenen Vorgänger, dessen Bericht hier gekürzt, dort um einzelne Züge erweitert werden mochte, erklären sich wohl auch gewisse Unebenheiten der Erzählung, zu denen es schwerlich gekommen sein würde, hätte der Dichter von vornherein seinen Stoff als Ganzes und im Einzelnen überblickt, aus eigener Kraft jegliches zurecht gelegt. Ich habe dabei folgende Punkte im Auge: 84 b 1 läfst der Dichter Julians Jagdgenossen gleich von Anfang an sich so im Walde zerstreuen, dafs der junge Prinz sich völlig allein sieht; später dagegen 93 a 4 erzählt Julian, die Trennung sei nach längerem Jagen erfolgt, nachdem die Gefährten, müde und der Pirsch überdrüssig, die Erlaubnis zur Heimkehr von ihm erbeten und erhalten hätten. 88 b 4 hat Julian dem Vogte zwar seinen Namen vorenthalten, aber Frankreich und Le Mans als seine Heimat bezeichnet, und doch sagt dieser 89 b 3, ohne dafs man zu erkennen vermöchte, warum er das Erfahrene geheim halten sollte, man wisse von Julians Heimat nichts und brauche sich auch nicht darum zu kümmern. 86 a 4 berichtet der Dichter, der Papst habe den bei ihm Rat suchenden Julian hoch geehrt und eine Weile bei sich behalten, dann aber auf zwei Jahre ins heilige Land geschickt; später dagegen 93 a 4 erzählt dieser selbst, der heilige Vater habe ihn ernstlich zurechtgewiesen, er aber ihm gesagt, das sei zu nichts nütze, und darauf sei er, vom Papste mit Geld beschenkt, auf sieben Jahre über Meer gegangen. An letzterer Stelle spricht Julian auch davon, wie er sich bei Jerusalem der Aussätzigen angenommen habe, während zuvor 86, wo der Dichter selbst von Julians Leben im gelobten Lande handelt, derartiges sich höchstens aus seinem Eintritt in den Orden der Hospitaliter würde schliefsen lassen. Der Anfang von 93 b 4 Z. 5—10 erscheint als völlig müfsige Wiederholung des eben Erzählten. 94 a 1 treten plötzlich in Spanien bei Julian Leute aus Anjou auf, die ihn bitten, die Herrschaft seines Geburtslandes anzutreten, während durchaus unerfindlich bleibt, wie sie vom Tode des alten Herzogs und vom Aufenthalte des Sohnes Kenntnis erhalten haben können. 94 b 2 ist von einer Wallfahrt Julians nach St. Jacobus in Galizien die Rede, die er gelobt habe, da doch solches Gelöbnisses zuvor in keiner Weise gedacht war. Darauf ist weniger Gewicht zu legen, dafs der Herzog von

Anjou 91 a 2 und 91 b 1, 3 Graf, und andererseits Julian selbst 93 b 3 Herzog genannt ist.[1]

Darf man an diesen Stellen die Gebrechen der Darstellung wohl auf Unzulänglichkeit des Verständnisses und ein gewisses Schwanken im Verhalten gegenüber einer lateinischen Quellenschrift zurückführen, die zwar mit Schonung behandelt, aber gleichwohl nicht sklavisch übersetzt werden sollte, so hinterlassen andere Einzelheiten mehr den Eindruck geringen künstlerischen Vermögens überhaupt. Sehr unbehülflich erweist sich der Erzähler z. B. 87 a 1, wo der Zwiespalt der Empfindungen darzustellen war, in welchen Julian die falsche Kunde vom Tode des Herzogs von Anjou versetzt. Wie beredt hätte hier etwa Crestien von Troies das Widereinanderwogen des Schmerzes um den Verlust des zärtlich geliebten Vaters und des Jubels über die nun erwiesene Trüglichkeit der fürchterlichen Weissagung zum Ausdruck zu bringen vermocht! Nichts weniger als klar ist 87 a 4 die Handlungsweise des wohlwollenden Bürgers vorgeführt, der sich des Schiffbrüchigen unbegreiflich spät erst annimmt. Auch die Unterredung zwischen den Gatten nach vollbrachter Greuelthat 93 a 1—93 b 2 erscheint recht übel geordnet, durch müfsige Wiederholung und ungeschickte Unterbrechung verunziert.

Andererseits ist anzuerkennen, dafs bisweilen die Erzählung der Lebendigkeit und Anschaulichkeit nicht ermangelt, so 85 b 4, wo über der unverschuldeten Bedrängnis des Gervais und seiner Rettung der Erzähler sich spürbar erwärmt hat, 88 a 1, wo der Hohn, mit dem die Kampfbereitschaft des unbekannten Helden im Pilgergewande aufgenommen wird, seine Wirkung nicht hat verfehlen können, wenn gleich ähnliche Situationen früher schon Darsteller gefunden haben, 91 a 3, wo die Spannung der greisen Eltern vor der Begegnung mit dem, der vielleicht ihr Sohn sein könnte, sich dem Leser in der That mitteilt, 94 b 3, wo von der unruhigen Geschäftigkeit des Herberge und Pflege gewährenden Büfserpaaares etwas in die Verse des Erzählers übergegangen ist.

Macht hier ein gewisses Mafs von besonderer Begabung und

[1] Auf die Wallung rasender Eifersucht vorzubereiten, die Julian zu seiner Frevelthat bringt, da er einen fremden Mann im Ehebette findet, hat wohl auch der lateinische Erzähler nicht nötig erachtet. Die treue Hingebung der Gattin strahlt in um so hellerem Lichte, je weniger Julians arger Verdacht entschuldbar ist.

persönlicher Eigenart sich bemerkbar, so fehlt es daneben nicht an Ausführungen, die uns als Wiederhall oft gehörter Klänge erscheinen müssen und des Verfassers Sinn wohl geschult zeigen an der erzählenden Dichtung seines Landes und erfüllt von Erinnerungen an deren Erzeugnisse. Schilderungen wie die des festlichen Treibens am Hofe von Le Mans 84 b 1, die der Mühsale beschwerdenvoller Wanderung 85 b 2, 94 b 1, die der Kämpfe kleiner Christenscharen unter eines trefflichen Helden Führung gegen heidnische Übermacht 86 b 1, 88 a 2, 90 a 1—90 b 2, die des Sturmes und des Schiffbruchs 87 a 2 gehören zu den Dingen, die man in der Beschaffenheit, wie sie hier vorliegen, auch ohne alle eigene Anschauung, als blofser fleifsiger Leser zu geben vermag, die man fertig übernimmt von einer reichen Litteratur, die für uns dichtet und denkt. Auch die Klagen der Eltern um den verschwundenen Sohn 85 a 2 erheben sich nicht über die Höhe des Konventionellen; der Widerstreit in Julians Herzen (nach Empfang der Weissagung) zwischen Sohnesliebe und Furcht vor der Zukunft, ein Widerstreit, den eine Lücke in der Handschrift für uns leider gekürzt hat, 84 b 3, ist gleichfalls nicht ohne zahlreiche Vorgänger ähnlichen Schlages und gönnt dazu in einer wenigstens unser Empfinden verletzenden Weise, wie es scheint, der Furcht vor der Strafe weit mehr Raum, als dem Abscheu vor der vom Schicksal aufgezwungenen Frevelthat selbst. Ein ähnlicher Streit, diesmal zwischen alter Gattenliebe und rachedürstender Entrüstung über vermeinte Untreue begegnet 92 b 3 und verdient mehr Anerkennung. Mit zahlreichen Kunstgenossen seiner und älterer Zeit teilt der Erzähler die Neigung mit vorläufigen Hinweisen auf das, was später geschehen wird, seinem Berichte vorzugreifen: lange schon bevor es wirklich eintritt, hat der Zuhörer dreimal erfahren, Gott selbst werde bei Julian als Gast einkehren 84 a 3, 89 b 4, 94 b 4; schon gleich zu Anfang 84 a 4 hören wir, nie sei Eltern durch ein Kind ein Leid gleich dem widerfahren, das Julian den seinen anthun werde; wo erzählt wird, er sei auf die Jagd gegangen, erfährt man auch gleich, die Eltern werden ihn nie wieder sehen 84 b 1; ähnliches 85 a 2, 88 a 1, 89 a 3, 89 a 4, 90 a 1, 90 b 4, 91 b 1. Soll man dieses Verfahren aus der Absicht erklären, die Aufmerksamkeit des Hörers gespannt zu erhalten, indem man ihn auf merkwürdige Begebenheiten, unerwartete Schicksalswendungen andeutungsweise

vorbereitet, die zunächst noch im Schofse der Zukunft liegen, die er aber erfahren werde? Haben wir uns die Zuhörer nicht eher mit den Hauptzügen der Geschichte durch anderen als künstlerisch gestalteten Bericht lange vertraut, also einer Reizung der Neugier nicht bedürftig, und nach Kinderart jederzeit froh bereit zu denken, das lang Bekannte aufs neue sich erzählen zu lassen, namentlich wenn es ihnen wohl geordnet, mit behaglichem Verweilen beim Einzelnen und in dichterisch geformter Rede dargeboten wird? In diesem Falle läge in dem zur Betrachtung stehenden Vorgehen nicht die bewufste Anwendung eines Kunstmittels von berechneter Wirkung, sondern nur der naive Ausdruck der angesichts eines Menschenschicksals in seinem ganzen Ablaufe sich aufdrängenden lebhaften Empfindung von dem unberechenbaren Walten höherer Macht, vor der auch das fest Scheinende sich wandelbar, das nie Erwartete sich zur Verwirklichung bestimmt erweist. Auch darin zeigt unser Dichter sich weit verbreiteter Mode seiner Zeit gehorsam, dafs er, so reichlich er sich in vielen Fällen Zeit und Raum zum Vortrage gönnt, doch oft den Willen zu sachgemäfser Kürze, die Abneigung gegen überflüssige Ausführungen zu erkennen giebt. Da bedient denn auch er sich der üblichen Formeln *ne sai c' alaisse racontant* 90 b 2, *ne sai que plus vos acontasse* 93 b 4, *ne sai que vous aconteroie* 94 b 2, *que vous feroie lonc estoire de ço?* 93 a 4, *que vous diroie longement . .?* 93 b 4, 94 b 4, *jo ne sai pas tot lor afaire raconter* 94 a 3, *dels mals . . ne sai le conte* 94 b 1.

Überhaupt darf der Dichter, so wenig er Anspruch auf den Ruhm sonderlicher Meisterschaft im Technischen seines Berufes erheben darf, als vertraut mit den Anforderungen gelten, die man im dreizehnten Jahrhundert an reimende Erzähler zu stellen sich gewöhnt hatte, und als beflissen ihnen auch seinerseits zu entsprechen. Ist seine Sprache weit entfernt von der grammatischen Korrektheit, namentlich der Sorgfalt in der Nominalflexion, die man sonst um die angegebene Zeit noch vielfach trifft, sind seine Reime häufig wenig rein (*helme: esme* 88 a 3, *liges: services* 90 b 2, *covient: mien* 92 a 2, *apres: envers* 93 a 3, *virent: vinrent* 87 b 1, 94 b 3, *sorent: honorent* 94 b 4, wo vielleicht der Ausgang *-eurent* einzuführen wäre), so dafs sie höchstens als Assonanzen durchgehen dürfen, so hat er sich Reichheit des Reimes eifrig angelegen sein lassen, und daran, sowie an äqui-

vokem Reim so grofses Gefallen gefunden, dafs nicht selten die Natürlichkeit des Ausdrucks darunter gelitten hat (*la contesse les esforce En fait et en dit et en force* 89 a 2, *mesprison: prison* 86 b 3, *deslie Alsi com fust une viés lice* 87 a 3, *Qu'il se colche en paille et en colche; A grant meschief la nuit se colche* 87 a 4, *Com cis qui hardemens afronte. Cevals ocist et Turs afronte* 88 a 3, *sor l'erbe. Juliens, qui les Turs enerbe Et fait morir a grant fuison* 88 a 3, *Les paiens ocist et desoivre, Lor car atire al vermeil boivre* 88 a 4, *Mout s'en complaint, mout s'en adame: sa dame* 88 b 3, *Merci li prie a ses mains jointes, De ses lermes moille ses jointes* 88 b 4 u. dgl.). Noch schwerer sind zu verzeihen Reime, in denen ein Wort ohne Unterschied des Sinnes sich selbst gegenüber steht wie *vindrent* 88 b 4, *partir* 89 a 3. Auch daran darf man billig Anstofs nehmen, dafs ein tonloses *e* hinter betontem den Reim mit einem Worte auf blofses betontes *e* nicht hindert (*contee* zu lesen *conté*: *contree* 87 b 1, *De si parfont a sospiré. A poi qu'ele ne chiet pasmé*, l. *pasmee* 91 a 1, *verité: apresté* zu lesen *aprestee* 92 a 4, *escapé* zu lesen *escapee: coppé* 93 a 2). Vielleicht ist hierher auch zu rechnen *Car un poi s'estoit (la dame) traveillie De ce que les avoit baignié* 92 a 4, wo mit dem ersten Reimwort *traveilliee* gemeint sein könnte; aber da der Dichter auch *Marie* mit dem reimen läfst, was man *congié* zu schreiben pflegt (s. Suchier in Jen. Lit. Zeit. 1875, Art. 502, Zts. f. rom. Phil. II, 187, Foerster in Venus S. 51, Röhrs in Rom. Forsch. VIII, 292), so kann diese Anomalie auch anderer Art sein. Der Reim *cure: rancune* 87 b 4 ist durch Einführung der oft begegnenden, noch nicht durch Dissimilation umgeänderten Form zu berichtigen. *Secor* (aus älterem *secors* durch Mifsverständnis des auslautenden, eigentlich stammhaften *s* zu erklären oder vielleicht Verbalsubstantiv zu *secorre*), das 87 b 4 im Reime mit *sojor* steht und 85 a 3 im Reime damit einzuführen ist, begegnet auch anderwärts mit *-or* gebunden, *perdimes: larmes* 91 b 2 ist dagegen unerhört.

Soll man annehmen, der Dichter habe dem geistlichen Stande angehört? Solcher Vermutung scheint manches entgegenzustehen und kaum etwas günstig zu sein. Gewifs kommen in der Erzählung religiöse Gedanken zum Ausdruck; aber man kann nicht sagen, dafs dem Stoffe vorzugsweise abgewonnen sei, was der

Erbauung dienen konnte. Dagegen nehmen die Kämpfe gegen die Türken des gelobten Landes und gegen die Spaniens einen Raum ein und erscheinen mit einer Liebhaberei und einem Sachverständnis behandelt, die bei einem der Laienwelt angehörenden Verfasser viel natürlicher sind. Fortuna, von deren Walten nach dem tridentiner Konzil lange Zeit gar nicht mehr hat gesprochen werden dürfen, dergestalt, dafs in manchen seitdem erschienenen gereinigten Neudrucken älterer Schriften ihr Name durchaus ausgemerzt oder von ängstlichen Anmerkungen begleitet ist, durfte man im dreizehnten Jahrhundert noch nennen, ohne sich dem Vorwurf und der Bestrafung gefährlicher Irrlehre auszusetzen (wie erbaulich redet doch noch Dante von ihr!), und um auf ihr unberechenbares Walten hinzuweisen brauchte man nicht durchaus Laie zu sein. Gleichwohl wird sie hier so oft mit den erzählten Vorgängen in Beziehung gesetzt (84 b 1, 84 b 3, 85 b 2, 86 b 4, 87 a 1, 87 a 2, 89 a 3, 90 b 4, 92 b 1), wie es ein Geistlicher schwerlich angemessen gefunden hätte. Hinweisung auf Bibelstellen kommt nur zweimal vor: *El livre dist (deus), qui tot lairoit Por lui servir, que il l'aroit* 94 b 1 = Matth. 19, 29, und *Caritès est mëisme dex* 95 a 1 = I Joh. 4, 8 und wird wohl aus der Vorlage stammen; eher mag die Redensart *rengier Forré* 88 a 2, über welche in Hollands dritter Ausgabe des Chevalier au lyon zu 595 gehandelt ist,[1] und mag der Hinweis auf Gaifier 89 b 2, den furchtbaren Heidenfürsten von Spoleto, über den P. Meyer im Namenverzeichnis des Raoul de Cambrai und E. Langlois in der Einleitung zum Coronement Loois S. XXXV nachzusehen sind, von unserem Bearbeiter herrühren, dessen Vertrautheit mit den Personen des volkstümlichen Epos sich in diesem Falle darin bezeugt. Wenn 84 b 4 es heifst *Car li sages por voir tesmoigne Que bien fait qui son duel esloigne,* so schwebt dabei vielleicht das Sprichwort vor *Qui le bien voit et le mal prent, Il se foloie a escient,* dessen weite Verbreitung in der Note zu 168, 7 der Proverbes au vilain gezeigt ist. Einen Gedanken, der in die Weisheit des Volkes aufgenommen ist, treffen wir auch 93 b 2 *Souef croit mal qui l'acostume;* im Chastoiement d'un pere XXVII, 80 liest man

[1] Zu den dort von mir gesammelten Stellen kommt auch noch die von Michel Ch. Sax. II, 204 angeführte.

Soef tret mal qui apres (l. *apris*) *l'a*, und ebenso in der von Zacher herausgegebenen Sammlung (Zts. f. deutsch. Altert. XI, 119) oder bei Fr. Kochler, Ehstländische Klosterlectüre, Reval 1892 S. 19, was an unserer Stelle *croit* mit *trait* zu vertauschen das Recht giebt; in breiterer Rede spricht Yvain im Ch. lyon 3578—3585 dasselbe aus. Ein weiteres Sprichwort in etwas abgeänderter Form begegnet 91 a 3: *De faire bien est il bien drois Que bien[s] en viegne a la parfin;* im Volksmunde lautet der Spruch *qui bien fera, bien trovera,* auch *Qui bien fait, il le trove,* Ch. cygne 246; *Ki bon servise feit, sil trove,* SGile 3736; *Qui bien fera ou monde, cilz touz biens trovera,* Gir. Ross. 130; *Qui bien fait, ciuls le trouvera,* GMuis. I, 7. Die lustigste Verwendung volkstümlicher Redeweise ist die 85 a 4 und 94 b 3 begegnende von *ostel saint Julien.* So nannte man bekanntlich[1] eine Unterkunft, die in Bezug auf Freundlichkeit der Aufnahme, Behagen des Verweilens, Reichlichkeit der Bewirtung alle Wünsche des Reisenden befriedigt oder übertrifft, nannte sie aber so eben auf Grund dessen, was die fromme Sage von der aufopfernden Pflege meldete, die Julian gegen das Ende seines Lebens als Büfser armen Fahrenden widmete. Es ist nun in der That erheiternd, wenn der Biograph Julians von einer Zeit sprechend, wo es einen heiligen Julian noch gar nicht gab, auch sein Walten als barmherziger Wirt noch gar nicht begonnen hatte, aus Anlafs der gastlichen Aufnahme, die eben Julian bei dem wackeren Gervais in Nantes findet, bemerkt, Julian habe allen Grund gehabt zu sagen, er sei in St. Julians Herberg eingekehrt; und wenn er an der zweiten Stelle ähnlich von der Aufnahme der armen Reisenden bei dem Büfserpaar berichtend, bemerkt, jedermann habe gern den Weg eingeschlagen, der über Julians Wohnstätte führte; *Car on pooit dire mout bien Que c'ert l'ostel saint Julien.*

Wenden wir nun den Blick den Besonderheiten der Gestalt zu, welche die Sage im Unterschiede von ihren bisher betrachteten Formen bei unserem Dichter aufweist, so fällt zunächst auf, dafs sie hier in Zeit und Raum viel bestimmter, freilich

[1] S. A. Graf, Miti, leggende e superstizioni del medio evo, Torino 1893, II, 210; G. Ebeling zu Auberee 655 S. 139 unten, wozu etwa noch hinzuzufügen Baud. de Condé 160, 239, Baud. de Sebourg IX, 574, GDole 3627, Jaques d'Ostun in Hist. litt. XXIII, 636.

wenig übereinstimmend mit der wirklichen Geschichte, untergebracht ist. Die Dauer, welche die erzählten Begebenheiten in Anspruch nehmen, ist wenigstens einigermafsen bestimmt: sieben Jahre hat Julian in Syrien verbracht 93 a 4, zwei Jahre hat er mit seiner Gemahlin die Herrschaft in ihren spanischen Besitzungen geteilt, abermals sieben Jahre, es ist nicht ganz klar ob überhaupt oder nach der Beherbergung des Heilandes, den Fergendienst versehen, ehe ihn der Tod ereilt. Alles aber ist in die Zeit der Kämpfe zwischen Christen und Türken in Syrien verlegt, an denen Julian als Genosse der Johanniter sich beteiligt;[1] all sein Wirken vollzieht sich dort aufserhalb Jerusalems, das also nicht in Besitz der Christen gedacht ist, während in Acre die Leute aus dem Abendland ungehindert sich ausschiffen 86 b 4; andererseits freilich läfst der Dichter seines Helden irdische Überreste in Brioude beisetzen, hat ihn also wohl mit dem gleichnamigen Märtyrer (um 304) vermengt. Julians Eltern, die hier die Namen Geofroi und Emma tragen, sind Herzog und Herzogin von Anjou; ihnen ist aber aufser diesem Lande auch Maine unterthan, wie Geofroi IV Plantagenet im zwölften Jahrhundert die Herrschaft über Anjou mit der über Maine vereinigte; dazu gehört jedoch auch Touraine und Poitou, die auf längere Zeit mit Anjou nie vereinigt waren, wenn gleich Geofroi II Martel nach diesen beiden Seiten hin vorübergehende Erfolge errang. Hier sind also nur verschwommene Erinnerungen an Thatsächliches zum Hintergrunde der Vorgänge verwoben. Julians Gattin wird nur einmal 92 b 1 mit Namen genannt und zwar Clarice; ihr Wohnsitz in Spanien bleibt im Dunkeln, nur dafs er am Wege aus Frankreich nach S. Jacobus in Galizien gelegen zu denken ist und zwar zwischen S. Gilles und dem berühmten spanischen Wallfahrtsort 91 b 3, 93 a 4. Ganz neu ist die Person des Gervais aus Nantes, der durch den gutgemeinten und redlichen Ankauf des Jagdrosses, dessen der flüchtige Julian sich zu entledigen wünscht, in ernstliche Gefahr gerät. Erwartet man zunächst, diese Person sei erfunden um die herzoglichen Eltern auf die Spur des Flüchtlings zu bringen, so täuscht diese Vermutung; der Dichter weifs diesen

[1] Dazu könnte der Doppelsinn von *ospitalier (hospitalarius)* Anlafs gegeben haben, das den Leiter einer Herberge für Arme, aber auch den Angehörigen des Hospitaliterordens bezeichnet.

Ehrenmann nicht anders zu verwenden, als zur Verwaltung des herrenlos gewordenen Herzogtums 90 b 4.

Zweierlei verdient in diesem Zusammenhang noch besondere Hervorhebung. Einmal das weissagende Tier, das hier nirgends als Hirsch bezeichnet wird, sondern einfach als *beste*. Das buntfarbige, Menschenantlitz tragende Geschöpf, das 84 b 2 in einem Walde voll Getiers und kriechendes Gezüchtes inmitten eines Gebüsches vor Hitze und Verfolgung Zuflucht gesucht hat und um Schonung fleht, wenn Julian nicht dem grauenvollen Geschicke des Elternmordes verfallen wolle, gesteht selbst, es spreche aus Furcht solche Drohung aus; es hat also den Anschein, als hätte der Jäger durch Schonung des geängstigten Tieres sein eigenes Loos abwenden können. Leider ist gerade an dieser Stelle die Handschrift verstümmelt und fehlen uns Verse, die vielleicht über die Auffassung des Unglückspropheten durch den Dichter Aufschluſs gaben. Später ist er geradezu als *satan* bezeichnet 90 b 4, und weiterhin 92 b 4 ff., wo Julian im Jammer über die vollbrachte Freveltat in sich einen ohnmächtigen Spielball des Teufels sieht, meint er, Teufel hätten auch durch das Tier zu ihm geredet. Der Dichter scheint selbst sich darüber nicht klar geworden zu sein, was man von dem Tier in Wahrheit zu halten habe; denn auch wenn Jesus am Schlusse 96 a 1 den beiden Büſsern beruhigend zuruft, sie seien nunmehr der Gewalt des Bösen entrückt, so wird daraus nicht ersichtlich, ob Julian erst durch den nicht gewollten noch gewuſsten Mord an den Eltern dieser Gewalt verfallen ist oder ob sein Geschick von Anbeginn der Böse gelenkt hat. Ob wohl der lateinischen Fassung, nach der man bisher vergeblich gesucht hat, gelungen war, das Ganze von Julians Schicksal mit christlichem Denken so zu ergreifen und es so darzustellen, daſs dem Verlangen nach verständlichem Zusammenhang der Dinge, nach einleuchtendem Ineinandergreifen der äuſseren wie der inneren Vorgänge und gleichzeitig der herrschenden Anschauung vom Walten eines liebenden Gottes Genüge geschah? Man darf daran zweifeln, doch braucht man es nicht für unmöglich zu halten. Daſs die himmlischen Mächte den Armen schuldig werden lassen, und er hernach der Pein überlassen bleibe, wie das Heidentum sagt, oder daſs unglückliche Verkettung der Umstände zusammen mit menschlicher Schwachheit in eine nie gewollte Verschuldung verstricken könne, deren

zu gedenken ein lebenslanger Schmerz sei und das Verzweifeln nahe lege, konnte in der christlichen Zuversicht seine Ergänzung finden, die Dante einem getrösteten Sünder in den Mund legt: die unendliche Güte hat so weite Arme, dafs sie umschliefst, was immer sich an sie wendet. Es durfte auch die Versuchung zum Übeln, es durften die Gefährdungen des Erdenwanderers, der dem Heile zustrebt, der anthropomorphischen Neigung der Zeit gemäfs, in einem mifsgünstigen, schadenfrohen Teufel sich verkörpern. Aber auch sein Treiben mufste in der göttlichen Weltleitung vorgesehen und einbegriffen sein und durfte seinerseits nicht der Folgerichtigkeit und einer wenn auch untergeordneten Vernünftigkeit und Zweckmäfsigkeit ermangeln; es mufste den zum Opfer Ersehenen bei einer gegebenen Schwachheit fassen, aus ihr jeden künftigen Fall sich ergeben lassen. Möchte ein glücklicher Fund uns die Möglichkeit gewähren, zu prüfen, wie ein unserem altfranzösischen Dichter überlegener Geist die Aufgabe gelöst hat, den Gehalt antiker Sage vom Wirken eines selbst willenlosen und teilnahmlosen, aber unentrinnbaren Fatums christlicher Weltanschauung gemäfs neu zu beleben.

Das Letzte, worauf noch hinzuweisen erübrigt, ist die Rolle, die gegen das Ende der Dichtung Julians Gattin zugeteilt ist. Hat sie schon mit gröfserem Nachdruck, als uns das zuvor irgendwo vorgekommen, ihren Anteil an der Frevelthat festgestellt und ihr Recht auf Genossenschaft bei der Bufse geltend gemacht, so gern ihr der Gatte ersparen möchte, wofür ihre Kräfte vielleicht nicht ausreichen, so steht sie diesem gegen Ende an kraftvoller Frömmigkeit geradezu voran. Sie bleibt frei von den Anwandlungen zaghafter Schwäche, mit denen der Böse ihn heimsucht 94 a 4 und erhält ihn bei entschlossenem Mute. In der Wetternacht hört zuerst sie 95 a 4 die Stimme des Unbekannten, der übergesetzt sein will, mahnt sie ihren Gatten an die Pflicht und beschämt ihn durch die Bereitwilligkeit, statt seiner sich in Sturm und Graus hinauszuwagen; endlich, nachdem für den Aussätzigen bereits geschehen ist, was irgend von menschlicher Barmherzigkeit billig erwartet werden kann, scheut sie auch vor dem Äufsersten nicht zurück, das Julian ihr — wie er selbst sagt, nicht um seinet-, sondern um ihretwillen — nicht anzusinnen wagt 95 b 3. Ob dieses ganze Vorantreten Claricens mit dem Umstand zusammenhängt, dafs die Legende

laut der einen Widmung zur Erbauung einer frommen Frau dienen sollte, mag dahin gestellt bleiben. Gewifs ist aber, dafs den letzten Zug in der altfranzösischen Dichtung zu finden uns darum willkommen ist, weil er erklärt, wie es hat kommen können, dafs bei sehr zahlreichen mittelalterlichen Schriftstellern (natürlich immer nur bei etwas leichtfertigen) der Ausdruck 'St. Julians Herberg finden' so gebraucht ist, dafs man dabei nicht allein an Speise und Trank und Obdach denkt, sondern auch an das, was bei Lafontaine Fab. IX, 2 der Tauber im Sinne hat, wenn er dem auf weite Reisen gehenden Freunde sagt, er werde für den Daheimgebliebenen ein Gegenstand fortwährender zärtlicher Besorgnis sein: *hélas! dirai-je, il pleut: Mon frère a-t-il tout ce qu'il veut, Bon soupé, bon gîte, et le reste!*

Inhalt des altfranzösischen Gedichtes.

Der Dichter weifs, welcher Abstand ihn von den ge- [84 a 4
schickten Leuten trennt, die für vornehme Herrschaften ihre feinen Werke schaffen und von ihnen dafür beschenkt werden. Er ist ein armer Mann und hat keinen Anspruch auf Ruhm. Doch will er mit Gottes Beistand das Leben eines Heiligen schreiben, und zwar auf die Bitte einer ihm sehr werten Frau. Diese ist nicht eben reich an Land und Gut, aber von guten Sitten und redlich. Mit viel Menschen hat sie zu ver- [84 a 2
kehren, und erweist sich dabei ohne Falsch und Selbstsucht, auch zu guten Werken willig, nur dafs sie unter fremdem Willen stehend nicht immer zu thun vermag, wozu das Herz sie treibt. Der Heilige, dessen Leben vorgetragen werden soll, ist [84 a 3
von den am meisten Angerufenen: Pilger, arme Bettler, Geistliche und Bürgersleute aller Länder, wo Gott verehrt wird, beten zu ihm, zumal auf Reisen und abends, wann sie müde sind. Der h. Julian war der Sohn des Herzogs Gefroi von Anjou, [84 a 4
dem Touraine, Maine und Poitou unterthan waren; seine Mutter hiefs Emma. Wie die Eltern von Arm und Reich um ihrer Herzensgüte willen geliebt wurden, so auch der Sohn, den sie über alles lieb hatten, und der mit ihnen in herzlicher Zärtlichkeit verbunden war. Doch sollte ihnen durch ihn unsägliches Leid widerfahren. So erzählt die Schrift, die Geschichte, der Roman: Einst waren Sohn und Eltern in Le Mans in- [84 b 1
mitten einer grofsen Festversammlung, wo sie es hoch hergehen

liefsen. Der Sohn, der die Gewohnheit hatte, täglich auf die Pirsch zu gehen, liefs sich auch diesmal zu solchem Zwecke beurlauben und ging mit zahlreichen Genossen zum Walde. Dort zerstreute sich die Schar, und Julian war bald im wilden [84 b 2 Holze allein, wo er nicht mehr aus noch ein wufste. Da erblickte er in einem Gebüsch ein Tier, welches vor der Hitze und der Verfolgung dahin geflüchtet war; es war vielfarbig und hatte Menschenantlitz. Den Jüngling, dessen Pfeil es auf sich gerichtet sah, redete es an: Was willst du von mir? Wenn du mich tötest, wird das zum Unheil für dich ausschlagen; du wirst unfehlbar mit Einem Streiche Vater und Mutter das Leben nehmen. Julian weigerte sich, dergleichen törichten Reden, die dem Tiere nur die Furcht vor dem Tode eingebe, Glauben zu schenken. Freilich ist es Furcht, die mich reden heifst, erwiderte das Tier, von dem, was dir widerfahren wird.

[Lücke von 22 Zeilen.]

Mit deinem scharfen Schwerte wirst du ihnen den [84 b 3 Tod gegeben haben.' Darauf verendet das Tier. [Vor den letzten Worten des Tieres mufs also der verhängnisvolle Schufs geschehen sein.][1] Julian wandte sich von hinnen, um nie wieder seinem Vater sich zu nahen; doch nicht, ohne dafs in seinem

[1] Zieht man hier die Prosafassung der Legende herbei, die unter anderen in der Handschrift der Pariser Nationalbibliothek frç. 6447 zu lesen und noch nicht gedruckt ist, so findet man, wie ich durch gütige Mitteilung des Herrn Dr. Alfred Pillet anzugeben in stand gesetzt bin, die nicht unwesentliche Abweichung: Das Tier, das sich von Julians Pfeil bedroht sieht, fleht um Schonung; es wolle ihm sein Schicksal künden; er werde die Eltern auf einen Streich töten. Julian stutzt, legt dann aber aufs neue an, worauf das Tier seine Weissagung wiederholt. Abermals hält der Jäger inne, und das Tier kündet zum dritten Male, dafs er Vater und Mutter das Leben nehmen werde, wohin er sich immer wenden möge; Gott allein könne ihn davor bewahren. Darauf zerbricht Julian Bogen und Pfeile, macht sich anheischig, das Tier Lügen zu strafen, indem er fortan den Aufenthalt seiner Eltern meiden werde; doch bricht er in Klagen aus und sehnt den Tod herbei. Dann legt er Sporen und Stiefeln ab und flieht wie ein Rasender durch den Wald. Das Tier bleibt also am Leben. — Man sieht hieraus, dafs die Prosa der gereimten Fassung sich doch minder eng anschliefst, als es Herrn Paul Meyer auf die Prüfung anderer Stellen hin geschienen hat (Notices et Extraits XXXV, 2 S. 54). Es wird der Mühe verlohnen, die Vergleichung der beiden Erzählungen auf ihren ganzen Umfang auszudehnen, wie ich vorhabe.

Herzen lange Zeit die Sehnsucht nach den geliebten Seinigen mit der Furcht vor dem angedrohten Frevel und dessen Folgen gerungen hatte.

[Lücke von 21 Zeilen.]

So floh er ohne Rast und ohne Speise durch [84 b 4, 85 a 1 den Wald und kam nach Bretagne. Grofs war der Jammer der Eltern und bitter ihre Klage, als nach langem vergeblichem Suchen im Walde Julians Jagdgenossen ohne ihren jungen Herrn an den Hof zurückkamen, aufser stande zu sagen, was aus ihm geworden sei. Nachdem auch der Vater mit vielen Be- [85 a 2 gleitern umsonst im Walde nach Spuren des Verlorenen gesucht hatte, blieb den Eltern nichts zu thun übrig, als zum [85 a 3 Heile seiner Seele zu beten und fromme Werke zu thun. Für Julian begann nun das Leben voller Ungemach jeder Art, von dem sein Leben erzählt. Er kam eines Abends [85 a 4 nach Nantes in der Bretagne, wo ein Bürger Namens Gervais dem Müden und Durchnäfsten samt seinem Rosse Unterkunft gewährte und ihn so pflegte, dafs er wohl sagen durfte, er habe S. Julians Herberge gefunden; doch schmeckte ihm keine Speise. Dem freundlichen Wirte gestand er auf seine Frage, er komme von Le Mans, von wo er im Zorn weggegangen sei. Jetzt wolle er sein Rofs verkaufen, sein Gewand mit ärmerem vertauschen, um zu S. Jacobus und anderen Heiligen zu wallfahren. Der gutherzige Wirt bezahlte ihm ehrlich, was [85 b 1 seine Habe wert war, rüstete ihn mit allem Bedarf eines Pilgers aus, gab ihm anderen Tages das Geleit und schied von ihm mit der Bitte, zu ihm zurückzukommen und seiner im Gebete zu gedenken. Unkenntlich geworden durch die Mühsale der [85 b 2 Wanderung, durch Entbehrungen und Demütigungen jeder Art, kam er nach S. Jacobus, wo er zu Gott um Beistand gegen alle Sünde und für das Leben und Wohlergehen seiner Eltern betete. Ein Priester, dem er Beichte ablegte, gab ihm auf, nach Rom zu gehen, wo er Rat finden würde; dahin machte er sich [85 b 3 denn auch auf den Weg. — Der gute Gervais besuchte inzwischen als Kaufmann ein Fest in Angers auf dem Rosse, das er von Julian gekauft hatte. Ebendahin kamen von Le Mans, um für ihren Schmerz eine Linderung zu finden, Julians Eltern, und von einer Laube aus, von wo der Herzog das festliche Treiben sich ansah, erblickte er Gervais auf dem Rosse des verlorenen Sohnes,

das er alsbald erkannte. Er liefs ihn festnehmen und fragte ihn, wie er zu dem Tiere komme. Seine Beteuerung, dafs er [85 b 4 es ehrlich gekauft habe, fand keinen Glauben, und unter unruhiger Teilnahme der Kaufleute aus allen Ländern, denen er wohlbekannt war, wurde er vor den Herzog geführt, der ihn zwar kannte, doch an einem Raub kaum zweifeln konnte. Der Kaufmann schwur, streng bei der Wahrheit bleiben zu [86 a 1 wollen und erzählte in Gegenwart der ebenfalls herbeigeholten, durch den Anblick des wohlbekannten Pferdes erschütter- [86 a 2 ten, doch auch von Mitleid mit dem Angeschuldigten bewegten Herzogin, wie er in Besitz des Tieres gekommen sei und was er von dem Verkäufer und dessen Herkunft wufste und wie er ihn zur Fahrt nach S. Jacobus ausgerüstet habe. Das herzog- [86 a 3 liche Paar überzeugte sich von der Wahrhaftigkeit des Berichtes und liefs sich die herbeigeschafften Kleider und das Rofs des Verlorenen gegen reichliche Entschädigung ausliefern. Mit Freude vernahmen die Leute von Nantes, die in Sorge um den wackeren Mitbürger nach Angers aufgebrochen waren, unterwegs, wie dieser jetzt aufser Gefahr sei und in hoher Gunst beim Herzog stehe. Aber die von diesem ausgesandten Diener vermochten [86 a 4 in keinem Lande eine Spur Julians aufzufinden. Die Eltern fanden ihren besten Trost im Gespräche mit dem braven Bürger, den sie nur selten von sich liefsen. — Julian war unter viel Mühsal nach Rom gelangt. Hier forderte der Papst ihn auf, für zwei Jahre über Meer zu gehen. Willig fügte er [86 b 1 sich diesem Gebote,[1] trat bei den Hospitalitern ein und stritt

[1] Abermals entfernt sich die oben erwähnte Prosaversion sehr beträchtlich von der gereimten. Die Person des Gervais, Julians Einkehr bei ihm und die Gefährdung des wohlmeinenden Bürgers durch den Ankauf des Rosses scheinen jener ganz fremd zu sein. Dafür verweilt sie länger und mit bedeutsamen Einzelheiten bei der Unterredung Julians mit dem Papste. Dieser sucht den Geängstigten zu beruhigen: das Tier sei unzweifelhaft eine trügerische Erscheinung gewesen; das Sprechen eines unvernünftigen Tieres sei mit aller Vernunft und mit der Schrift im Widerspruch; er solle zu den Seinen zurückkehren, sie um Verzeihung bitten und als ein ehrerbietiger Sohn bei ihnen bleiben. Julian will davon nichts wissen, beharrt dabei, alle Verwandten und Freunde zu meiden, und giebt sein Verlangen kund, ins heilige Land zu gehen, wo er Gott dienen wolle. Er fleht kniefällig, der Papst möge ihm das Kreuz geben. Dieser ist eine Weile unschlüssig, willigt aber zuletzt ein, giebt ihm

eifrig mit in den unablässigen Kämpfen gegen die Türken, willig dem Tod entgegengehend, der ihn vor der Erfüllung des geweissagten Frevels bewahren würde, und dabei bescheiden und dienstwillig, so dafs er bei Grofs und Klein beliebt wurde. [86 b 2 Vergeblich bat man ihn, in den Orden einzutreten; auch den Ritterschlag anzunehmen sträubte er sich erst; er dünkte sich solcher Ehren unwert, wollte lieber nur die niedrigsten Dienste leisten; doch erzwangen die Freunde wenigstens das letztere von ihm. Heldenthat folgte auf Heldenthat, so dafs die Türken [86 b 3 um Waffenruhe baten, sich nicht mehr zu rühren wagten, und Julians Ansehen beim König, bei Templern, Deutschen, Genuesen, Pisanern, Normannen und Franzosen gleich grofs war. Am meisten liebten ihn die Ritter vom Hospital, die Gott [86 b 4 baten, er möge dem Königreich von Sur solchen Kämpen erhalten. Er selbst glaubte nun unbesorgt in die Zukunft blicken zu dürfen; doch Fortuna bereitete ihm jähen Wechsel vor. Um diese Zeit kam ein Schiff voll französischer Pilger, namentlich aus den von Herzog Gefroi beherrschten Landen in Acre an. Sie waren tief betrübt; denn ihnen war zu Ohren gekommen, ihr Landesherr, der zur Zeit ihres Aufbruchs krank gewesen war, sei gestorben, und sie zweifelten nicht daran, weil sie wufsten, wie der Kummer um seinen Sohn an seinem Leben gezehrt hatte. Die Kunde drang auch zu Julian, der sich, teils freudig, [87 a 1 teils traurig bewegt, nunmehr gewifs, dafs das Tier ihm gelogen habe, aufmachte, um seine Mutter wiederzusehen und sie über alles Geschehene aufzuklären. Reich ausgestattet von seinen Gönnern, die ihn ungern scheiden sahen, trat er mit zwei Dienstmannen die Heimfahrt an, ohne noch seine Freunde über seinen Namen und Stand aufgeklärt zu haben. Ein Sturm ergriff das Schiff, schleuderte es eine Woche hin und her, und [87 a 2. 3.

zwanzig Byzantinergulden und sagt ihm Anteil an allen Gebeten und guten Werken zu, die er (der Papst) lebenslang thun werde. Er nimmt eine Spange vom eigenen Gewande, segnet sie und giebt sie ihm als Kreuz mit, worauf er ihn mit guten Lehren entläfst. — Es ist diese Abweichung um so beachtenswerter, als auch im Gedichte an späterer Stelle Julian vom Zusprüchen des Papstes spricht, die er zurückgewiesen habe, während an dieser früheren Stelle von solchen keine Rede ist, und solch abgelehntes Zureden nur den Zweck gehabt haben kann, den Geängstigten zur Heimkehr zu bewegen.

schliefslich scheiterte es, wobei die Hälfte der Reisenden, darunter auch Julians Diener, umkamen. Er selbst vermochte sich ans Land zu retten, doch kaum mit dem Dürftigsten, um seine Blöfse zu decken. Nichts aber minderte seine Ergebung in [87 a 4 Gottes Willen, und er blieb entschlossen, seine Mutter aufzusuchen, konnte er auch, der Landessprache unkundig, keinen nach dem Wege fragen. Ein gutherziger Kaufmann, der den Schiffbruch gesehen hatte und Erbarmen mit dem Nackten fühlte, gab ihm ein Kleidungsstück, Nachtlager und Nahrung und [87 b 1 wies ihn auf die Frage nach dem Wege, der in seine französische Heimat führe, nach Brindisi, wo er Landsleute finden werde; dorthin machte er sich denn auch tags darauf mit seinen Leidensgefährten auf den Weg [der Kaufmann scheint als solcher sich mit Julian verständigen zu können]. In Brindisi angekommen trennte sich Julian von seinen Genossen und begab sich unter vielerlei Beschwerden und Entbehrungen nach Rom und nach Spanien. Dort erfuhr er in einer Burg am Wege, der [87 b 2 von Le Mans nach S. Jacobus führt, von einer Pilgerschar aus seiner Heimat, seine Eltern seien beide noch gesund, wenngleich tief betrübt über den Verlust des Sohnes, nach dem man vergeblich geforscht und über den man durch Gervais nur [87 b 3 wenig erfahren habe. Julian schied unerkannt von ihnen und nahm Herberge in der Burg, die seit zwei Jahren fortwährend von einem Heidenkönig angegriffen wurde, der die Herrin, die Gemahlin (soll wohl heifsen Tochter) eines vornehmen Grafen, zum Weibe gewinnen und gleich wenig von seinem Glauben lassen wollte wie die Belagerten von dem ihren. Julian [87 b 4 kehrte bei dem Burgvogt ein, der mit 30 Dienstmannen und 20 Rittern der Verteidigung der Burg oblag. Da Julian hörte, [88 a 1 auf den nächsten Morgen stehe wieder ein Kampf bevor, erbot er sich zum Mitfechten, wurde aber mit Hohn abgewiesen und zu Bette geschickt; der Burgvogt und die Seinen ahnten nicht, wie bald sie ihn in hohen Ehren halten würden. Ein mit ihm die Schlafstätte teilender Bursche unterrichtete ihn über die Sachlage, und als in der Frühe die Besatzung zum Kampfe auszog, da folgte er ihnen in so armseligem Gewande, wie [88 a 2 er es eben besafs, und mit einer Stange als einziger Waffe, verhöhnt von dem Thorwart, der meinte, der struppige Gesell ziehe aus, um 'Forré zu rächen'. Ein ungeheueres Heidenheer zog den

500 Christen entgegen; diese unter der Führung des trefflichen Vogtes schlugen sich wacker, wurden aber mit Verlust zurückgetrieben, bis Julian mit Heldenkraft eingriff, mit den [88 a 3. 4 Waffen eines von ihm erlegten Türken ausgerüstet, die Christen zum Siege führte, auch den schwer bedrängten Vogt heraushieb. Alle priesen seine Tapferkeit, und der Vogt dankte ihm [88 b 1 herzlich für den ihm gewährten Beistand. Der Gräfin ward erzählt, wie viel der Unbekannte für sie gethan; sie entbot ihm Grufs und fühlte sich in Liebe zu einem so kräftigen [88 b 3 Beschützer hingezogen. Auf Julians Bitte gestatteten seine [88 b 4 Wirte ihm, seine Waffen in ihrer eigenen Kammer abzulegen, versahen ihn mit Gewand, wie es einem vornehmen Manne ziemte, und erbaten und erhielten Vergebung dafür, dafs er anfänglich so gering geachtet worden war. Ihnen nannte er auf ihre Fragen auch seinen Namen und seine Heimat, bezeichnete sich aber als einen armen Mann, der seine Eltern noch habe; weitere Auskunft möge man von ihm nicht begehren. Als sie alle drei aus der Kammer in die Halle traten, freute sich [89 a 1 jedermann der stattlichen Erscheinung des Fremden und liefs sich angelegen sein, ihn zu ehren. Nach dem Nachtmahl liefs der Vogt seinem Gaste ein Bad bereiten, Haar und Bart scheren, worauf er in ein gutes Bett gebracht ward. Am Morgen erhielt er wieder fürstliches Gewand, begleitete seinen Wirt zum [89 a 2 Gottesdienst, empfing die dankbaren Ehrenbezeugungen der Bürger und wurde der Gräfin und den von ihr aufgenommenen Frauen des Landes vorgestellt; der Vogt erzählte, wie viel der Fremde für ihn und für die Gräfin gethan habe, und forderte sie auf, ihn zu bitten, dafs er bei ihr bleiben möge. So that sie auch, und Julian sagte sich ihrem Dienste auf Lebens- [89 a 3 zeit zu, worauf sie ihm einen Ring schenkte. Viel andere Gaben schickte sie ihm in seine Wohnung; er aber liefs dieselben durch seinen Wirt an die dürftigen Kriegsleute verteilen. Aufs [89 a 4 neue rückte der Heidenkönig mit gewaltiger Macht vor die Burg; aber Julian, sein Wirt und ihre unbedeutende Schar warfen sich ihnen entgegen, bevor noch ein Lager geschlagen war, [89 b 1 bereiteten ihnen vor den Augen der Gräfin eine schwere Niederlage und kehrten mit reicher Beute zurück. Der Heiden- [89 b 2 könig beschlofs zur Belagerung zu schreiten. Der Burg- [89 b 3 vogt aber und vornehme Krieger baten die Gräfin, den tapferen

Fremdling, der sich als so trefflicher Heerführer erwiesen habe, zum Gemahle zu nehmen, und sie erklärte sich bereit zu thun, was ihre Untergebenen dem Heile der Burg zuträglich erachteten. So erging denn durch den Vogt und seine Genossen die [89 b 4 Anfrage an Julian, und er nahm den Antrag an, nicht ohne noch einmal auf das Geheimnis hinzuweisen, in das er seine Herkunft gehüllt zu lassen genötigt sei, worauf die Trauung erfolgte. Doch weigerte sich Julian, das eheliche Leben beginnen [90 a 1. 90 b 2 zu lassen, bevor die Burg vor aller weiteren Gefährdung durch die Türken gesichert sei. Das wurde denn auch in einem neuen [ausführlich geschilderten] Kampfe erreicht, in dem Julian dem Vogte das Leben rettete und den Heidenkönig dahin brachte, sich zu ergeben sowie einen jährlichen Tribut zuzusagen und durch Geiseln zu verbürgen. Anderen Tages fand die Hochzeit [90 b 3 statt. In der darauf folgenden Nacht gestand Julian seiner Gemahlin auf ihre bescheidene Frage, er sei aus Frankreich, Sohn einer adligen Frau, und seine Eltern heifsen Gefroi und Emma, bat aber, weitere Auskunft von ihm nicht zu begehren. Darauf lebten die Gatten über zwei Jahre in zärtlicher Eintracht, geliebt von ihren Unterthanen. Um die Zeit des höchsten [90 b 4 Glückes des gräflichen Paares beschlossen der Herzog und die Herzogin von Anjou, eine Pilgerfahrt nach S. Jacobus zum Besten der Seele ihres Sohnes, jene Fahrt, die die Verkündigung des Satans an Julian zur Erfüllung bringen sollte. Sie liefsen ihr Land in der Obhut ihrer Ritter, insonderheit des treu erfundenen Gervais, und machten sich allein und in armseliger Ausstattung auf den Weg. In zwanzig Tagereisen, die sie durch viele [91 a 1 Städte und Burgen führten, gelangten sie zu der Stadt und Burg, wo Julian Gebieter war, nahmen Herberg, wobei der Herzog einem anderen Pilger Poitiers als seine Heimat angab, und erfuhren auf die Frage nach dem Herrn der schönen Stadt von dem Wirte, dieser treffliche und gütige Held, der die Grafschaft durch seine Tapferkeit gewonnen habe, heifse Julian und bezeichne Frankreich als sein Geburtsland. Die Herzogin, [91 a 2 von diesen Worten tief erregt, bat den Gatten, den Wirt zu bezahlen und mit ihr nach der Schlafkammer zu gehen, wo sie Geheimes mit ihm zu besprechen habe. Dort teilte sie ihm mit, sie sei überzeugt, Gott habe, während der Teufel nahe daran gewesen sei, sie irre zu führen, sie in die Nähe des verlorenen

Solmes geleitet; der Gatte möge sich dazu verstehen, den nächsten Tag am Orte zu bleiben, damit sie sich überzeugen könne, ob der Landesherr ihr Julian sei, den sie unter allen anderen erkennen würde, und der sie so unbegreiflicher Weise verlassen habe. Gefroi war einverstanden; auch der Vorschlag, [91 a 3 frühe in die Kapelle der Burg zu gehen unter dem Vorwand der Messe, und sich nach Gelegenheit zu erkundigen, wie man des gepriesenen Landesherrn ansichtig werden möge, fand seinen Beifall. Ohne Schlaf und unter weiterem Besprechen des Vorhabens verging ihnen die Nacht. Am selben Freitag- [91 a 4 abend hatte Julian seiner Gemahlin seine Absicht kundgethan, in der Frühe auf die Jagd zu gehen und sie geheifsen, ihm auf die ersten Nachmittagsstunden ein Bad zu rüsten. Sie hatte das versprochen, bei dieser Gelegenheit geäufsert, sie werde auch für sich ein Bad bereiten lassen und bei seiner Rückkehr es schon genommen haben, und hatte die nötigen Befehle gegeben. Das Elternpaar machte sich morgens nach der Burg auf, fand das erste und das zweite Thor offen und gelangte zur Kapelle, vor deren Eingang sie ihr Gebet verrichteten. Um die Mitte [91 b 1 des Vormittags erschien der Kaplan, den sie nach dem Herrn der Burg fragten. Er sagte ihnen, dieser sei auf der Jagd, [91 b 2 seine Gemahlin werde sich zur Messe einfinden, die sie nie versäume. Hinter dem Kaplan traten die alten Leute in das Kirchlein, setzten sich still in eine Ecke, wohnten der vor der Gräfin gelesenen Messe bei und beschlossen darauf, ihr zu entdecken, was sie hergeführt habe. Sie thaten es, nannten dann [91 b 3, 4 auf die Bitte der Gräfin ihre Namen und die Länder ihrer Herrschaft. Grofs war aller Freude, als sie nun erkannten, [92 a 1 was Gottes Güte für sie gethan hatte. Die Burgherrin, die ihres Gatten Eltern barfufs und in Pilgerkutten sah und wufste, welches Ungemach sie erduldet hatten, freute sich, sie nunmehr freundlich pflegen zu können; sie sollten der demnächst bereiten Bäder teilhaft werden und darin Speise und Trank zu sich nehmen. Zunächst sollte ihre Ankunft geheim gehalten [92 a 2 und sie nur in den Kammern der Hausherrin erquickt werden. Der dringenden Bitte vermochten die Eltern nicht zu [92 a 3 widerstehen. Nur ein Fräulein wurde zur Hülfe zugelassen, ihr aber strengstens untersagt, von der Anwesenheit der Pilger zu den Hausgenossen zu sprechen. Die beiden Alten wurden nun

so liebevoll von der Burgherrin gebadet, gespeist, und so zärtlich zwischendurch geküfst, dafs die Zofe sich nicht genug darüber wundern konnte. Dann wurden sie in das Ehebett der gräflichen Gatten gelegt, an welches die Gräfin den Gemahl zu [92 a 4 führen versprach, sobald er heimkehren würde. Während das alte Paar Arm in Arm und Mund an Mund einschlief, hiefs unter dem Vorwand heftiger Kopfschmerzen die Gräfin ihr Gesinde das Haus verlassen und jeden Lärm vermeiden, in Wirklichkeit, damit der Schlaf der alten Gäste nicht gestört würde. Sie selbst legte sich gleichfalls, aber in einer abgelegenen Kammer, zur Ruhe. Inzwischen kam Julian allein von der Jagd zurück; [92 b 1 ihn befremdete, dafs weder jemand von der Dienerschaft, noch seine Gemahlin ihn empfing, wie sonst zu geschehen pflegte, und in ihm stieg der Gedanke an eine Untreue seiner Gattin Clarice auf. Wie das Schicksal es nun einmal wollte, stieg er zur Kammer hinan, wo das greise Paar wohl schwere Träume [92 b 2 träumen mochte. Da das Fenster halb geschlossen war, konnte er die zwei nicht erkennen, deren Atem er hörte und deren Häupter er fühlte, und seine Gemahlin hatte von seinem Kommen nichts bemerkt. Gewifs, dafs diese ihn verraten habe, [92 b 3 sein eigenes Bett mit einem Buhlen teile, nur der Stimme des Zornes und der Eifersucht gehorchend, nicht der der Liebe und der Vernunft, die alle in seinem Herzen sich stritten, erschlug er die Eltern auf einen Streich. Die Gräfin, die gleich- [92 b 4 zeitig im Traum einen Drachen ihre alten Gäste hatte verschlingen sehen, sprang auf, hörte den Schlag und eilte in die Kammer, um nachzusehen, meldete dem von ihrem Erscheinen bestürzten Gatten, seine Eltern seien eingetroffen und liegen in dem Ehebette. Nun erkannte Julian, dafs die Weissagung des Tieres sich erfüllt hatte. In bitterer Klage empörte er sich gegen Gott, dessen Ohnmacht neben der Gewalt des Teufels nur zu offenkundig geworden sei, und den h. Jacobus. Dann öffneten [93 a 1 sie das Fenster, und angesichts der Leichen beteuerte der Missethäter die zärtliche Liebe, die er jederzeit seinen Eltern gewidmet habe. Er griff zum Schwerte, um ihnen in den Tod nachzufolgen; doch hielt ihn die Gräfin ab, der er zugeben mufste, sie würde so am Tode aller drei schuldig erscheinen, und da er nicht abzusehen vermochte, wie er zeitlicher und ewiger Verdammnis entgehen könnte, hielt sie ihm entgegen, mehr [93 a 2

als er sei doch sie an dem Geschehenen schuld, und da er das bestritt und seinen Entschluſs aussprach, den Rest seines Lebens im Elend zu verbringen, erklärte sie sich gewillt, ihm überall hin zu folgen und jede Buſse mit ihm zu teilen; sie glaube [93 a 3 fest, Gottes Gnade werde ihnen Vergebung nicht versagen. Aufs neue brachen beide in bittere Klagen aus. Dann erzählte [93 a 4 Julian der Gattin seinen Lebenslauf |bei welcher Gelegenheit der Leser erfährt, was früher von der Erzählung des Dichters durch Verstümmelung der Hds. verloren gegangen: das Tier, das er schieſsen wollte, bat ihn um Schonung; er möchte sein Geschick abwarten, er werde Vater und Mutter mit Einem Schlage töten. Dreimal legte er an, und dreimal wurde das Schreckliche ihm verkündet, freilich ohne Angabe der Zeit. Von Nantes und von S. Jacobus ist hier nicht mehr die Rede, noch auch von Brindisi, sondern nur von Rom und Jerusalem und einer Rückkehr von da gegen S. Gille (das früher nur in der Erzählung von der Reise der Eltern vorkam 91 b 3)| und wie trotz des Schutzes des h. Jacobus der Teufel, der nun einmal sein Geschick be- [93 b 1 stimme, ihn zur Stadt und Burg der Gräfin geführt habe; nun wolle er von seiner Gattin auf Nimmerwiedersehen und in demselben ärmlichen Aufzuge scheiden, wie er hergekommen sei. Sie stellte ihm vor, daſs ihre Schuld nicht minder sei als die seine und sie zu ebensolcher Buſse verpflichte; er möge wenigstens nachts ihr Unterkunft bei sich gewähren, damit sie vor fremder Gewalt geborgen sei. Er bat sie umsonst, ihrer [93 b 2 Buſse in der Heimat obzuliegen, da die ihm obliegende für die solcher Dinge weniger gewöhnte zu schwer sein würde; sie war gewiſs, jedes Ungemach ohne Wanken zu ertragen. Julian willigte denn endlich ein, sie seine Leiden teilen zu lassen, worüber sie innig erfreut war; wäre er König von Frankreich geworden, so hätte sie ja die Krone mit ihm geteilt, so möge Gott ihnen auch gönnen, in gemeinsamem Leben ihrer Schuld ledig zu werden. Sie entboten dann den Burgvogt und ihre [93 b 3 Leute zu sich und eröffneten ihnen, was geschehen war. Herzliches Mitgefühl ward ihnen allerseits. Tags darauf wurden [93 b 4 die Leichen in der Hauptkirche bestattet, wo von nun an dreiſsig Geistliche aus dem Ertrag einer Stiftung des Grafen besoldet werden sollten, deren Aufgabe Singen und Beten zum Besten der beiden Seelen war. Nun eröffnete Julian den Seinen, wie

sein Wille sei, ins Elend zu gehen. Seine Unterthanen [94 a 1
baten zwar, sie nicht zu verlassen, und hätten gern jede aufzu-
erlegende Buſse für ihn gethan; Männer aus dem Herzogtum
Gefrois [woher kommen die?] forderten ihn auf, des verwaisten
Landes seines Vaters sich anzunehmen. Alles war umsonst. Als
Pilger gekleidet schieden die Gatten, Burg und Land dem Vogt
hinterlassend, von allem, was einst ihr eigen gewesen war. Unter
allgemeinem Wehklagen, jedes Geleit untersagend, verlie- [94 a 2
ſsen sie die Stadt. Sie beeilten sich, aus dem Bereiche zu kom-
men, wo man sie hätte erkennen können, und nahmen nun ruhig
alle Beschwerden und Entbehrungen büſsender Pilger auf sich.
So kamen sie nach Rom, wo sie dem Papste ihre ganze [94 a 3
Schuld beichteten. Voll Mitleid mit ihnen hätte er gern ihr Los
erleichtert, doch sie hatten gelobt, nie wieder Burg oder Lehen
ihr eigen zu nennen. So legte er ihnen denn als Buſse auf,
einen Ort zur Niederlassung aufzusuchen, wo eine vielaufgesuchte,
gefahrvolle Überfahrt sei, und dort die Armen in einem zu er-
richtenden Spital zu beherbergen, damit Gott einst auch sie bei
sich aufnehmen möge. Das nahmen sie willig an und gingen
mit Absolution und Geld von ihm versehen auf den Weg. [94 a 4
Zu den vielen Leiden der Wallfahrer, die sich jede Bequemlich-
keit versagten, kamen auch Zweifel, die Julian heimsuchten, ob
er wohl gethan habe, so schwere Buſse auf sich zu nehmen, da
doch der Papst sich mit weniger begnügt und an Gelegenheit
es auch in der Heimat nicht gefehlt hätte, für das Heil der
eigenen Seelen und derer der beiden Toten zu wirken. [94 b 1
Aber solchen Versuchungen des Teufels trat der fromme [94 b 2
Zuspruch der Gräfin entgegen, die alle Beschwerden mit gröfster
Freudigkeit auf sich nahm. Zunächst führten sie die gelobte
[wann?] Wallfahrt zu S. Jacobus in Galizien aus; dann aber
suchten und fanden sie einen Ort, wie er zur Erfüllung ihrer
Lebensaufgabe beschaffen sein muſste, und lieſsen sich nieder
zwischen dem Walde und einem Wasser ohne Steg noch Brücke,
wo viele Pilger ihr Weg durch führte, manche ertrunken oder
auch Räubern in die Hände gefallen waren. Hier errichte- [94 b 3
ten sie eine Zuflucht für sich und für die Durchreisenden, die
daselbst eine Lagerstatt und so gütige Pflege fanden, daſs immer
mehr Leute jedes Standes ihren Weg über jenen Ort nahmen
und seinen Namen verbreiteten. In der That konnte man die

Stätte eine Herberge S. Julians nennen; denn den Wanderern standen ohne Entgelt die Dienste der Wirte und was sie besafsen zur Verfügung. Die Gräfin trocknete, wärmte ihnen das Gewand, wusch ihnen Haupt und Füfse, erneuerte ihnen das Graslager, befreite sie von Ungeziefer und flickte ihnen die Kleider. [94 b 4 Der Gatte sorgte für Holz aus dem Walde und für Nahrung und trug die Schwachen auf den Schultern übers Wasser; und arbeiteten beide tagüber, so ward die Nacht dem Gebete und der Sorge um die Gäste gewidmet. Der Anblick ihres frommen und heilsamen Thuns veranlafste die Umwohner, die Herberge mit Gewährung von Arbeit und Geld zu einem Hospital zu erweitern und Betten und Geld dafür herzugeben, das alles für die Armen aufgewendet wurde, während das leitende Paar selbst oft Mangel litt. Es konnte ein Nachen angeschafft werden, in dem Julian nunmehr die Reisenden übersetzte. Auch [95 a 1 arbeiteten beide fleifsig im Garten und gewannen so Nahrung für ihre Gäste. Blieben sie eines Abends ohne solche, so besorgten sie gleich, Gott habe ihrer vergessen, und Julian ging hinaus, um Hülfsbedürftige zu suchen. Oft kehrten auch Leute aus Julians eigenem Heimatlande auf dem Wege zu S. Jacobus bei ihm ein, und er hörte dann wohl, wie man Eltern und Sohn dort schmerzlich vermisse; doch gab er sich nie zu erkennen, war doch sein Sinn allen Gedanken an irdische Gröfse entfremdet, allezeit, mit Ausnahme der Feiertage, einzig den Liebeswerken an guten und an schlimmen Menschen zugewandt. Wohl [95 a 2 wufste auch Julian zu schätzen, was der gottergebene Sinn und die Opferwilligkeit seines Weibes wert waren. Einst war gräuliches Unwetter Tag und Nacht, und die Gattin stand besorgt an der Thür, fürchtend, bei solchem Sturm dürfte jeder Gast ausbleiben, und betete zu Gott, er möchte ihnen doch einen Hülfsbedürftigen zuwenden. Der Gatte, gegen den sie [95 a 3 ihre Befürchtung aussprach, sie könnten in dem ungewohnten Vorkommnis eine göttliche Strafe für sündhaftes Thun zu sehen haben, suchte sie zu beruhigen, und sie gingen zu Bett. Aber ihre Sorge hielt die Gräfin wach, und da hörte sie jenseits des Wassers eine Stimme, die zu dreien Malen nach Julian rief, dafs er über hole. Die Gräfin weckte ihn und hiefs ihn hinaus- [95 a 4 fahren; er weigerte sich, weil er bei dem herrschenden Sturm selbst bei Tag den Versuch für gefährlich gehalten hätte. Sie

aber stellte ihm vor, wie er durch solches Zagen die göttliche Gnade wieder zu verscherzen befürchten müsse, und wollte sich selbst hinauswagen. Doch liefs er dies nicht zu, hiefs [95 b 1 sein Weib am Ufer ein Feuer von Bohnenstroh anzünden und stiefs vom Lande. Drüben fand er einen Aussätzigen, den er schon zum Nachen Stirn an Stirn, Mund an Mund niedertragen mufste, was er erquickt von des Armen Atem ohne [95 b 2 Murren that. Dann überwand er rudernd die Strömung und kam ans Land, wo die Gattin ihm den Siechen unter Dach [95 b 3 bringen half, auf sein Begehren ihn mit Fellen und Feuer zu erwärmen suchte und speiste. Als nachher er immer wieder über Kälte klagte und erklärte, nur das Fleisch eines Weibes vermöge ihn zu erwärmen, Julian möge ihm auf eine Nacht sein [95 b 4 Weib ins Bett geben, trug dieser zwar zunächst einiges Bedenken, verstand sich aber, da die Gattin sich willig erklärte, auch hierzu. Wie sie jedoch nach zugedecktem Feuer sich zu ihm legen wollte, war er nicht mehr zu finden. Von aufsen aber liefs sich [96 a 1 da die Stimme des Herrn hören, der ihnen sagte, Vergebung sei ihnen nunmehr gewährt, und dazu eine weitere grofse Gnade: wer, einer Nachtherberge bedürftig, im Namen der beiden frommen Gatten und der armen Eltern Julians ein Vaterunser spreche, dem solle jene auch zu teil werden. Darauf dankte Julian [96 a 2 Gott unter Thränen und betete, er möge ihn lebenslang auf dem Wege des Guten beharren lassen. Sieben Jahre lebten beide Gatten ihrem frommen Berufe. Dann aber wurden sie von Räubern überfallen, die irrtümlich Reichtümer bei ihnen vermuteten, und es fügte sich nach Gottes Willen, dafs sie in gleicher Weise wie Julians Eltern den Tod fanden, indem ein Räuber ihnen auf einen Streich die Häupter abschlug. Viele Wunder geschahen dort; bis man die Leiber nach Bride brachte, woselbst sie in kostbarem Schreine bis heute ruhen. Nun bete jeder zu Gott, dafs er langes Leben und ein selig Ende dem Grafen verleihe, mit dessen Hülfe und Gunst die Geschichte (*estoire*) zustande gekommen ist; denn ohne ihn wäre sie nie erzählt worden. Roger wünscht dem Grafen Philipp so viel Glück, wie Gott durch die Welt hin austeilt.

Berlin. Adolf Tobler.

(Fortsetzung folgt.)

Die altprovenzalische Liederhandschrift N².

(Cod. Phillipps 1910 der Königlichen Bibliothek zu Berlin.)

II.

fol. 1 r°

Poëmes en Perigourdin.

I Narnautz Daniels si fo da qella Encontrada don fon Nar- nautz de Meruoill Del Euesqat de peire gors dun chastel | que a nom Ribairac E fo gentils hom: Et amparet ben | letras e deletet se en trobar & abandonet las letras | e fetz se joglars e pres vna mainera de trobar en caras rimas per que soas chansos no son leus ad entendre ni | ad enprendre: & amet una auta Dompna de gasedina | Mullier denguillem de buouilla. mas non fo cregut qe | la dompna li fezes plaiser en dreit damor: per quel | dis eu son Arnautz quamas Laura e chatz la lebre | ab lo bou enadi contra siberna (e) E fetz mantas bonas | chansos tals con uos auszirez.

1. Narnautz Daniels[1]

col. a

I En est sonet coin de[2] leri
Fas motz e capud e doli
E seran uerai e sert
Can aurai passat la lima
Camors marues plana eidaura
Mon chantar qe de liei mueu
Qe mante prez e gouerna.

II Ades meillur et esmeri
Qe la gensor seru[3] e coli
Del mon sous dic en apert
Sieus son del pe tro qel sima
E[4] si tot uen tal freidaura
Lamors quinz el cor me plou
Mi ten caut on plus yuerna.

III Tan lam de cor e la queri
Ca trop uoler cug lam toli
Som ren per ben amar pert
qel fis cors sobre Trasima
Lo mieu totz e non sei saura
Tant ai damor faig remieu
Cobrador nai e tauerna.

IV Non uoill de Roma lemperi
Ni com men fassa postoli
Qen lei non aia reuert
Per cui mart lo cors em rima
E si midonz nom restaura
Lamor qe dal cor mes mueu
Mi ausi e si enferna.

col. b V Mill messal naug en proferi
En fas lum de sere doli
Qe dieus[1] men don bon eissert[2]
De lei qem uenz ses escrima
E can remir sacrin saura
E son blanc cors fresch e nueu
Mais lam qe quim des lucerna.

VI Jes per mal trag qen soferi
De ben amar nom destoli
Lei anz dic endescubert

[1] *Von hier ab zwei Kolumnen.* [2] *Verbessert aus* coinde. [3] *Verbessert aus* seruc. *Am Rande mit anderer Tinte* seruio et colo. [4] *Von* E *bis* Mi *Strich am Rande, neben dem vorletzten Verse* Petr. 52:

[1] *Von anderer Hand am Rande aus* dreus *verbessert.* [2] *Desgl. aus* eis sert.

Caissim faill los motz el rima
Piez trac aman com qe laura
Canc plus non amet un noeu
Cel de mon cli naudierna

VII Eu son Arnautz camas laura
E catz la lebre[1] ab lo boeu
E nadi contra suberna.

2. Narnautz Daniels

I Sols soi qe sai lo sobraffan quem soritz
Al cor damor sofren per sobramar
Qe mos uolers es tan ferms et entiers
Qanc non ses dueis de celleis ni sestors
Cui encubit als prims uezers e puers
Cades . ses lei dic a lei cen bos motz
Pueis can la uei non sai tan lai que dire

II Dautras vezer soi secs e dauzit soritz
Qen sola lei ueg et aug et esgar
Eics de so non son fals plasentiers
Qe mais la uoill non di la bocal cors
fol. 1 v°, col. a
Que tan non uau pres naus ni plans ni pueis
Qen un sol cors trobais sis bos albs totz
Qen leis los uolc dieus triar et aissire.

III Ben ai estat a mantas bonas cortz
Mas sai ab lei trob pro mais qe lausar
Meszure se e autres bons mestiers
Beutat iouen bons faitz e bels demors
Gen lenseignet cortesia e la dueis
Tant a de si totz faitz desplasens rotz
De lei non cre res de ben sia dire.

IV Nuls iauszimenz nom fora breus ni cortz
De lei cui prec co uoilla deuinar
Qe ia per mi non o sabra estiers
Sil cors ses datz nos preszenta de fors
Qe ies razers per aiga qe len grueis
Non a tal briu cal cor plus larga totz
Nom fas estanc damor tan la deszire.

V Jois e solatz dautrui par fols e bortz
Cuna de prez ab lei nos pot egar
Qel sieus solatz es des autres sobriers.
A si non lai las tan mal ma comors
Pero laffanz mes deportz ris e iueis
Qes en pensan soi de lei lecs e glotz
Ai dieus si ian serai un iorn iauszire.

VI Anc mais sous pliu nom plac tan treps ni bortz
Ni res al cor tan de ioi nom poc dar
Con fes aqil don anc fals lausengiers
Non ses brugit carni sol sos Tresors
Dic trop eu non sol lei non si enueis
Bella per dieu lo parlar e la votz
Voill perdre nans quieus diga ren qeus tire.

VII E ma chansos prer qe nous si enueis
Qe si uoletz grazir lo son nils motz
pauc prez Arnauz cui qe plasso cui tire.

3. Narnautz Daniels

I Ar uei uermeils blaus blancs gruers
Vergiers plans plais tertres e uaus
El uoutz dels auzels sonetint
Ab douz acort matin e tart
Som met en cor qeu colorei mon chan
Dun aital flor don lo frags siamors
E iois lo gras (e lo lo) elolors de noi gandres.
col. b

II Damor me pren pessan lo fuoecs
El deziriers dous e coraus
El mals es amoros quem fint
El flama suaus on plus mart
Camors erquier la sieus daital semblan
Fizels francs fis merceians partedors
Car a sa cort noz e nors e ual blandres

III Ami nos camia temps ni luocs
Conseils azina bens ni maus
E sieu al mieu enten uos mint
Ja mais la bella nom regart
On mestal cor dormen pensan ueilan
Quieu non uoill res qan pessas grans ualors
Esser ses lei on plus ualc alisandres.

[1] bre ab *mit schwärzerer Tinte auf Rasur. Am Rande* Petr. 4 (*undeutlich, da das Papier abgegriffen ist*).

IV Mantas uez mes solatz enuecs
Ses lei mas dellei uoill siuaus
Ades dir lo qart mot ol quint
Del Cor no teing en autra part
Per so nai dals pensamen ni talan
Quil mes de totz los bos sabers sabors
E uei lel cor seren poil[1] la o en flandres.

V Mout deszir qenqer[2] los sos cuers
E mauengues aitals iornaus
Quieu uiuria ben danz plus uint
Qel cor me ten fresc e gaillart
Va ben son fols que uau dones als saran
E non ca uoill mas per giengtreu aillors
Baillir lauer qe clau tirgr[3] e menandres

VI Mes autres faichz souen feingiuers
El jorns semblam uns anoaus
E pessam car dieus nom consint
Con pogues temps breuiar ab art
Qe loncs respiers fai Languir fin aman
Lunc soleills trop faitz loncs uostres cors
Peszam car plus souen nous faill resplandiers

fol. 2 r°, col. a

4. Narnautz Daniels

I Laura mara . fals brueills brancutz . clarzir Quel dous ses peissals fuellz . ols letz . becs[4] dels aucels ramencs . ten balbs e mutz . pars . e non pars . per queu mesfortz . de far e dir . plazers . amainz per lei . Qe ma uirat bas daut . don tem morir . Sils afanz noma soma.

II Tan fon clara . ma prima lutz . Deslir . lei don crel cor[5] los oillz . non prez . necs Manz dos agonecs . Dautra ses dutz . rars . mos preiars . pero deportz . mes adauzir . uolers . bos motz segrei . De lei don tant mazaut[6] cal sieu seruir . Soi del pe tro la coma.

III Si man para . cil qem trautz[7] . Dauzir . Lei[1] qes de prez capducillz . dels quers .p. prees . Cai de dins arencs . ler fors rendutz . clars . mos pensars . Quieu fora mortz . mas tam sofrir . lespers . Qeill prec qem brei . Caissom ten let e baut . Qe dals iauszir . nom ual iois vna poma.

IV Dousa cara . ab totz bos aibs uolgutz . Sofrir mer per uos mains orguoills . qar etz decs[2] . De totz mos defencs . Don ai[3] mains brutz . pars . e gabars . de uos nom tortz . nim fai partir auers . Canc non amei ren tant . ab menz dufaut . anz uos deszir . plus qe dieu sill de doma.

V Amors gara . soi[4] ben uencut . chauszir . tem far sim (de sa) desacueilz . tals detz . pecs[5] . qe tes mielz qet trencs . Qeu soi fis Drutz . cars . E non uars Mal cors ferms fortz . Men fai sofrir Manz uers . cab tot lo uej . Magrobs[6] un bais al caut . Cor refrezir . Qe noi ual autra goma.

VI Arat para . chanz e condutz . formir . Al rei qe ter escuoillz . car prez . secs chai e lai doblencs . es mantengutz . Dars . emaniars . de ioi lat portz . Son anel mir . sil ders . canc non estei . Jorn daragon qel saut . Noil uolgues ir . Massai man clamat roma.

VII Fautz es la cortz . Qel cor remir . totz sers . lei cui dompnei . Ses parsonier Arnaut quen autrarbir . non es[7] mententa soma.

col. b

5. Narnautz Daniels

I Anz qe sim reston de branchas.
Sec ni despuoillat de fuoilla
Farai camors mo comanda
Breu chanson de raison longa
Que gen madueg de lasars del escola
Tant sai qel cors fatz restar de suberna
E mous bous es plus correns non es lebres.

II E tu coaus non ta franchas
Per respieg camar not uoilla

[1] *Verb. aus* poilla. [2] *Verb. aus* qenquer. [3] *Verb. aus* tirgre. [4] *Verb. aus* bers. [5] *Verb. aus* cors. [6] *Verb. aus* mazut zaut. [7] *Verb. aus* tralutz.

[1] *Dahinter* Si (*auspunktiert*). [2] *Verb. aus* ders. [3] *Verb. aus* aim. [4] *Verb. aus* sor. [5] *Verb. aus* pers. [6] *Über* o *ein Strich* (*sic*). [7] *Dahinter* fort (*auspunktiert*).

Sec cil te fui nit fai ganda
Qe greu er com noi aponia
Qui safortis de preiar mas non cola
(En passa rai | rai passarai)
En passarai part las palus duszerna
Mons pelegrins lai on cor en ios ebres.

III Au razos euendas e franchas
Ma mandat qeu no men tueilla
Nautra non serua nin blanda
Pos tan fai cab si ma conza
Em di qe flor nol semble de uiola
Qes camia leu si tot non casiuerna
Anz persamor sia laurs o genebres.

IV Sieu na passatz poinz ni planchas
Per lei cuiatz qeu mendueilla
Non eu cab ioi ses uianda
Me sap far mezina coinia
Baisan tenen el cor si tot si uola
Nos part de lei qel capdella el gouerna
Cors (on) on qeu an . de leis not partz nit se[1]

V Que de paris tro qua sanchas
Genser nos uest nis despuoilla
E sa ualors estan granda
Qe semblaria messoinia
Bem uai damor que membrassen per cola
E nom freisis fretz ni gels ni brier[1]
Nim fai dolors nuls mals gota ni fe[1]

VI Distu (caillors) caillors non te stanchas
Per autra qet deiga nit cuoilla
Tos plaitz esqiua e desmanda
Sai e lai qui qet somoinia
Qe ses clans fai qui si mezers a fola
E tu non far failla don hom tesqer[1]
Mas apres dieu leis honors e celebres

VII Eus es Arnautz del cap tro en la sola
E non uol ges ses lei auer luzerna
Nil segnoriu del reing per on cor ebr[1]

fol. 2 v°, col. a

6. Narnautz Daniels

I Sim fos amors de ioi donar tan larga
Com eu li soi de uer cor fin e franc
Jamais per ioi nom calgra far en bare
Quieu am tan aut qes pers mi pueiem plomba
E can marbir con es de pretz al som
Tenc ma honor car anc lausei uoler
Qera sai eu qe mos cors e mos sens
Mi faran far lor grat rica conquesta.

II Si tot men fas long esper no men barga
En tan ric luec me soi (mes) mes eme stanc
Don li bel dich mi tenon de ioi laire
El segrai tan com mi port a la Tomba
Qen tot lo mon non es hom de nuill nom
Tan finamen deszir gran ben auer
Com eu faz leis e teing a non calens
Deuinadors cui dans dels drutz es festa.

III Sa grans beutat el rics prez mi descarga
Del grieu sospir don mi dolon li flanc
Car en patz pren laffan el sofrel pare
Qe de beutat son las autras en comba
Qe la genser par caia pres un tom
Plus bas de leis e puoisc odir enuer
Cab leis reigna pretz e solatz e senz
E tuich bon aib cus non es meuz nin resta.

IV E pos tan ual cuias doncs qe ses parga
Mos desziriers ni qes forge nis branc
Non serai sieus ni mieus si iamen pare
Si mauit sel qes mostret en colomba
Qi eu non son ies sel qe lais aur per plom
E puois non taing com ren en leis esmer
Tant li serai sers et obedienz
Tro de samor sis platz baisan men uesta.

V Namielz de ben ia nom siatz auarga
Qen uostramor mi trobaretz tot blanc
Qui eu non ai cor ni poder qem descare
Del ferm uoler qui nes ges de retomba
Qui *que* mesueill[1] ni clau los oill de som

[1] *Der Rest ist abgerissen.*

[1] *Vor dem* m *noch ein unleserlicher Buchstabe* (x?).

A uos mautrei qan leu ni uauc iaszer
E nos (cuies)[1] cuies qes merme mos talenz
Non (farai *oder* fara) fara ies qeral suit en la Testa.

VI Fals lausengiers fuocs las lengas uos arga
o que perdatz tuich los oils de mal cranc
Car per uos son estraich caual e
col. b mare
Amor tolles capauc del tot non tomba
Consondaus dieus e sai uos dire com
Cals drutz uos faitz mal dir e uil tener
E per uos es tazutz pretz e iouenz
Et est peior qui uos namonesta.

VII Arnautz ha faicz e fara loncs atenz
Qatendenden fai pros hom rica conquesta.

7. Narnautz Daniels

I Lo ferm uoler qel cor mintra
Non pot ies becs escoiscendre ni ongla
De lausengier qe pert per mal dir sarma
E (pos) pos non laus bairab, ram ni ab ueria
Si uals a frau lai on non aurai oncle
Jauszirai ioi en uergier o dins chambra

II Quan mi souen de la Chambra
On amon dansai qe nullz non intra
Anz me son tuit plus qe fraire ni oncle
Non ai membre nom fremisca neis longla
Aissi co*n* fai lenfans denan la ueria
Tal paor ai q*ue* sia trop de marma.

III Del cors li fos non de larma qem consentis as celat dinz sa chambra
Qe plus menafral cor qe colps de ueria
Car lo sieus sers lai on il es non intra
De leis serai si con es carns et ongla
E non creirai castic damic ni doncle.

IV Anc la seror de mon oncle
Non amei plus ni tant per a qestarma
Caitan uezis con es lo detz de longla
Salei plagues uolgresser de sa chambra
De mi pot far lamors quinz el cor mintra
Mielz a son uol com fortz de freuol ueria

V Pos flori la secca ueria
E de nazam fo nebot ni oncle
Tan fin amor com sella quil cor mintra
Non cuigz canc fos en cors no neis en arma
On quil e stei fors en plan o dins chambra
Mos cors nos part de leis tan con ten longla

VI Aissi sen pren e sen ongla
Mos cors en leis con les cors en la ueria
Quil mes de ioi tors e pallais e chambra
E non am tan paren fraire ni oncle
Qen paradis (n) naura doble ioi marma
Si ia nuls hom per ben amar la la
fol. 3 r°, col. a intra

VII Arnautz tramet son chantar doncle dongla
ab grat de lei qe de sa uerga larma
Son desirar cab prez dinz chambra intra.

8. Narnautz Daniels.

I Dous (bratz) braitz e critz
E çhans e sons e uoutas
Aug dels ausels quen lor latin fan precs
Quers ab sa par atresi com nos fam
A las amigas en cui entendem
E doneas ieu qen la gensor entendi
Dei far chanson sobre toz de tal obra
Qe noia ia mot fals ni rimes trampa.

II Non fui marritz
Ni non prezi destoutas
Lo iorn quintrei el chastel dinz los decs
Lai on estai mi donz, do ai tal fam
Plus qe non ac lo neps de san Guillem
Mil ves lo iorn me trebaill em destendi

[1] *Zweifelhaft.*

Per la bella qe totas autras sobra
Tan con ual mais grans gauz quira
ni rampa

III Ben fui grazitz
E mas paraulas coutas
Per so qe ies al chauzir no fui precs
E uolgi mais penre fin aur qe ram
Lo iorn qui eu e Madompnas baisem
Em fes escut de son bel mantel jndi
Qe lausengier fals lengas de colobra
Non o uison don tan mals motz e
scampa.

IV Deus[1] lo chausitz
Per cui foron asoutas
Las faillidas qe fes longis lo secs
Voilla qen sems ieu emi donz iaszam
Dinz la chambra on (en) en sems
nos mandem
Vns rics couenz don tan ric ioi atendi
Qel sieu bel cors baisan rizen des-
cobra
E qel remir contral lum de la lampa.

V Los deschausitz (ab las lengas e)
ab las lengas esmoutas
non dopt eu res sil Seignor dels
galecs
San fag faillir per qes dreg so blas-
mam (ia)
Car son paren pres romieu so sabem
Raimon lo fil al compte et aprendi
Qe greu faral reis ferrans de prez
cobra
Si mantenen nol (solu[2]) so lu e nol
escampa[3]

VI Quieu lagra vist mas restiei
per tal obra
Cal coronar fui del bon rei de stampa.

col. b

9. Narnautz Daniels

I Anc eu non lac mas ellama
Trastot en son poder amors
E fai mirat let saui (fol) fol
Con sellui qen re nos torna
Com nos defen qui ben ben ama
Camors comanda.
Qom la seru e la blanda
Per qeu naten (so s) sofren
Bona partida
Qant mes e scarida.

II Jeu dic pauc quinz el cor mesta
E star mi fai temens paors
Las lengas mas lo cor no uol
So don dolen se soiorna
Gen languis mas non sen clama
Qen tant arranda
Comars terra garanda
Non a tan gen prezen
Con la chauszida
Qeu ai encobida.

III Tan sai son prez fin e serta
Per quieu non puosc uirar aillors
Per so fas eu qel cors men dol
Quant lo soleilz clau ni saiorna
Eu non aus dir qui maflama
Lo cor mabranda
El ueill nan lor liuranda
Car solamen vezen
Me stai aizida
Veus qem ten auida.

IV Fols es qui per parlar enua
Qer com sos ioi sia dolors
Qe lausengier cui dieus a fol
Non an ies lenga ta dorna
Lus conseilla lautre brama
Per qes desmanda
Amors tals fora granda
Mas iem defen feignen
De lor Bruida
Et Am ses faillida.

V Mant bon chantar leuet e pla
Na greu plus faich sim fes secors
Cil qem dona ioi el me tol
Can soi letz er mo trastorna
Qe a son uol men liama
Ren nol demanda
Mos cors ni nol fai ganda
Anz franchamen lim ren
fol. 3 v°, col. a
Doncs simoblida
Merces er perida.

VI Pero iauzen mi ten ensa
ab un plazer de qe ma sors
Mas mi no passara ial col
Per paor qil me fos morna
Quanqera sint de la flama
Damor qem manda
Qe mon cor non espanda
Si faz temen souen
qeu uei per crida
Mant amor delida.

10. Narnautz Daniels

I Chanson doul mot son plant prim
Fas pos era botonol prim
E lausor sim

[1] *Verb. aus* Dens (?). [2] *Zweifelhaft.*
[3] *Verb. aus* descampa.

Son de color
De manta flor
E uerdeia la fueilla
E il chant e il braill
Son al ombraill
Dels auszels per la broilla.

II Pelz Broilz aug lo chant el refrim
E per so com nom fassa crim
Obri elim
Motz de ualor
Ab art damor
Don (mon) non ai cor qem tueilla
Anz si bem faill
La sec atraill
on plus uas mi sorgoilla

III Ren non ual orgoils damor
Qe tost trabucha son seignor
De loc ausor
bas el terrail
per tal trebaill
Qe de ioi lo despueilla;
Dreit es (la grira) lagrim
Et art e rim
Sel qe damor iangloilla

IV Bona Dompna ues cui ador
Jes per orgoill non uauc aillor
Mas per paor
De Deuinaill
Don iois tressaill
Fas semblan qe nous uoilla
Qanc nos iauzim
De lor noirim
Malmes qui lor ocueilla.
col. b

V Si ben uauc per tot ad es daill
Mos pensamen lai uos assaill
Quieu chant e uaill
Pel ioi qenz fim
Lai on partim
Mas souen loill mi mueilla
Dire de plor
E de dousor
Car per ioi ai qem (d) duoilla.

VI Erai fam damor don badaill
E non sec mezura ni taill
Sols mo (egaill) egaill
Canc non auzim
Del temps caym
Amador meinz acueilla
Cor Triçador
Ni bausador
Per que mos cors capdueilla.

VII Bella qui qes destueilla
Arnautz dreig cor
Lai ues honor
Car uostre prez capdueilla.

11. Narnautz Daniels

I Autet e bas entrels prims fueills
Son nou de flors els rams li riens
E noi ten mitt bec ni gola
Nuls ausels anz brai e chanta
Chadaus
En son us
Per ioi qai dels e del Temps
Chan mas amors mi asauta
Quils motz ab lo son acorda.

II Dieu grazisc et amos oils
Qe per lor conoissensam uens
Jois ca dreg ausi e fola
Lira qeu nagui e lanta
Er uau sus
qui qeu mus
Damor don soi fis e ferms
Cablei cal cor plus mazauta
Soi liaz ab ferma corda.

III Merces amors car macuilliz
Tart mi fon mas en grat mo prenc
Caissi mard dins la meola
Lo fuocs non uoil qe ses cauta
Mas pel us
E stau clus
Qe dautrui ioi fan greus gems
E pustella aia en la gauta
Cel cab lei si desacorda.

IV De bon amor falsa les cueilz
E Druz es tornatz en fadenc
Qi di quel parlars nol cola
fol. 4 r°, col. a
Nuilla ren ca cor creanta
De prez ius
Car enfrus
Es da quo qeu mout ai trems
E qui de parlar tras auta
Dreiz es qen la lengas morda.

V Vers es quieu lam (a) et es orguoilz
Mas ab iauzir selat lo trenc
Quant puois sains pauls fes pistola
(Ni nulz hom d....)
Ni nulz hom de ius
XL. no poc plus
Neis iesus far de tals car ab semps
Ab los aips doncs plus es auta
Cellas qom per pros recorda.

VI Prez e ualors uostre capdoillz
Es la bella cab sim retenc

qui ma sol et eu lei sola
Cautrel mon noma talenta
Anz soi brus
Et estrus
A las autras el cor teing prems
Mas pel sieu ioi trep e sauta
Non uoill cautra mo comorda.

VII Arnauz ama e non ditz nems
Camors mafrena la gauta
Qe fols gaps no lai comorda.

12. Narnautz Daniels

I En breu brisaral temps braus
El bizel brunel e brancs
Qui sentre seignon trastug
De sobre clans rams de fueilla[1]
Menseignamors qeu fassa donc
Tal chans qui ner segons ni terz
Als prims da franchar cor agre.

II Amors es de prez la claus
E de proez us estancs
Don naisson tuig li bon frug
Ses qui leialmen los cuoilla
Qe us nols delis gels ni niula[2]
Mentre qes noiritz en bon tronc
Mas sil romp trefans ni Culuers
Puois tro lo leials los agre.

III Faillirs e mendars es laus
Et eu sentim nants los flancs
Qe mais nai damor ses cuig
Qe tals qen parla en orguoilla.
col. b
Qe piez mi fal cor qe friolla
Mentre el lam fes semblan bronc
Mais uolgrieu trair pen els desertz
On anc non ac dauccls agre.

IV Bona Doctrina e suaus
E cors clars sotils e francs
Man damor ab ferm condug
De leis on plus uoill quem cuoilla
Car sim fon fere[3] e scruilla
Er iauzem breuian Temps lonc
Quil mes plus fina (et) et eu lei
sers
Qe talant e melcagre.

V E tan dopti qe per non (aus) aus
deuenc souenc ners e blancs
Si mal sens desirs fors dug
No sap lo cors trep es duoilla
Mas ios qui desper ma fiola
Mencolpa car non la somonc
Per que soi del prec tant espertz
Non ai dals talan neis magre.

VI Pensar de leis mes repaus
E tragam ams mos oillz crancs
Salei uezer nols estug
El cor non creiatz quein tuoilla
Car oracs ni iocs ni uiola
Nom pot de leis entrauers ionc
Partir (chai) cai dich dieu tum somers
Om peris el peleagre.

VII Arnautz uol sos chans sia
offerz
Lai on douz motz mou en agre.

fol. 4 v°, col. a

II Pistoleta si fo cantare de Narnaut de Meruoill | E fo de proensa e puois trobaire e fez cansons | con auinens sons: e fo ben graçiz entre la bona | gen. Mas hom fo de pauc solaz e de paubra | enduta . e de pauc uaillimen: e tolc mollir | a Marseilla e fez mercader.

1. Pistoleta

I Sens e sabers auzirs e finamors
Mi fan amar lialmen ses falsura
Mi donz onai mes de bon cor ma
cura
Cum puosca far e dir qeill sia honors
Car sens lam mostra per la plus
ualen
Domna del mon uezers ab cors
plus gen
Auçir mi fai auçir son prez preçat
Amors mal cor plen *et* enamorat

II Tot qant eu dic entrels fins
amadors
Puosc ben proar qes uertaz e mesura
Car sos bels cors on bes non fai
fraichura
E sei beill oill e sa fresca colors
E tuit bon aip men son daiso guiren
Et ai proat per prez e per iouen
Qil meiller es et ab mais de beutat
Dautra Domna et es a dreit iuiat.

III Per qeu quant uenc uas uos
eu (u) uauc decors
Tost e uiaz e non faz desmesura
E qant men part uau meinz qe
dambladura
Pessan de uos cals es uostra ualors

[1] *Der nächste Vers fehlt und wird nur durch einen Strich angedeutet.* [2] *Verb. aus* niula. [3] e *undeutlich.*

Puois regart me lai on uos es souen
E dic uos mais en uer per sagramen
Qe qant ab uos ai tot un iorn estat
Lo premiers moz mes pres del Comiat

IV Bona Domna meiller de las meillors
E la genser cal sera ma uentura
Puois de toz bes mos cors ses uos endura
Qe res ses uos no mes gaugs ni sabors
Puois sui vostres aissi totz leialmen
Qe mais mi plaz far uostre mandamen
Cautra fezes del tot ma uoluntat
Aissi mauez conquis e gaçamgnat.

V Domna mei oill qeus uezon tan souen
Mostran al cor la beutat el iouen
El Cors fai dir a la lenga de grat
Son qe mei oill el cors san acordat.

col. b

2. Pistoleta.

I Plus gais sui qeu non sueill
E plus enamoraz
Si tot non sui amaz
Per leis cam mais qe me
Ab cui non trob merce
Ni lai pot hom trobar
Gardaz seill uolgues mal
Si sen feira preiar

II E car autra non uoill
En dreit damor nim plaz
E car lim sui donaz
De bon cor per iase
Nama cuoill nim fai be
Nens apenassonar
Mi deigna qant mi ue
E nom naus rancurar.

III Et a pauc nom trais luoill
Qant li dis per solaz
Domna eus am so sapchaz
Mais qe neguna re
E si faz per ma fe
Deus men lais mon pro far
Si fara qan qe tric
Mas trop me pot tarzar

IV Doncs per qe no men toill
Aram uenqet foldatz
Anz suffrirai en paz
Qar enaissis coue
Qe fols es qis recre
Qeu am mais esperar
Lo seu honrat esper
Qab autra gaz aignar

V Chansos part eissidoill
Tenuai tost euiaz
A la bella on beutatz
Es e tuit complit be
Qella non faill on re
Anz sen sap be gardar
Qe si euentadorn
Fai chascun iorn puiar.

VI Del franc Rei me soue
Daragon cui deus gar
Que senes totz engeinz
Regna e ses malestar.

fol. 5 rc, col. a

III Nucs de saint Circ si fo de Caersin dun Borc | qe a (no) nom Tegra fils dun paubre vaua- sor qe ac nom Narman de Saint Circ | per so qel Chastels don el fo, a nom saint | Circ, qes al pe de sainta Maria de Rocha-|mador. que fo destruich per guerra e | derrochat. A quest Nucs si ac gran ren | de fraires Maiors de se. E uolgon lo far clerc | E manderon lo a scola a Monpellier. E quant | eill cuideren quel ampares letras, el amparet | chansos e vers, e siruentes, e Tensons, e Coblas. Eill faichs eills dichs dels valenz ho-|mes Dompnas qe eron al mon.ni eron estat | E cam a quest sabers el saioglari, el Coms | de rodes, el vescoms de Torena sil leuerent | molt a la (ioglia) joglaria con las Tens*o*ns.e | cum las coblas qe feiren cum lui. El bons | Dalfins Dal Vergne. Et estet lonc Temps en Gascoina paubres cora a pe cora a caual. | Lonc Temps estet cum la Comtessa de benauias | E per leis (gazig gag) gazaignet lamistat de Sauaric de mal leon . lo quals lo mes en arnes | et en roba Et estet lonc Temps com el en | peitou, et en las soas encontradas . puois en Cataloina, et en Aragon, et espaina . cum[1] lo | bon rei Anfons, e cum lo rei Anfons de lion | E col Rei Peire daragon, e puois en proensa | cum totz los barons . puois en lombardia

[1] *Verb. aus* con.

et | en la marcha . e tolc moiller e fez enfans | gran rem amparet del autrui saber, E uolun- tiers le (inseg) inseignet ad autrui. Chansos fez de fort bonas e de bons sons . e de bonas coblas | Mas non fez gaires de las chansos. Car anc | no fo fort enamoratz de neguna. Mas ben | se saup feigner enamoratz ad ellas ab son | bel parlar. E saup ben dire en las soas chan-sos tot so queill auenia de lor. E ben las saup leuar, E ben far Cazer . mas puois qel ac | moiller non fez chansos.

col. b

1. Nucs de saint Circ.

I Gent an saubut miei oill uenser mon cor
Et eu mos oils el Cors a uencut me
Qe mos cors ui es oilz celleis per que
Moron miei oill et eu el cors en mor
El cors miez mortz gardatz ses mal traire
Faime a leis qelui ausi ausire
De pensamen denueie de Consir
Els oils de dol e si eis de dezir.

II Sim planc nim plor ni men duoil en mon cor
Ni nai dezir no men plaignom de re
Car ben conosc que per (mal) lo mal qe ue
De tan ric loc que negus hom non mor
Et eu puesc dir que ric son mei Consire
E sieu iam puesc enardir quel deszire
Quieu ai de leis li mostre ni laus dir
Honratz serai neis sim fazi ausir.

III Mantas sazos mo acort en mon cor
Cum eu la prec mas en aissi maue
Qan cuial cors parlar la bocal te
El desirs creis, e mos ardimenz mor
E doblan me lesglai el lonc sospire
E faill mel sens tant queu non sai que dire
Caleis preiar non puosc endeuenir
Ni comensar non o sai ni giquir.

IV E sieu men loing plus pres mestai del cor
Et on ieu plus li fug, plus me rete
Per quieu del tot remaing en sa merce
Car no mor gen aisel que fugen mor
Mas ies nom par qan son gen cors remire
Qe cil deia mi ni autrui ausire
Anz mes semblan qe cil deia guerir
Aiso qe fai tot autra mortz murir.

V So per quil sap et a de dins son Cor
Qe dompna a ualor e prez e be
E so per chom lenansa e la mante
E la defen qe non dechai ni mor
li salue dieus aitant quant ieu desire
E prec sil platz quel eissa ne saire
Nils enemics non fassa esiauzir
(Sobrels sieus faics faichs ni sos amics marrir)
Sobrels sieus faichs ni sos amics marrir.

VI Ja nous cuides dezirs quieu uos adire
Nim sia grieu car uos soi francs seruire
Ses guizardos car sil cara desir
Vos mi fal tort qe ma uiaz fenir.

fol. 5 v°, col. a

2. Nucs de saint Circ

I Nuilla ren que mestier maia
Mas quant un pauc de saber
Non ai de far chanson gaia
Queu non ai ioi nil esper
Damor (d) ni dautras rasos
Non es auinens chansos
Mas del ben queu ai uolgut
E del mal quieu ai agut
E del desir don me duoill
La farai puos far la uoill.

II Quant hom plus ue ni essaia
Ni sen ioi ni desplaser
Plus deu gardar no satraia
Lan don ioi non pot auer
Cara es una sasos
Qe mal rent hom guierdos
El seruiszi son perdut
E ben faich desconegut
Et amors uol et acuoill
Aicels que mais an dorgoill.

III Greu trob hom Domna uerara
Ni qes uoilla en car tener
Ni amic de cui seschaia
Que deia ioi conquerer
Mas los fals feingnenz gignos
Tenon las falsas ioios
Eill fin son per lor tensut
Qeu nagra ioi recebut

Sel mieu fin ferm franc e scuoill
Vires en lor fraich fals fuoill.

IV Ses prometre e senes paia
Si pot Dompna decazer
Si fai semblansa queil plaia
Aizo qe noill deu plaser
Que de semblans nais ressos
Mals don intron en tensos
Tal qe san gran ben volgut
E non creiatz quieu descut
Aisso quauran uist miei oill
Ni pois sia aitals cum suoill

V Mas per ren qom men retraia
Ni queu i puosca uezer
Non ai re per quieu nestraia
Mon fin cor ni mon uoler
Camics humils amoros
Fins francs desauenturos
col. b
Soi cades maura nogut
So qem degrauer uolgut
Qar nom biais nim destuoill
Non ai ioi nim prenc nim cuoill.

VI Et on plus ella mesglaia
Nim fai plaingner ni doler
Jl ri e chanta e sapaia
Es dona gauch e lezer
Jl mes mala eu li soi bons
Eu soi aignels, il leons
Jl ma lonc Temps uil tengut
Eu lei car il ma uencut
Eu no la uenz ni ram tuoill
Si tot il me desacuoill.

VII Reina sancha ragos
E tolsans (Et) et auignons
Son gen per uos reuengut
E dieus faus tan de vertut
Qel vostrhonrat ric Capduoill
Trobem flor, e frug, e fuoill.

3. Nucs de Saint Circ

I Nuls hom no sap damic tro la perdut
So qe lamics li ualia denan
Mas quant lo pert e puois es a son dan
El noz aitan cum lauia ualgut
Adoncs[1] conois qe lamics li ualia
Per quieu uolgra madompna conogues
So quieu li uail anz qe perdut magues
(So) E ia pueissas al sieu tort nom perdria.

II Ben sai qe sieu lagues aitan nogut
Cum lai ualgut ni son prez trach enan
Ben agra dreich qem uolgues mal plus gran
Ca nuilla ren per quieu ai (cong conogut) conogut
De Madompna qe mais me noseria
Ab leis lo mals no mi ualrial bes
Per que magra mestier se ieu pogues
Qe men partis, mas per dieu non poiria.

III Que samors ma si dousamen uencut
Qez eu non puosc ni ai negun Talan
Que ia de leis qe mausi desiran
Parta mon cor ni len uir ni len mut
Anz si en pren e si ferma quec dia
Per quel fera chausimen sil plagues
Pois tan soi sieus, si per sieu mi tengues
Puois fezes en com del sieu a sa guia.
fol. 6 r°, col. a
IV Amors tan ai uostre uoler uolgut
E tant ai faich lonc Temps uostre coman
Qanc nom trobest en ren uas uos tiran
De tan ric ben cum maues couengut
Deses men un anz que del tot mortz sia
Quen tot lo mon non es tan petit (ben) bes
Amors que sol de madompnam uengues
Qe nom des ioi, e nom tolgues feunia.

V Sella (nom) nom ualia autra no maiut
Ni macuoilla, nim fassa bel semblan
Qe sil nom uol autre ioi non deman
Ni sem uolia amors faire Drut
De nuill autra (e) ies ieu non openria
E si en leis fail dic que amors non es
Ni chausimenz ni bontatz ni merces
Ni franquesa el mon ni Cortesia.

VI En Sauaric ies mamor non partria
De mon amic per ren chom men deisses
Entro quez eu de uer (prat) proat agues
Si es uertatz aiso chom men diria.

[1] *Diese Zeile ist nachträglich eingeschoben worden.*

4. Nucs de Saint Circ

I Anc enemics quieu agues
Nuill Temps nom tenc tant de dan
Cum miei oill e mos cors fan
E sieu ai per lor mal pres
Jll noi an fag nuill gasaing
Quel cors en sospiren plaing
E illoill en ploron souen
Et on chascus pietz en pren
Plus uol chascus obezir
Lai don sentol mal uenir.

II Per que magrops sieu pogues
Al cor et als oils que*m* fan
Auer de ma mort Talan
Fugis mas eu non puesc ies
Anz martur emacompaing
Ab lor e fis sers remaing
A la dreich gai cors plazen
A cui son obedien
E uoill honrar e blandir
E gen lauzar ses mentir.

III Mas un aitals sazos es
Qe li plus lial aman
E cel qamon ses enian
Son soanat e mespres
Mas tot ceil a cui so fraing
col. b
tot quant adamor sataing
Son volgut e non es gen
Qamors fais sa lui iauzen
Qui non sap los bes grazir
Els mals quant los sen sofrir.

IV Mas de mi uol cui ten pres
Qe fassa tot son Coman
De leis qe nom uol nim blan
Nil plai res canc mi plagues
Caissim pren com pres galuaing
Del bel Des astruc estraing
Cui li auenc far conuen
Qe fezes son mandamen
Et il non dec far ni dir
Ren qeil degues abellir.

V Ab aital conuen en pres
Sui Sieus qe als non deman
Mas consir e uauc pensan
Com eu son plazer fezes
Quel dich fenisan remaing
Que di qe braus cors safraing
Qui gen lo Seru homilmen
Per quieu ies nom espauen
Tan lai cor de gen seruir
Qella iam laisse morir.

VI Mas pero piez de mort es
Qui uai languen desiran
Et aten e non sap quan
li volra ualer merces
Et ai piez per quem Complaing
Qen un iorn fenis e fraing
So com en conquier greumen
Damor et al mieu paruen
Degra poingnar al tenir
Aitan cum al conquerir.

VII Seigner Sauaric mout plaing
.C. ardacor car per estaing
Camiet son aur fin ualen
El Clar maragde luszen
(Peruen) Per ueire scur qe lusir
Non pot mais ni resplandir.

fol. 6 v°, col. a

Nucs de saint Circ si amaua vna Dompna de Treui-|sana qe auia nom dompna Stazailla, E si la | serui e la honoret de lausor e de prez . e fez | de bonas chansos della & ella recebia en | grat lamor el prec el entendemen; el ben dich | de lui el dis de grans plaisers, eil promes | (mais) mains bens plasens . Mas ella si fo | vna Dompna qe uolc qe tuich lome qe laui-ren qe fossen donor e de be, entendessen en | ella : & a totz soffri los precs : e los enten-demens e a totz prometia plasers a far et | a dire : e sin fez a parecle : Nucs sin fo | gellos daiso qen ui e qen ausi, e venc a | gerra et amescla cum ella : mas ella era vna Dompna qe no temia blasme ni ru-mor ni mal dit : gran Guerra li fez longa | saison . et ella pauc la presaua : E Nucs | atendia tot dia qella queris patz e concordio | E qel entres en tal raison cum ella qel | enfeses una chanson auinen . E ui qe | noil uenia . El enfez de la raison qel | auia vna chanson qe diz : Longamen ai | atenduda.

5. Nucs de Saint Circ.

I Longamen ai atenduda
Vna razon auinen
Don fezes chanson plazen
Mas en car no mes venguda
E sieu uoill de la rason
Qui eu ai far uera chanson
Ella sera mieg partida
Chansos ioiosa e marrida
Lauzan del be cai augut
E plaingnen cai lai perdut

II Cui dieus uol ben si laiuda
Cami uolc ben loniamen
Qem det un ric ioi iauzen
De uos cara ai perduda
Ai dieus tan plazens mi fon
lo iois e tant mi saup bon
E tant aic auinen uida
Mas[1] a ora mes faillida
Quiem sen daut bas cazegut
El cor de tot ric ioi mut.

col. b

III Del honor qai receubuda
Del uostre cors couinen
Ai mon cor trist e dolen
Qar ueg qel uolers uos muda
qauias en la saison
qan dieus uolia mon pron
Atan mi dol la partida
E si lamors es fenida
Mal ai uostre cor uezut
El ben qei es conegut

IV Folla Dompna[2] pensa e cuida
Qe leu prez so qeil deissen
E per fol nesci paruen
Ai uista tal decaçuda
Que staua en ric Resson
De uallor e de faisson
Car scella cui foudatz guida
Cuia esser enrequida
Qan ue qe siei faich menut
Intron en Crim et en brut.

V E puois Dompna es deiscenduda
Per blasme de faillimen
Noia puois reuenimen
Qhonors de loing la saluda
Car de uista faillison
(Troba cor chascus el Crida)[3]
Troba Dompna grieu perdon
Anc li cor chascus el crida
Et anz que torn en oblida
Lo crims a tan corregut
Qel es tornat en reffut.

VI Dompna si os es irascuda
Vas mi ies nous mi defen
Nius me tuoill ni os uauc fugen
Cancs puos uos (ai co) aic conoguda
Non agui entension
Cab autra si ab uos non
Trobes capteing ni guerida
Car uos (u) mes tant abellida
Qe non uoil ses uos maiut
Dieus nim don ioi ni salut

VII Lai on non es conoguda
Dreitura fai faillison
Qui uai demandar rason
E lai on blasmon faillida
De gresser honors (grad) grazida
Mes ieu ai tart conogut
So qem noz nima nogut.

fol. 7 r°, col. a

6. Nucs de saint Circ

I Ai cum es cointre gaia
E cortesa e plazens
E dazaut a totas gens
La bella de cui eu chan
Mes ops qe daital semblan
Con ill es fassa chanson
Cointre gaia ab plaizen son
Que li man lai. qe lau dire
lo desire qez eu ai
de uczer son gent cors gai.

II Desir nai (eu) ieu e conssire
E pensament et esglai
Car non la uei et esmai
Canc nuilla sazos non fo
Seu ui sa gaia faichon
Quieu anc Trebailla ni dan
Sentis ni mal ni affan
Aitan (dos) dousamenz mapaia
Qanz quieu aia de turmenz
Sos francs cors humils paruens.

III Ja nos cuit qez eu retraia
Vas altra qel cors el sens
El desirs el pensamens
Si acordon dun talan
Cus quecs la uol ela blan
Car ies oblidat non son
Li Dich nil faich nil si nil non
Nil beil semblan nil douz rire
Nill sospire, nill essai
Nill douz man nil plaisen plai.

IV Sos amics e sos seruire
E sos hom sui e serai
E dompna uista non ai
(Nulloc) Nul loc ni sai on eu son
Qe mais de leis un cordon
Non ames o sol un man
Qeu chai prezes de ioi tan
Con pren cel qe si donz baia
Ni quei iaia que cosenz
Mes totz autre iauzimenz.

V Jes per lauol gen (sauaia) sauaia
Cui desplai iois e iouenz

[1] *Verb. aus* Mais. [2] *Verb. aus* Domna.
[3] *Die folgenden beiden Verse stehen am Rande.*

Ni per los mieus mals uolenz
Qe uan mon mal enserchan
No man mon ioi amerman

col. b

Anz li dic que per raso
Deu per els uoler mon pro
Com deu faire dont sazire
(E quentire) E quentire a cels lai
A cui sos plazers desplai.

VI Dal fin de clara rason
(Aai) ai er faicha ma chanson
Per so que poscatz deuire
Et ellire com eu ai
Vas leis mon fin cor uerai.

7. Nucs de saint Circ

I Anc mais non ui Temps ni sason
Ni nuit, ni iorn, ni Ann ni mes
Que tant con er fai mi plagues
Ni on tan fezes de mon pro
Qer sui estort amalamor
On merces ualer nom podia
E sui tornatz lai on deuia
On trob franqesa (ni) et honor
E leial cor duna color.

II E puos[1] mi donz ma faich perdon
Ni mi a plaideiat merces
Sieu iamais faz res qa leis pes
Ja puois merces no me rason
E sieu anc iorn amei aillor
No mes grieu ni a leis no sia
Qer lam mil tanz quieu no solia
Que lai apresi qual follor
Fai quis part de son bon (Seignor) Seingnor.

III Ben sai qe ies dignes non son
Sieu mil tanz de mals nagues pres
Que non ai e tot Temps (ag) agues
Faiz a mi donz queil saubes bon
Qe lam per perdones sa clamor
Mas hom forsaiz qan somelia
Deu trobar merce sis chastia
Qe li peneden peccador
An sus el (ciel) cel lo ioi maior.

IV Jes noill posc rendre (guid) guiardon
Dels iois ni del gauz ni dels bes
Que mi donz ma faich ni promes
Mas daitan dechai oneu son
Sopplei lai on es e ador
E puois recort mil ues lo dia

fol. 7 v°, col. a

Sos dich, sos faich, sa cortesia
Els oilz clars qes plens de dousor
Quem tiron dousamen uas lor.

V E si tot lautra falsam fon
Ni failli ues mi ni mespres
Da questa no quo fezes
Mas car sai com tan la somon
Damar eu me don gran temor
Cam aillors en ai gelosia
Qar sel qe ten en sa baillia
Castel ab maint demandador
Del perdre deu auer paor.

VI Chansos enanz qe ans aillor
Analazais dautier ten uia
Quieu uoill qe sapcha de qual guia
Mestai ni cum me uai damor
Ni cum ieu sui partitz derror.

8. Nucs de Saint Circ

I Ses desir e ses rason
Que non ai don sia gais
Me uen en mon cor emnais
Vn (Dos) dous uolers quem somon
Quieu chan e fassa chanson
E quem done solatz et alegransa
E sia gais e qem faza semblansa
Qe dalegrier uen hom en bon esper
E de bon esperansa en gran plaszer.

II Vers es que longa sason
Ai estat en granz esmais
Cargatz dira edesglais
En guerra et en Tenson
ab celleis que mala fon
Aitan plaisens e de bella coindansa
Qel cor mausi la dousa remembransa
Mas mal mon grat segon quieu fas parer
Tom[1] leis quieu plus desir en non caler.

III E si nai mon cor (flo) felon
Nim plor nim plain nim mirais
Per leis que samor mestrais
Mi ni leis non (occ) occhaison
Qaitals ai estat e son
Que anc damor non aic gran benenansa
Que nom tornes en dol et en pesansa
Ni anc nuill Temps non puoic gran ioi auer
Qel ioi en dol non fezes remaner.

[1] *Verb. aus* puois.

[1] *Am Rande* uel Torn.

col. b

IV Del mieu dan feira perdon
Que no men clamera mais
Mas al cor ai ire fais
Quant uei duna Dompna pron
Don salegron tuit li bon
Que prende si del autrui tort ueniansa
Tal don sos prez et il torna en erransa
E pros Dompna no[1] degra dechazer
Se ni son prez per autrui far doler.

V Et eu soi daital faisson
Quanc uas Dompna nomatrais
Beutatz, ni valors, nj jais
Pos[2] fez de se amains don
Que puos[3] dona entension
Dompna a chascun eu non teing ad honranza
Lonor quil fai car ses dar esperansa
Pot ben dompna qe a sen e saber
Saluan sonor maint amic retener.

VI Ben volria saubes (per) per deuinansa
Scel queu desir la dousa desiransa
Cai en mon cor del sieu gen cors uezer
On son complit tuich auinen plazer.

9. Nucs de saint Circ

I Enaissi cum son plus clar
Qe non solon mei consir
E plus honrat mei desir
Dei plus plaisen chanson far
E si eu tan plaisen chanso
Faz cum ai plaisen raiso
Ben er ma chansos plaisens
E gaia et auinens
Queill dich eill faich eill ris eill bel semblan
Son auinen de uos per qui eu chan.

II Per quem dei ben esforsar
Ab lausar et ab ben dir
De vostre ric prez grazir
E dei amor merceiar
Car de me uos a fatz do
Car bem ren ric guierdo
Dels grieus durs mals traics cosens
Els dols plasens pensamens'
Que ai de uos que am e uoill eblan
E fuich e sec, e desir e soan.

III Sens uos me fai soanar
Que no men mostr aiauzir
ad aut men fai abellir
Dompna e uos me fai desirar.

fol. 8 rᵉ, col. a

(E) E sec uos car mes tan bon
Qan remir uostra faisson
Eus fuiz pel briu de las gens
Eus blan car es tan valens
Eus uoil com per seruir der enan
Eus am car uei ca mon cor plasez tan.

IV Seu uolia ben lausar
Vostra ualor ses mentir
El honrar el acuillir
E uostrauinen parlar
E las beutatz (queu) qen uos son
Eill bel si, eill plasen non
Els rics gais Captenemens
Ben sabrial mens sabens
Quals es per quieu no uos uoil lausar tan
Com mostra uers ni com ai en Talan.

V Jes no mausi consirar
Quieu uos prec ni os aus dir
Con me faiz languen morir
Ni nom uoill desesperar
Qen la vostra entension
Son rics puos[1] ai sospesion
Qamors qels rics autz cors uens
Me puosca aitan leumens
De uos donar so quieu de uos deman
Con mi per uos far morir desiran.

VI Bella Dompna ies nom par
Qom deia mais obedir
Autra dompna ni seruir
Endreiz damor ni honrar
Et ab plaisen saszon
Cel qes en uostra preison
Qel uostrumils (fan) francs paruens
Fai dels cors mortz uius iausens
El mal que datz son ben, e pro li dan,
E lira iois, (er) e repaus li affan.

VII Na Saluaga mout es gens
Vostre bels Comensamens
Queill dit son gai, e li fatz ben estan
El Cors plasens, e dauinen semblan.

10. Nucs de Saint Circ

I Seruit aurai loniamen
Homils francs sers e leials
Amor don ai pres grans mals
Ira pena, e Turmen

[1] *Verb. aus* non. [2] *Verb. aus* Pois.
[3] *Verb. aus* puois.

[1] *Verb. aus* puois.

col. b
Greu mal traich ses nuill esmenda
Mas (anc) an car uol quieu atenda
Amors sa dura marce
Per saber sinaurai be
Suffren anz cautrui mi renda.

II Amarai doncs finamen
Puos[1] fins amars no mes sals
Non ausarai esser fals
A lei caissjm[2] uai (uoluen) uolen
Conseill mes ops qeu enprenda
Mas amors ditz qanz me penda
Qe ia li menta de re
Mas dretz es cabaital fe
Cum il Compra quieu li venda.

III Mas ies uas leis nom defen
Rasos dreiz amors ni als
E sill platz mos dans mortals
E lo sius quier eissamen
No creia quieu lo Contenda
Queu uiu de paubra prebenda
Que non ai poder de re
Qar cill la cal cor ab se
E no uoill qom lim defenda.

IV Esforz faz doncs car menten
Ni (car) car i perc mos iornals
En leis don uista si uals
Ni pres ni loing non aten
Si donc noill platz que sestenda
En lei merces ei descenda
Esser pot mais non o cre
Car quils mieus mans non rete
Non par (qe lo) que los seus mentenda.

V Oillz Clars ab boca riszen
Dens plus (blancs) blanchas cuns cristals
Neus blancha non es tals
Com sos cors rics de iouen
Blancha e uermeilla ses menda
Es la caira sotz la benda
Tot (u) i es qant i coue
Honrada Sor tota re
Si, que noia chom reprenda.

VI De ma vidam faz esmenda
Bella de dura merce
Ab sol qe suffratz de me
Quieu *per* uos al cel entenda.

fol. 8 v°, col. a
VII (E) En Sauaric part e uenda
Chansos uai dir de part me
Quel el sabra ben sim ue
Seill taing que fuga o attenda.

[1] *Verb. aus* Puois. [2] j *aus* a *verb.*

11. Nucs de saint Circ.

I Estat ai fort loniamen
Vas leis ques falsa leials
Et ai soffertatz ma*n*s mals
Per so nai pres maint Turmen
E non quier don ni esmenda
Ni mais nom plaz quieu attenda
A cort ni dura merce
Ni plaser ni ioi ni be
Qe suffren amors mi renda.

II Quieu la serui finamen
Canc mos seruirs nom fo sals
Quanc noill uolgi esser fals
Nim anei uas lei uoluen
Mas autre conseill (tani) taing prenda
Tal qez eu uoill chom mi penda
Si mais lobedisc en re
Qar dreiz es en leial fe
Caissi chom hom compra uenda.

III Mon cor li loing eill defen
E pens oi mais chascus dals
E plasaill mos dans mortals
Cami plaz lo sieus eissamen
E noi ai autra contenda
E uoill que done preuenda
Aital cum donaua me
A tal qe la lam ia se
E qel uas leis se deffenda.

IV Totz hom qen folla senten
En fol despen sos iornals
Mas ami (uai) uai ben siuals
Car ren noi quier nin aten
Ni mais nom platz que sestenda
En leis merces ni deiscenda
Car qui bon conseill non cre
El mal acuoill e rete
Non par bon parlamen tenda.

V Per so don ill uai risen
Torna sos safirs cristals
Que sanatura es tals
col. b
Que mal despenson iouen
Et auraill ops en breu menda
En la caira sotz la benda
Mas mi no taing ni coue
(Qeu) Qeu diga de lei tal re
Dont autra Dompnam reprenda.

VI Non uoill mais don ni esmenda
A cort ni dura merce
Ni mais non creza de me
Qeu per leis al cel entenda.

12. Nues de Saint Circ

I Tres enemics e dos mals Seingnors ai
Qus quers poinga noit e iorn cum mausia
Lenemic son mici oill el cors quem fai
Voler cellei cami non taingueria
El us seingner es amors qen baillia
Ten mon fin cor, e mon fin pensamen
Lautre es uos Dompna (en) en cui menten
A cui non aus mon cor mostrar[1] ni dir
Cum mausiez denucia e de desir.

II Que farai donc Dompna qe sai ni lai
Non puosc trobar ren ses uos qe bom sia
Que farai eu cui serion esmai
Tuich autre ioi si de uos nols auia
Que farai eu qui chapdella e guia
La vostramors em fug em sec em pren
Que farai eu cautre ioi non aten
Que farai eu ni on poirai gandir
Si uos dompna nom uolez retenir.

III Com durarai eu que non puosc morir!
Ni ma uida no mes mas malenansa
Com durarai eu qui uos faitz languir
Desesperatz ab un pauc de speransa
Com durarai eu que ia alegransa
Non aurai mais sino men ues de uos
Cum durarai Dompna quieu son gelos
De tot home qe uai uas uos ni ue
E de totz cels a cui naug dire be.

IV Cum uiurai eu qe tan coral sospir
Faz noit e iorn que mouon de pesansa
Com uiurai eu qui non pot far ni dir
Autra ses uos que (ia) iam don Alegransa
Com viurai eu qals non port en membranza
Mas uostre cors e sas plasens faisos
Els cortes ditz humils et amoros
fol. 9 r°, col. a
Com uiurai eu qe dals non prec de me
Dieu mas[2] (qu) qem lais ab uos trobar merce.

V Que dirai donc Dompna si nom mante
Fina merces si uals daitan quieu uensa
Ab mon fin cor et ab ma leial fe
Vostra ricor, e uostra gran valensa.
Que dirai eu si uos nom faitz suffrensa
Que dirai eu cautra non posc uezer
Quen dreich damor men poscal cor plazer
Que dirai eu, cautra el mon non es
Quem dones ioi per nuill ben quem fezes.

VI A la Valen Comtessa de proensa
Son sei faich donor e de saber
Eill dich cortes, eill semblan de plazer,
An ma chansos car cella de cui es
Me commandet calci la Trameses.

IV Raembautz[1] de Vaqueiras

Raembautz de Vaqueiras si fo fils dun paubre | Cauallier de proensa del chastel de Vaqueiras | qe auia nom peirors, (qe auia) qera tengutz per | mat. En Rambautz si se fe joglar et estet longa | Saison cum lo prince daurenga Guillem del baus | ben sabia e far coblas e seruentes. El princes | daurenga li fez gran ben e grant honor el | enanset el fez conoiscer e presiar a la bona gen | E uenc sen en Monferrat a Messier lo Marqes | Bonifaci et estet en sa cort lonc Temps, E cret | si de sen (armas) e darmas e de Trobar & ena-|moret se de la Seror del Marqes qe auia nom | Madompna Beatritz, qe fo (moiller) Moillier dEnric | del Caret E trobaua de lei maintas bonas chan- sos & appellaua en sas chansos bels Caualliers | E fon crezut qella li uolges gran ben per amor | E qant lo Marqes passet en Romania el lo mena | ab se e fez lo Cauallier E det li gran Terra | e gran renda En lo regisme de Salonic | E lai el mori.

---

[1] *Über dem* a *ein Strich (sic).* [2] *Verb. aus* mais.

[1] *Von hier ab andere Tinte und gedrängtere Schrift.*

col. b

1. Raembautz de Vaqueiras

I Saujs e fols humils et orgoilos
Cobes e larcs e volpils e arditz
Sui qan seschai, e iauszens e marritz
E sai esser plaisens et noios
E uils e cars e vilans e cortes
Aols e bons e conosc (mas) mals e bes
Et ai de totz bos aips cor e saber
E can ren faill fas o per non poder

II En totz affars sui sauis e gignos
Mas mi donz am tan qui en soi enfollitz
Cades lam mais on pietz mi fai nim ditz
Et ai orguoill car sai qes belle pros
E soi cobes cab son bels cors iagues
Tant qe plus larcs en son e mielz apres
E son volpils car no laus enquerer
E trop arditz car tan ric ioi esper.

III Bella Dompna tal gaugz mi uen de uos
Qe marritz uauc car non uos son (aiz) aizitz
Car per uos son tant als pros abellitz
Qe nuoion sen li maluatz e noios
Bem tenrai uil sab uos non ual merces
Quem tenc tan qar per uos en totas res
Qe per uilans men fas als crois tener
E per cortes als pros tant sai ualer

IV Damor dic mal e mas autras chansos.
Per mal qem fes la bella (engarna) enganairitz
Mas uos dompna ab totz ois[1] complitz
Me faitz tans bes qesmenda mes e dos
Camors e uos mauez tal ren promes
Qe ualc .c. dos cautra dompnam fezes
Tan vales mais per quieus uoill mais auer
E us tem perdre eus uoill mais conquerer.

V Jois e iouenz et auinens faissos
Domna el gens cors denseignamenz noiritz
Vos an prez dat ques pels meillors auzitz
E per ma fe si ma uentura fos
Qui eu ni mos chans ni mamors uos plages
Lo meils de prez auria tot conques
E de beutat e puesc o dir en uer
Qe per auzir o sai e per uezer.

VI Bels caualliers chausimenz e merces
El fin amors es sobre bona fes
Qes eu uos port me deuria ualer
En dreg damor, quautre ioi non esper

VII Na beatritz vostre bel cors cortes
El (grans) granz beutatz el fin prez *quen* uos es
Fai gen mon chan sobrels meillors ualer
Car es dauratz del uostre ric prez uer

[1] *Verb. aus* bois.

fol. 9 v°, col. a

2. Raembautz de Vaqueiras

I Leu pot hom gaugz e prez auer
Ses amor qui bei sai pognar
Ab ques gart de tal mal estar
E fassa de ben son poder
Per quieu si tot amors mi faill
Fas tan de ben con puesc e uaill,
E sieu pert Madompna e amor
Non uoill perdre[1] perz ni ualor
Qestiers puosc uiure honratz e pros
Per que nom cal far dun dan dos

II Pero ben sai sim desesper
Qel mielz de prez i des anpar
Camors fails meillors meillurar
Els plus maluatz pot far ualer
E sap far de uolpil vassail
E desauinen de bon taill
E dona amainz paubres ricor
E puois tan i trob de lausor
Eu son tan de prez enueios
Qe ben amera samatz fos.

III Mas pero men uoill estener
Camors tol mais qe non uol dar
Qe per un ben i ueg .c. mals
E mil pesars[2] contrun plaser
Et anc non det ioi ses trebaill
Mas conques uolua so egaill
Qe non uoill son ris (so) ni son plor
Puois non aurai gauz ni dolor
Si uals noil serai mals ni bos
E lais me star de (samors) samoros.

[1] *Verb. aus* prerdre. [2] *Verb. aus* pessars.

IV Pes totz bos aips uoil retener
Ja no remaigna per amar
Puois nom poira iois reprochar
Ni prez quels met en non caler
Ni quen ren ues lor manuaill
Cus amoros desirs massaill
Per tal qel mon non a gensor
E prenc en loc de ben lonor
Car uol quieu lau e mas chansos
Son prez e sas bellas faissos.

V Ja sa beutat ni son saber
Son bel ris ni[1] son gen parlar
Nom cug Madompna uendre car
Que ben puosc de samor tener
Mas qan si ue dinz son miraill
Color de robin ab Cristal
E car la lauson li meillor
Me cui dauer per seruidor
col. b
Cais conors mer si nomes pros
Mas non cug qe lam en perdos.

VI Ab cor fag uau mi donz uezer
Caram pot perdre e gasaignar
E si uol mos precs escoutar
Auram sempres a son uoler
E sin autra raison massail
Nos taing qem Tenson nim baraill
Ab lei mas pes dautramador
Et anc floris de Blanchaflor
Non pres comiat (tan) tan doloros
Com eu Dompna sim part de uos.

VII Jam ses Terra si damor
Non ai en breu gaug et honor
Jamais non serai amoros
E uiurai malgrat damor pros.

VIII Pero si Madompnam secor
Qes caps de prez e de ualor
Ben poirem estar ieu e uos
Honrat entrels Drutz Caballos.

3. Rembautz de Vaqueiras

I Ja non cuigei uezer
Camors mi destreinses
Tan qe dompnam Tengues
Del tot en son poder
Qe contra lor orgoill
For orgoillos consoil
Mas Beutatz e iouenz
E gentils cors plaisenz
El gai dich plasentier
De mon bel Cauallier
Man faig priuat destraing
E puois durs cors satraing
Ves amor en luoc car
Cap miels sa Dompna
Cumils trop amoros
De totas enueios.

II Ma Dompnam pot auer
E nuill autra non ies
Perso qe genser es
E car sap mais ualer
Caitals es cum la uoill
Qe ren noi met nin tuoill
Cuende gaie plaisens
E bella e auinens
Et a[1] bon pretz entier
E sen qan la mestier
E foudat la os taing
E nuls bes noi sofraing
fol. 10 rc, col. a
Cab faitz et ab honrar
Si fai a totz preszar
E lausar als plus pros
Qui vezo mais rasos

III E sim uol retener
Aissi con ma promes
Mout mes ben damar pres
Mas trop faz lonc esper
Qe del desir mi duoill
Qem mostron siei beill oill
E sa cara rizens
E sim des sos cors gens
So qab son conseil quier
Vencut agra sobrier
Da uentura galuaing
Qen sa merce romaing
Puois mi uolc autreiar
Qi eu la poges preiar
Et amar a rescos
En fezes mas chansos.

IV Dieus lam lais conquerer
E uaillam dreg e fes
Quieu siu del tot conques
Cab lei nom puosc tener
E puois uassal acuoill
Seingnor en son Capduoill
Quilles obediens
Pauc (desfortz) desforz fai
sil uens
Donc mi dons sim conquier
Cab fin cor vertadier
Li soi e sellam fraing
Mos couenz nuill gasaing
Not pot el mieu dan far
E fara sen Blasmar

[1] *Von hier ab andere Feder.*

[1] *Verb. aus* ab.

Sieu la seru en perdos
E pois les mos dans bos.

V Dompnaisom fai temer
Qem faill als gaugs en pres
Car mi son tan alt mes
Per qeu tem bas[1] cazer
Mas nom uest nim despuoill
Ab negun mal escuoill
Qe celanz e temens
Et homils e sofrens
Vos sui ses cor leugier
E ditz el reprouier
Chonratz bes mal refraing
Per cab uos ma compaing
(Qu) Qeil mal Seignor auar
Fan lo cor uassals baissar
El larcs enançab dos
Si e sos Compaingnos.

col. b

VI De solatz e dauer
Es largue nous faillres
Pros Dompna mas merces
E merceus uoil querer
Caprop la flor el fuoill
Nais darbre frug chom cuoill
E merces nais breumens
A pros ualors e sens
Qui franchamen lenquier
Et hom ia fai mainer
Dun esparuier gilfanig
Et eu queus mi Complaing
Non puos merce trobar
E dieus cum poc formar
Tantas bellas faissos
Lai on merces non fos.

VII Malam poc tant plaser
Vostre gens cors cortes
Quieu pert daltras mains bes
Cais sim deu eschazer
Car per uos mi destuoill
Con angui de se duoill
A cui fo souinens
La reinentre dens
Don la (fed) fadel (verger) vergier
Perdet et eu sofier
Eueill e plor e plaing
Per uos e pes em laing
Com pogues conquistar
E de (graun) graus gasaignar
Quieu perddautras per uos
Qe magran faich iotos.

VIII Bona Domna ualens
Corteis[2] e conoiscens
Non creiatz lausengier
Ni gilos mal parlier
De mi cab uos remaing
Cadautra nom complaing
Ni puosc mais domna amar
Mas seruir et honrar
Las uoill totas per uos
Qes plus belle plus pros.

IX Na Beatritz valens
Es bella e plasens
Eus donan (pres) prez entier
Domnas e cauallier
E qui queus acompaing
A totz si conlur taing
Sabez ben dir e far
Els meillors mais honrar
E sieu dic ben de uos
Assatz nai Compaignos.

fol. 10 v°, col. a

4. Raembautz de Vaqeiras

I Nuills hom en ren non faill
Tan leu ni mesaue
Com en loc on se te
Per plus asseguratz
Per que fai gran foudatz
Qui non tem so (caueni) cauenir len poiria
Queu cuidaua car amors nom tenia
Qe nom pogues forsar outra mon grat
Mas ara ma del tot apoderat.

II Tant es damor Taill
La bella qem rete
Com non lau ni la ue
Non si enamoratz
E doncs sieu soi forsatz
Nui cuides ies gran meraueilla sia
(Que) Qe sa Beutatz lai on il il si deslia
Venz (en) enaissi trestot autra beutat
Qom lo soleis venz tot autra clartat.

III Derrobis ab Crestaill
Me par qe dieus la fe
E delsieu dous ale
Lespiret sopchatz
Cab ditz enamoratz
Plens de dousor ab orguoill ses follia
Parla eri ab tan dousa paria
Cals amadors creis damar uoluntat
E fai amar cels qe non an amat.

IV E car eu tant non uaill
Con al sieu prez coue
Am la e dis me be

[1] *Verb. aus* bais. [2] *Verb. aus* Corteise.

Car men soi ad autatz
Cors non es tan presaz
Qe saualors al sieu ric prez pars sia
Pero Camors entrels amanz la tria
Lo plus leial nil miels enamorat
Nom cal temer son prez ni sa rictat.

V Mont sofri greu Trebaill
Cab pauc nomen recre
Mas aissom fai gran be
Con plus en su loingnatz
Mestai sa grans beutatz
Lai on laui en mon cor nueg e dia
El gens parlars e lauinens paria
Ab quieu domnei mantas ues en priuat
Com se cuia qeu aia dals pensat

VI Pros (Co) Contessa Biatriz non sabria
Dir tan de be qe mais en uos non sia
Qen uos ha deus tan de ben aiostat
Con per part na a las autras donat.

col. b

5. Raembautz de Vaqueiras

I No magrada yuerns ni (pascor) pascors
Ni clars Temps ni fueills de gairics
Car mos enanz mi par destrics
E totz mos maiers gaugz dolors
E son mal trag tuit mici lezer
E desesperat miei esper
E sun sol amors e domneis
Tener gai plus qe laigal peis
E puois damor mi soi partitz
Cum hom issilatz e (fai) faiditz
Tot autra uidam sembla mortz
E totz autres iois desconorz.

II Pos damor mes (faillida[1] dal fo f) failli dal flors
El douz fruitz el grans el espics
Don iauzi ab plaisenz prezics
E prez men sobrauez honors
En sabia entrels pros caber
Aram fai daut en bas chazer
E si non sembles fols esfreis
Anc flama plus tost non sesteis
Quieu for estenz e relinquitz
E perdutz en faitz et en ditz
Lo iorn qem uenc lo desconorz[2]
Qe non merma com qe mes forz.

III Bels armatz e bons feridors
Setges (e c) ecalabres e pics
E traucar murs nous et antics
E uenser batailllas e tors
Vei et aug e non puosc auer
Ren qem puesca damor ualer
E uauc sercan ab rics arneis
Guerras e cochas e torneis
Don soi conqueren enriquitz
E pos iois damor mes faillitz
Tot lo monz nom parri uns ortz
Ni mos chans nomes mais confortz.

IV Doncs qem ual conquistz ni ricors
Qui eu iam tenia per plus rics
Quant eramat e fis amics
Em passi ab nengles amors
Namaua mais un sol plazer
Qe sai gran Terre gran auer
Cades on plus mos poders creis
Ai maior irab mi mezeis
Pos mos bel Caualliers grazitz
E iois mes (loig) loingnatz e fogitz

fol. 11 r°, col. a

Don mais non naiscera conortz
Per qes maies lire plus fortz.

V Pero non comanda ualors
Si ben soi iratz ni enics
Quieu don gaugz a mos enemics
Tant qen perda prez ni lauzors
Qen quer puosc dan e pro tener
E sai dirat ioios parer
Sai entrels latins el grezeis
El Marqes qe les paçam seis
Gerreia blacs e drogoiz
Et anc puois lo monz fon bastitz
Nuilla gens non fes tan destortz
Com nos cui dieus a gent estorz.

VI Anc Alissandres non fes cors
Ni charles nil reis lozoics[1]
Tan honratz nil pros Naimerics
Ni Rolans ab so poingnedors
Non saubon tan conquerer
Tan ric emperi per poder
Com nos don pueia nostra leis
Qemperadors e ducs e reis
Auera fag e chastels garnitz
Props dels Turcs e dels Arabitz
Et vbertz los Camins els portz
De branditz tro al bras sain jorz.

6. Raembautz de Vaqueiras

I Eissamera ai guerreiat ab amor
Col francs vassals guerrera mal Seignor

[1] da *wieder ausgepunktiert. Am Rande* Peu. 27: [2] *Verb. aus* desconoitz.

[1] i *aus* r *verb.*

Qel tol sa Terra a tort per qel gerreia
E qant conois qel gerra pro noil te
Pel sieu cobrar pueis uen a sa merce
Mas (ieui) ieu ai tan de ioi cobrar enueia
Cas amor quier merce del sieu pechat
E mon orguoil Tornen humelitat.

II Gaugz ai cobrat merce de la meillor
Qem (restara) restaura lo dan cai pres (all) aillor
Qe samistat per plag mautre damor
Ma bona Domna e per beu me rete
Em promet tan per quiel reprochier cre
Com di qui ben gerreia ben plaideia
E ieu ai tant ab amor gerreiat
Tro cab mi donz nai meillor plaga trobat.

III Dompna ben sai si mercer nom socor
Qe (ai) eu non uaill tant queus taingnadamador
Qe tant ualez per qe mos cors feu-
col. b neia
Car non puesc far tan uos fatz cous cone
Al vostramic, e per tant nom recre
Qauszit ai dir qe vassals pois derteia
Deu poigner tan tro fassa colp honrat
Per qeus enquis pois magnes conseil dat.

IV El mon no a rei ni emperador
Qen lei amar non agues plag dhonor
Car sa beutatz e sos prez Seignoreia
Sobre totas las pros domnas com ue
E miels senanse genseis si Capte
E miels acuoill, e miels parla e domneia
E mostrals pros son sen e sa beutat
Salua Sa honor e reten de totz grat.

V Li sieu bel oill plasen galiador
Rison de so don ieu sospir e plor
El ioues cors qe tan gen si condeia
Mauci amant tals enueia men ue
E sieu ab leis non puesc trobar merce
Mais non creirai ren quieu auia ni ueia
Nim fiszarai en Dompna daut barat
Ni ia non uoill cautram don samistat.

VI Sieu non soi rics contra uostra ricor
Ni pro ualenz a uostra gran ualor
Mon poder fas e soi sel qeus merceia
Eus[1] serui eus blan euos am mais qe me
Em gart de mal e mes fors de tot be
Per uostramor car miels mi par qe deia
Pro domnamar pro Cauallier prezat
En dreich damor qun ric outra cuidat.

VII Na Beatriz las meillors an enueia
De vostre Sen, e de vostra beutat
Que gensa uos el Seing e Monferrat

VIII Pros Caualliers vostramors mi gerreia
E[2] prec amor e franchomelitat
Caissi os uensa com uos maues sobrat

7. Raembautz de Vaqueiras

I Guerras ni plais non son bon
Contramor enuill endreg
E sel fabrega per freg
Qen uol ses dan far son pron
Caissim uol amors ausire
Com ausil sieus seigners mals
Qant sa guerra les mortals
E sa pas piez de martyre
E sanc jorn fom enemic
Anc Tibautz ab lozic
Non fez plaig ab tans plaiszers
Com eu qant sos tortz mesders.

fol. 11 v°, col. a

II Car per esmende per don
Ma sobrels amans eleg
Madompna on son tuit bon deg
Pauzat en bella faisson
Don muer dira e de consire
Car nom ne stai cominals
Amors cab sospirs corals
Maucil beus semblans traire
De lei cui am ses cor ric
Cab iouen guerreiantic
Quil ual sobre totz ualers
Som mostrauszirs e uczers.

[1] *Am Raude* Pet. 35. *Strich von* Sieu *bis* Na. [2] *Am Raude* Pet. 124: *Strich von* Pros *bis* Guerras.

III E non es ni er ni fo
Genser de neguna leg
Ni meiller per quieu en pleg
Lo (mieu) mieu oc el uostre no
E si fos de plus iauzire
Al Dieu damor for egals
Qel sieu paradis soi sals
Car uos soi hom e seruire
Qel sieu meillor san prezic
Mas fals lausengier enic
Man tout als precs mans plaszers
Aissim tol mans gauz temers.

IV En loc de fag daut Baron
Vos am eus prec eus domneg
El uostre bel cors adreg
Laus egart a cui ni con
E can puesc ben far noi tire
Qesser deu uostramics tals
Qe sientrels pros Cabals
E car sofrez qeus desire
Cuig esser pars del plus ric
E car dautra me fai dic
No mo fai far non calers
Mas uostronratz cars temers.

V Can pes cals es ni qui (son) son
Bem son mes en ordres dreg
E sieus qe non deg
Sa gran beutat no chaiso
Qem forsa em fai lorgoil dire
E sa colors naturals
Cades gensa e noi mesclals
Mais gais solatz ab douç rire
E puois tant amar sem gic
Pauc enansel mieu Destric
E sil sieus bels ditz es uers
Tot don ual mos bos espers.

col. b

VI Si mesta ses a rason
Bella Dompna ni a dreg
Ja nom tengras tan destreg
En vostrhonrada preison
Don non ai poder quem uire
Anz soi tan fis e leials
Ves uos qe uas mi soi fals
E os am tant qe mi na ire
E sieu non fas tan ni dic
Com sataing al uostramic
Als fatz men sofraing poders
Et als uostres laus sabers.

VII Lo rics prez sobre cabals
De na Beatritz es tals
Chom nol pot tot lauzan dire
Mas en dreg damor uos dic
De mon bel Caualier ric
Camais de prez et es uers
Aissi nag ieu mos plazers.

VIII Dompnal bos conseils mer mals
Qem dest si nom donatz als
E car non laus contradire
Don uos lonrat conseill ric
Del emperador frederic
Caissim taing mais de plazers
Con soi damanz lo plus vers.

8. Raembautz de Vaqueiras.

I Ara pot hom conoiscer e proar
Qe de bons faitz rent dieus bon guierdon
Cal pro Marches na fait esmende don
El fai son prez (sop) sobrels meillors puiar
Tan qel crozat de franse de Campaigna
Lan quist a dieu per lo meillor de totz
E per cobrar lo sepulcre la croiz
On Jezus fon quil volc en sa compaigna
Lhonrat Marqes e dieus al dat poder
De bons vassals e de Terre dauer
E de ric cor per far miels soqel (taig) taingna.

II Tant a dhonor e uol honratz estar
Qel honra dieu e prez e mession
E si meseis qe seran mil baron
Ensems ab lui de totz si sab honrar
Qel honrals sieus et honra gent estraingna
Per qes de sus cant lautre son sotz
Catal honor a leuada la croz
Qe nom par ies mais honors len sofraingna
Ca honor uol est segle lautrauer
E dieus al dat gieng e fors e poder
Cols aian dos e tant can pot sen laingna.

fol. 12 r°, col. a

III Cel qe fes air e sel e Terre mar
E caut e freg e pluie uent e tron
Vol qel sieu guit passon mar tut li bon
Si conguizet Melchion e Gaspar
En Bethleem qel plan e la montaingna
Nos tollon Turc e dieus non uol dir motz

Mas a nos taing per cui per cui fon
mes en croz
Qe lai passem e cui qe sai remaigna
Vol saol vide sa grieu mort uezer
Qen lag pechat estam com deu temer
Don qecs er soutz Qen flum iordan
si baigna.

IV Dieus si laisset uendre, per
nos saluar
En suferc mort en resceup passion
E launiron per nos iuzieu fellon
En fon batutz e liatz al pilar
En fon leuatz enl trau qer en la
faingna
E correiatz ab correia et ab notz
E coronatz de spinas en la Croz
Per ques ben fols chascun qel dan
non plaingna
Qens fan li Turc quens uolon re-
tener
La Terron dieus uolc mortz e uius
iazer
Don non neschai grans guerre granz
mesclaingna.

V Mas tant nos fai nostre pechat
trobar
Qe mort viuem e non sai dire con
Qun non ia tan gaillart e tan bon
Sia un gauh non aiautre pesar
Cuei non es gauz caira non sof-
fraingna
Qen contrun gauz al plus rics mil
corrotz
Mas Dieus es gauz per con si seignen
crotz.[1]

VI Nostres tol guit sainz Nico-
laus de bar
Eil campanes dresson lo confanon
El Marqes crit Monferrat e leion
El Coms flamencs flandres als granz
colps dar
E fierai qers despaz e lansai fraingna
Qe leu aurem los (tru) turcs totz
mortz e rotz
E cobrarem en cam la vera croz
Cauem perdut eill valent Rei de
Spaigna
Fassan grans ostz sobrels mors con-
querer
Qel Marqes uai host[2] e siege tener
Sobrel Soudan e passen breu Ro-
maingna.

VII Bel Cauallier per cui fas
sons e motz
Non sai sim lais per uos nim leu
la Croz
Ni sai com an, ni sai cum men Re-
maingna.

col. b

9. Raembautz de Vaqueiras.

I Eram requier sa costume son us
Amors per cui planc e sospir e ueill
Ca la gensor del mont ai quist con-
seill
Qem dis qeu am tant aut con puesc
en sus
La meillor Dompna e qellam ues
fianza
Conors e prez mer e pros e non dan
E car il es del mon la plus prezan
Ai mes en lei mon cor e mentendenza.

II Jes mos engles nom blasme ni
mencus
Sim part per lei daurenge del mon-
teill
Caissim don dieus del sieu bel cors
conseill
Las miels ualenz ualon de leis en ius
E sieu fos Reis dengle Terre de
franza
Loingnera men per far tot son Co-
man
Tant la deszir el honr el seru, el
blan
Car es la res on es ma desziranza.

III Anc non amet aitan con ieu
negus
Ni tan pro Dompna car nol trob
pareil
Mentent en leis cam mais lo sieu
conseil
Mais qe Tysbe non amet piramus
Qe iois e prez sobre totas lenansa
Qe als pros es plaisenz et acuidans
Et als autres es dorgoillos semblanz
Larga dauer e de dura cuidanza

IV Anc perseual cant en la cort
dartus
Tolc las armas Al Cauallier vermeill
Non ac tal gaug con ieu del sieu
conseill
Mas il me fai morir si con muor
Dedalus
Car som ueda de qem dona bon-
danza

[1] *Vier Verse, die nur durch Punkte angedeutet sind, fehlen.* [2] *Verb. aus* hostz.

Mi donz qes pros cuenda e ben estans
Richa e gentil ioues e gen parlanz
De bon solatz e de bella semblanza.

V Bella Dompna ai tant arditz o plus
Fui qan uos quis la ioia del Caboill
E qem desses de vostramor Conseill
Non fon del saut ater de Menadus
Mas ami taing mais de prez e dhonranza
Qen dreit damor fon lardimenz plus granz
Mas be deu far tal ardit vostramanz
Moira per uos on aia benauanza

VI Bels Cauallier en uos hai mesperansa.
E qar uos etz del mon la plus prozanz
E la plus pros non mi deu esser danz
Qar uos men dest conseill em fust fermanza.

fol. 12 v°, col. a

10. Raembautz de Vaqueiras

I Del Rei daragon conssir
Qe mantas genz lau lauzar
E totz sos faitz uei grazir
Donc ben meraueillar
Cossi pot far era tregas ne fins
Quanc chai Castels no fo per lui assis
Mas uolc guerra filz del rei de Tobia
Lo iorn qe uenc caualcar a peria

II Ci son pretz[1] uol enantir
Ges er nos deu acordar
Anz li deu ben souenir
Qel coms fez sancho passar
En proenssa e sil rei sa fortis
Mais (ner) ner Temps suz *per* totz sos enemis
Joues deu far guerra e caualaria
E quant er ueills taing ben quen patz estia.

[1] *Verb. aus* prez.

III Cui ogan ses mentir
Mon austoret amparar
Si qanc puois nol dec faillir
Troill fez sa Terra cobrar
Cella queill tol lo coms quessos paris
E sos oncles e sos peires uezis
Trenta Castels ten de sa Seingnoria
Mal er la fins se aqels noill rendia.

IV Amo Joan auçidir
Que fai naimeric iurar
Et an Bertran auenir
Per lo conte guerreiar
Totz tres gaban quels marcs els sterlins
Faran metre els enaps els bacis
El reis fara merce e gaillardia
Se Saint sile mante ela baçia.

V Guionet sim uols seruir
Lo[1] com tem uai saludar
E dicalui[2] uelc esdir
Tronsez angles guerreiar
Non li fis mal anz era sos amics
Mais defiçel *per* ponz de saint[3] Daunis
Si ren ma tolt puois *per*donat li sia
De tot aisso qeu tenc en mabaillia.

VI Quant quem fezes asiauzir
Amors eram fai plorar
Em tol maniar el dormir
Per uos dompna cui dieus gar
Nous puosc uezer mas beus sui francs e fins
Qautra del mon nom platz ni mabellis
Mais am de uos sol la bella paria
Que sautram des tot quant eu li querria.

col. b

VII Domna la meiller qanc hom uis
Ja no cuiges que mos cors uos trais
Mas am uos mais que mi ni ren qe sia.

[1] *Verb. aus* Lor *(?)*. [2] *Verb. aus* di calui. [3] *Unter* t *ein Art cédille.*

Breslau. Alfred Pillet.

(Schluſs folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Miscellen zur englischen Wortkunde.

1) Me. *awwerrmod* (Orrm). Die landläufige Deutung dieses Wortes als identisch mit *ōvermōd* (so z. B. noch NED.) ist lautlich unmöglich, und die präsumierte Bedeutung 'haughtiness' beruht ausschliefslich auf dieser falschen Etymologie und ist sonst keineswegs zu stützen. Das Wort, das meines Wissens in der übrigen englischen Litteratur nicht belegt ist, kommt bei Orrm nur einmal vor (V. 4720 f. in der Ed. von White-Holt, Oxf. 1878: *annd hete annd niþ annd awwerrmod it* (: þiss mahht) *drifeþþ fra þin herrte*). Ich halte das erste Kompositionsglied des Wortes für identisch mit ae. *āwerd,* wsax. *āwierd, āwyrd,* Part. Prät. von *āwerdan, āwyrdan* 'to corrupt, deprave' (vgl. ae. *awerd,* Sb. 'a spoiled or worthless fellow', Bosw.-Toll.). *awwerrmod* (< **āwerdmōd,* dessen mittleres *d* natürlich zwischen den beiden Konsonanten wegfiel) bedeutet also 'corruptness', was ja übrigens im Zusammenhange trefflich paſst. Als eine weitere Stütze für meine Erklärung möge der Satz *hē āwiert þæt mōd* 'corrumpit omnium' in der Cura pastoralis angeführt werden, aus dem erhellt, daſs auch ein wsax. *āwierd mōd* denkbar ist. Die Kürze des *a* in *awwerrmod* beruht selbstverständlich auf der folgenden schweren nebentonigen Silbe (vgl. Morsbach, Me. Gr. § 53), entweder schon in **āwèrd* oder in **āwer(d)mòd.* Daſs vor *w* im Dialekte Orrms Kürzung eintreten konnte, beweisen die Orrmschen *awwnenn* 'to shew, declare, (< ae. **éawnian,* vgl. me. *taunen* 'to point out' < ae. **téawnian*) und *strawwenn* 'to strew' (< ae. **stréawian*).

2) Me. *beđen* 'to ask' (Gen. Ex. 2498). Dieses Wort hält man ziemlich allgemein für altn. Lehnwort, indem man altn. *beiđa* 'to ask' vergleicht, s. Hilmer, Sprache der ae. Story of Genesis and Exodus (Gymnasialprogr. Sondershausen 1876) S. 4; Fritzsche, Anglia V, S. 83; auch Bradley-Stratm., Me. Dict., führt, obwohl mit einem Fragezeichen, altn. *beiđa* an. — In den notes zur

betreffenden Stelle sagt aber Morris: *beden* may be an error for *beden* 'to entreat'. Ich halte diese Vermutung Morris' für vollkommen zutreffend und *beden* für das einzig Richtige, zumal da das *d* sich leicht erklären läfst durch Einfluſs des folgenden Wortes *mede* (*to beden mede* 'to supplicate for mercy'). Übrigens muſs der Umstand in Erwägung gezogen werden, daſs der Schreiber sonst auch öfter *d* und *d* verwechselt, vgl. Fritzsche, a. a. O. S. 71 f. Das Verbum *bēden* (< ae. *biddan*) in derselben Bedeutung kommt übrigens in demselben Denkmal auch sonst vor: *beden*, Prät. Pl. 'asked for' 3169, vgl. Murray, NED. *s. bid*. Zur negativen Seite der Frage mag hervorgehoben werden, daſs, wie ich in einem anderen Zusammenhange erweisen zu können hoffe, so gut wie keine sicheren Beispiele vorliegen, wo altn. *ei* in Lehnwörtern durch me. *ē* wiedergegeben wird.

3) Ne. *scrip* 'a bag'. Für dieses Wort ist mir nur eine Etymologie bekannt, und zwar die aus altn. *skreppa* 'a bag', vgl. z. B. Skeat, Et. Dict., Bradley-Stratm., Me. Dict.: Kluge, Grdr. d. germ. Phil. I, S. 786, 2. Aufl. S. 934. Dagegen läfst sich aber vieles einwenden. Zuerst wäre der Vokalismus auffallend. Abgesehen von ganz vereinzelten Fällen aus später me. Zeit (Morsbach, Me. Gr. § 109 u. Anm. 1), ist irgend ein me. Übergang von *e* > *i* vor anderen Konsonanten als Dentalen und Palatalen nicht nachgewiesen; solche Formen, wie ne. *nib* neben *neb*, beruhen, falls etymologisch identisch, auf später dialektischer Entwickelung, s. Erdmann, Språkvetenskapliga Sällskapets i Upsala Förhandlingar, 1882—85, S. 143. *Scrip* wird aber konsequent, und zwar schon im Altenglischen (ÆElfr. Hom.) mit *i* geschrieben, während in ne. Dialekten *skep* 'a large wicker basket' (me. *skeppe* s. Bradley-Stratm.) aus altn. *skeppa* (Wright, Grammar of the Dial. of Windhill S. 33, Rye, Glossary of East Anglia S. 197) das *e*, obwohl es denselben phonetischen Bedingungen unterworfen war wie in *skreppa*, sich doch bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Ferner läfst sich einwenden, daſs Schreibungen, wie aus den Wörterbüchern hervorgeht, mit *sch* im Mittelenglischen vorkommen, was bei einem nord. Lehnworte kaum zu erwarten wäre, und schliefslich, daſs der Gebrauch des Wortes im Altenglischen schon zu einer Zeit, wo die Mehrzahl der Bewohner Skandinaviens noch Heiden waren, und ebenso im Mittelenglischen ein christlich-kirchlicher[1] war. Ich halte deshalb das Wort für Entlehnung aus mlat. *scrippum* 'pera, sacculus, in quo, quæ ad victum necessaria erant, recondebant peregrini' (Du Cange), das aus sehr früher Zeit (Capit. Carol. Magni Lib. V, cap. 11, Synodus sub Pipino rege cap. 26) belegt ist. Das Wort, das eine Art kirchlicher terminus technicus war, ist mit dem Pilgerwesen ins Eng-

[1] Vgl. Davies, Bible English S. 232.

lische eingedrungen,[1] und man darf wohl kaum Anstand nehmen, für altn. *skreppa* (das genau wie das englische Wort ein terminus technicus des Pilgerwesens war) dieselbe Etymologie anzunehmen, obwohl hier der Vokalismus ein wenig befremdet (ob Einwirkung von dem synonymen *skeppa*?).[2] In den verschiedenen Sprachen wird es als Bezeichnung für den Ranzen des Pilgers gebraucht, im allgemeinen in Verbindung mit einem 'Pilgerstab' bedeutenden Worte. S. Belege bei Bosw.-Toller, Söderwall, Fritzner u. s. w. — Über die Herkunft des mlat. *scrippum* kann ich nichts absolut Sicheres vorbringen. Kaum ist wohl die Stammsilbe identisch mit der des lat. *scirpea* 'aus Binsen geflochtener Wagenkorb', für welche Annahme mlat. *scirpea* dass. (Diefenb. Glossar) eine Stütze gewähren könnte. Bis auf weiteres mag jedoch auf das von Zupitza, Germ. Gutt. S. 157 angeführte lit. *krẽpszas* 'grofse Tasche'[3] als eventuell verwandt hingewiesen werden.

4) Ne. *collops* + altschw. *kolhuppad*. Me. *coloppe*, ne. *collops* ist noch nicht genügend etymologisch aufgeklärt worden. Dafs die Zusammenstellung mit ndl. *kloppen* (Skeat, Et. Dict. u. a.) nicht richtig sein kann, liegt ja auf der Hand. Dagegen ist die schon von Minsheu ausgesprochene Vermutung, der auch Murray, NED. zustimmt, dafs der erste Teil des Wortes ae. *col* 'Kohle' sei, schon von vornherein wahrscheinlicher und stimmt sehr gut zu der lateinischen Wiedergabe durch 'carbonacium, carbonella' im Prompt. Parv. S. 88. Über den zweiten Teil des Wortes hat sich aber meines Wissens noch niemand ausgesprochen. Durch Heranziehen des oben angeführten altschw. *kolhuppad* wird aber das Wort in ein anderes Licht gestellt; me. *coloppe* bedeutet ursprünglich 'egg fried on bacon', s. NED., und dasselbe ist meines Erachtens die Bedeutung von altschw. *eg kolhuppad* gewesen, das Söderwall ohne Übersetzung anführt;[4] *coloppe*

[1] Falls die me. Schreibungen mit *sch-* wirklich eine spir. Aussprache darstellen, würde das auf älterer lat. Entlehnung beruhen, und dann wäre ne. *scrip* eine nochmalige Entlehnung aus dem Lateinischen. Über die Behandlung von lat. *sc* in Lehnwörtern im Englischen s. Kluge, Litteraturblatt 1887, Sp. 114.

[2] Brate nimmt Bezz. Beitr. XIII, S. 48 Fufsnote etymologische Zusammengehörigkeit von altn. *skreppa* mit altn. *skeppa* an, was aber kaum berechtigt sein kann, vgl. auch Noreen, Urg. Lautl. S. 220.

[3] Vielleicht ist mlat. *scrippum* wie afrz. *escharpe, escherpe, eskerpe, escreppe* etc. 'sacoche, bourse, aumônière' (Godefroy) auf das Germanische zurückzuführen, vgl. ahd. *scharpe* 'ein Sack, stips', s. Graff VI, S. 541, ndd. *schrap* 'eine Tasche' (Brem. Wb.); dann könnte altn. *skreppa* ein altes Erbwort sein.

[4] Das Wort kommt vor in einem Prosastücke 'Af abotum allum skemptan myklæ', das eine Nachbildung und teilweise Übersetzung ist von der lat. Satire 'Magister Golias de quodam abbate', herausgeg. von Wright in seinem Buche 'The poems commonly attributed to Walter Mapes', London 1841. Der Umstand, dafs diese Satire nur in einem Oxf. Codex

ist also aus *colhoppe* entstanden, und so wird das Wort thatsächlich in Handschriften von P. Pl. geschrieben, s. Belege im NED. Das altschwedische Wort ist ein particip. Adj. mit der Bedeutung 'als colhoppe angerichtet' oder dgl. Die ursprüngliche Bedeutung dieses -**hoppe* wage ich nicht zu entscheiden. Ähnliche Zusammensetzungen wie *colhoppe* finden wir wieder in norw. dial. *glodhoppa* 'Stück Teig oder Kuchen, der auf glühenden Kohlen gebraten wird, um zu probieren, ob der Teig ordentlich gegoren hat' (Ross), schwed. dial. *glöhoppa*, *glöhyppa* 'auf glühenden Kohlen gebackener Kuchen' (Rietz), und nschw. *glödhoppa*, Name eines Fleischgerichts. *Hoppe* gehört wahrscheinlich etymologisch zu der von v. Friesen, De germanska mediageminatorna (Upsala 1897) S. 46 ff. behandelten Sippe, die ja im Germanischen eine groſse Verbreitung hat.

5) Me. *forsweđen* 'burn, light up'. Dieses Wort kommt in Genesis and Exodus 1140, und zwar in dem Zusammenhange: *đo meidenes herden quilum seien, đat fier sulde al đis werld forsweđen*, vor. Schumann, Anglia, Anz. VI, S. 15 schlägt die Emendation *forswegen* vor und ändert, um einen ganz genauen Reim zu bekommen, *seien* in *segen*; *forswegen* sollte 'prevail, overcome' bedeuten, aber ein solches Verbum ist nirgends bezeugt worden. Nur Ettmüller, Bosworth geben ein ae. *swëgian* 'prævalere' an, das sonst nicht zu finden ist. Ich halte die Lesung der Handschrift für richtig. Zwar wird durch ihre Erhaltung der Reim ein ungenauer, aber wenn wir mit Schumann das mit *seien* gleichwertige *segen* einsetzen, nur in konsonantischer Beziehung; daſs jedoch *đ* und *ȝ* in Bezug auf die akustische Wirkung nicht so sehr verschieden waren, geht aus den Ausführungen Försters, Anglia, Anz. VII, S. 68 und der daselbst angeführten Litteratur hervor; auch sind zu vergleichen solche Fälle wie nordh. *Ægelberht* < *Æþelberht*, vgl. Zimmer, Z. f. d. A. XIX, S. 408. Für die Erhaltung der handschriftlichen Lesung spricht weiter der Umstand, daſs man hier ein Verbum mit der Bedeutung 'versengen, verbrennen' erwartet. Ich identifiziere dieses *forsweđen* mit ahd. *swëdan* 'langsam dampfend verbrennen', wozu es lautlich ganz genau stimmt. Etymologisch verwandte Wörter sind bei Kluge, Et. Wb. s. *Schwadem* verzeichnet.

6) Me. **sǭ* 'Sau'. Diese Form, die aus vielen ne. Dialekten zu erschlieſsen ist (vgl. Ellis, E. E. P. V, No. 602), kann nicht als Stütze für die Annahme verwandt werden, daſs in den nordhumbrischen Dialekten des Mittelenglischen *u* in offener Silbe zu *ō* gedehnt

überliefert ist, und die Beliebtheit der Goliardenlitteratur in England im Mittelalter lassen uns vermuten, daſs der schwedische Bearbeiter eine englische Vorlage benutzt haben könnte; und demnach ist es immerhin möglich, das altschw. *ἅπαξ λεγόμενον kolhuppad* als englisches Lehnwort zu fassen. — Noreen, Altschwed. Leseb. S. 145 sagt: *kolhuppadher* (vgl. mndd. *hupen* häufen) adj. in der Kohlenglut gebraten (neuschwed. *glödhoppad*).

wurde,[1] so dafs sie aus me. *sōȝe (< ae. *suȝu*) entstanden wäre; denn die Form ist nicht eine schottische, sondern eine mittelländische, worauf Morsbach Archiv Bd. C, S. 65 aufmerksam gemacht hat. Die Erklärung ist leicht zu finden: wir haben es hier zweifellos mit einem skandinavischen Lehnworte aus altostnord. (= altdän., altschw.) *sō*[2] zu thun. Es ist eine unverkennbare Thatsache, dafs eine beträchtliche Zahl von den skandinavischen Lehnwörtern im Englischen Begriffe aus dem Gebiete der Viehzucht und des Ackerbaues bezeichnen, z. B. me. *nowet* (Orrm) 'neat' (altn. *naut*), me. *galte* 'boar' (altdän. *galt*), me. *bole* 'bull' (altn. *boli*), me. *geit* 'goat' (altn. *geit*), me. *gris* 'pig' (altdän. *gris*), ne. *gilt* 'sow' (altn. *gyltr*),[3] me. *havere* 'oats' (altn. *hafri*), me., ne. *big* 'barley' (altn. *bygg*) u. s. w.

7) Me. *drunen*, ne. *to drown*. Die gewöhnliche Etymologie des Wortes (ae. *druncnian* oder altn. *drukkna*) ist mit unüberwindlichen lautlichen Schwierigkeiten verbunden, und das vom NED. angenommene, sonst durch nichts gestützte ae. **drūnian* kann natürlich nur als Nothilfe betrachtet werden. Die Quelle des Wortes ist das durch altdän. *drougne, drovne, drone,*[4] ndän. dial. *drovne, drone, drâwn, drôwn, drūn* etc.[5] vorausgesetzte altdän. **druȝna*. Diese Form mufs sehr früh vorhanden gewesen sein und erklärt sich meines Erachtens folgendermafsen: in der Verbindung *n̄* (= gutturale Nasalis) + *k* + *n* in uraltdän. **drunkna* ist *k* wenigstens dialektisch früh zwischen zwei Konsonanten verschwunden, so dafs die Lautverbindung *n̄n* entstand, vgl. Noreen, Altschw. Gramm. § 314. Jedenfalls ist die dem altdän. **druȝna* zunächst zu Grunde liegende Vorstufe **drunna* gewesen; in der Weise bekommen wir eine gute Parallele zu dem urnordischen Lautübergange *mn* > *bn*;[5] s. Noreen, Altisl.

[1] So Luick, Unters. S. 214, 221, 272. Betreffs der in jüngerer Zeit lebhaft diskutierten Frage, ob im Nordhumbrischen *i-* zu *ē*, *u-* zu *ō* wurde, genüge es, auf die folgende Litteratur zu verweisen: Curtis, Clariodus § 360 ff. in der Anglia XVII; Luick, Unters. S. 209 ff.; Morsbach, Schriftspr. S. 121 ff., Me. Gr. § 65a und b; Sweet, HES.[2] § 623, 647 und in letzterer Zeit Morsbach, Über einige Probleme der engl. Sprachgesch. I, II im Archiv Bd. C, und Gerken, Die Sprache des Bischofs Douglas von Dunkeld, Strafsburg 1898, S. 28 ff.

[2] Die abweichende Lautung des altn. *sýr* 'Sau' ist zu beachten und stellt für das englische Wort ostnordische Entlehnung sicher.

[3] Ae. *ȝilte* 'young sow' scheint aus **galtiō-* (vgl. ahd. *gelza* 'junge Sau' und me. *ȝelte* 'scropha', Wr. Voc. S. 624) entstanden zu sein und kann in dem Falle natürlich nicht die Quelle des ne. Wortes sein.

[4] S. Kalkar, Ordbog til det ældre danske Sprog I, S. 390 f.

[5] S. Feilberg, Ordbog over jyske alumesmaal s. *drâwn*. Kok, Danske Folkesprog i Sønderjylland I, S. 282.

[6] Auch von diesem nordischen Lautübergange liegen Beispiele vor in nordischen Lehnwörtern im Englischen, nämlich me. *neuenen* (altn. *nefna* < **namnjan*) z. B. Morte Arth., Life of St. Cuthb. S. Seyferth, Diss. Berol. 1894—95, S. 35, Lessman, E. St. XXIV, S. 195, Kluge, Grdr. I[2] S. 490. Andere Beispiele bei Bradl.-Stratm. s. *nemnen*.

Gramm.[2] § 181: gutturale sowohl wie labiale Nasalis wurden vor *n* zu den entsprechenden stimmhaften homorganen Spiranten.[1] Auch ist der nordische Übergang *nn* > *d* vor *r*, welcher sich während der Vikingerzeit vollzog (s. Noreen, a. a. O. § 201), als analog zu vergleichen. Diese Parallelen sprechen auch für ein sehr frühes Vorhandensein des altdän. **druȝna*, wie auch für ein sehr frühes Eintreten des nordischen Lautüberganges (*nkn* >) *ñn* > *ȝn*; wir dürfen sicher für diese Erscheinung das Ende der Vikingerzeit annehmen, und somit steht meiner Erklärung von me. *drūnen* < **druȝnen* nichts im Wege. Dafs in den anderen nordischen Sprachen keine aus **druȝna* stammenden Formen vorhanden sind, sondern nur mit *nkn*, *kkn*, *kn*, kann auf Einfluſs von verwandten Wörtern wie altn. *drekkia*, altschw. *drænkia* 'ertränken' beruhen, oder, was mir aber weniger wahrscheinlich scheint, der nordische Übergang (*nkn* >) *ñn* > *ȝn* ist nur auf gewisse Dialekte beschränkt gewesen.

Upsala. Erik Björkman.

Satire on the Blacksmiths. Erhalten in MS. Arundel 292, Nr. 12b, einem Manuskript des 13. Jahrhunderts; aber das Blatt 72, auf dem dies Gedicht steht (die Rückseite füllend), wurde nach Angabe des Katalogs wohl erst um die Zeit Heinrichs VI. beschrieben. Mit einigen Abweichungen — die bedeutendste ist *spraudyn* statt *spraylyn* V. 8 — ist es von Th. Wright in den 'Reliquiæ Antiquæ' (London 1841/43) I, S. 240 abgedruckt und hiebei als Denkmal des 14. Jahrhunderts bezeichnet worden. Da die 'Reliquiæ Antiquæ' längst ein seltenes Buch geworden sind, wird der folgende Neudruck (auf Grund einer Kollation) vielleicht nicht unwillkommen sein.

Swarte smekyd smeþes smateryd wyth smoke
Dryue me to deth wyth den of here dyntes.
Swech noys on nyghtes ne herd men neuere:
What knauene cry and clateryng of knockes,
Þe cammede kongons cryen after col, col,
And blowen here bellewys, þat al here brayn brestes.
Huf! puf! seith þat on; haf! paf! þat oþer;
Þei spyttyn and spraylyn and spellyn[2] many spelles;

[1] Fälle aus dem Altschwedischen, die Beispiele eines Lautübergangs *ñn* > *ȝn* sein können, sind *faghna* (Plur. von *fangin* 'gefangen'), Belege bei Söderwall S. 229, Rydqvist, Svenska Språkets Lagar IV, S. 333, *soghn* 'Kirchspiel' im Gotlandsgesetz (die Spirans *ȝ* wird in diesem Denkmale *g* geschrieben), vgl. altschw. Gen. Pl. *Sonkna* von demselben Worte (urspr. *sokn*, durch Metathesis *sonk*), s. Söderwall S. 452 f. (Auf diese Fälle hat mich Prof. Noreen freundlicherweise aufmerksam gemacht.) Gehört altschw. *rigning* im Smålandsgesetze (sonst *ringning* 'Glockenläuten') hierher?

[2] Eine Interlinearbemerkung in späterer Schrift fügt hinzu: eche of hem at oþere.

Þei gnauen and gnacchen, þei gronys togydere,
And holdyn hem hote with here hard hamers.
Of a bole hyde ben here barm-fellys,
Here schankes ben schakeled for þe fere flunderys,
Heuy hamerys þei han þat hard ben handled,
Stark strokes þei stryken on a stelyd stokke:
Lus, bus! las, das! rowtyn be rowe.
Swech dolful a dreme þe deuyl it to dryue!
Þe mayster longith a litvl, and lascheth a lesse,
Twyneth hem tweyn and towchith a treble.
Tik, tak! hic, hac! tiket, taket! tyk, tak!
Lus, bus! lus, das! swych lyf thei ledyn,
Alle cloþe merys: Cryst hem gyue sorwe!
May no man for brenwateres on nyght han hys rest.

H. Lindberg.

John Bull.

The origin of the name 'John Bull' as applied to the English nation, is one of those questions that have been frequently debated, but that still remain unsettled. I remember being asked, some years ago, by a friend in England if I could throw any light on the subject, but I could only refer him to the well known political satire of Arbuthnot 'The History of John Bull'. Lately, however, the point presented itself again to me when dealing, in a series of lectures on the literature of the eighteenth century, with the work of Arbuthnot.

As far as I am aware the name 'John Bull' has never been traced further back than Arbuthnot's satire, and we may assume that it originated with him. Mr. G. A. Aitken, in his 'Life and Works of John Arbuthnot', Oxford 1892, p. 45, says: 'Arbuthnot appears to have been the first to apply the name John Bull to the English people. ...' I have been unable to consult that storehouse of curious information, 'Notes and Queries', in which the question may perhaps be referred to. But as Mr. Aitken makes the above quoted statement, and (*l. c.* p. 187), among the 'Works relating to Arbuthnot and his Writings', also mentions 'Notes and Queries', we may assume that the latter contains no further information on our subject. For those, however, who can consult the 'Notes', and who are sufficiently interested in the matter to do so, I quote Mr. Aitken's references: NQ., First Series, vol. 12; third Series, vols. 1, 2, 6; fourth Series, vols. 6, 7; fifth Series, vol. 12; sixth Series, vols. 1, 7, 8.

Now, as to the source from which Arbuthnot may have derived the famous nickname, or which may at least have suggested it, I would offer the following conjecture.

One of the principal characters in the story is 'Nic. Frog', who represents the Dutch. It is not difficult to see how Arbuthnot fixed upon this name. The notion formed of Holland as a kind of marsh with here and there a dry spot, and of the inhabitants as amphibious creatures, was, and is still, not an uncommon one. *'Adieu, canaux,*

canards, canaille!' was Voltaire's well known alliterative farewell salute to Holland and its people. For Arbuthnot looking at Holland and its inhabitants from a similar point of view, 'Frog' was the appropriate nickname for the Dutchman.

Many of Arbuthnot's friends were acquainted with French. Prior was secretary to the Embassy in Paris in 1698, while Arbuthnoth's brother Robert was a banker at Rouen and afterwards at Paris. We may, therefore, be sure that our author would also possess a knowledge of French, and that he was acquainted with its chief literary productions. It is more than likely that he had read the Fables of Lafontaine, the first part of which had been published in 1668, and which had acquired great fame both in France and abroad. The third Fable of the first Book treats of 'La Grenouille qui se veut faire aussi grosse que le Boeuf'. If Arbuthnot, having already adopted the name 'Frog' for the Dutch, was acquainted with Lafontaine's fable, he may have been led by it to apply the name 'Bull' to his own people, the relative sizes of Holland and England also fitting in with those of the respective animals. Of course, I do not forget that Lafontaine's fable treats of an Ox, not of a Bull, but I do not consider this a fatal objection. On the other hand, I am not so enamoured of my hypothesis as to wish to make it appear more than what it is, namely a mere suggestion, which I am perfectly willing to withdraw for a more satisfactory one.

Göttingen. Geo. Tamson.

Drei kleine provenzalische Rätselaufgaben.

Seitdem vor langen Jahren (Romania I, 268 Anm.) Herr Paul Meyer aus Anlafs einiger von mir gelöster Rätsel der alten Provenzalen mir das aus seinem Munde ganz besonders wertvolle Lob hat zu teil werden lassen, ich sei *très habile dans ce genre d'exercice,* ist mir der Mut zu dem Versuche gewachsen, mit derartigen Aufgaben fertig zu werden, und gern hätte ich mich auch an die damals von ihm versprochenen ungedruckten provenzalischen Rätsel gewagt, deren Lösung er vornehm genug war seinen Lesern überlassen zu wollen; sie sind aber meines Wissens nie dem Druck übergeben worden. Inzwischen hat Suchier in seinen Denkmälern provenzalischer Litteratur, Halle 1883, S. 319 etwas veröffentlicht, was er als 'Rätsel' bezeichnet und was vielleicht mit zu dem von Meyer Verheifsenen gehört; und da weder er noch einer der mir bekannt gewordenen Recensenten des inhaltreichen Bandes (Bartsch, Levy, Chabaneau) zu dem kleinen Stücke etwas Erklärendes gegeben hat, mag dies hier nachgeholt sein. Es handelt sich in den paar Zeilen um drei Vexiersätze, die, aus lauter geläufigen Wörtern bestehend, doch keinen vernünftigen Sinn geben, bis man die Silben zwar in

gleicher Folge, aber sie in anderer Weise zu Wörtern verbindend ausspricht, also zusammenzuhalten etwa mit dem bekannten deutschen Rätsel:

Ein armer Mann in meinem Land
Hat zehen Finger an einer Hand,
Fünfundzwanzig an Füfsen und Händen.
Wer kann mein Rätsel legen oder wenden?

wie es bei J. P. Hebel in 'Des Adjunkts Standrede über das neue Mafs und Gewicht' lautet. Der Schreiber des Cheltenhamer Codex scheint aber seine Vorlage nicht verstanden zu haben; daher denn ein paar kleine Besserungen nötig werden. Der erste Satz lautet *Qvira et* (l. *i*) *uena deu. mantener leu* und ist zu sprechen *Qui rai vena, deu man tener leu* 'wer zur Ader läfst, mufs eine leichte Hand haben'. Darauf kann man sicher folgen lassen *ment eu? no m'es veiaire* 'lüge ich? mir scheint es nicht'. — Der zweite Satz *e sai que per foldat parer fan e tal que uai conqueren* mufs durch ein nach *sai* eingeschaltetes *tal* vervollständigt werden: *e sai tal que per fol dat parer fan, e tal que vai con queren* 'und ich weifs manch einen, den Würfel als einen Thoren erscheinen lassen, und manch einen, der ... nachläuft'. — Der dritte bedarf zum Glücke keiner Besserung: *e sai com no pot estraire . de fals qui uol dir drechamen,* zu lesen *e sai c'om no pot s traire de fals, qui vol dir drechamen* 'ich weifs, dafs man dem Worte *fals* sein *s* nicht nehmen darf, wenn man richtig sprechen will'. Wer diesen Satz ausgesprochen hat, darf voller Zuversicht hinzufügen *die ver, tu que'l vas legen?* 'hab ich recht, Leser?'

Man sieht, es handelt sich hier um eine Spielerei, die mit dem Rätsel als Gattung der Dichtkunst nichts gemein hat, um eine der gerade in den Resten provenzalischer Litteratur ziemlich zahlreich vertretenen Ausgeburten einer Zeit und solcher Kreise, wo die Rede mehr mit dem Auge als mit dem Ohr aufgenommen wird, der Buchstabe die Geister stark in Anspruch nimmt, die Frage nach richtiger Schreibung und Interpunktion für hochbedeutsam gilt, die Schule auf den wechselnden Sinn hinweist, der in den nämlichen Schriftzeichen sich bergen kann. Ich möchte nicht, dafs mir jemand mit dem Urteil zuvorkäme, das hier, wie ich glaube, ins reine Gebrachte sei im Grunde doch ziemlich kindisch. Je wahrer das ist, um so mehr that es not, dafür zu sorgen, dafs niemand mehr darüber Zeit zu verlieren brauche.

Berlin. Adolf Tobler.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volkes gesammelt und erläutert von Georg Büchmann. Fortgesetzt von Walter Robert-tornow. Neunzehnte vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Haude & Spener, 1898. XXXI, 761 S. 8. Geb.

Das 1864 zum erstenmal erschienene, jetzt in neunzehnter Auflage und mehr als verdreifachtem Umfange vorliegende Werk bedarf einer Vorstellung nicht mehr. Es sei hier nur gesagt, dafs die neueste Auflage von Konrad Weidling besorgt ist. Dem Texte geht ein 'Gedenkblatt' voran, das über die Persönlichkeit und die Lebensschicksale Büchmanns kurz unterrichtet und von Walter Robert-tornow herrührt, dem Gelehrten, dem die bedeutenden Zusätze und Verbesserungen der auf die dreizehnte folgenden Auflagen bis zur achtzehnten verdankt werden. Über diesen Fortführer der Bemühungen seines Freundes berichtet im Anschlufs daran Dr. Georg Thouret. Es folgt eine kurze Einleitung, welche davon handelt, was unter 'geflügeltem Worte' zu verstehen sei oder wenigstens hier verstanden werde. Es ist nicht zu erwarten, dafs an der Anlage des in 100 000 Exemplaren verbreiteten Buches noch einmal eine tiefer gehende Änderung werde vorgenommen werden; aber ausgesprochen sei doch, dafs es nicht gut war, die Citate mit den metaphorisch gebrauchten Personen- und Völkernamen aus Geschichte und Sage (Krösus, Xanthippe, Herkules; warum nicht auch Messias, Amazone?) zusammenzuwerfen. Auch das ist nicht zu billigen, dafs in die Charakteristik des 'geflügelten Wortes' das Bekanntsein seines Urhebers als wesentlich aufgenommen wird. Wollte man damit blofs die Sprichwörter ausschliefsen, bei denen die *recherche de la paternité* in der Regel fruchtlos bleibt, so könnte man sich das wohl gefallen lassen. Dagegen wird niemand zustimmen, dafs 'Als ich noch im Flügelkleide in die Mädchenschule ging' ein 'geflügeltes Wort' nicht sei, weil seine Herkunft noch nicht ermittelt ist. Gelingt es, sie festzustellen, und erfolgt dann die Auf-

nahme in den Büchmann (zwanzigste Auflage), die jetzt S. XXVI grundsätzlich verweigert wird, so ist damit doch an der Rolle, die das Citat in deutscher Rede spielt, wahrlich nichts, sondern nur etwas in unserem Wissen und am Büchmann geändert.

Berlin. Adolf Tobler.

George Hempl, Ph. D., professor of english philology and general linguistics in the university of Michigan, German orthography and phonology, a treatise with a word-list. Part first: the treatise. Strafsburg, Karl J. Trübner, 1897. XXXII, 268 S. kl. 8. M. 8.

'Das Buch will das heutige Deutsch, in seiner geschriebenen, gedruckten und gesprochenen Form, planmäfsig und praktisch behandeln.' 'Ich hatte den Lernenden im Auge, der von dem gedruckten Blatte eines neudeutschen Textes oder von dem gesprochenen Worte heutiger Deutscher ausgeht.' — Die Aufgabe, dem Bedürfnis des Ausländers entgegenzukommen, ihm über alle Schwierigkeiten, auch die unscheinbaren, hinauszuhelfen und dabei doch nicht oberflächlich zu vereinfachen, hat der Verfasser in vortrefflicher Weise gelöst. Er behandelt die langweiligen Regeln von der Worttrennung und den grofsen Anfangsbuchstaben ebenso hingebungsvoll, wie er an anderer Stelle die verwickelten Unterschiede der Artikulation und Stimmgebung sorgfältig darlegt. Es steht ihm vor allen Dingen eine intime Kenntnis der deutschen Sprache zur Seite. Die vielen Beispiele aus der Umgangssprache sind durchaus echt, wirklich deutsch. In Fragen der Aussprache (und Betonung) ist mir einzelnes als ungewöhnlich aufgefallen, aber kaum etwas, das ich als undeutsch bezeichnen möchte. Auch mit landschaftlichen Verschiedenheiten hat sich Hempl vertraut gemacht. In der Frage nach dem 'besten Deutsch' nimmt er einen sehr besonnenen Standpunkt ein. Wenn er aber bemerkt (§ 163), der Norddeutsche erlerne das Nhd. als eine fremde Sprache, und darum sei sein Deutsch mehr bookish als das der anderen, so ist zu entgegnen: der Norddeutsche, wenigstens der Gebildete, lernt das Nhd. schon in den ersten Lebensjahren (und sehr häufig, ohne die plattdeutsche Mundart daneben zu lernen); der Süddeutsche lernt ein halbwegs korrektes Nhd., wenn überhaupt, so erst später: darum gerät dem Süddeutschen seine standard-Sprache, wo er danach strebt, viel bookisher als dem Norddeutschen, in Aussprache wie in Wortwahl und Satzbau; der Süddeutsche, der sich einer reinen Sprache befleifsigt, bekommt von dem Norddeutschen die lobend-tadelnde Bemerkung zu hören, er spreche so gewählt.

Auch die phonetische Beobachtungsgabe des Verfassers ist ausgezeichnet. Wenn die Gruppierung der Laute womöglich noch unlogischer ausgefallen ist als in den meisten Lehrbüchern,[1] so wird dies der Brauch-

[1] S. 102 liest man: 'Consonanten werden gebildet 1. in dem Mundkanal, 2. durch die Nase, 3. im Kehlkopf,' worauf dann nachhinken mufs, dafs der ganze Unter-

barkeit gerade dieses Buches schwerlich Eintrag thun. Dafs sich *egge* u. s. w. mit Reibelaut als nhd. ausgiebt, ist mir unbekannt (S. 132). Nach starktoniger Silbe, aufser vor *s* und *t*, sollte *g* dem Ausländer als Verschlufslaut gelehrt werden, diese Aussprache hat anscheinend die Zukunft für sich. Die Fälle wie *ewigkeit*, wo der Reibelaut auch von den äufsersten Verfechtern des Verschlufs-*g* verlangt wird, sollten S. 132 besonders angemerkt sein. Ich fürchte, der Ratschlag S. 147: 'the learner should strive to acquire the uvular or the glottal (!) *r*', wird den Fremden in Gefahr bringen, sich lächerlich zu machen. Wenn denn das Zungenspitzen-*r* wirklich verpönt sein soll, so wird kaum etwas anderes übrig bleiben als der velare Reibelaut und die vokalische Bildung; der wirkliche uvulare Zitterlaut hat ein geringes Gebiet inne und wird gewöhnlich nur von ungeschulten Vorlesern durchgeführt, die das koronale *r* nicht erschwingen können. Das Zungenspitzen-*r* ist vor starktonigem Vokal auch in den Städten verbreitet genug, und ich halte es nicht für rätlich, den Ausländer davor zu warnen.

Auf zwei Gebieten, der Stilgeschichte der gedruckten Buchstaben und der Lehre vom Satzaccent, hat Hempl am meisten eigene Forschung dargebracht. Aus dem ersten Abschnitt wird sich mancher auch bei uns gern belehren über Dinge, die der Sprachforscher in seine Domäne nicht hereinzuziehen pflegt. Auf die Behandlung des Satztones (S. 192—215) sei nachdrücklich hingewiesen. Dieser Teil stellt sich am meisten abseits von dem praktischen Zweck des Buches, indem er die psychologischen Grundlagen der Betonung mit reichlichen Beispielen belegt, obwohl hierin die beiden Sprachen einig gehen und der Deutschlernende, sobald er die abweichende Wortstellung inne hat, seinem angeborenen Gefühle vertrauen kann. Andererseits werden die Unterschiede zwischen deutscher und englischer Betonung zwar durch einzelne hübsche Beispiele beleuchtet, doch nicht planmäfsig in Angriff genommen. Aber als Versuch, dem schwierigen Problem der Satzbetonung im allgemeinen beizukommen, sind diese wohldurchdachten und in die Tiefe gehenden Seiten sehr beachtenswert. Um zu festeren Ergebnissen zu gelangen, müfste man meines Erachtens den musikalischen Ton mit heranziehen; sein Zusammenwirken mit dem dynamischen ist bei der Satzgliederung ein zu inniger (man nehme das Beispiel bei Hempl § 280: *er kann lesen, schreiben und rechnen*). Man müfste die Fälle, wo ein Gegensatz zu etwas Ausgesprochenem aufgestellt wird, in eine Gruppe für sich nehmen; denn dieses Princip kann im gegebenen Falle alle anderen durchbrechen (vgl. etwa: *Schubérts Mignon — nicht Schumánns*). Endlich wäre es kaum zu umgehen, die Sätze in einem

---

schied von *m, n, ñ* keineswegs 'durch die Nase', sondern 'in dem Mundkanal' zu stande kommt! In der Konsonantentabelle S. 106 treten die Nasale unter den 'open consonants' auf und werden die drei Einteilungskriterien: Artikulationsform des Mundraums, Beteiligung des Nasenraums, Schallart, aufs bunteste durcheinander gewirrt. Der Ausdruck 'nasal explosion' ist richtig (für den Übergang zwischen *t-n* u. s. w.), dagegen *'nasal stop'* völlig irreführend; die wirklichen nasal stops sind *m, n, ñ*.

gröfseren Zusammenhange (des Gesprächs oder der Situation) anzuführen; bei gar vielen Beispielen Hempls ist die von ihm angezeichnete Abstufung zwar durchaus möglich, aber eine unter mehreren. Die Hauptregel, dafs das psychologische Prädikat den stärksten Ton bekomme, läfst bei den meisten Wortreihen verschiedene Möglichkeiten offen.

Berlin. A. Heusler.

Dr. Hermann Jantzen, Gotische Sprachdenkmäler. Sammlung Göschen, B. 79. Leipzig 1898. 137 S. 8. M. 0,80.

Man erfährt selten eine Enttäuschung, wenn man einen Band der Göschenschen Sammlung zur Hand nimmt. Für billigen Preis bekommt man bei gefälliger äufserer Ausstattung fast immer ein Werk, das die gestellte Aufgabe kurz und knapp, aber klar und verständlich und inhaltlich durchaus unanfechtbar löst. Dieses Lob kann ohne Einschränkung auch über die gotischen Sprachdenkmäler von H. Jantzen ausgesprochen werden. Es ist für den angehenden Germanisten ja wohl immer ein Genufs, gotisch zu lernen; aber ich sollte meinen, es müfsten besonders genufsreiche Stunden sein, an der Hand dieses überaus praktischen Lehrbuches seine ersten Schritte in den germanischen Sprachwald zu thun. Das Buch giebt uns nach einer Einleitung über die Goten, ihre Sprache und Wulfila, einen Abrifs der gotischen Grammatik, bestehend aus Lautlehre (10 Seiten), Formenlehre (27 Seiten), beides also kurz, aber klar und auf der Höhe der Wissenschaft, und schliefslich Textproben, darunter auch eine Auswahl der kleineren gotischen Sprachdenkmäler. In der Behandlung dieser Textproben liegt das Eigenartige des Buches. Jede Seite dieses dritten Teiles zerfällt nämlich in drei Abschnitte: got. Text, wörtliche Übersetzung und die Erklärung. Diese Erklärung ist als eine Art Musterpräparation des darüberstehenden Textes zu denken. Sie hebt das Gotische aus seiner vereinzelten Stellung heraus und zeigt die Beziehungen und Zusammenhänge des Gotischen mit den übrigen Zweigen des arischen Sprachstammes auf, und zwar sind die verschiedenen Lautstufen durch das Graeko-Italische, das Hochdeutsche und das Englische vertreten. So bieten sich dem Anfänger von vornherein Ausblicke in weitere Fernen.

Im einzelnen möchte ich folgendes bemerken: das germ. *ê* = ahd. *e, ea, ia* ist, abgesehen vom Gotischen selbst, wohl sicher nicht geschlossen gewesen (s. S. 14). Ich glaube nicht, dafs *aí* und *aú* (= *ĕ* und *ŏ*) vor *h* und *r* aus *i* und *u* 'gebrochen' sind (S. 15 und 16); ich meine, vor diesen Konsonanten seien *e* und *o* überhaupt nicht zú *i* und *u* geworden. Das frz. *tinquer* ist nicht aus dem Germanischen entlehnt, im gewöhnlichen Sinne dieser Bezeichnung (S. 78); es ist erst zu Ausgang des Mittelalters aus dem Hochdeutschen entlehnt; frz. *saisir*, ital. *sagire* stammt wohl nicht aus germ. *satjan*, sondern aus frühahd. *saxjan* (S. 94); die Aufstellung, dafs frz. *aisé*, ital. *agio* zu got. *axêts* gehören, mufste durch ein 'wohl' eingeschränkt werden (S. 53); zu *manwjan* (S. 96) mufste seiner isolierten Stellung innerhalb der germanischen Sprachen wegen das alt-

französische Lehnwort *manevir* 'bereit sein' gestellt werden, zu *bøljan* (S. 80) aber das vielbekannte ndd. *bölen* (einen Körperschaden durch Segensformeln heilen). S. 82, Z. 5 der Erläuterungen lies *pfeil* statt *pfeil*; S. 67, Z. 5 der Erl. *seax* st. *seaȝ* und S. 111, Z. 2 v. u. l. *venerari* st. *venari*.

Friedenau. E. Mackel.

R. Mentz, Französisches im mecklenburgischen Platt und in den Nachbardialekten. Teil I. Beilage zum Jahresbericht des Realprogymnasiums zu Delitzsch, Ostern 1897. 27 S. gr. 8.

Die Untersuchung ist von einem Mecklenburger geführt, der seine eingehenden Studien in der Heimat gemacht, die niederdeutsche, speciell mecklenburgische Litteratur genau studiert hat und von Autoritäten auf dem Gebiete der niederdeutschen Sprache und Litteratur, wie R. Wossidlo in Waren, mit reichlichem Material unterstützt ist. Für Schleswig-Holstein prüften und ergänzten die Listen die Herren Institutsdirektor Fehrs in Itzehoe, Oberlehrer Dr. Johannsen in Marne, Dr. Lindemann in Altona, ebenso andere Herren für die Priegnitz, für das Havelland und für Pommern. Die benutzte Litteratur giebt der Verfasser auf S. 5 und 6 an, sie ist bis auf einige weniger bedeutende Denkmäler vollständig benutzt. So vermisse ich bei Gildemeister, dessen Jochen Frank (Rostock 1895) erwähnt ist, dessen plattdeutsche Dichtungen (K. Gildemeister, Plattdeutsche Gedichte, Wismar 1881). Es fehlen ferner die Werke von Quitzow, Mekelnbörger Geschichten I, II, III., Hanne Möller un sin Mudder (Leipzig 1877 und 1878). Wenn in den Dialekten der Frankreich benachbarten deutschen Länder die Volkssprache viele französische Bestandteile enthält, so ist das natürlich wenig auffällig, merkwürdig ist es schon, wenn sich eine Anzahl von Gallicismen in den östlichen deutschen Provinzen findet, die geographisch weit von Frankreich entfernt sind und den französischen Einfluſs nur in den Jahren 1806—13 gespürt haben. Ältere im Dialekt schreibende Schriftsteller und die Idiotiken von Ostpreuſsen, Pommern, Posen zeigen, daſs viele von den ganz in der plattdeutschen Form auftretenden französischen Wörtern schon vor 1806 in diesen Dialekten vorhanden waren. Mentz nimmt an, daſs diese Worte allmählich von Westen nach Osten gewandert sind. Das kann man zugeben für die Worte, die sich in allen Dialekten finden. Merkwürdig ist es aber, daſs in der Provinz Sachsen, in Mecklenburg und in Ostpreuſsen französische Wörter begegnen, die die westlichen Dialekte nie gekannt haben. Diese Worte werden aus der Sprache der Gebildeten in die Volkssprache gedrungen sein. Die letztere wimmelte ja voller französischer Ausdrücke. Es ist nun leicht erklärlich, daſs die verschiedenen Dialekte verschiedene Wörter aufnahmen. Was für die Aufnahme in jedem Falle bestimmend war, ist nicht immer zu entscheiden. Oft kann man den Grund mit Bestimmtheit angeben. Wenn z. B. die Bewohner von Borkum die freistehenden Betten im Gegensatz zu den dort gebräuchlichen **'Kojen'** (die als Bettstellen in den Wänden sich befinden), seit der französischen Occupation **Lüttekam**

nennen (aus lit de camp), so bezeichneten sie mit dem Fremdausdruck eine Sache, die ihnen bisher fremd gewesen war. Den Bewohnern anderer Gegenden aber, die sich allein stehender Betten von alters her bedient hatten, kam es nicht in den Sinn, diesen Fremdnamen zu adoptieren.

Wenn die Geschichte des französischen Fremdwortes im Deutschen geschrieben werden soll, so müssen natürlich erst die einzelnen Dialekte untersucht werden; Mentz als geborener Mecklenburger übernimmt dies für unseren Dialekt. Er ordnet die vorkommenden französischen Worte alphabetisch. In die Sammlung sind Fremdwörter, die auch im Hochdeutschen vorkommen, nur dann aufgenommen, wenn sie in ganz auffälliger Form, in besonderer Bedeutung oder in Verbindungen vorkommen, die das Hochdeutsche nicht kennt. Eine spätere Untersuchung mufs sich mit der Frage beschäftigen, auf welchen Sachgebieten der Einfluls der französischen Sprache wirksam gewesen ist. Mentz will die Frage nach der Zeit der Übernahme systematisch behandeln und auch die weitere Verbreitung der einzelnen Fremdwörter in modernen deutschen Dialekten berücksichtigen. In der vorliegenden Arbeit sind nur die Mecklenburg benachbarten Mundarten herangezogen. Zur Bezeichnung der dialektischen Laute ist die Vietorsche phonetische Umschrift benutzt. Ähnliche Arbeiten lagen schon für andere Dialekte vor. Ich erinnere an **Leithäuser**, Gallicismen in niederrheinischen Mundarten (Progr. d. Realgymn. in Barmen, 1891 u. 1894), ferner **Keiper**, Französische Familiennamen in der Pfalz und Französisches im Pfälzer Volksmund (Progr. d. Studienanstalt in Zweibrücken, 1891), **L. Florax**, Die französischen Elemente in der Volkssprache des nördlichen Roergebiets.

Der Verfasser ist gründlich zu Werke gegangen, und die Arbeit ist wohl wert, selbständig in Buchform zu erscheinen; die Kenner der niederdeutschen Dialekte würden die Sammlung mit Freuden begrüfsen. Da ich mich seit Jahren mit dem Stoff beschäftigt habe, so möchte ich im Folgenden meine Bemerkungen zu den einzelnen Artikeln veröffentlichen, damit der Verfasser sie eventuell benutzen kann.

S. 10. *goden Dach un goden Wech* heifst nicht einfach 'Lebewohl sagen', sondern 'miteinander nichts zu thun haben wollen', nur einfach 'auf dem Grüfsfufse' stehen.

S. 11. ***alerte,*** steht die Abkürzung B., die vorher nicht erklärt ist. Neben *'alertigkeit'* hörte ich in ganz analoger Bildung: *Ick in min 'laienhaftigkeit'*. Neben dem Ausdruck *nu 'n bät'n alert!* findet sich auch in demselben Sinne als Antrieb zur beschleunigten Arbeit: *nu 'n bät'n dally!*

S. 11. ***allong.*** *Allē* (in *alle hopp*) wird nicht nur als Zuruf an Pferde, sondern besonders an Hunde als Aufforderung zum Springen gebraucht.

S. 11. ***ambellasch.*** Statt *'mit de ganze ambellasch'* (mit allem, was drum und dran ist) sagt man auch *'mit de ganz baggasch'*. *Baggasch* auch in dem Sinne 'schlechte Gesellschaft' (*dat is son'n b(p)aggasch*) fehlt unter b ganz.

S. 12. ***apartemang.*** Es fehlt M. (Mecklenburg) vor Po. (Pommern).

S. 12. ***assamble.*** Frz. *assemblée* st. *assamblée.*

S. 12. ***atack,*** fehlt der französische Ausdruck.

S. 12. ***aweck.*** Statt *'mit'n avec* ***de*** *feu'* findet sich auch *'mit'n avec* ***du*** *feu'.*

S. 12. ***awisen, affisen*** führt Mentz auf frz. *avis, s. m.* (Benachrichtigung) zurück. Die Formen *awische* (Anzeige, Nachricht) und *arisen* (der nordschleswigsche Ausdruck für 'Zeitung') möchte ich von frz. *affiche* herleiten (vgl. *les petites affiches,* das Intelligenzblatt).

S. 13. ***baha*** s. m. Aufheben. Aus dem westf. *buhē, buchē, bruhē* schliefst der Verfasser auf frz. *brouhaha* (Geschrei, Getöse), was jedenfalls nicht bewiesen ist.

S. 13. ***banditen.*** In der Bedeutung 'schimpfen, fluchen' heifst die Form nicht *banditen,* sondern *bandiden,* daneben *bandiren.* Ich glaube nicht, dafs frz. *bénir* mitgewirkt hat.

S. 13. ***basserun.*** Daneben kommen M. auch die Formen *busserun* und *bussereau* vor.

S. 14. ***blam.*** Statt *ēnem blam maken* ist besser *ēnem ēnen blam maken.*

S. 14. ***blessüren*** neben *blessiren.* Das *ü* will Mentz aus der Anlehnung an das dem hd. bekannte frz. *blessure* erklären. Besser scheint mir, an die Eigentümlichkeit des Niederdeutschen zu denken, dem i vor r den ü-Laut zu geben, wie engl. i vor r den ö-Laut annimmt. Z. B. giebt der hd. Name *Ban(n)ier* nd. *Benür.*

S. 14. ***bonbon.*** Dafür auch M. *boltjes* und *bolkers.*

S. 14. ***bredulje;*** *bnddel* Druckfehler für *buddel.*

S. 15. ***butelje*** war an *Pulle* zu erinnern.

S. 15. ***dēmolei*** etc. frz. *démêlé* st. *démêle.*

S. 16. ***Dükdalben.*** Vgl. 'Zur neuhochdeutschen Seemannssprache' (Ztschr. f. d. deutschen Unterricht. X[1], S. 72 ff.).

S. 16. ***dus.*** Neben der Zahl 2 in Zusammensetzungen fehlt *dix* (10) in der Redensart *Ick heww'n dis* = Ich kann 10 ansagen (im Pinakelspiel).

S. 16. Vor ***egal*** fehlt ***effet,*** das niederdeutsch in verschiedenen Bedeutungen vorkommt: *Ick will em'n beten effē gäwen.* Neben *egal* kommt aufser *ēngāl, eingal* in M. auch *glegal* vor, wie in der Wilster Marsch *legal.*

S. 16. ***ēses.*** In M. hat *ess* auch die Bedeutung von Wut: *He wir äwer inne ess* = *inne rage.*

S. 17. ***exküsen.*** Frz. *excuse* st. *exkuse.*

S. 17. ***fangeltorm.*** Hier ist wohl kaum an frz. *fanal* zu denken, sondern einfach an deutsches fangen und Gefängnis (vgl. Kindelbier, Rangeljochen).

S. 17. Statt *he is ēn groten Kirdiannix* sagt man in M. auch *he hett'n groten Kirdiannix.*

S. 17. ***ferm.*** *He is ferm inne Sak,* auch in der Bedeutung: er ist in der Sache besonders tüchtig.

S. 18. ***upfladusen,*** nicht blofs: unordentlich anziehen, sondern auch: besonders geziert anziehen, herausputzen.

S. 18. ***fleutdus.*** Vielleicht daher niederd.: *'nen fleuten'* so viel wie 'gehörig trinken'.

S. 18. ***frikadellen.*** Frz. auch: *fricandelles.*

S. 19. ***glant.*** Auch von Frauen gebraucht in der Bedeutung 'wohlgenährt': *Se is so glant un glei.*

S. 19. ***grang;*** *grandessig* kommt neben *kradessig* oder *kerdessig* in der Bedeutung 'hitzköpfig' vor.

S. 21. ***kaduk.*** Viel häufiger ist in M. die Form *katuth*: *dat is mit em katuth.*

S. 21. ***kamaschen.*** Für *Kamaschen hebben* (Angst haben) in M. viel häufiger: *manschetten hebben.*

S. 22. ***karneil.*** Neben der Redensart *'ick hew den ganzen karneil to bitalen'* in M. viel häufiger *'ick hew den ganzen Semp to bitalen'.*

S. 23. ***katusch.*** Statt *kusorenkantusch* wohl besser *husorenkantusch.*

S. 23. ***kasseroll.*** Frz. *casserole* st. *kasserolle.*

S. 23. ***kerelen.*** In M. auch: *krekel.*

Doberan i. M. O. Glöde.

Deutsche Litteraturgeschichte. Für das deutsche Haus bearbeitet von Dr. Karl Storck. Stuttgart und Leipzig, Jos. Roth'sche Verlagshdlg., 1898. XVI, 504 S. 8.

Als Otto von Leixner am 24. April 1897 seinen fünfzigsten Geburtstag feierte, hielt es Herr Storck für seine Pflicht, in einer 'Studie' die Welt auf die Bedeutung des Mannes hinzuweisen, 'bei dessen Gedankendichtungen man oft an den Alt- und Allmeister Goethe denkt, aber nicht, weil man das Gefühl der Nachahmung hat, sondern weil man den Hauch des Kongenialen spürt: dieselbe Klarheit, dieselbe Schönheit, dieselbe Erhabenheit'. Leixner hat seine Stellung im modernen Leben einmal selbst charakterisiert als 'Kampf gegen den Messiaswahn, mit dem sich viele der Jüngstdeutschen berauschten, den Atheismus, den andere selbstgefällig vortrugen, die auftauchende Neigung zur vaterlandslosen Socialdemokratie und zu klingenden Prunkworten und damit zur Schauspielerei vor sich und anderen; gegen das Spiel mit schmutzig erotischen Vorstellungen, die oft nicht einmal Wiedergabe des Erlebten, sondern nur Ausgeburten krankhafter Erregung waren.'

Aus gleicher Tendenz ist die 'Deutsche Litteraturgeschichte' seines Herolds erwachsen. Auch nach ihm hat der 'ethische Materialismus' des jungen Geschlechts besonders die Halbgebildeten mit einem namenlosen Dünkel erfüllt. 'Jeder Verfasser eines Gedichtbändchens hielt sich für den Messias der künftigen Litteratur, ja durch seine socialistischen Phrasen als Erlöser der Welt. Ein wechselseitiges Beräuchern entstand, und die Genies waren billig wie Brombeeren' (S. 472). Auch hier wird Leixner als Vorkämpfer derer gepriesen, die unsere Dichter wieder zu den Bergen geführt haben, von denen allein Hilfe kommt; denn 'nur eine Dichtung, welche in ihrem innersten Kern christlich und deutsch ist,

kann eine neue Blütezeit der deutschen Nationallitteratur heraufbringen' (S. 480).

Aus solchen Grundgedanken erklärt sich bei leidlicher Genauigkeit in den Thatsachen der Hauptmangel des Buches: Einförmigkeit und Ungeschick in der Charakteristik der einzelnen Dichter, ihrer Werke und der Epochen. Storck kennt nur einen Gegensatz: Kinder der Welt und ihre Verächter. In diesen sucht er jeden hineinzupressen; als Ästhetiker schwelgt er in Gemeinplätzen. Ich gebe einige Proben: 'Klopstocks gewaltige Bedeutung liegt darin, dafs in ihm die neuere deutsche Litteratur den ersten wahren Dichter erhielt. In ihm hat sich nicht nur irgend eine Seite des Daseins, sondern das ganze Leben poetisch geäufsert, er gab sein ganzes Ich der Dichtung hin. Er war eine Natur von echter Empfindung, die sich zum höchsten Schwung steigern konnte; er hatte eine ursprüngliche, sprachschöpferische Kraft. Mit ihm hörte die Dichtung auf, nur ein "Vergnügen des Verstandes und Witzes" zu sein; man wufste jetzt, dafs der wahre Dichter in seinem Berufe aufgehen müsse!' (S. 195 f.). 'Lessing hat immer mit voller Überzeugung gekämpft; er ist mutig und offen für seine Erkenntnis eingetreten. Deshalb wird ihn auch derjenige achten, der seine Wege nicht immer gehen kann (das bezieht sich auf Nathan den Weisen). Das Grofse und Bleibende in Lessings kritischen Schriften liegt aufser in ihren Ergebnissen, die, vor allem vom Standpunkt der Zeit aus betrachtet, höchst bedeutende sind, darin, dafs sie die ganze herrliche Persönlichkeit des Verfassers enthalten. Unerschrocken wahr, unermüdlich forschend und nach Erkenntnis strebend, klar, von kräftiger und sicherer Sprache, witzig, nicht im Kleinen stecken bleibend, sondern immer das Grofse vor Augen habend — das sind die Vorzüge dieser Werke. Sie geben ihnen auch den hohen erzieherischen und veredelnden Wert, machen sie zu idealen Lehrbüchern der strebenden Jugend!' (S. 207 f.). 'Wielands Verdienste um die deutsche Litteratur beruhen in der Sprache, der er Leichtigkeit und Anmut, Witz und Humor lieh, und in der Erweiterung des Stoffgebietes. Er eröffnete das Gebiet der Romantik, die später, allerdings in anderem Geiste, das deutsche Schrifttum befruchten sollte; er erwarb der Behandlung philosophischer Probleme das Bürgerrecht in der Litteratur. Durch seine Schriften endlich gewann er weite Kreise, die bisher nur der französischen und englischen Litteratur Beachtung geschenkt hatten, dem heimischen Schrifttum' (S. 224). 'Ist Herder auch kein dichterisch schöpferischer Genius, hat er auch in seinen kritischen und philosophischen Werken oft geirrt, so verdient er doch keinesfalls die Gleichgültigkeit, mit der ihm die heutige Leserwelt gegenübersteht, für die er fast nur noch ein Name von gutem Klang ist. Durch ihren unerschöpflichen Reichtum an Gedanken, die auch heute noch befruchten können, verdienen die wichtigsten seiner Werke zum dauernden Gemeingut des deutschen Volkes zu gehören' (S. 232). 'Goethe und Schiller sind aus dem "Sturm und Drang" hervorgegangen, aber beide haben ihn zu überwinden gewufst. Auf verschiedenen gearteten Wegen, die dennoch ein Handinhandgehen gestatteten, sind sie zum Gipfel ebenmäfsiger Schönheit und Abgeklärtheit gelangt' (S. 241).

Das sollen zusammenfassende Urteile sein, Urteile über unsere Klassiker! Man kann sich nicht wundern, dafs die Charakteristiken der mittelhochdeutschen Dichter noch dürftiger ausfallen. Heinrich von Melk ist nach Storck 'eine grofse Persönlichkeit, von hoher Bildung, heiligem Wollen und hervorragendem Können' (S. 52). Bei Walther von der Vogelweide mufs Thomasin von Zirclaria aushelfen, den Storck mit folgenden Worten ergänzt: 'Aber trotz alledem war Walther ein gläubiges, katholisches Gemüt, wie alle bedeutenden Dichter des Mittelalters mit alleiniger Ausnahme vielleicht Gottfrieds von Strafsburg' (S. 95 f.). Von Freidank heifst es: 'Mit grofsem Freimut wendet er sich gegen die Fürsten, denen er ihre Pflichten vorhält. Ebenso unerschrocken kehrt er sich auch gegen die Verderbtheit Roms, besonders dessen Gelüste nach weltlicher Macht. Aber trotzdem ist Freidank ein echter Katholik, und er läfst es an Ehrfurcht vor dem kirchlichen Oberhaupt nicht fehlen' (S. 99). Bei der Besprechung des Tierepos vermisse ich das Wesentliche, dafs es sich gegen die Geistlichkeit wendet. Beachtenswert ist das Urteil über Goethes 'Faust': 'Der wirkliche Grundgedanke ist in Poesie oder Philosophie nicht zum Austrag zu bringen; das kann nur die Religion. Die sittliche That wird (von Goethe) als dasjenige hingestellt, was den Helden vom unbefriedigten Drange erlöst. Und das ist die Quintessenz der Humanitätsreligion, für die es kein Jenseits giebt, und die deshalb auch keiner Erlösung im christlichen Sinne bedarf. Vielmehr bringt dann rastloses Streben nach dem Guten die Erlösung für begangene Fehler. Und bei dieser Weltanschauung ist für den ewigen Drang nach Erkenntnis überhaupt nur der Abschlufs möglich, den Goethe gewählt hat: die Entsagung' (S. 277).

Kein Werk zeigt so deutlich die Unfruchtbarkeit blofser Detailkritik wie das von Storck. Versehen in der Aufzählung der Thatsachen kann man ihm wohl nachweisen (vgl. Litt. Centralblatt 1898, Sp. 911 2); aber im ganzen sind Hermann Kluges, Adolf Sterns, Wilhelm Scherers Litteraturgeschichten und die Abrisse in Pauls Grundrifs richtig ausgeschrieben worden. Um so schärfer mufs auf die Tendenz des Buches hingewiesen werden, die am klarsten daraus hervorgeht, dafs als bester Kenner der Reformationszeit beständig der von Janufsenschem Geiste erfüllte 'Litterarhistoriker' Franz Hirsch citiert wird (S. 32, 135, 149). Mit der Trennung der religiösen Naturen, genauer gesagt: der Romfreunde unter den deutschen Dichtern von den Freigeistern und Atheisten ist weder eine 'Litteraturgeschichte' geschaffen noch dem 'deutschen Volke' ein Dienst geleistet, sondern höchstens einer in verkehrten Anschauungen befangenen extremen Partei.

Paul Haake.

Dr. Carl Busse, Novalis' Lyrik. Oppeln, Georg Maske, 1898. VIII u. 160 S. 8°.

Das vorliegende Buch zeichnet sich dadurch aus, dafs sich der Verfasser bei der Beurteilung Hardenbergs und seiner Dichtungen nicht auf

die rein philologische Betrachtungsweise beschränkt, sondern es versteht, als Dichter dem Dichter näher zu treten; psychologische und kritische Behandlung sind mit Geschick und Erfolg miteinander verbunden. Das erste und wichtigste Kapitel, welches einer sorgfältigen 'Bibliographie' folgt, beschäftigt sich mit den 'Hymnen an die Nacht.' Abweichend von den bisherigen Ansichten legt Busse dar, dafs sie ursprünglich in Versform geplant waren, dafs sie während der Jahre 1797, 1798, 1799 allmählich entstanden, ihre heutige Gestalt aber erst bei der letzten Redaktion für den Druck (1800) erhielten. Die Form der Hymnen preist Busse nicht wie herkömmlich als Meisterstück, sondern weist nach, dafs 'sie weder einheitlich noch natürlich, dafs sie mehr verhüllendes Gewand als Haut, ja vielfach gradezu nur ein Notbehelf sei' (S. 21. 22). — Das zweite Kapitel gilt den 'geistlichen Liedern', deren Gepräge nach Busse weder katholisch, noch pantheistisch, sondern durchaus christlich, teilweise sogar ausgesprochen protestantisch-kirchlich ist; an Kunstwert stehen sie wegen ihrer schlichten Innigkeit weit über den Hymnen. — Die 'Ofterdingen-Lieder', welche der dritte Abschnitt behandelt, bezeichnen den Höhepunkt in Hardenbergs Dichterlaufbahn; sie allein vermochten auch nur den Roman bis in unsere Zeit zu retten. — Kapitel vier enthält eine Analyse und Beurteilung der sechs 'vermischten Gedichte' und der 'Jugendgedichte', die wohl für die Kenntnis des Dichters und seiner Entwickelung, nicht aber für seine Schätzung als Künstler von Wichtigkeit sind. — Das 'Schlufswort' giebt eine Gesamtcharakteristik Hardenbergs und seiner Lyrik, zum Teil in treffender Parallele mit Hölty, und schildert seine mehr innerliche als litterarische Wirkung auf andere deutsche Dichter und auf das Ausland. — Zuletzt endlich folgen noch 'Anmerkungen', die Texterklärungen und beachtenswerte Beiträge zur Kenntnis von Novalis' Dichtersprache bringen, und eine Übersicht über die wichtigsten Lesarten der 'Drucke'. — Seine beiden Ziele, für eine Biographie Hardenbergs wie für eine kritische Ausgabe seiner Schriften eine brauchbare Vorarbeit zu liefern, hat Busse unseres Erachtens auf guten Wegen und mit Erfolg erreicht.

Breslau. H. Jantzen.

Georg Minde-Pouet, Heinrich von Kleist. Seine Sprache und sein Stil. Weimar, E. Felber, 1897. VIII u. 302 S. 8.

Es thut einem leid, eine Arbeit tadeln zu sollen, die auf jeder Seite Zeugnis von Fleifs und Talent giebt, und nur darunter leidet, dafs der Autor mit jenem für den Anfänger charakteristischen Mangel an Augenmafs eine seinen Kräften zu schwere Aufgabe seinen Schultern aufgeladen hat. Doch kann die bescheidene Selbsterkenntnis der Vorrede den Referenten von der Pflicht objektiven Tadels ebenso wenig entbinden, wie die Erklärungen der mangelhaften Citierweise und der 'Kreuzungen der verschiedenen Gruppen' seiner Einteilung den Verfasser völlig zu entlasten geeignet sind. Vor allem ist mir nicht klar geworden, was er unter 'Stil'

versteht, und wie er diesen Begriff von dem der 'Sprache' scheidet. Jedenfalls meint er darunter nicht das, was man sonst in der 'Stilistik' behandelt, denn die Tropen und Figuren erscheinen in seinem Kapitel über 'Sprache'; sollte er darunter das begreifen, was man sonst 'Technik des Dramas, der Erzählung' nennt? Dann wären seine Ausführungen doch allzu dürftig; denn wir hören bei ihm wohl etwas über Vorkommen und Länge der Monologe, nichts aber z. B. über die Länge der dialogischen Scenen, Mafse der Scenen und Akte (man denke an den Einakter Penthesilea), Verhältnis von Dialog i. e. S. zum Polylog u. s. w. Andererseits finden wir im Kapital 'Sprache' auch Materien abgehandelt wie 'Mischung von Schrecklichem und Lieblichem', die wenn irgendwelche in das Stilkapitel hineingehören.

Die nichts Neues bietenden Einleitungskapitel wären besser ganz weggeblieben. Was soll es heifsen (S. 2) 'mit der Romantik hat Kleist nur einen Zug gemein: die Neigung, sich selbst zu überfliegen'?[1] Insofern wiederholt sich ja freilich das Leben der Gattung in dem jedes Individuums, und sind 'Sturm und Drang' und 'Romantik' Etappen im Werdegang eines jeden jungen Dichters. Richtig ist es fernerhin sicherlich, dafs Kleist die verschiedenen Dichtungsarten mit bewufster Künstlerschaft trennt, umso genauer hätten aber die wenigen Fälle erforscht werden müssen, wo K. dennoch eine Vermischung der Stilarten unterläuft, wie etwa in der scenischen Vorschrift der Hmschl. 1865 'Sie drückt einen heifsen Kufs auf seine Lippen'. Der Besprechung von 'K. bei der Arbeit' fehlt jedes schärfere Einteilungsprinzip seiner Änderungsgründe: man denke nur an die laienhafte Verwendung von 'aesthetisch' S. 7 unten.[2]

A. H. v. K.s dramatischer Stil. I. Wechsel zwischen Poesie und Prosa. Es hätte sich mehr herausbringen lassen, wenn man etwa die Motive zum Vergleich herangezogen hätte, die Goethe veranlafsten, im Faust die Scenen 'Auerbachs Keller', 'Trüber Tag, Feld', 'Kerkerscene' in Prosa zu entwerfen. Die Versificierung der Schroffensteiner ist etwas äufserlich behandelt, das interessante Problem der rhythmischen Prosa nur gestreift.[3] II. Der Monolog. Man vermifst Erwähnung der kleinen

[1] Der Satz ist wohl ein ungenaues Citat aus Brahm, H. v. Kleist, 3. Aufl., S. 103: 'Nur den einen Zug, das Überbietenwollen, hatte Kleist mit dieser jungen Litteratur gemein.'!

[2] Die citierte Rede der Elvire 'Bei unserm einzgen Kind ... Das deine Wut ins Elend stürzt, und das Doch zu gebähren schwerer mir geworden Als zu erzeugen dir' hat vielleicht die Rede der Herzogin in Shakespeare's Richard d. Zw. V, 1 vorgeschwebt: 'Hättst du um ihn geächzt Wie ich, du würdest mitleidvoller sein.'

[3] Aufser den beiden bereits von Anderen bemerkten rhythmischen Briefstellen vgl. z. B. An Wilhelmine 9. Apr. 1801 'Wir dünken uns | Frei, und der Zufall führt uns allgewaltig | An tausend feingesponnenen Fäden fort.' An dieselbe 10. Okt. 1801 'Andere beglücken | Es ist das höchste Glück auf dieser Erde.' An Lohse 23. Dez. 1801: 'Was | Suchten wir wohl auf unserm schönen Wege? | War es nicht Ruhe vor der Leidenschaft?' Käthchen III, 40: 'nur nicht auf die Scheitel | Belegt mit Kreide, meiner lieben Braut | Der Kunigunde von Thurneck. He! wo seid ihr? | Hier! Habt ihr jemals eine solche Nacht | Erlebt?' ib. 69

Monologe, der 'Beiseite'. Für den Monolog der Agnes wäre die Frage zu entscheiden gewesen, ob sie überhaupt zu sich selbst spricht, wenn auch wissend, dafs Ottokar in der Nähe ist, oder ob sie so laut spricht, dafs er sie hören kann und mufs, also eigentlich zu ihm spricht, allerdings ohne ihn anzublicken. Sehr hübsch ist die Beleuchtung der Monologe 'Eiliger Entschlüsse' durch K.s Aufsatz 'von der Überlegung'. III. Der Dialog. 'Dafs K. die Scene mit einem schlagenden Wort zu eröffnen pflegt', ist doch auch bei der 'älteren Technik' (S. 26) nichts so Unerhörtes — man denke an die ersten Worte der Piccolomini. Bei der Besprechung der 'Wortspiele' (S. 32) hätten die unterschieden werden sollen, die in der gleichen Rede gemacht und die von einer Rede in die andere hinübergeworfen werden. Auch die Zweideutigkeiten, wo die sprechende Person und der Zuhörer eine Rede verschieden auffassen (vgl. die Ausrufe Adams Krug 1400 'Ich bin kein ehrlicher Mann'. 1794 'Ich bin ein Schuft'), wären zu erwähnen gewesen. Überhaupt hätte sich vielleicht neben der gemeinsamen noch eine getrennte Behandlung der Tragödien und Komödien empfohlen, woran sich die Besprechung des komischen (humoristischen) in den Tragödien, des pathetischen mitten in der Komik (z. B. die Rede der Frau Martha Krug 490—97) gut angeschlossen hätte. Wenn das nicht unterblieben wäre, so hätte Verfasser nicht (S. 35 unten) die beabsichtigte Komik des zweimaligen 'Wer?' in der Penthesilea verkannt. Nicht Unaufmerksamkeit ist es ferner (S. 39), wenn Agnes auf die Rede Ottokars, die ihr Verschlossenheit vorwirft, antwortet 'Du sagtest gestern, **Du** wolltest **mir** etwas vertrauen', denn so etwa ist sinngemäfs zu betonen. IV. Der Blankvers. Die metrischen Beobachtungen zeigen kein tieferes Eindringen in die metrischen Prinzipien, von denen sich K. leiten liefs; besseres darüber bietet sogar die zeitweise etwas wunderliche Dissertation von Ruland über K.s Amphitryon (Berlin 1897) S. 51 ff. 'Ev' für 'Eva' ist durchaus nicht 'zu unnatürlich' (S. 57), sondern kommt ebenso wie 'Em' für 'Emma' im wirklichen Leben vor. 'Heilbronn' (S. 61) ist richtige Betonung, 'Áltar', 'Éntschlufs', 'Eländer' auch sonst vorkommende, 'Hülflósen', 'antwórtet' erlaubte Versetzung, 'Was für Erzählungén?' 'Wahrhaftigé', 'Der Rasendé! die Unglückseligé' (S. 62) vollständig richtig betont. Das Verzeichnis der Reime ist zu ergänzen durch Guiscard 481 'Du weifst's, o Herr! du fühlst es so wie wir — Ach, auf wem ruht die Not so schwer, als dir?' Hschl. 679 'Nun, Thuschen, ich versichere dich, Ich liebe meinen

— —

Vielleicht besinnt sie sich! Komm, meine Tochter!' (Scenenschlufs.) ib. 82 'Der Mordanschlag, der unerhörte! — Auf!' ib. 107 'Habt ihr das Käthchen nicht darin gefunden?' 'Wahrhaftig in der Nebenkammern einer.' ib. 131 'Ist dieser Mann besessen, Rosalie?' ib. 132 'Schütze mich Gott und alle Heiligen!' Erdbeben IV, 6 'Sie ging, weil niemand kam | Und das Gewühl der Menschen anwuchs, weiter, | Und kehrte sich wieder um und harrte wieder.' 'Dies Alles erzählte | Sie jetzt voll Rührung dem Jeronimo | Und reichte ihm, da sie vollendet hatte, | Den Knaben zum Küssen dar.' 'Wie nur ein Dichter davon träumen mag.' Kohlhaas IV, 139 (als wirkungsvoller, sicher beabsichtigter Abschlufs einer Rede) 'Ich aber kann dir weh thun, und ich will's!'

Hund mehr, als er dich.' Die meisten dieser Reime sind als Nachlässigkeiten anzusehen, die störend wirken, hingegen ist End- und Binnenreim Krug 1774 'Vorüber bitte, Vorüber hier, ich bitte, Frau Brigitte' von beabsichtigter glücklicher komischer Wirkung.

B. K.s epischer Stil. I. Sachlichkeit. II. Detailschilderung. III. Objektivität. Inwiefern enthält (S. 89) 'um mehr als einer Ursache willen betroffen' ein Urteil des Dichters? Bei den Vergleichen (S. 91 f.) wäre hervorzuheben gewesen die Vorliebe für die negative Komparation.

C. Die poetischen Kunstmittel der K.schen Sprache. Vor Allem ist gegen die Einteilung der stilistischen und sprachlichen Charakteristika in 'Kunstmittel' und 'Eigenheiten' zu remonstrieren: als das erste wird alles bezeichnet, was dem Verfasser persönlich gefällt, als das zweite, was ihm mifsfällt (S. 176 ff.). Dafs man mit einer solchen subjectiven Disposition nicht weit kommt, dafs es besonders hier 'Kreuzungen der Gruppen' giebt, ist begreiflich. I. Mischung von Schrecklichem und Lieblichem. II. Volkstümliche Elemente in der Sprache. Elemente der Umgangssprache, der Sprache des niederen Volkes, Entlehnungen aus Volkslied, Volksschauspiel (s. Euphorion I, 16), Sprichwort, archaisierendem Ritterdrama (Götz), Gelehrtensprache ('Ur' statt 'Auerochs') wären zu sondern gewesen. III. Besonderheiten der Konjugation. Es fehlt eine besondere Besprechung der charakteristischen Participialkonstruktionen. Die transitive Verwendung (S. 110) von 'sprengen', 'flüchten', 'hängen', 'regnen', 'qualmen', 'glühen' hat nichts besonderes. Hingegen ist noch zu erwähnen Penth. 121 'die Einen wie die Andern niederbrausend.' 191 'schiefst die Zügel'. 2722 'Du blickst die Ruhe meines Lebens todt.' IV. Gebrauch des Dativs. Es wäre genauer zu unterscheiden zwischen dem Dativ ethicus, dem eigentlichen Dativ commodi und dem Dativ als Ersatz für einen Präpositionalausdruck. V. Wortstellung. Ein charakteristisches Beispiel der Inversion aus einer Prosaabhandlung (IV, 328) 'Die Staatsbeamten, die dem Kaiser von Österreich . . . treu dienen, findest du nicht, mein Sohn, dafs sie einen gefährlichen Stand haben?' wäre nicht zu übergehen. VI. Anschaulichkeit und Prägnanz des Ausdrucks. VII. Zusammengesetzte Adjektiva: dafs K. alle diese Adjektiva in der Penth. selbständig geschaffen habe (S. 129) ist durchaus nicht richtig: 'schaumbedeckt' findet sich bei Stolberg (DWb. VIII, 2359), 'seidenweich' und andere haben nichts auffallendes, 'rosenwangig' findet sich in Voss' und Bürgers Homerübersetzungen (DWb. VIII, 1225); 'waldgekrönt' (Voss 'waldig, dickwaldig, waldbewachsen', Stolberg 'waldig'), 'mähnumflossen' (Bürger 'mähnenumflattert', Stolberg 'schweifumschattet', Voss 'umflattert, helmumflattert', freilich nicht vom Rofs, sondern vom Menschen), 'gewitterdunkel' (Voss 'schwarzwolkig' als Beiwort des Zeus), 'wolkenrüttelnd' 'Wolkenrüttler' (Voss, Bürger, Stolberg 'Wolkenversammler') sind zwar Neubildungen, aber trotz Niejahr durch Homerlektüre (im Urtext?) angeregt. VIII. Sentenzen und Reflexionen. Die genannte Reflexion aus Kohlhaas ist nicht, wie Verfasser meint, die einzige in den Erzählungen, wenn er auch recht thut, deren Spärlich-

keit hervorzuheben.[1] Umbildung von Sentenzen in individuelle Rede wäre genauer zu verfolgen gewesen, z. B. Schroff. 558 'deines Herrn sind deine Freunde' (vgl. '*les amis de nos amis sont nos amis*'), Hschl. 1148 'Er glaubte mir die Grube zu eröffnen' u. s. w. Der Versuch (S. 133) auszuführen, wie bei Schiller Kottwitzens Rede gelautet haben dürfte, bindet übrigens Schiller eine Ungeheuerlichkeit auf. Im Zusammenhang mit den Sprichwörtern hätten sprichwörtliche Redensarten behandelt werden können wie 'es nimmt kein Hund ein Stück Brot von ihm', umgebildet Schroff. 618. Hinzuzufügen wäre den Sprichwörtern noch Schroff. 927 'Denn wer das Schmutzge anfafst, den besudelts,' die Hindeutung auf 'Aller guten Dinge sind drei' Krug 1521, die Umbildungen von Sprichwörtern Krug 949 'Und nicht gefangen, denk ich, nicht gehangen' 1484 'Jedwedes Übel ist ein Zwilling'. Variant 101 'wenn der Mensch was liebt, Mufs er auch schon auf Erden etwas leiden'. Schroff. 1911 'Reue ist die Unschuld der Gefallenen' (*'qui se repent, est presque innocent'*). Unbestimmt woher Krug 1502 'die Stunde rollt' (*'hora fugit,' 'le temps roule,'* rollende Zeiten, Jahre' in Voss' und Stolbergs Homerübersetzungen). Anzuschliefsen wären die aus der Litteratur entlehnten Sentenzen: Schroff. 1826 'Das eben ist der Fluch der Macht etc.' (Wallensteins Tod 3790) Käthchen III, 36 'Welche Wunde vernarbte nicht der Mensch?' (Wallensteins Tod 3438[2] ib. 44 'Der Mensch wirft Alles was er sein nennt, in eine Pfütze aber kein Gefühl' (s. Schmidt, Charakteristiken 359) Schroff. 1229 'Und öfters thut ein Mensch, was man kaum hofft, Weil mans kaum hofft' (s. Zolling I, 68). Hier wieder individualisierte Sentenzen, z. B. Schroff. 1971 'Die Stämme sind zu nah gepflanzet, sie Zerschlagen sich die Äste' (s. Schmidt a. a. O. 360. Zolling a. a. O.[3]) Nachzutragen wären Schroff. 578 'Stehn und erzählen, das gehört zusammen Wie reiten fast und küssen.' Homburg 1461 'Jedwedes Heer liebt, weifst du, seinen Helden.' IX. Rhetorische Figuren. Die Allitterationen, die Verfasser als bewufste anerkennen will, sind willkürlich gewählt, es lassen sich leicht zehnmal so viel ebenso gute zusammenstellen. Annominationen wie 'das Leben lebendiger, das Geräusch geräuschvoller,' 'im Freien freier,' 'das Unbegreifliche begreifen' etc. wären zusammenzustellen gewesen. Die Wiederholung von Sätzen verdiente neben der von Worten eine besondere Betrachtung, vgl. Penth. 1029—32. 2380—82. Homb. 1084—86. Käthchen III, 17, 12.

[1] Kohlhaas IV, 148 'wie denn die Wahrscheinlichkeit nicht immer auf Seiten der Wahrheit ist.' Verlobung IV, 163 'der Gebrannte scheut nach einem Sprichworte das Feuer.' ib. 167 'in seinem Vaterlande wäre nach einem daselbst herrschenden Sprichwort ein Mädchen mit vierzehn Jahren und sieben Wochen bejahrt genug, um zu heirathen.' Wander, Sprichwörterlex. II, 992 führt für letztere sprichwörtliche Redensart Gellert als Quelle an.

[2] Einige Zeilen vorher eine andere Reminiscenz 'das war beschlossene Sache, noch ehe ihr kamt' (Piccolomini 1259).

[3] Eine Lessingreminiscenz, die ich nirgends verzeichnet finde: Schroff. 1362 'Wirst nicht verlangen, dafs Ich meinem Vater weniger als du dem deinen traue. Und so umgekehrt.' Nathan III, 7 'Wie kann ich meinem Vater weniger Als du dem deinen glauben? Oder umgekehrt.'

49, 17. Bei der Ellipse wäre hervorzuheben, dafs K. in sehr störender Weise Schroff. 763 das verbum substantivum sogar im Konjunktiv fortläfst. Sehr kühn ist die Ellipse zu Anfang des Käthchen III, 3 'auf den ersten Ruf der heiligen Vehme, von des Vehmherolds Hand dreimal mit dem Griff des Gerichtsschwerts, an die Thore seiner Burg, ist er erschienen.' Noch zu erwähnen Homburg 695 'Licht, dafs etc.' Hingegen nicht als Ellipse, sondern als Kontamination im Kopfe des Dichters ist zu erklären Käthchen III, 5 'gesund an Leib und Seele wie die ersten Menschen, die geboren worden sein mögen' für 'die geboren worden, gewesen sein mögen.' Als merkwürdiges Asyndeton wäre doch zu nennen Hschl. 251 'So dürft' er dir nur Dagobert, Selgar dein Lippgestad' verbindlich schenken' für 'oder dir, Selgar'. Auch die seltsame Periphrasis Schroff. 830 'eine Kröte, die ein verwundlos steinern Schild beschützt' für 'Schildkröte', wäre der Erwähnung wert gewesen. Eine andere Schroff. 758 'die freundliche Erfindung Mit einer Silbe das Unendliche Zu fassen' für 'Name' leitet zu den Paradoxen über. Über einen Klimax im Homburg s. Euphorion 1, 47. Ein Hysteron-Proteron, das in die Schroff. erst durch die Bearbeitung hinein gekommen ist, s. Wolff, Zwei Jugendlustspiele S. IX. X. Tropen. Der Abschnitt über die Metapher (S. 158 ff.) leidet erstens unter der völligen Trennung von den Vergleichen und Gleichnissen, mit denen sie doch zusammengehört, zweitens unter der ungeeigneten Einleitung, drittens unter der ganz willkürlichen Auswahl, nach welcher man etwa meinen könnte, dafs in den Schroff. aufser Schimpfwörtern gar keine Metaphern vorkommen, während sie doch in dieser Richtung überreich ausgestattet sind. Gesondert hätte wieder werden sollen das originelle vom allgemeinen (z. B. 'treu wie Gold') und vom entlehnten Gut.[1] Das Stück über Bilder und Gleichnisse verdiente eine nähere Ausführung. Ich will nur als interessanteres Moment hervorheben, dafs beim Vergleich des Käthchen mit einem Engel (III, 5) dem Dichter offenbar ein Gemälde von Christi Anbetung vor Augen stand: 'und kämt ihr auf Flügeln der Einbildung zu den lieben kleinen Engeln, die mit hellen Augen aus den Wolken unter Gottes Händen und Füfsen hervorgucken' und weiter in der gleichen Rede 'das Morgenland wäre aufgebrochen und hätte Perlen und Edelgesteine, von Mohren getragen, zu ihren Füfsen gelegt.'

D. Die Eigenheiten der K.schen Sprache. I. Auswüchse in der Bildersprache. Zu Ghonorez 793 'Mir weht ein Schauer wie von bösen Geistern Um Haupt und Brust' vgl. die Zolling I, S. VI citierte Briefstelle 'Da stand ich schauernd unter den Nachtgestalten . . . . und

[1] Penth. 1780—82, Othello V, 2; Hmschl. 684 f., s. Bonafous, Henri de Kleist p. 293. Die Wendung Wetters 'In Händen! In meines Herzens Händen nehm' ich ihn' ist freilich 'sehr kühn' (S. 161), doch aber wohl beeinflufst durch die einfachere Hamlet III, 2 'ich will ihn hegen Im Herzensgrund, ja in des Herzens Herzen'. Zu erwähnen noch die Metapher durch die Handlung ausgedrückt in der hübschen Leimrutenscene Käthchen III, 59. Den Irrtum S. 164 Anm. will ich hier korrigieren: Grillparzers Hero giebt sich nicht 'durch die Dolche ihres eigenen Schmerzes den Tod'.

kalt wehte mich die Nacht an wie ein Geist.' Das 'recht seltsame Bild' (S. 178) Schroff. 532 'diesem Käfer Die Kohle vorzuwerfen, die er spielend Aufs Haus des Nachbars trägt' erklärt sich durch Nemnich Polyglottenlexikon der Naturgesch. II, 458 'An einigen Orten glaubt der gemeine Mann, dafs der Hirschkäfer mit seinem Geweih glühende Kohlen auf die Strohdächer bringe und selbige anzünde.' II. Hyperbeln. Die im Amph. 2026 ff. ist wohl durch Münchhausen veranlafst.[1] Im Anschlufs wäre die Litotes zu behandeln gewesen: z. B. 'keine Nufs', 'keinen Stich' für 'Nichts'. III. Zu starke Ausdrücke. Nach Erdbeben IV, 15, 9 'Klostermetze', Verlobung IV, 187, 15 'Hure'; Schroff. 2639 'die Leiche stinkt schon', Homb. 992 'in zwei engen Brettern duftend'. Zu den Trivialitäten noch prosaische Wendungen Penth. 520 'gefällig', 576 'Von treibenden Verhältnissen gedrängt', 1198 'Und thun mit Grazie, was die Not erheischt', das unerträglich sich wiederholende 'Person' in der Hallyscene, auch Geschmacklosigkeiten, wie Erdbeben IV, 16 'mit dem Rest einer erglänzenden Thräne' u. a. m. IV. Unpassende Wendungen im Munde gewisser Personen. Anachronismen. Vor Allem wäre auf die antike Mythologie im Munde der Bauernmagd Johanna (Schrecken im Bade) hinzuweisen. V. Wortverschränkung. VI. Satzverschränkung.

E. Wiederholungen im Stile K.s. I. Lieblingswörter. II. Lieblingswendungen. Hinzuzufügen zu S. 214 Ghonorez 395—99 Var. 'erstarrt an deinem Anblick', zu S. 216 Käthchen III, 51 'Blut füllt vom Scheitel quellend ihm den Mund.' Aufserdem Schroff. 1835 ff. mit Epigramm I, 34, 9; Homburg 1800. 1852. An Kön. Luise I, 51, 27; Homburg 159. Käthchen III, 36, 4; Homburg 1170. Penth. 2089; Homburg 987. Erdbeben IV, 2, 10 (vgl. Piccolomini 1125); Hmschl. 1580. 2022; Hmschl. 2208. 2621. III. Wiederholungen in den Briefen. Verfasser glaubt (S. 221) wegen der starken Übereinstimmungen einzelner Briefe K.s mit anderen etwa ein halbes Jahr früher geschriebenen annehmen zu müssen, dafs K. Konzepte seiner Briefe aufbewahrte und jeweilen abschrieb. Mir ist das nicht überzeugend: in einem gewissen Alter sind einem die eigenen schönen Phrasen so wichtig, dafs man sie wohl ein halbes Jahr und länger im Gedächtnifs behält. Direkt dagegen scheint mir aber zu sprechen, dafs in einem Brief an Wilhelmine 21. Mai 1801 Wendungen wiederkehren zweier Briefe vom 1. Mai 1801 und vom 11. Oktober 1800: so was thut man doch nicht absichtlich, wenn man der gleichen Person schreibt. IV. Briefliches und Poetisches. Der seltenere Fall einer Reminiscenz aus einem Werke in einem Briefe findet sich noch in dem an Fouqué 25. April 1811 'Auch bin ich mit meiner dummen deutschen Art bereits eben so weit gekommen, als nur ein Punier hätte kommen können' aus Hmschl. 2100 'So kann man blondes Haar und blaue Augen

[1] Vielleicht aber volkstümliche Redensart; vgl. 'moest ik hier nog drij jaren mee voyageeren, dan waren mijne voeten af tot an mijne knieen' (Niederländ. Dreikönigsspiel in Bols, Oude Vlaamsche liederen. Antwerpen 1897).

haben Und doch so falsch sein wie ein Punier?' V. Wiederkehr derselben Bilder.

F. Grammatisches. I. Lautlehre. 'Sprützen' und 'spitzfündig' (S. 248) sind nicht durch Lautwechsel entstanden. II. Wortbildung. III. Deklination. Zu erwähnen der Dativ 'Gotte' (Krug 1098), der Plural 'Fänger' (ib. 1525), die Form 'Zwo' (ib. 1467). IV. Konjugation. transitives 'erschrickt' (Mädchenräthsel I, 36). V. Genus der Substantiva: 'Ananas' und 'Forst' erklären sich aus dem Französischen, 'Ornat' aus dem Lateinischen. Zuzufügen 'der Fischbein' Ghonorez 283. VI. Präpositionen: Zuzufügen: 'Du selbst mufst Hand an dir legen' (An Wilhelmine. Brahm S. 29) 'bei dem Kummer, der mir .... an's Herz nagte' (An Henriette 29. Juli 1804) 'auf Knieen' (s. DWb. V, 1424) 'niemals war eine Wahl mir zwischen euch und sie' (Ghonorez 133). VII. Gebrauch des Simplex. VIII. Verben mit abweichender oder mehrfacher Rection. IX. Auslese aus dem Wortschatz.

Man sieht, das Werk läfst an Reichhaltigkeit nichts zu wünschen übrig, und wenn man auch die Ausarbeitung vielfach anders gewünscht hätte, so erregt es doch die besten Erwartungen für die wissenschaftliche Zukunft des strebsamen Gelehrten.

Bern. S. Singer.

E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde. Mit 17 Abbildungen und einer Karte. Strafsburg, K. Trübner, 1898. VIII u. 362 S.

Endlich haben wir nun neben den vielen zum Teil vorzüglichen Einzelschriften aus unserem Fache die langerwartete, schwierige Zusammenfassung der gesamten Volkskunde erhalten, und zwar aus der Feder eines Mannes, der durch jahrelange Bethätigung als Forscher und Lehrer anregend und fördernd gewirkt hat, wie wenige, dessen Name schon für die Gründlichkeit und Gediegenheit des ganzen Werkes bürgt. Mit herzlicher, dankbarer Freude begrüfsen wir Jüngeren dies schöne Buch, die reife Frucht angestrengter und gesegneter Lebensarbeit, um so dankbarer, wenn wir aus eigener Erfahrung wissen, welche Anforderungen schon die sichere Beherrschung eines einzelnen Zweiges unseres Faches an die Kraft des Forschers stellt, welche Schwierigkeiten nun gar dem zusammenraffenden Arme hie und da erwachsen. Es sind noch genug Steine und Geröll von unserem Acker hinwegzuräumen, die allenthalben die fröhliche Saat zu ersticken drohen.

Schwierig mufste es schon sein, die richtige Mitte einzuhalten, in der dies Werk zwischen dem Gerippe des Fragebogens und der ausgeführten, quellenmäfsigen Darstellung des gesamten Stoffes schwebt. Hätte der Verfasser ein ausführliches, den strengsten wissenschaftlichen Ansprüchen genügendes und unbedingt vollständiges Werk schaffen wollen, so hätten wir gute Zeit gehabt, darauf zu warten. Der Versuch, etwa Andrees 'Braunschweiger Volkskunde' auf das ganze, grofse deutsche Vaterland auszudehnen, würde die Arbeitskraft eines einzelnen bei weitem übersteigen.

Hier sollen erst unsere Provinzialvereine einspringen, sich organisieren und centralisieren und sammeln und in die Scheuern einbringen, soviel als möglich. Vielleicht kommen wir dann auch noch einmal soweit, daſs von dem für andere Wissenschaften so überreich gedeckten Tische auch für uns ein Brosämlein abfällt, daſs es von Staatswegen unseren Forschern ermöglicht wird, sich ganz ihrem Lieblingsfache zu widmen. Wir wollen hier nicht *pro domu* reden, aber wir blicken doch staunend hinüber nach dem skandinavischen Norden, wo man die Volkskunde als Universitätsfach anerkannt hat.

Vorläufig also heifst es sammeln und auftraffen, und dazu brauchen wir alle einen Führer, der mehr giebt als der Fragebogen und doch nicht erschöpfen will, was er nicht kann. Und diesen Führer hat uns Meyer in trefflicher Weise geboten. Das ist kein trockenes Gerüst, sondern eine lebensvolle, stilistisch bisweilen glänzende Darstellung, die überall aus den besten Quellen schöpft, ohne doch mit Quellenangaben, Noten u. dergl. einen unnützen Ballast zu schaffen, der sich schliefslich doch ins unendliche hätte auswachsen müssen. Dafür ist soviel als möglich von konkretem Materiale verarbeitet worden, und wer in den letzten Jahren tüchtig mitgearbeitet hat, freut sich der alten Bekannten, die hier im Zusammenhange mit anderen Thatsachen neues Licht und Leben erhalten. Zugleich ist eine wahrhaft staunenswerte Fülle von Beispielen für volkstümliche Anschauungs- und Ausdrucksweise beigebracht, der Wortschatz für manches Vorstellungsgebiet dürfte hier erschöpft sein.

Eine Encyklopädie und Methodologie der Volkskunde, eine Entwickelungsgeschichte der jungen Wissenschaft fehlt; allgemeinere Abschnitte hat M. in letzter Stunde zurückgezogen, und wohl mit Recht.

Blieb ihm doch dafür der Raum für eine gründliche Behandlung des eigentlichen Stoffes. Und wie geschickt ist diese gruppiert. M. geht aus von dem Grund und Boden, auf dem sich das Leben des Volkes abspielt, zeigt, wie sich 'Dorf und Flur' je nach der Landschaft entwickeln und verteilen, und wirft hie und da einen Blick auf den Charakter der Bewohner, wie er sich schon in den primitivsten und doch so mannigfachen Kulturleistungen offenbart. Stärker lassen sich schon die psychologischen Elemente in dem Kapitel über den 'Hausbau' verwerten. Es ist einer der besten Abschnitte des Buches, der den Beweis liefert, wie scharf der Verfasser die jetzt plötzlich aufschiefsende, kaum noch übersehbare Literatur über diesen Gegenstand verfolgt hat. Dagegen tritt der Abschnitt über 'Körperbeschaffenheit und Tracht' etwas zurück, und mit Recht. Hier ist der Punkt, wo die landschaftliche Einzelforschung einzusetzen hat, wenn wir uns nicht in Kuriositätenspielerei und Plunderkram verlieren wollen. Bis wir es zu einer allgemeinen Trachtenkunde bringen werden, hat es noch gute Wege, und die grofsen, allgemeinen 'Volkstrachtenmuseen' bergen ihre grofsen Gefahren. Doch ist hier nicht der Ort, darüber zu rechten. Der vierte Abschnitt tritt bedeutsam in die Mitte. Unter der Überschrift 'Sitte und Brauch' wird hier das Leben des Volkes von der Wiege bis zur Bahre, im Hause und Garten, auf dem

Felde und im Stalle, an Festtagen, wie in Krankheit und Tod verfolgt, mit liebevollem Eingehen bis in das Kleinste. Vieles was man sonst an anderen Stellen behandelt findet, ist hier glücklich eingewoben, nicht zum wenigsten aus der Volkspoesie. Es ist der Abschnitt, an dem der Verfasser mit der gröfsten Freude gearbeitet zu haben scheint. Wir können nicht leugnen, dafs dadurch die drei letzten Kapitel, die unsere philologischen Leser vielleicht am meisten anziehen werden, etwas zu kurz gekommen sind. Sie behandeln 'Die Volkssprache und die Mundarten', sowie die 'Volksdichtung', von der 'Sage und Märchen' für die letzte Abteilung abgezweigt sind, sodafs die ganze lange Reihe gewissermafsen mit dem Märchen als der höchsten und edelsten Schöpfung des Volksgeistes abschliefst.

Der fünfte, sprachliche Abschnitt wird Volkskundigen und Sprachforschern gleich interessant sein. Immer mehr wendet man jetzt den deutschen Mundarten die nötige Aufmerksamkeit zu, und neben die längst geübten lexikographischen und morphologischen Beobachtungen treten eingehende Untersuchungen über Accentuation und Sprachmelodie. Mit grofsem Glücke scheint in geschickter Hand der Phonograph verwendet zu werden. Aber das Gebiet ist noch viel gröfser. Stilistische Forschungen über die Ausdrucksweise des Volkes, besonders bei selteneren Vorkommnissen, eröffnen tiefe Einblicke in die Seele des Volkes und lehren die Stammesunterschiede schärfer fassen, das Gemeinsame aller Deutschen fester legen. Wie viel läfst sich allein aus den Grufsformeln der deutschen Stämme lernen!

Immer von höheren Gesichtspunkten aus betrachtet M. in raschem Gange die allgemeine Entwickelung unserer Sprache und weist auf die Schicksale unserer Mundarten hin. Schlimm ist es, zu sehen, wie sich der Bauer, gerade in Niederdeutschland, seines heimischen Sprachstandes zu schämen anfängt — man lese nur die betr. Abschnitte in Andrees 'Braunschweiger Volkskunde' —, und die Kinder zum hochdeutschen Sprechen anhält. Bald wird es nur noch die Sprachmelodie sein, die etwa den Mecklenburger, den Sachsen u. s. w. erkennen läfst, und auch sie verliert sich mit der Zeit. In Oberdeutschland dagegen hört man in Lautstand und Flexion noch den lebenspendenden Strom der Volksmundart rauschen, man erkennt auch im Kathedervortrage den Tiroler, den Franken, den Baiern, den Schwaben, und ich halte das für recht und billig, und lehne den Vorwurf der 'Unbildung', den ich im Norden gelegentlich diesem Festhalten am heimischen Gute gegenüber vernommen habe, als ungerecht ab. Auch die Versuche einer Einigung der Bühnensprache sind nicht ganz unbedenklich und ich meine, dafs ein Referent über Volkskunde in diesen Dingen Farbe bekennen mufs. Leider gilt heute Goethes Wort nicht mehr: 'Jede Provinz liebt ihren Dialekt.' Das sprachliche Gefühl kommt abhanden, wie ja auch M. zeigt: In Halle kann man erleben, dafs derselbe Mensch für 'kommt' nebeneinander gimmt, gemmt, gömmt und gommt gebraucht. Auch die Flexion zeigt dies. Man behilft sich thatsächlich — nicht blofs in Berlin — mit

zwei Kasus, die ich als Subjektiv und Objektiv bezeichnen möchte. Aus der familiären Umschreibung: 'des Vaters sein Kind' ist nicht blofs, wie Meyer schreibt: 'dem Vater s. K.' geworden, sondern bis zum akkusativischen: 'den V. s. K' fortgeschritten, und dafs dies keine blofse 'Verwechselung' mit dem Dativ ist, zeigt die Umkehrung: 'Das Kind sein Vater.' Der Dativ steht wirklich auf dem Aussterbeetat, wie jeder weifs, der den Versuch gemacht hat, Berliner Kinder in die Anfangsgründe der Grammatik einzuführen. Dafs schwache Reste des Genetivs unbarmherzig in den Akkusativ verwandelt werden, weifs jeder, der Redensarten wie: 'Dat war ick zufrieden' (= 'ich war es zufrieden') kennt. Wenn M. die analogische Verallgemeinerung der Pluralendung -er besonders für Baiern und Obersachsen in Anspruch nimmt, so möchte ich auf das berlinische 'Steiner' und 'Stöcker' hinweisen; interessant ist auch der Geschlechtswechsel der Substantiva. Nachgerade scheint sich der Deutsche in seinen drei Geschlechtern so schlecht zurechtzufinden, wie ein radebrechender Ausländer. M.s Beispiele liefsen sich bedeutend vermehren. In Würzburg heifst es: 'die Schwan'; in Österreich: 'die Gaas', in Berlin: 'der Gas', hochdeutsch: 'das Gas'.

Zu M.s Betrachtungen über die Pronomina möchte ich einen Hinweis auf die volkstümlichen Indefinita, wie: 'ich weifs nicht, was für ein,' 'Gott weifs wer' oder das auf gewisse Kreise beschränkte 'x-beliebig' fügen. Bei den Zahlwörtern bemerke ich, dafs ich die auf Seite 286 geschilderte Rechenmethode mit Strichlein auch im Voigtlande beobachtet habe. Aus dem Abschnitte über das Verbum möchte ich hervorheben, dafs sich der Konjunktiv in Oberdeutschland noch ganz wohl erhalten hat. Der Niederdeutsche wendet ihn bekanntlich nur dann an, wenn er vornehm, 'hochdeutsch' sprechen will. Auf die ekstatischen Formen und Umschreibungen weist M. hin, aber ihre Ausdehnung ist noch viel gröfser, als er es ahnen läfst. Eine ganze Stufenleiter der Erregung spiegelt folgende Reihe von Formen, die der Satz 'er schalt ihn aus' im Munde des Berliners annimmt: 1. 'Jetzt geht er hin und schimpft ihn aus.' 2. 'Was thut er? geht er nicht hin? schimpft er'n nicht aus?' 3. 'Was wird er jetzt thun? Wird er nicht hingehen? Wird er'n nicht ausschimpfen?' Leute aus dem Volke sind im stande, vor Gericht lange Erzählungen in der Form solcher verneinten Fragen durchzuführen. Derartiges gehört auch zur Volkskunde. Volkstümliche Umschreibungen sind noch sehr der Untersuchung wert und mit Recht weist M. auch hier der Forschung die Wege.

An Wortbildungen wie Hoochde, Lengde (in Berlin auch: Dickde) wird der Lehrer des Deutschen mit Erfolg anknüpfen. Für ihn ist überhaupt Meyers Buch eine Fundgrube. Freie Neuschöpfungen verdienen Beachtung, so der 'zue', in Berlin: 'zuige', in Thüringen mit euphonischem n: 'zunige' Wagen. Vorliebe für lange Wörter zeigt der Niederdeutsche. Ich erinnere noch an das bekannte Berlinische: 'Kellertreppenruntergefalle'.

Alliterierende und reduplicierende Wortbildungen liefern uns in Menge die Kinderreime und Rätsel. Man achte aber auch im täglichen Leben

darauf. Wo das rechte Wort fehlt, stellt sich eine solche Bildung ein: etwas Bewegliches heifst: 'dideldadel', 'Zibbezabbe', etwas Gekräuseltes 'Kringelkrangel', ein Durcheinander (nach Luthers Bibelübersetzung) 'Krethi und Plethi'.

Bei den Steigerungsadverbien für sehr: 'furchtbar, jämmerlich' u. s. w. fehlt das fränkisch so beliebte 'arg'. Was für ein Weg vom alten, schwerkränkenden Schimpfworte bis zu der heutigen harmlosen Partikel. ('Es schmeckt arg gut.') Zu den eingeschobenen Versicherungswörtlein käme noch (in derselben Gegend) 'fei' (= freilich). Wie weit reicht das vogtländische: 'ge!' was halb 'ja', halb 'nein' bedeutet?

Für den 'Wortschatz' weist M. mit Recht auf jene 'negativen Idiotismen', auf die Worte hin, die einer bestimmten Mundart oder den Mundarten überhaupt, im Gegensatze zur Schriftsprache, nicht mehr eigen sind oder niemals eigen waren. Haltrichs gediegene Arbeit über diesen Gegenstand, die nur den siebenbürgischen Dialekt behandelt, sollte anderwärts energische Nachahmung finden. Für die Verbreitung einzelner Worte wird jetzt mehr gethan, wir erinnern hier an die treffliche Arbeit von W. Schwartz über 'die volkstümlichen Namen für Kröte, Frosch und Regenwurm in Norddeutschland',[1] die auch methodisch musterhaft ist.

Treffend weist auch M. auf die durch ein Adjektiv oder Adverb ersetzten Partizipia hin: 'er ist fort' u. dgl. Ich füge hinzu: 'Wann seid ihr heim?' (fränkisch) und, als Beispiel für den Infinitiv, der bei Hilfsverben gern unterdrückt wird: 'Wo wollt ihr hin?' — 'Kann man hier durch?' Dafs Umschreibungen wie: 'de dat Bok schrewen hat' auch in Oberdeutschland nicht selten sind, beweist die berühmte Frage, die an Grillparzer gestellt wurde: 'San Sie der, der die Biecheln schraibt?'

Das Kapitel über die Fremdwörter, deren Menge in der deutschen Volkssprache M. etwas zu unterschätzen scheint, hätte weit ausführlicher sein und wenigstens auf die Hauptpunkte, z. B. auf die Ummodelung des fremden Gutes, die Umdeutung und Entstellung, energisch hindeuten können.

Im übrigen habe ich, besonders der trefflichen Darstellung der Einzelgruppen von Mundarten wenig hinzuzufügen. Die Deminutivform 'Gottche' hört man nicht nur in Ostpreufsen, auch der Sachse sagt: 'Ach Gottchen!' Das mecklenburgische 'ing' erstreckt sich nicht blofs auf Adjektiva (soeting) und Pronomina (Ditting und Datting), sondern auch auf Verba. Die Mutter ruft etwa ihr Kind an: 'wo büssing Du?' Für den Lehrer interessant sind Fälle, wo die lebende Mundart die Sprachgeschichte recht hell beleuchtet: Oberdeutsche Kürze wird in geschlossener Silbe gedehnt, in offener gewahrt. So heifst es denn heute in Baiern: der Disch, aber die Disch, der Fisch, aber die Fisch u. s. w.

Genug der Einzelheiten. Wir haben dies wichtige Kapitel herausgegriffen, um eine Vorstellung von der Fülle von Material zu geben, die das Buch enthält. Allenthalben bietet es Punkte, die zur Besprechung

[1] Im 5. Bande der 'Zeitschrift des Vereins f. Volkskunde'.

auch im deutschen Unterrichte einladen. Darum sei das treffliche Werk nochmals bestens empfohlen, es wird Segen stiften, wo immer es aufmerksam studiert wird.

Würzburg. Robert Petsch.

P. Stern, Einfühlung und Association in der neueren Ästhetik. Ein Beitrag zur psychologischen Analyse der ästhetischen Anschauung. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss, 1898. (Beiträge zur Ästhetik, herausgeg. von Th. Lipps und R. M. Werner, V.) 81 S. M. 2.

Für den Litterarhistoriker ist besonders die Einleitung dieser scharfsinnigen Untersuchung von Wert, in der der Gedanke der 'Einfühlung' bei J. Paul und einigen Romantikern mit guten Belegen vorgeführt wird. Wie allgemein er in der Zeit lag, habe ich unlängst (in der 'Nation') bei einer Besprechung des berühmten Wortes, dafs eine Landschaft ein Gemütszustand sei, darthun können. — Die Abhandlung selbst führt gegen Robert Vischers associationslose Einfühlung Einwürfe, besonders von Th. Lipps, doch auch eigene Bedenken des Verfassers ins Feld und verteidigt Fechners Associationsprinzip (S. 38 f.), insbesondere auch gegen Volkelt.

Berlin. Richard M. Meyer.

Daniel Sanders. Ein Gedenkbuch, herausgeg. von Anna Segert-Stein. Barnewiz-Neustrelitz, 1897. IV, 68 S. M. 2.

Über eine kurze biographische Skizze von Fr. Arz (S. 3 f.) sind eine grofse Zahl von Komplimenten für Sanders ausgeschüttet, meist an Form und Inhalt gleich dürftig. Auch namhaftere Autoren machen keine Ausnahme (Greif S. 23! Rollett S. 51!). Nur etwa der Brief des Staatssekretärs v. Stephan (S. 58 f.) verdiente seinen neuen Abdruck, den die 'Waschzettel' von Gutzkow (S. 25) oder Karl Schurz (S. 53) weder verdienen noch auch nur vertragen.

Berlin. Richard M. Meyer.

Vietor, Einführung in das Studium der englischen Philologie mit Rücksicht auf die Anforderungen der Praxis. Zweite, umgearbeitete Auflage. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1897. 8. M. 2,20, geb. M. 2,70.

Victors Buch ist in seiner zweiten Auflage das geblieben, was es in der ersten gewesen war: nicht eine 'Einführung in das Studium der englischen Philologie', sondern eine Anleitung für zukünftige Lehrer des Englischen, an den höheren Schulen Preufsens die Staatsprüfung zu bestehen. Wie ein roter Faden zieht sich der Gedanke an die preufsische Prüfungsordnung hindurch, immer wieder und wieder knüpft Vietor an die Bestimmungen derselben an, als wenn die Prüfungsordnung irgend

eines Staates den Begriff 'englische Philologie' festzustellen hätte oder überhaupt feststellen wollte. Es könnte nun freilich jemand sagen: 'Victors Buch will gar nicht eine Einführung in das Studium der englischen Philologie im allgemeinen sein; er hat selbst wie bei der ersten, so auch bei der zweiten Auflage die Worte mit Rücksicht auf die Anforderungen der Praxis hinzugefügt.' Wer das sagt, dem möchte ich erwidern: 'Was heifst denn Praxis? Ist etwa mit dem Worte von vornherein angedeutet, dafs man an die Thätigkeit des zukünftigen Lehrers an den höheren Schulen irgend eines bestimmten Staates zu denken hat? Übt nicht auch der Universitätsprofessor, wenn er sein Katheder besteigt, eine praktische Thätigkeit aus? Könnte man nicht also denken, dafs Victor auch für diejenigen Studenten der englischen Philologie habe schreiben wollen, die von Anfang an ihr Studium mit der Absicht betreiben, dereinst als akademische Lehrer einen praktischen Beruf auszuüben? Und dafs auch sie nicht blofs theoretisches Wissen, sondern auch praktisches Können besitzen müssen, dürfte ihnen bei der Wahl des zukünftigen Berufes ebenso klar sein wie dem zukünftigen Oberlehrer bei der Wahl des seinigen, nur mit dem Unterschiede, dafs für ihre 'Praxis' ganz andere Grundsätze mafsgebend sein müssen als für die des letzteren. Sollte man also wirklich nicht meinen dürfen, dafs Victor auch an solche Herren gedacht habe, zumal wenn man es hat erleben müssen, dafs gewisse Kreise geglaubt haben, einen Philologentag dazu gebrauchen zu sollen, erfahrenen akademischen Lehrern Aufschlüsse über die Aufgaben ihrer akademischen Thätigkeit zu geben?' Dafs nun Victor 'nichts anderes als die Berufsthätigkeit des Lehrers des Englischen an höheren Schulen' bei dem Worte 'Praxis' im Auge gehabt hat, sagt er selbst ausdrücklich, nur nicht da, wo man es erwarten sollte, nämlich schon auf dem Titelblatte, sondern erst im Buche selbst auf S. 1, und er beschränkt sich mit seinen Ratschlägen auch gar nicht auf die Ausbildung des Studenten zum Philologen, sondern widmet ein besonderes Kapitel — und wenn dasselbe auch nur aus etwa vier Seiten besteht — der Betrachtung der 'pädagogischen Anforderungen des Lehrerberufs'. Am seltsamsten aber berührt mich der schon auf dem Titelblatt gemachte Zusatz: 'Mit einem Anhang: Das Englische als Fach des Frauenstudiums.' Damit wird der Begriff 'englische Philologie' noch mehr getrübt. Ich mache durchaus kein Hehl daraus, dafs ich dem Gedanken, das weibliche Geschlecht in immer gröfserem Umfange zum gelehrten Studium zuzulassen, abhold bin: ich sehe u. a. darin einen Widerspruch zu dem sonstigen Bestreben, der Überfüllung der gelehrten Berufsklassen seitens des männlichen Geschlechtes vorzubeugen; Frauen, die von Natur zur Beschäftigung mit irgendwelcher Wissenschaft veranlagt sind, werden, auch ohne dafs man ihnen besondere Vergünstigungen einräumt, dieser Veranlagung nachgehen, und die Wissenschaft, die vorurteilsfrei alle Fortschritte anzuerkennen hat, welches Standes und welches Geschlechtes auch derjenige sein mag, der ihr zu irgendwelchen Fortschritten verhilft, ist sich dieser ihrer Pflicht schon längst bewufst gewesen, wie sich durch hervor-

ragende Beispiele leicht nachweisen läfst. Hat man nun aber einmal die Frauen zum Universitätsstudium der englischen Philologie zugelassen, so sollte derjenige, der eine Einführung in dasselbe schreiben will, auch jeden Schein vermeiden, als bedeute die englische Philologie für den Mann etwas anderes als für die Frau: beide Geschlechter sind vor allem darauf hinzuweisen, dafs der englische Philologe, ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, danach zu streben hat, in den Geist des englischen Volkes, so wie er sich in der englischen Sprache und Litteratur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart bekundet hat, einzudringen und ihn zu verstehen; und daher hätte Vietor auch in diesem Falle nicht mit den offiziellen, für die Frauen bestimmten Anforderungen (§ 32) beginnen, sondern, wenn er nicht von dem allgemeinen Begriff der englischen Philologie ausgehen wollte, wenigstens von vornherein — und nicht erst im folgenden Paragraphen, wie er es thut — erklären sollen: 'die Beziehungen zwischen' den an die zukünftigen Lehrerinnen in diesen oder jenen Prüfungsordnungen gestellten 'Anforderungen und dem, was der Lehrer des Englischen bedarf, sind eng genug, um den Hinweis auf die in den vorstehenden Kapiteln gegebenen Ratschläge im allgemeinen zu gestatten.' — So viel über die Anlage des Buches im ganzen: nicht von den Bestimmungen irgend einer Prüfungsordnung hätte ausgegangen werden sollen - die können mancherlei Schwankungen unterworfen sein —, sondern von dem Wesen der englischen Philologie; gerade das mufs dem zukünftigen Lehrer einer höheren Lehranstalt zum Bewufstsein gebracht werden, dafs er nicht blofs den Anforderungen der Staatsprüfung zu genügen, sondern sich auch als Jünger seiner Wissenschaft zu fühlen hat. Die Staatsprüfung zu bestehen ist ehrenvoll, aber ein vorübergehender Genufs; für seine Wissenschaft empfänglich bleiben, ihre Fortschritte — wenn auch nur auf diesem oder jenem Gebiete — verfolgen können, giebt dem Lehrer die innere Kraft bei der Ausübung seines Berufes und unterscheidet den Oberlehrer vom Elementarlehrer — das vermag aber nur der, welcher das Staatsexamen nicht als höchstes erstrebenswertes Ziel seines akademischen Studiums anzusehen gelernt hat.

Was nun die Ausführungen im einzelnen angeht, so sind Vietors Ratschläge am reichhaltigsten, soweit die Aneignung der heutigen Sprache, besonders der Aussprache in Betracht kommt: mit ihnen beginnt er auch, nach einem mehr einleitenden Kapitel mit der Überschrift 'Die englische Philologie und die Anforderungen der Praxis', den Hauptteil seines Buches. Mit Recht macht er den jungen Studenten auf den Wert der praktischen Beherrschung des heutigen Englisch (S. 11) und die Wichtigkeit der Aussprache (S. 19) aufmerksam; nur bin ich nicht der Meinung, dafs 'man mit dem praktischen Erlernen der lebenden Sprache anfangen, dann mit den älteren Stadien der Sprache durch einige der wichtigsten Texte Bekanntschaft machen, endlich im Zusammenhang wissenschaftliche Grammatik, Sprachgeschichte und Etymologie studieren mufs' (S. 13). Einen gewissen Grad praktischer Sprachkenntnis auf dem Gebiete des Neuenglischen können wir fast ausnahmslos heutzutage bei jedem Studenten

der englischen Philologie erwarten; aber ich würde es nicht für recht halten, dafs er zunächst nur danach strebt, diese notwendigen Vorkenntnisse zu erweitern, und nur 'gelegentlich inmitten seiner praktischen Studien über grammatische und andere sprachliche Fragen Untersuchungen anstellt' (S. 13). Das Studium der neueren und älteren Zeit sollte fortgesetzt Hand in Hand gehen, das eine mit dem anderen abwechseln, damit Mannigfaltigkeit in das Studium hineingebracht und der Lernende nicht in die Versuchung geführt wird, über dem einzelnen das Ganze zu vernachlässigen. Und gerade auf dem Gebiete der Aussprache ist schon mancher zum Studium von Spitzfindigkeiten verleitet worden und hat darüber 'unwiederbringliche Zeit' verloren. Es reicht gewifs nicht aus, 'den Unterschied des stimmlosen und des stimmhaften *s* etc. erfafst zu haben' oder davor bewahrt zu bleiben, '*of* und *off* für gleichlautend, *soar* für verschieden von *sore* zu erklären, *John* mit *o* wie in *note* zu sprechen' (S. 36 f. Anm. 2); aber in dem Streben nach 'voller Aneignung des englischen Tonfalls unter gleichzeitigem Verlust des deutschen Tonfalls' (S. 38) ist schon mehr als einer zu Unnatürlichkeit gelangt, der es vergessen hat, wie schwer es ist, sich auch die Eigenarten eines deutschen Dialektes anzueignen, den man nicht von Geburt an gesprochen hat. — Auch der Irrtum hätte dem 'Einzuführenden' nicht zum zweitenmal vorgetragen werden sollen, dafs 'es das doppelte Verdienst Johan Storms ist, zuerst das wissenschaftliche Recht der Beschäftigung mit der lebenden Sprache nachdrücklich betont und eine Anleitung zum wissenschaftlichen Studium einer lebenden Sprache geliefert zu haben' (S. 7 f.). Das haben meine verehrten Universitätslehrer, Wülker, Trautmann, Zupitza — und aufser ihnen gewifs auch andere — vom Katheder und im persönlichen Verkehr schon früher gethan; nur das bleibt Storms unzweifelhaftes Verdienst, die erste gedruckte Anleitung dazu gegeben zu haben; es ist mir noch in frischer Erinnerung, mit welcher Freude Zupitza die erste Auflage von Storms epochemachendem Werke als die Frucht eines vortrefflichen Gedankens begrüfst und wie nachdrücklich er seinen Schülern, alten und jungen, die Durcharbeitung des Buches empfohlen hat.

So fordert im einzelnen noch manche von Victors Ausführungen zum Widerspruch heraus, z. B. dafs er (S. 43) dem Studenten empfiehlt, bei der Sprachaneignung 'mit den einfachsten Denk- und Ausdrucksformen der Umgangssprache einzusetzen und von ihr zu der Schriftsprache fortzuschreiten' (auch hier scheint mir das 'Nebeneinander' zweckmäfsiger als das 'Nacheinander') oder dafs er dem 'Anfänger' (S. 16) rät, sich durch Elzes Grundrifs der englischen Philologie zu orientieren (das hiefse ihn in ein Labyrinth hineinschicken!) oder dafs er bei der Besprechung des Litteraturstudiums Koeppels vorzügliche, für die Kenntnis der Shakspereschen Zeit unentbehrliche Quellenstudien nicht mit einem Worte erwähnt: hierüber und über manches andere bin ich entgegengesetzter Meinung; doch will ich das hier nicht näher ausführen, vielmehr mit der Anerkennung schliefsen, dafs das Buch viele nützliche und brauchbare Ratschläge

enthält und für den Studenten vor allem ein bequemer Wegweiser durch die litterarischen Hilfsmittel wird: das Selbsturteil will Victor ja keineswegs ertöten noch ableugnen, dafs auch auf dem Gebiete der englischen Philologie mehr als ein Weg zum Ziele führt.

Berlin. G. Schleich.

F. Kluge and F. Lutz, English Etymology. A Select Glossary serving as an Introduction to the History of the English Language. Strafsburg, Karl J. Trübner, 1898. VIII, 234 S. (nicht, wie Bd. C, S. 475 dieser Zeitschrift gedruckt ist, 224 S.) 8.

Dafs das vorliegende Wörterbuch ein hervorragendes Hilfsmittel für das Studium des Englischen ist, wird niemand in Abrede stellen — und wie wäre auch bei irgend einem litterarischen Unternehmen, zu dem F. Kluge die Hand bietet, zu erwarten, dafs es nicht auf der Höhe der Wissenschaft stände? Zweifelhaft aber erscheint mir, ob das Buch den Zweck erfüllen wird, den es verfolgt, nämlich ein 'book for beginners' zu sein. Gerade das, was die beiden Verfasser an Skeats Etymological Dictionary tadeln, dafs 'the various changes of form and meaning are not brought out clearly enough to be easily grasped by the uninitiated', trifft vielfach auf ihre Arbeit zu: mit grofser Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit ist die älteste Form des neuenglischen Wortes, auch in ihrer Beziehung zu den anderen indogermanischen Sprachen verzeichnet; aber der Entwickelungsgang, den das Wort in der Folgezeit durch das Mittelenglische und Frühneuenglische hindurch genommen hat, um gerade zur heutigen Gestalt zu gelangen, ist dem Anfänger nicht immer verständlich genug gemacht worden. Dafs ne. *aware*, me. *iware* nicht unmittelbar auf ae. *ȝewær* zurückgehen kann, sondern aus der schwachen Form abgeleitet werden mufs, ist dem Leser durch den Zusatz *ȝewara* angedeutet; bei ne. me. *bare* fehlt aber ein derartiger Fingerzeig, indem nur ae. *bær* verzeichnet worden ist. Ne. me. *same* kann nicht aus ae. *sam* erklärt werden, sondern hat sich nach Form und Bedeutung aus an. *(enn) sami* entwickelt (vgl. Zupitza in Kochs Gramm. II, § 336). Bei *newt* erfährt der Leser nur, dafs er es mit einer Weiterbildung von ae. *efete* zu thun hat, und dafs das Wort 'with secondary *n*' anfängt: aber wie dieses *n* zu erklären ist, bleibt ihm verborgen. Zur Erklärung des me. *ē* neben me. *ī* in einem Worte wie ne. *week* haben die Verfasser gar nichts beigebracht und, von Luicks Erklärung ganz abgesehen, nicht einmal ae. *weocu* zu dem von ihnen angegebenen *wīcu* hinzugefügt. Unter *wicked* steht nur 'extended for ME. *wicke*', als ob das *d* erst ein neuenglischer Zusatz wäre. Das und ähnliches sind Mängel, denen ein Anfänger ratlos gegenüberstehen mufs oder die ihn irreführen können. In anderer Beziehung sind die Verfasser wieder unnötig freigebig gewesen: warum genügt nicht für die Erklärung von *able* der Zusatz 'adapt. of OFR. *(h)able*; source LAT. *habilis*'; warum wird auch noch auf 'Span. *habil*, IT. *abile*' verwie-

sen? Warum geben sie unter *ass* aufser 'OE. *assa*' auch noch 'infl. sing. *assan*' an?

Dafs die Verfasser nicht alle ne. Wörter aufgenommen und nur 'a Select Glossary' geliefert haben, rechtfertigen sie mit dem Satze: 'We have confined ourselves to merely selecting all words the history of which bears on the development of the language at large.' Dieser Grundsatz ist für ein Lehrbuch gewifs zu billigen, zumal angesichts der vielen Wörter, die ganz deutlich die Art ihrer Entlehnung aus anderen Sprachen der Neuzeit an der Stirn tragen. Aber ebenso schwer ist es, die richtige Grenze zu finden: warum haben die Verfasser z. B. Wörter wie *agnail, stubborn, welcome* u. dgl. m. ausgelassen; warum bei *allay* ME. *alaie aleie alegge* 'lay aside, give up' [from lay[1]. Perh. mixed with OFR. *aleyer* (FR. *aloyer*)] die Bedeutungen und damit die Etymologie nicht deutlicher auseinander gehalten?

Alles das sind Ausstellungen, zu denen die Anlage des Buches anregt. Ich halte es überhaupt für unmöglich, dafs ein 'Anfänger' und 'Uneingeweihter' durch ein knapp gehaltenes Wörterbuch in den Bau der Sprache eingeführt werden kann. Dazu ist eine Grammatik oder ein ähnliches Hilfsmittel nötig, und darum hat auch Skeat den pädagogisch so wertvollen Gedanken gehabt, uns nach seinem Wörterbuch noch die Principles of English Etymology zu schenken, und hoffentlich läfst Morsbach uns nicht mehr allzu lange auf die Vollendung seiner mittelenglischen Grammatik warten.

Wertvoll aber bleibt Kluge und Lutzes etymologisches Wörterbuch durch die Zuverlässigkeit des darin verwerteten Materials, und das wird ihnen die Wissenschaft rückhaltlos danken.

Berlin. G. Schleich.

Crow, Ch. L., Maldon and Brunnanburh, Two Old English Songs of Battle. Boston U. S. A., and London, 1897 (Library of Anglo-Saxon Poetry, vol. IV). XXXVII u. 47 S. 8.

Gleich den drei früher erschienenen Bänden der 'Library of Anglo-Saxon Poetry'[1] will wohl auch diese Ausgabe hauptsächlich den Zweck verfolgen, dem College-Unterricht und auch dem gebildeten Publikum in Amerika und England einen leicht zugänglichen Text wichtiger Denkmäler der altenglischen Dichtung zur Verfügung zu stellen. Wie sich der Verfasser im Vorwort äufsert, hat er aus den früheren Editionen der

[1] Diese sind: 1) Beowulf: An Anglo-Saxon Poem ... edited, corrected and enlarged by James A. Harrison ... and Robert Sharp. XVI u. 361 S. (hierzu sind die Anzeigen E. St. XX, 417 f. von O. Glöde, Am. Journ. of Phil. XVI, 99 ff. von J. L. Hall, Anglia, Beibl. V, 65 f. von Wülker zu vergleichen). 2) Caedmon's Exodus and Daniel. Edited from Grein, with Notes and Glossary, by Theodore W. Hunt. 121 S. 3) Andreas: A Legend of St. Andrew. Edited, with critical notes, by W. M. Baskerville ... VIII u. 78 S.

beiden interessanten historischen Dichtungen grofsen Nutzen gezogen, ohne doch irgend einem Herausgeber blind gefolgt zu sein. Etwas Neues bringt das Buch nicht, und darauf macht wohl auch der Herausgeber keinen Anspruch; der pädagogische Zweck ist wohl der nächste gewesen, und somit hätte es genügt, wenn der Herausgeber uns eine vollständige Zusammenstellung der jetzigen Resultate der Wissenschaft gegeben hätte. Wie wir aber sehen werden, ist es ihm oft nicht gelungen, dieser doch recht unschweren Aufgabe Genüge zu thun.[1]

Die 'Introduction' enthält zuerst 'Historical Outline' (S. VI—VIII), Verzeichnis und Besprechung der Handschriften (S. VIII–XI), dann werden 'Other early accounts of the battles' mitgeteilt (S. XI—XIII), worauf folgt eine 'Prosody' (S. XIII—XXIII) und unter der Rubrik 'Testimonies' (S. XXIII—XXXI) Abdrucke in extenso der Urteile verschiedener Litterarhistoriker und anderer Verfasser über die beiden Gedichte; S. XXXII wird eine 'List of words marked long in the MSS.' mitgeteilt, und eine reichhaltige Bibliographie schliefst die 'Introduction'.[2] Ich vermisse in dieser Bibliographie wie auch sonst Hinweisungen auf die Dissertation Abeggs, Zur Entwickelung der hist. Dichtung bei den Angelsachsen, Strafsburg 1893—94, S. 3—39, und ebenso eine Erwähnung der von Abegg benutzten Aufsätze von Rieger (Zs. f. d. Phil. VII) und Foster (Qu. F. LXXI). In der oben genannten Dissertation wird in vielen Punkten dasselbe gegeben, was Crow S. VI—XXIII darlegt, und zwar oft viel besser und gründlicher; ich kann also aus der Darstellung Crows nicht ersehen, dafs er Abeggs Arbeit gekannt und benutzt hat. Jedenfalls hätte man z. B. in dem Falle eine etwas reichhaltigere und beleuchtendere Darstellung der Erzählungen anderer früherer Geschichtsquellen zu erwarten; denn eine solche Darstellung, die viel verdienstvoller ist als diejenige Crows, teilt Abegg für beide Schlachten (S. 5 ff. und 28 ff.) mit. Betreffs dieser 'Introduction', die freilich sehr mager an Inhalt ist, aber doch ihrem Zwecke als Einführung in das Studium der beiden Gedichte wohl leidlich genügt, kann ich aus räumlichen Rücksichten nur ein paar Bemerkungen machen.

S. VIII bespricht der Herausgeber in einigen Zeilen die Sprache des Gedichtes von der Schlacht bei Maldon; da er nun den Druck Hearnes (eine Handschrift ist bekanntlich nicht vorhanden) sehr treu und nur mit Änderung entschiedener Fehler wiedergiebt, die Sprache aber in der dem Hearneschen Drucke zu Grunde liegenden, jetzt verlorenen Handschrift spätwestsächsisch mit Einmischung mehrerer Dialektformen war, mufs der

[1] Nachdem mein Manuskript schon fertig war, kam mir die Recension Klaebers, Anglia, Beibl. IX, S. 36 ff. zu Gesicht, wo noch mehr Fehler aufgedeckt werden. Zu wichtigeren Änderungen hat mir indessen diese Recension nicht Anlafs gegeben, sondern, da unsere Recensionen sich teilweise gegenseitig ergänzen, begnüge ich mich des Raumes wegen damit, auf Klaeber a. a. O. zu verweisen.

[2] Die von Schipper besorgte fünfte Auflage von Zupitzas Alt- und mittelengl. Übungsbuch, Wien u. Leipzig 1897, wo ein Teil von 'Maldon' abgedruckt ist, erschien wohl zu spät, um in der Bibliographie erwähnt werden zu können.

Text dem Anfänger ein sehr verworrenes Bild der altenglischen Sprache geben, und man könnte eine eingehendere Besprechung der Sprache, besonders bezüglich der Punkte, worin sie sich von dem Strengwestsächsischen unterscheidet, verlangen. Ein anderer Ausweg wäre es gewesen, welchen auch Sweet, Ags. Reader, zum Teil einschlägt, das Gedicht in strengwestsächsischer Form (mit Angaben der Formen des Hearneschen Druckes unter dem Texte) mitzuteilen.

S. IX sagt der Herausgeber: 'a comparatively large number of Norse words are found in the poem:[1] *eorl, frid, ceallian, dreng, grid, wieing*'; weshalb Crow das gute ae. Wort *frid* n. 'Friede' (vgl. Sievers, Ags. Gr.[3] § 271) für nordisches Lehnwort hält, kann ich nicht einsehen, und bezüglich *wieing* ist nordischer Ursprung wenigstens cum grano salis zu nehmen, da es ja schon in den ältesten Glossen vorkommt. Das mutmafsliche nordische Lehnwort *cnear* 'ship', Brunnanb. 35, 53, hätte auch in diesem Zusammenhange angeführt werden können. Ebenso hätte die Frage über den Ursprung von *heorra* 'lord', Mald. 204, für welches Wort man früher nordischen Ursprung angenommen hat (Kluge, P. B. B. IX, S. 448),[2] behandelt oder erwähnt werden können.

Die Textausgabe selbst giebt zu weniger Einwendungen Anlafs. Die Hilfsmittel sind ja auch schon so gut und reichhaltig, dafs die Aufgabe, die kleinen Gedichte wieder gut herauszugeben, als eine sehr leichte betrachtet werden kann. Wie schon gesagt, ist der Hearnesche Druck von 'Maldon' sehr treu und nur mit den notwendigsten Änderungen wiedergegeben. Dagegen schliefst sich die Wiedergabe von 'The Battle of Brunnanburh' an keine bestimmte Handschrift an und stimmt im grofsen und ganzen zu dem von Kluge, Ags. Leseb., hergestellten Texte. Die Interpunktion[3] ist gut und die Längezeichen zuverlässig.[4] — Maldon 45 giebt Crow, wie fast sämtliche Herausgeber, an, dafs im alten Drucke Hearnes *gehyrt* steht (vgl. auch Holthausen, Archiv C, S. 405). In dem Exemplar von dem Hearneschen Drucke, das mir zu Gesicht gekommen ist (dem der Universitätsbibliothek zu Göttingen), steht indessen ganz richtig *gehyrst*. Kommt vielleicht der Fehler *gehyrt* in einem Teile der Auflage des alten Druckes vor? Oder haben die Herausgeber, falls in allen Exemplaren des Druckes *gehyrst* steht, diese Thatsache übersehen? Maldon 160 wäre es vielleicht besser gewesen, (mit Sweet u. a.) das dem Anfänger schwerverständliche *gefecgan* in *gefeccan* zu ändern. Maldon 192

[1] The Battle of Maldon.

[2] Anders und richtiger Kahle, Die altnord. Sprache im Dienste des Christentums S. 14 Fufsn, Bosw.-Toller S. 523; vgl. auch Kock, Skandinavisches Archiv I, S. 7 f.

[3] Doch scheint mir das Semikolon nach *gefolian,* Maldon 6, nicht berechtigt; in den Versen (nach Crow): *Þā þæt Offan mǣg ārest onfunde, þæt se eorl nolde grhdo gefolian; hē lēt him þā ... flēogan* etc. ist das erste *þā* sicher als temp. Konj. 'when' aufzufassen (vgl. Maldon 22 f.; in beiden Fällen steht im folgenden Hauptsatze ein *þā* 'then'). — Ob *ānræd,* Mald. 44, richtig angesetzt ist, wage ich nicht zu entscheiden; vgl. Holthausen, Archiv C, S. 405.

[4] Mit ein paar Ausnahmen, s. Klaeber a. a. O. S. 37.

begeht der Verfasser eine arge Inkonsequenz, indem er das *godrine* des alten Druckes (mit Sweet) in *Godrine* ändert, aber in den 'Notes' S. 22 (zu Vers 186) denselben Mann (wie Kluge u. a.) *Godwine* nennt.

Die 'Notes' zu Maldon 15, 68 sind Sweets Ags. Reader fast wörtlich entnommen,[1] ohne dafs diese Quelle citiert wird.

Das Glossar ist vollständig, aber nicht ohne Fehler.[2] Von den Ungenauigkeiten, die mir aufgestofsen sind, führe ich nur folgende an: *coredcyst* wird zu matt mit 'troop' wiedergegeben; *geriton him* Brunnanb. 53 wird *him* nicht erklärt; *un-orne* wird mit 'old' übersetzt statt 'plain, humble' (vgl. Bosw.-Toller, Orrm).

Göttingen, im Sommer 1898. Erik Björkman.

The Martian. By Geo Du Maurier. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1897 (Coll. of British Authors, vols. 3234. 3235).

The last book by the lamented author of *Trilby*, the story of the life of Barty Josselin, purporting to be told by his schoolmate and life-long friend, Robert Maurice, Wine-Merchant. It begins with a vivid account of school-days in Paris. Barty was a clear, mischievous, winsome lad, loved by playmates and teachers, and distinguished by his strange power of "feeling north". We are told that he was the offspring of a love "without benefit of clergy", but little is made of the fact at any period of his career. As a young man he became a guardsman in London, the biggest, strongest, handsomest and wildest of them all, adored by men, — at least by those of his own rather rowdy set, — and by all women. When unexpected poverty forced him to sell out, he took up art, studying in Paris and Antwerp, making little progress, but many friends. A crisis came: when, without warning, he lost the sight of one eye and was threatened with total blindness. From attempted suicide he was saved by the Martian, a disembodied spirit from Mars, with whom his power of "feeling north" is somehow connected. From this time she became his *daimon*, guiding him in all perplexities and practically writing for him the books that won the astounding success of his later years. The story becomes rambling and long-drawn-out and need not be followed in detail through his love adventures, fortunate marriage and ideal home-life. After her first interposition, the Martian is a rather useless piece of machinery; but the minor characters are all good and sharply drawn. Especially praiseworthy is the artistic restraint of the last page.

Although the book is by no means deliberately autobiographical, it is interesting to note how many of its features must have been drawn from the author's own experience.

Geo Du Maurice was born in Paris in 1834, of mixed English and

[1] Die letztere (zu M. 68) aber mit einem argen Mifsverständnis; s. Klaeber a. a. O. S. 38.

[2] Vgl. Klaeber a. a. O.

French ancestry. He was a schoolboy in Paris and, for a longer period, in London, and later studied art in Paris and Antwerp. For almost a generation, he was well known as an illustrator and the cleverest caricaturist on the staff of *Punch*. Soon after 1880, failing sight and the need of more money than he could earn by his art, induced him to try story-writing. In the opinion of most thoughtful readers he never surpassed his first book, *Peter Ibbetson*; but it was *Trilby*, published in 1894, that won him instant renown and a fortune. While *The Martian* was still in course of publication in *Harper's Magazine*, the author died in October, 1896.

When books sell, as these have sold, by the hundred-thousand, the secret of their success is worth studying. "Very bad art" is the sweeping condemnation passed upon them by the professional critics. — Certainly they show little skill in construction, little knowledge of the technique of novel-writing. In style they are exceedingly colloquial, with an admixture of English slang and art-students French, that makes the purist shudder. Somewhat after the manner of Thackeray, there are frequent asides and parantheses, interfering with the rapid development of the story. The introduction of the occult as the deciding factor in the plot — a characteristic of all these books — is a blemish in so far as it removes the characters from possible human experience. This is enough to constitute very bad art — but yet these books are, in truth, very good intertainment. For Mr. Du Maurier has known how to create men and women of flesh and blood, interesting people with broad, wholesome views of life and art, whom it is good and inspiring to know. Furthermore, it is a partial explanation of the excessive popularity of these books in America, that we hear so much about Paris — not the evil-doing, foul-smelling city of later "realistic" books, but the gay light-hearted alluring Bohemia of Murger and his irresponsible young men — the Paris to which, it used to be said, good Americans go when they die. Charming, too, are the pervading wistfulness, never mawkish, never a palpable affectation, and the transparent happiness which the author finds in his work and some part of which the reader must share.

Indeed, no other novelist ever revealed himself more frankely, wore his heart on his sleeve more openly. To like these books, you must like Mr. Du Maurier. If you resent such unusual confidences, if nothing in you responds to the man himself, the books will be an offence.

A. K. Potter.

Uncle Bernac, a Memory of the Empire. By Conan Doyle. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1897. (Coll. of Br. Auth., vol. 3222.)

An Spannung pflegen Doyles Geschichten selten etwas zu wünschen übrig zu lassen, und so wird man auch diesen Roman nicht anfangen, ohne ihn zu Ende zu lesen. Zum Hintergrund hat er das historisch be-

deutende Ereignis des Jahres 1801, wo Napoleon die Eroberung Englands plant; als Schauplatz das Feldlager des Kaisers bei Boulogne und ein altes Schlofs mit einem merkwürdigen unterirdischen Zugang. Im Vordergrund des Interesses stehen die Gestalten des heimtückischen ehemaligen Jakobiners und jetzigen Bonapartisten Bernac, eine rechte Verbrechernatur nach Doyles Sinn, seines Neffen, in dessen Mund die Geschichte gelegt ist, und endlich auch Napoleons selbst, der mit kräftigen Strichen gezeichnet und in seinem Auftreten gegenüber seinen Marschällen, seiner Gemahlin und anderen Frauen charakteristisch geschildert wird. Wir haben es jedoch hier nicht mit einem historischen Roman im eigentlichen Sinne zu thun, da geschichtliche Vorgänge in ihm nicht geschildert oder entwickelt werden; die historischen Persönlichkeiten sind Nebensache und dienen nur dazu, das Interesse an den abenteuerlichen Erlebnissen zu erhöhen.

Das Erzählertalent des Verfassers zeigt sich auch in Uncle Bernac wieder in vorteilhaftem Lichte. Die Sprache ist fast gesucht einfach, und da die Schilderung in dem schlichten Ton eines alten, seine Jugenderinnerungen niederschreibenden Mannes geschieht, so gewinnt die abenteuerliche Geschichte nur noch mehr den Anschein der Glaubwürdigkeit.

Louis de Laval, der Sohn eines in England verstorbenen französischen Emigranten, kehrt von dort nach Frankreich zurück, um dem Kaiser, den er als den Bändiger der Revolution verehrt, seine Dienste anzubieten. Aufser seiner Vaterlandsliebe veranlafst ihn zu diesem Schritte ein Brief seines Oheims Bernac, der sich beim Ausbruch der Revolution widerrechtlich in Besitz des Familiengutes der Laval gesetzt hat und nun seine Tochter zwingen möchte, diesem Besitz durch Verheiratung mit seinem Neffen eine gröfsere Sicherheit zu geben. Kaum ist dieser in der Nähe von Boulogne gelandet, als er jakobinischen Verschwörern in die Hände fällt; dem drohenden Tode entgeht er nur durch das Dazwischentreten Bernacs, der seine Genossen hierher bestellt hat, um sie an Napoleons Häscher zu verraten. Während der eine derselben entflieht, der andere gefesselt wird, führt der Onkel unerkannt seinen Neffen auf unterirdischem Gange in sein nahegelegenes Schlofs. Hier erfährt Laval am nächsten Morgen, dafs der Retter sein Oheim, dafs der verhaftete Verschwörer der Geliebte seiner Cousine ist. Da er selber verlobt ist, weigert er sich natürlich, dem Plane Bernacs beizutreten, und scheidet in Feindschaft von ihm, um dem Kaiser vorgestellt zu werden. Dies giebt dem Verfasser Gelegenheit, die Gestalt des jungen Kaisers in verschiedenen Situationen zu malen und uns seine vielseitige Thätigkeit, sein allumfassendes Interesse, seine erstaunlichen Pläne, teils aus seinen Reden und Handlungen, teils aus den Gesprächen seiner Umgebung erkennen zu lassen. So wird das dem Leser wohlbekannte Bild des gekrönten Korsen in vielen einzelnen Zügen genauer ausgeführt und lebenswahrer gemacht.

Der junge Laval, als Vertreter eines altadeligen Geschlechtes vom Kaiser wohlwollend empfangen und in seinen persönlichen Dienst gestellt,

kann nun noch seiner Cousine, die ihren Vater verabscheut, behilflich sein, den entflohenen Verschwörer ausfindig zu machen, für dessen Ergreifung ihr der Kaiser als Lohn das Leben ihres gefangenen Bräutigams zugesichert hat. Diese Jagd auf den herkulischen Mordgesellen, der erst stirbt, nachdem er an seinem Verräter Bernac die grauenvollste Rache genommen hat, ist eine der aufregendsten Scenen des Romans. Ihren versöhnenden Abschluſs findet die Erzählung darin, daſs Laval von Napoleon selbst mit seiner Braut vereinigt wird, die der Kaiser aus England hat herüberholen lassen.

Tiefere psychologische Entwickelung der Charaktere, eingehende Schilderungen, kunstvoll verschlungene und gelöste Verhältnisse darf man in diesem Roman, dessen Ereignisse sich innerhalb kaum acht Tage abwickeln, nicht erwarten. Den breitesten Raum nimmt die Gestalt des Kaisers ein, die uns sehr lebendig entgegentritt, und nicht bloſs als *a faint shadow*, wie bescheiden am Ende gesagt wird; im übrigen wird unser Anteil hauptsächlich von den mit groſsem Geschick erzählten Abenteuern in Anspruch genommen und bis zum Schluſs rege erhalten.

Berlin. G. Opitz.

Phroso. By Anthony Hope. Leipzig, Bernhard Tauchnitz (Coll. of Brit. Authors, vols. 3200 and 3201).

Phroso ist Abkürzung von Euphrosyne. So heiſst die Nichte des alten Herrn Stephanopoulos, Besitzers der kleinen Insel Neopalia, hundert Meilen von Rhodus. Um die Schulden eines leichtsinnigen Sohnes bezahlen zu können, verkauft dieser die Insel an Lord Wheatley. Begleitet von dem jungen Denny Swinton, einem Diener und einem Dolmetscher macht sich dieser auf, um von der Insel Besitz zu ergreifen. Die Einwohner aber betrachten die Insel als ihr Eigentum, sie töten den alten Herrn wegen des Versuches, dieselbe zu verkaufen, und bedeuten dem neuen Besitzer, sich bis zum nächsten Morgen zu entfernen, sonst würden sie Gewalt brauchen. — Wheatley benutzt die Frist zu einer Umschau, er findet den alten Herrn sterbend, aber noch am Leben in seinem Hause und erfährt, daſs sein Neffe Constantin Stephanopoulos ihn tödlich verwundet hat, nachdem er schon den Widerruf des Verkaufes versprochen hatte. Um den Mörder zu entlarven, bleibt Wheatley nun. Er wird mit seinen Genossen in dem festen Hause belagert. Während eines Ausfalls gelingt es ihm, Phroso gefangen zu nehmen. Teils durch Zufall, teils von ihr erfahren die Belagerten, daſs ein sehr gefährlicher unterirdischer Gang von dem Hause an die Küste führt. Vergeblich versucht Constantin, Phroso durch diesen Gang zu entführen. Die Belagerten versuchen nun, durch denselben zu entkommen. Allen gelingt es, nur Wheatley selbst und Phroso wird der Weg abgeschnitten, und sie bleiben. Phroso wollte nämlich mit Wheatley entfliehen, einmal weil sie die Rache ihres Vetters fürchtet, da sie das Geheimnis des Ganges verraten hat, und ferner, weil eine Zuneigung zu dem Fremdling in ihr keimt. Wheat-

ley setzt nun Phroso in einer Urkunde zur Besitzerin der Insel ein und giebt sie frei. Dann entschlüpft er selbst aus dem Hause. Statt aber zu versuchen die Küste zu erreichen, begiebt er sich zuerst in eine nahe Hütte, wo Constantin seine heimliche Gattin verborgen hält. Er weifs, dafs letzterer Phroso heiraten will, sobald der Eindringling beseitigt ist, um sich dann zum Herrn der Insel zu machen. Zu diesem Zwecke mufs aber seine Gattin vorher aus dem Wege geschafft werden. Wheatley will dieselbe nun retten, wird aber in der Hütte überrascht und festgenommen.

Der folgende Tag bringt die Verhandlung der Insulaner über Wheatleys Schicksal. Dabei gelingt es letzterem endlich, Constantin als zwiefachen Mörder zu entlarven. Die Versammlung läfst ihn selbst frei und verurteilt Constantin zum Tode.

Da erscheint plötzlich der strenge Mouraki Pascha, der türkische Gouverneur der Insel, mit einem Kanonenboote. Die flüchtigen Engländer haben ihn in der Nähe der Insel getroffen und hergebracht. Dieser findet allmählich Gefallen an Phroso, die er als Mitwisserin der geschehenen Unthaten gefangen hält, und beschliefst, sie zu heiraten. Um sie vor ihm zu retten, giebt Wheatley vor, mit ihr verlobt zu sein, obgleich er eine Braut in England besitzt. Mourakis Plan ist nun, Wheatley auf unauffällige Weise beiseite zu schaffen. Zu diesem Zwecke läfst er Constantin aus dem Gefängnis entschlüpfen. Dieser ermordet zunächst seine Gattin und versucht dann vergeblich durch den Gang einzudringen, um Wheatley zu töten. Bei diesem Versuche kommt er selbst um. Auf demselben Wege entfliehen endlich Wheatley und Phroso, werden aber am Ausgange von Mouraki erwischt. Dieser hat nun eine Handhabe gegen Wheatley, da er eine Gefangene hat befreien wollen. An der einsamen Küste soll Wheatley von dem Dolche eines Eingeborenen fallen, damit es nachher heifse, er sei ein Opfer des Hasses der Insulaner geworden. Der gedungene Mörder aber kehrt seine Waffe gegen Mouraki selbst, der einst des ersteren Bruder grausam hatte hinrichten lassen. Nun scheint alle Gefahr für den Helden vorüber zu sein.

Doch der Kapitän des Kanonenbootes will Phroso zur Vernehmung nach Konstantinopel schicken. Wheatley entführt durch eine List beide auf seiner Jacht. Unterwegs begegnen ihnen zwei Kriegsschiffe, ein englisches und ein türkisches, und nur mit genauer Not gelingt es den Flüchtlingen, das englische Schiff rechtzeitig zu erreichen. Der Kapitän desselben verweigert ihre Herausgabe. Durch diplomatische Verhandlungen werden alle Untersuchungen türkischerseits niedergeschlagen, und Wheatley bleibt Herr der Insel. Seine Braut ist ihm untreu geworden, und er heiratet endlich Phroso.

Irgendwelche tiefere Charakterzeichnung und Schilderung von seelischen Konflikten fehlt dem Buche. Die Entwickelung der Zuneigung Wheatleys zu Phroso ist ganz oberflächlich durchgeführt und über Gebühr in die Länge gezogen. Wheatley personifiziert den kaltblütigen englischen *pluck*, das starre Festhalten am gegebenen Wort und eine selbst

im Angesichte des Todes unerschütterliche Ritterlichkeit. Es berührt etwas unangenehm, dafs er in der schwierigsten Lage immer lachen oder lächeln mufs und dafs seine Erregung fast nie über eine gewisse *annoyance* hinausgeht, selbst wo er verloren scheint. Er, der so kluge Wortgefechte zu liefern weifs, begeht andererseits wieder bare Unklugheiten, die Gefahr bringen. Es scheint, der Verfasser hat in seinem Helden die Engländer glorifizieren wollen. Denny ist Wheatleys Gewissen, das ihn immer wieder verhindert, Phroso nun endlich in die Arme zu fallen. Phrosos einziger Charakterzug ist ihre allmählich wachsende Liebe zu Wheatley. Mouraki, der verschlagene, äufserlich nie erregte Orientale, ist wohl am besten gezeichnet. Der unterirdische Gang, die vielen Menschen, die gewaltsam umkommen, und manches andere charakterisieren 'Phroso' als einen Abenteuerroman. Die bei einem solchen üblichen Unwahrheiten, wo man sich vergebens nach dem Warum und Wie fragt, fehlen nicht. Die Handlung zerfällt in drei Teile, der erste endet mit der Entlarvung Constantins, der zweite mit dem Tode Mourakis, und der dritte enthält die Abenteuer auf der endlichen Flucht.

Trotz allem ist 'Phroso' ein unterhaltendes Buch, das sich leicht und angenehm liest. Dazu tragen aufser den aufregenden Verwickelungen auch wohl die familiäre Sprache und ein ruhiger, gutmütiger Humor bei, wie er gerade englischen Schriftstellern öfter eigen ist.

Braunschweig. Karl Fahrenberg.

A Spotless Reputation. By Dorothea Gerard. Leipzig, Bernhard Tauchnitz (Coll. of Brit. Authors).

Der Charakter des Helden ist wie der der Heldin durchaus unwahr und gänzlich verzeichnet. Sie ist von wunderbarer Schönheit und knackt Männerherzen wie Nüsse um die Weihnachtszeit, was sie ganz natürlich und tadellos findet. Sie betet sich selbst stundenlang im Spiegel an und vergiftet sich endlich, als sie ihre Schönheit durch eigene Schuld verliert. Selbstverständlich liebt sie ihren Gatten so wenig wie ihre Opfer, die der Bequemlichkeit halber gleich numeriert werden. Dieser Gatte ist fast noch unglaublicher als seine schönere Hälfte. Er sieht z. B. ruhig an, als sie seinen besten Freund zum Wahnsinn treibt. 'Wir Männer sind alle so,' sagt er zu seiner und ihrer Beruhigung. Die Heldin macht den Eindruck einer total verunglückten Nachahmung der Ouidaschen Frau ohne Herz.

Berlin. Marie Marggraff.

The Tragedy of the Korosko. By Conan Doyle. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. (Coll. of Br. Auth., vol. 3262.)

Wer zu einem Roman von Conan Doyle greift, kann sicher sein, weniger die Feinheiten psychologischer Analyse als eine Kette von auf-

regenden Ereignissen und Abenteuern darin zu finden. Dies zeigte sich schon in früheren Arbeiten von ihm (*The Captain of the Pole-star* 1888; *The Sign of Four* 1889; *The White Company* 1890 etc.) und nun auch hier wieder. *The Tragedy of the Korosko* spielt in allerjüngster Zeit, im Februar 1895. Eine kleine Gesellschaft von Touristen, die verschiedenen Nationen angehören, hat eine Tour auf dem Nil bis zum zweiten Katarakt unternommen. Bei einem Ausfluge nach einer Tempelruine werden sie von einer Schaar von Derwischen aus dem Heere des Mahdi überfallen und in die Wüste geschleppt. Dort haben sie hart zu leiden, zwei von ihnen büfsen sogar ihr Leben ein; aber wie sie unter dem Drucke der Not, im Angesicht des Todes ihre kleinen Schwächen abschütteln und alle, die Frauen wie die Männer, zu wirklichem Heroismus emporwachsen, das hat der Verfasser ebenso überzeugend wie ergreifend zu schildern gewufst. Den Schlufs bildet ihre schier wunderbar erscheinende Befreiung durch eine Abteilung des egyptischen Heeres. Die Erzählung stockt wohl hin und wieder, aber gerade gegen den Schlufs hin hat Conan Doyle den Anteil und die Spannung des Lesers geschickt zu erregen verstanden. Besonders gut ist ihm die Charakteristik der mehr leidenden als handelnden Personen gelungen: der englische Oberst a. D., der junge Diplomat, das irische Ehepaar, die amerikanischen Damen, der Franzose, der syrische Dolmetscher, alle stehen sie uns lebendig vor Augen.

Man wird das Buch nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen.

Berlin. G. Herzfeld.

Simon Dale. By Anthony Hope. 2 vols. Leipzig, Bernhard Tauchnitz.

Der Verfasser schildert in fesselnder Weise die Geschicke eines protestantischen Landedelmannes an Karls des Zweiten Hofe, die durch die Intriguen der Parteien bedroht, aber durch seine eigene Klugheit und Ehrenhaftigkeit zu dem erstrebten glücklichen Ziele geführt werden. Vor uns ersteht der übermütige, sittenlose Hofhalt von Whitehall, kaum berührt durch die Pest und die grofse Feuersbrunst. Wir erfahren Monmouths früh geborene Pläne, sich zum protestantischen Könige Englands zu machen, den Mode gewordenen Religionswechsel, die Kriecherei und Heuchelei der Höflinge. Ein fehlgeschlagenes Attentat auf des Königs Leben, ein geheimnisvoller Besuch Ludwigs des Vierzehnten in Dower, wird uns berichtet. Karls Verschwendung, seine Gewissenlosigkeit, mit der er seine Ehre, den Vorteil des Landes und den eigenen Glauben an Frankreich um Jahrgelder und Maitressen verkauft, werden in scharfen Linien gezeichnet, ohne Karl jedoch seiner königlichen Würde ganz zu entkleiden. Der historische Hintergrund ist einheitlich und vorzüglich geschildert, und da auch der Humor zum Worte kommt, ist der Roman nirgends lehrhaft und langweilig, sondern stets spannend und unterhaltend.

Berlin. Marie Marggraff.

Dr. Wilhelm Knörich, Direktor der städt. höheren Mädchenschule und Lehrerinnen-Bildungsanstalt zu Dortmund, Auswahl englischer Gedichte aus Thomas Moores und Lord Byrons poetischen Werken zum Gebrauch auf höheren Lehranstalten. 3. umgearb. Auflage. Leipzig, Oskar Leiner, 1898. 89 S. Preis 0,80 M.

Das Originelle dieser kleinen billigen Anthologie ist der Umstand, dafs sie sich auf Moore und Byron beschränkt. Es kann somit von diesen beiden hervorragenden Dichtern eine breitere Anschauung gewonnen werden, als dies durch Gedichtsammlungen möglich ist, die der ganzen Litteratur gewidmet sind. Dafs seit 1884 bereits die 3. Auflage erscheinen konnte, beweist, dafs sich das Werkchen einer wachsenden Beliebtheit erfreut, die sich aus der geschickten Auswahl erklärt.

Die 35 Gedichte von Moore sind zumeist den *Irish Melodies* und den *Sacred Songs*, einige auch den *National Airs* entnommen. Wir finden die freiheitatmenden *'Before the battle'*, *'After the battle'*, *'Where is the slave'*, *'Lay his sword by his side'* neben den stimmungsvollen *'On Music'*, *'Oft in the stilly night'*, *'Thou art, oh God'*, *'Behold, the sun'*, *'The Dream of Home'*, um nur einige Lieder der reichhaltigen Sammlung zu nennen. — Byron ist darin durch 16 zum Teil längere Nummern vertreten, die besonders aus *'Childe Harold'* und den *Hebrew Melodies* entnommen sind. Aufser den bekannten *'Adieu, adieu'*, *'There was a sound of revelry by night'* und *'The castled crag of Drachenfels'*, die in keiner Sammlung fehlen dürfen, wird uns manches Seltenere geboten, wie 'Das Mädchen von Saragossa' (I, 51—56), 'Spanisches Stiergefecht' (I, 72—79), 'Betrachtungen über Vergänglichkeit und Unsterblichkeit auf den Ruinen der Akropolis' (II, 1—10), 'Venedig' (IV, 1—5), 'Die See' (IV, 178—184). Aus Don Juan konnte *'Song of a Greek'* (III, 86) Aufnahme finden, das in fliefsenden, begeisterten Versen Griechenlands Verfall beklagt. — Die acht Seiten Anmerkungen, in welchen u. a. Mommsens Ausgabe benutzt ist, beziehen sich meist auf *'Childe Harold'* und klären schwierigere Stellen sachgemäfs auf. Je zwei Seiten sind kurzen Biographieen der beiden Dichter gewidmet, die das Wesentlichste ihres Lebensganges enthalten.

Die hübsche Sammlung sei allen Anstalten, welche den beiden Dichtern ein konzentriertes Interesse schenken können, warm empfohlen.

Berlin. W. Mangold.

Mrs. Craik, Cola Monti, or The story of a genius. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgeg. von Prof. G. Opitz, Oberlehrer an der VIII. Realschule zu Berlin. Leipzig 1897 (Freytags Sammlung frz. und engl. Schriftsteller). M. 1,40.

Wenn man auch nicht zugeben kann, dafs der Einflufs der Verfasserin auf ihre Zeitgenossen 'ein so grofser und weitgehender gewesen, dafs sie in dieser Beziehung vielleicht allein von Dickens übertroffen worden ist',

so ist Mrs. Craik doch eine ungemein anziehende und fesselnde Erzählerin, und das vorliegende Werkchen wird mit Freude in den Mittelklassen gelesen werden.

Cola Monti, a tale for boys, ist das zweite Buch, das Miss Mulock überhaupt schrieb. Sie war damals 23 Jahre alt und hat nach 17 Jahren, als sie schon die allbekannte Verfasserin von John Halifax, Gentleman war, die Erzählung, etwas gefeilt, neu herausgegeben, weil, wie sie in der Vorrede sagt, 'she trusts it may even yet (trotz der Jugendfehler, die sie bescheiden einräumt) do some little good to some few boys — if only illustrating a truth, which she believes in now as firmly as she did then — that "God helps those who help themselves".' — Das glauben auch wir, und daher ist es ein guter Gedanke gewesen, dies anmutige Werkchen, das im englischen Buchhandel verschollen und in der alten deutschen Schulausgabe von Wilmann (Gotha 1880) längst vergilbt ist, wieder aufleben zu lassen. Wir empfehlen es angelegentlichst und machen ungern eine Reihe von Ausstellungen, die uns im Hinblick auf die hoffentlich bald erfolgende zweite Auflage notwendig erscheinen.

Der Text ist geschickt gekürzt. Nur an zwei Stellen bemerken wir eine Lücke:

S. 16, 32 *carefully fastened everything.* Das ist unklar, weil vorher ausgelassen ist: *It cost him a world of pains to unfasten the shutters without making any sound to disturb the family.* Übrigens ist das nur hier erwähnte *family* auch etwas dunkel.

S. 81, 20 fehlt der Übergang, dafs und wie Cola doch wieder veranlafst wurde, die gewinnbringende Arbeit aufzunehmen.

Anmerkungen. 8, 2 'Rute' dürfte unseren Kindern verständlicher sein als 'Birkenreis'.

4, 9 *'frog of a Frenchman'* das zweite Subst. soll eine Erklärung des zum Vergleich herangezogenen ersten Subst. bilden. Besser zu erklären nach *fripon de valet* (Tobler, V. B. I). Das erste Subst. determiniert den folgenden Gattungsbegriff.

5, 2 Wenn *palazzo* erklärt ist (4, 26), dürfte auch *ragazzacci Inglesi* einer Erwähnung wert sein.

5, 19 Dafs der gewöhnliche Engländer geneigt ist, jeden Ausländer für einen Franzosen zu halten, trifft für heutige Verhältnisse nicht mehr zu.

8, 17 'aufser wenn' wäre besser zu streichen.

9, 20 In *one piece of advice* hat *piece* nicht den Sinn von 'Probe' oder 'Beispiel'. *advice* ist Kollektivum und man giebt 'ein Stück' (vgl. Cent. Dict. piece 1).

19, 9 Da hier Cola spricht und nicht ein Ire oder Schotte, pafst die Anm. nicht recht.

23, 3 *sneak* mit 'du Schleicher' zu übersetzen giebt ebensowenig Sinn als 'Petzer, Angeber'. Letztere Bedeutung ist die gewöhnliche, aber die englischen Schüler bezeichnen mit *sneak* auch einen Knaben, der überhaupt etwas Niedriges begangen hat. So giebt das Cent. Dict. als erste Bedeutung 'a mean, contemptible fellow'. Das Wort bedeutet aber auch

'Stibitzer, Mauser' (vgl. Muret und Baumann), und dies pafst wohl am besten hier.

36, 2 *expostulated* 'in verweisendem Tone' ist zu stark. In 'vorwurfsvollem' Tone.

44, 10 *the small savings ... should be kept ... 'against a rainy day'.* Dazu findet sich die Anm.: 'Bei Zeitbestimmungen drückt *against* aus, dafs die Handlung noch vor Ablauf derselben eintritt.' Das ist unverständlich. *against* heifst einfach 'als Schutz gegen' oder *in provision for, in anticipating of* (vgl. Cent. Dict. s. v.).

44, 14 *a smile the broadest ever known.* Nach der Anm. ist *broad* kein passendes Attribut zu *smile,* und dieses müfste daher mit 'Grinsen' übersetzt werden. Auch in folgender Stelle: *May had suddenly burst upon the country with one broad bright smile of sunshine and flowers* (Ewing, Timothy's shoes)? *Broad smile* entspricht unserem 'er lachte über das ganze Gesicht'.

46, 21 Die Anm. ist überflüssig, nachdem Mrs. Craik später *open* statt *up* schrieb.

48, 19 *'feller = fellow,* unbetontes *o* wird in der Sprache der Ungebildeten häufig zu einem dumpfen *e* verkürzt'. Das trifft doch nicht die Erscheinung! Wie müfste wohl danach die gebildete Aussprache von *splendor, actor* etc. sein?

52, 21 *Mark Lane* könnte erklärt sein.

51, 26 *you'll be turned out directly to mak' ready for another train* wird übersetzt mit 'um für einen anderen Zug fertig zu machen'. Sollte nicht 'um Platz zu schaffen' vorzuziehen sein?

89, 3 Mit *I say* ruft man nicht nur vorübergehende oder sich entfernende Personen an, sondern will auf das zu Sagende aufmerksam machen. So hier.

Im Wörterbuch finden sich vielfach Lücken, weil Wörter in ihrer ursprünglichen Bedeutung angeführt sind, ohne dafs die Stellen der Erzählung berücksichtigt sind, an denen sie in besonderer Bedeutung gebraucht werden. So pafst *'aloof* luvwärts, in sicherer Ferne' nur für 17, 9, nicht für 10, 13, wo es 'abseits' bedeutet. Für *generosity* findet man nur 'Grofsmut, Edelmut'. 10, 21 heifst es aber 'Freigebigkeit'. *'conclave* geheime Versammlung'. 10, 28 wird es aber scherzhaft von der einen Partei der Schüler gebraucht: *they gathered round their fallen master, and made a little conclave, while the more sturdy and independent sided with M'Kaye.* Für *letter* giebt das Verzeichnis nur 'Buchstabe, Brief'. Danach wird der Schüler kaum richtig verstehen: *he does his letters quickly* (11, 17). Übrigens schrieb Mrs. Craik in den von mir eingesehenen Ausgaben (1849, 1866, 1883) *his work.* Ebenso unverständlich dürfte ihm *a success on sufferance* (18, 18) bleiben, wenn er nur erfährt, dafs *sufferance* 'Leiden, Schmerz' heifst. So genügt das Verzeichnis weiter nicht für 3, 14 *considerate* (rücksichtsvoll); 58, 19 *bethought himself* (denken, im Sinne haben); 65, 32 *matter-of-fact* (praktisch); 90, 10 *jaded* (erschöpft). *Imp* ist besser mit 'Racker' zu geben. Ganz fehlen: *adversary* (24, 17), *project* (41, 5),

brotherhood (90, 29), *frantically* (91, 11), *image* (91, 27). Da für jedes Wort die Aussprachebezeichnung gegeben ist, so sollte dies auch für die Eigennamen geschehen.

An Druckfehlern fielen uns auf: die Anm. zu 13, 14 gehört zu 14, 14. Lies: 22, 30 *distress*; 24, 16 *rough grasps*; 27, 8 *twilight*; 30, 14 *of*; 33, 15 *ground*; 52, 1 *know*; 51, 23 *guidance*; 56, 28 *of*; 59, 31 *truth*; 59, 32 *prophecy*; 61, 26 *portrait*; 77, 29 *well-nigh*; 95, 14 *prophesying*; 117, 16 *meridiem*; 141 (*handiwork*) Handarbeit; 157 *pallid*. S. 160 Unter *prophecy* steht *'to ~* prophezeien'.

Berlin. Max Kuttner.

The Little Londoner. Englische Realien in modernem Englisch mit Hervorhebung der Londoner Verhältnisse. Verfafst von Dr. R. Kron, Oberlehrer. Karlsruhe, J. Bielefelds Verlag, 1897.

Das Buch bietet, in fliefsendem Englisch geschrieben, eine recht anziehende Schilderung Londons und des Lebens und Treibens in der englischen Riesenstadt. Im ungezwungenen Plauderton bringt es eine reiche Fülle von Ausdrücken des gewöhnlichen Lebens, die jedem London besuchenden Deutschen nützlich sein werden. Er findet darin eine Anleitung, Fragen und Bitten in die fremde Sprache einzukleiden, Unterhaltungen anzuknüpfen u. s. w., erhält Aufschluſs über einige englische Sitten, die man hierzulande nicht kennt, deren Beobachtung aber jenseits des Kanals von jedem Gebildeten verlangt wird. Feste, Spiele und sonstige Vergnügungen, Strafsenscenen u. dgl. sind recht anziehend geschildert; auch Heer und Flotte, Verfassung und Politik werden gestreift. Den Lehrer und Studenten wird vor allem der Abschnitt über englisches Erziehungswesen interessieren; recht lehrreich ist auch das Kapitel über *Elementary Arithmetic:* unsere gewöhnlichen Rechenausdrücke, die man oft vergebens in Wörterbüchern sucht, sind hier zusammengestellt. Besonderen Wert erhält das Buch durch den Abschnitt: *English as it is spoken*; man findet darin die gebräuchlichsten Slangausdrücke gesammelt und erklärt, ferner eine kurze Darstellung der Cockneymundart, die manchem Leser willkommen sein wird. Hier, wie überall, unterscheidet sich das Buch von ähnlichen seiner Art durch eine aufsergewöhnliche Reichhaltigkeit.

Ein Werk von 200 Seiten über London kann natürlich den Gegenstand nicht erschöpfen, und jeder Leser wird vielleicht eins oder das andere vermissen. Mir erscheint z. B. der Abschnitt über Erziehungswesen etwas stiefmütterlich behandelt zu sein, und doch wäre wohl gerade hier im Hinblick auf die vielen Lehrer und Studenten, die jedes Jahr nach London gehen, gröfsere Ausführlichkeit zu wünschen. Auch würde mancher Deutsche, der sich vergeblich bemüht, einen einigermafsen erträglichen englischen Brief zu schreiben, es dem Verfasser danken, wenn er sich entschlösse, seine Sammlung von Briefmustern um einige Beispiele zu vermehren. — Um auf Einzelheiten überzugehen, so sollte bei der Er-

klärung der Worte *chemist* und *druggist* (S. 7) auch das Wort *apothecary* erwähnt werden. — Auf S. 58 vermifst man einen Hinweis auf die Gebühren, die englische Aerzte sich für ihre Sprechstunden zahlen lassen (eine Guinea gewöhnlich). — Nicht nur Holywell Street und Charing Crofs sind die Hauptsitze der Londoner Antiquare, sondern vor allem auch Paternoster Row (S. 141). — Zu den englischen Sitten, die der Deutsche selten kennt, gehört es auch, dafs man keine Handschuhe trägt, wenn man ins Zimmer tritt *(Excuse my glove!)*; auch pflegt kein Gentleman einen Unbekannten auf der Strafse um Feuer zu bitten. — Auf Seite 191 findet sich eine kleine Unrichtigkeit: Auf die Bitte um Verzeihung wegen eines kleinen Verstofses antwortet kein gebildeter Engländer: *granted!* Ein solcher wenig feiner Ausdruck sollte keinem Ausländer empfohlen werden. An Druckfehlern sind mir aufgefallen: Seite 72 Britisch, Seite 84 hist statt his, Seite 113 *is* statt in, Seite 184 curi*o*rsity.

Grofs-Lichterfelde. Wilhelm Dibelius.

A. Ohlert, Elementarbuch der englischen Sprache für höhere Mädchenschulen. 90 S. — A. Ohlert, Schulgrammatik der englischen Sprache für höhere Mädchenschulen. 102 S. Nach den Bestimmungen vom 31. Mai 1894 bearbeitet. Hannover, Berlin, Verlag von C. Meyer (G. Prior), 1898.

Der Verfasser, ein Vertreter der sogenannten neuen Methode, dessen französisches Unterrichtswerk bereits vielfache Anerkennung gefunden, bietet uns auch in dem Elementarbuch und der Schulgrammatik der englischen Sprache für höhere Mädchenschulen durchaus empfehlenswerte Lehrbücher. Die Auswahl der dem Elementar-Unterricht zu Grunde liegenden Lesestücke ist geschickt getroffen. Kindliche und einfache Gespräche, kurze Erzählungen und Beschreibungen wechseln mit ansprechenden Gedichten ab; zur Aufmunterung giebt der Verfasser noch zum Schlufs zehn leichte Rätsel auf. (Seine methodische Anleitung belehrt ausführlich über die genauere Stoffverteilung für das erste Unterrichtsjahr.) Das sich anschliefsende Wörterbuch bedarf noch einer sorgfältigen Durchsicht; eine Anzahl Wörter des Lesebuchs ist nicht aufgenommen, z. B.: *poppy, swain, foxglove, fern, dell, crimson, ere; pettycoat* und *robber* = Rotkehlchen, *robin* = Räuber sind Druckfehler.

Die Grammatik gliedert der Verfasser in A Lautlehre, B (statt C) Formenlehre und fügt nur noch ein paar notwendige syntaktische Regeln, die englische Wortstellung, umschriebene Formen und das Fürwort betreffend, hinzu. Im allgemeinen ist die Fassung der Regeln kurz und klar; nur das dringendst Notwendige wird gegeben. — Wörter wie *bid, head, friend, mud* u. a. eignen sich ihres stimmhaften Endkonsonanten wegen nicht gut zu Anfangslautierübungen und müfsten, meiner Meinung nach, besser unter den ersten Musterwörtern gestrichen werden. Die Regel über die Betonung der Wörter, § 7, enthält etliche Druckfehler; es müfste heifsen: 'es giebt Wörter, die auf der letzten, vorletzten, drittletzten, ja

selbst auf der viertletzten Silbe betont werden (statt 1., 2., 3., 4. Silbe), zumal nur Beispiele angeführt werden, die den Ton auf der ersten Silbe haben. Auch in diesen Teil haben sich einige Druckfehler eingeschlichen: S. 1 *monday (M)*, S. 70 *ka (ku)*; S. 72 *soft* mit *o (ó)*; S. 75 'wie in § 16' gehört zu § 17, II, 1; S. 85 der unbestimmte (bestimmte) Artikel.

Die Anlage der Schulgrammatik verrät durchweg den praktischen erfahrenen Schulmann. Viele Vergleiche mit den verwandten deutschen und französischen Formen veranschaulichen und erleichtern das Verständnis des Englischen; doch hätte der Verfasser den Zusatz 'nach französischer Art', den er bei der Pluralbildung durch s angewendet, auch bei Besprechung des Ersatzes der Deklination wiederholen, sowie in § 67 den Ausdruck: 'Herrschende Steigerung' durch den Zusatz 'nach deutscher Art' erweitern können. In § 113 fehlt der Vergleich mit dem Französischen *(sur lui)* und dem Deutschen, das in demselben Fall entweder auch, wie im Englischen, die das Reflexivum begleitende Präposition betont oder ein zusammengesetztes Verb ohne Reflexivum wählt (mitbringen). — In § 48, 5 wird *burst* fälschlich als 'ursprünglich' schwaches Verb aufgeführt. — § 51, 4 ist unklar; überhaupt würde der Paragraph besser folgendermafsen eingeteilt werden:

1) Bezeichnung des Geschlechts durch besondere Wörter. 2) Bezeichnung des Geschlechts durch besondere Endungen. 3) Bezeichnung des Geschlechts durch besondere Zusätze. 4) Substantiva derselben Form für beide Geschlechter; nur der Zusammenhang zeigt, ob das Wort männlich oder weiblich sein soll, z. B.: *His cousin Mary (Charles) was the best pupil.*

Auch die Fassung der Regel § 64 könnte klarer sein.

§ 132, 3c fehlt *'air'* hinter *in the open*. — In § 159 ist *any one* wohl als Druckfehler zweimal in ein Wort zusammengezogen worden.

Anhang I bietet einige lexikalische und idiomatische Besonderheiten der englischen Sprache und Anhang II deutsche Übungssätze, die in 7 Abschnitten die verschiedenen Konstruktionen des englischen Verbs sorgfältig einüben sollen. Aufgefallen ist mir, dafs ein kleiner Teil derselben bereits als englische Beispiele in den Regeln angeführt ist. Mehrere Sätze zeichnen sich durch schlechtes Übersetzungsdeutsch aus, z. B.:

2, 13: Der Themsefluſs gräbt seine geräumige Mündung in die See, von dem Herzen des Königreichs aus, indem er unzähligen Schiffen Weg und Landung darbietet. — 3, 33: Er liefs den gelehrten Mann beschwören, keinem von dem Geheimnis irgend etwas zu sagen. — 4, 16: Wie viele schmeichelnde Hoffnungen von Eltern sind verurteilt, sich niemals zu verwirklichen! — 5, 1: Quer über den indischen Ocean fegend, bringt der Südwestmonsun die willkommenen Regengüsse mit sich. Diese fallen mehr oder weniger anhaltend, die nächsten vier Monate lang. — 6, 15: Wie schwarz der Himmel aussieht, wir werden ein Gewitter haben. — Ich denke, nein. — Undeutlich ist das erste 'er' in 3, 10: Er war blind vor Alter; so liefs er die Zügel seines Zaumes an beiden Seiten an die Pferde zweier Herren seines Gefolges binden. — Besser durch ein anderes Beispiel zu ersetzen wäre 6, 9: Man sollte ihm den Hut vom Kopfe schlagen. — Gewifs.

In demselben Verlag sind auch von A. Ohlert erschienen: 1) Englisches Lesebuch für die oberen Klassen der höheren Mädchenschulen, 265 S., 2) Englische Gedichte für die Oberstufe der höheren Mädchenschulen, 70 S., 3) Methodische Anleitung für den englischen Unterricht an höheren Mädchenschulen, 18 S.

Berlin. L. Boretius.

O. Boerner u. O. Thiergen: Lehrbuch der engl. Sprache. Ausgabe B für höhere Mädchenschulen. 1. Auflage. Leipzig, Teubner, 1898.

Diese Ausgabe für Mädchenschulen schliefst sich genau dem früheren Lehrbuche an. Sie umfafst die ersten 14 Lektionen, die darin für das erste Schuljahr bestimmt sind. Die Abweichungen sind gering und finden sich fast nur im Übersetzungsstoffe, der von den Knaben auf die Mädchen übertragen ist. Eingeschoben ist Lektion 7, A Visit und der Fünf-Uhr-Thee. Die Vokabeln sind in jede Lektion eingefügt; statt ihrer enthält das Beiheft, in der Falte des hinteren Buchdeckels, einen grammatischen Anhang, eine Zusammenstellung der in den Lektionen gegebenen Grammatik. Die Gedichte sind um einige vermehrt, die Zahl der Lesestücke ist verringert. Wie bei der allgemeinen Ausgabe des Lehrbuches möchte ich nur wieder auf das Bild der deutschen Landschaft verzichten und das Gewicht des Buches, das doch nur für den Unterricht eines Jahres bestimmt ist, leichter haben. Das Lehrbuch vereinigt alle Vorzüge einer guten Lehrmethode; die Lehrer werden gern danach unterrichten, die Schülerinnen eifrig danach lernen, gute Erfolge sich einstellen.

Berlin. Marie Marggraff.

M. A. Thibaut, Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. 140. Auflage. Vollständig umgearbeitet von Prof. Dr. Heinrich Wüllenweber in Berlin. Zwei Teile in einem Bande. Braunschweig, George Westermann, 1898.

Als ein stattlicher Band von beinahe 1400 Seiten gröfsten Formates, in einem ebenso geschmackvollen wie dauerhaften Gewande, liegt uns in einer ganz neuen Bearbeitung, der dritten von der Hand Wüllenwebers, ein Buch vor, das Generationen von Schülern die erste Hilfe bei der französischen Lektüre geleistet hat und vielen von ihnen, wie die zahlreichen Auflagen beweisen, ein treuer Freund fürs Leben geblieben ist.

Die vorletzte Bearbeitung hatte der Ausgabe von 1883 ihre Gestalt gegeben; die vielen seit der Zeit erschienenen Neuauflagen waren unveränderte Abdrücke des stereotypierten Textes. Es galt nun, den vielen Veränderungen, die auch in den letzten fünfzehn Jahren auf allen Gebieten des menschlichen Lebens zu Tage getreten waren und auf die äufsere Gestaltung der beiden Sprachen ihren Einflufs ausgeübt hatten, gerecht zu werden. Zu jeder Zeit entstehen neue Wörter und neue Redens-

arten, die allmählich Bürgerrecht erwerben und Aufnahme in ein Wörterbuch zu beanspruchen haben. In den letzten Jahrzehnten scheinen mir aber die Veränderungen, die über die französische Sprache gekommen sind, besonders zahlreich zu sein. Dies hängt zum Teil mit dem allgemeinen Streben neuerer Schriftsteller nach einer persönlichen, ihnen allein eigenen Ausdrucksweise zusammen, einem Streben, dem das Können nicht immer entspricht. Während wirklich grofse Schriftsteller, ohne der überlieferten Sprache Gewalt anzuthun, unwillkürlich allem, was sie schreiben, den Stempel der eigenen Persönlichkeit aufdrücken, mühen sich kleinere Geister ab, überraschende Wörter und Wendungen zu finden und durch auffallende Konstruktionen zu blenden, was schon längst die Besorgnis aller auf die Reinerhaltung der Muttersprache bedachten Franzosen erweckt hat (s. E. Deschanel, Les déformations de la langue française, Paris 1898). Veraltete Ausdrücke werden, oft nicht ohne Glück, neu belebt; die Dialekte, die Sprache der Gewerbe, einzelner Fachkreise, des gewöhnlichen Volkes, die fremden Sprachen, besonders das Englische heute, werden ausgebeutet. Neben einzelnen guten Funden wird manches Wertlose, Häfsliche und Sinnwidrige herbeigebracht, und vieles davon, nicht von dem Guten allein, dringt in weitere Kreise. Allen diesen Neuerungen, sobald sie einigermafsen Anspruch auf Beachtung erheben können, hat Wüllenweber gerecht zu werden gesucht, teils durch Benützung neuerer Hilfsmittel, wie des 'Supplements' von Sachs, vielfach aber auch, wie die angeführten Wörter, Redensarten und Bedeutungsangaben zeigen, durch eigene fleifsige und aufmerksame Lektüre. Ich finde, um nur einige Beispiele zu nennen, bei ihm allein: *adorer faire qc.* (Zola: *elle adorait balancer*); *andrinople* im richtigen Sinne; *applaudir q.* neben *à q.*; *aviser* in Bedeutung 4, was Sachs als lange veraltet giebt, steht R. 2 M. 86, V S. 722; u. v. a.

Aber nicht mit Hinzufügungen und Änderungen hat sich die Arbeit begnügt; die Artikel sind in sich umgearbeitet, die verschiedenen Bedeutungen eines Wortes vielfach nach anderen Gesichtspunkten geordnet worden. Die Besprechung kann sich daher auch nicht auf einen blofsen Vergleich der Ausgaben von 1883 und 1898 beschränken.

Rein äufserlich betrachtet sind bei gröfserem Format und besserem Drucke, der auf schönem Papier allen hygienischen Anforderungen der Neuzeit in vollkommener Weise entspricht, aus 62 alten 87 neue Bogen geworden, wodurch der Ladenpreis um 1 Mark gestiegen ist. Im französisch-deutschen Teil bildet jedes neue Wort einen neuen Artikel; im deutsch-französischen Teil ist die frühere Einrichtung der Wortgruppen mit gleichem Anfang beibehalten worden, weil sonst das ganze Buch zu dick und für Schüler zu teuer geworden wäre. Um das Auffinden zu erleichtern, wurden die einzelnen Bedeutungen der Wörter innerhalb eines Artikels nicht nur numeriert, sondern auch durch gesperrten Druck für das Auge noch besonders hervorgehoben. Die Aussprache ist diesmal mehr berücksichtigt worden; jedoch beschränkt sich die Bezeichnung derselben auf diejenigen Wörter oder diejenigen Silben innerhalb eines Wortes,

die entweder von der Regel abweichen oder erfahrungsgemäfs zu Fehlern Anlafs geben. Dafs hier manchem zu viel, manchem zu wenig gegeben zu sein scheinen wird, ist sicher. Ein Wort wie *limbe*, dessen Aussprache angegeben wird, bietet kaum die Möglichkeit eines Fehlers; und bei den mit *sch* anlautenden Wörtern, wie *schiste* u. a., hätte man gern eine Anweisung gehabt. Im allgemeinen aber zeugt das Verfahren von grofser Umsicht und Sorgfalt. Nur ein Druckfehler ist mir aufgefallen: *arboriculteur* giebt die Schlufssilbe kurz statt lang an, wie es die übrigen Wörter auf *-eur* richtig thun. Die zur Bezeichnung angewandten Mittel sind ohne weiteres jedem Schüler verständlich. In erster Linie ist der Dict. de l'Ac. zur Richtschnur genommen, zum Vergleich aber sind Plœtz und Lesaint, und, wo diese im Stich liefsen, Sachs herangezogen worden. Wer in Einzelheiten abweichender Meinung sein sollte (Deschanel z. B. will in *mauvais*, *paupière* ein *ŏ* sprechen lassen), mufs das von Koschwitz (Les Parlers Parisiens, Paris 1893, S. XIX) citierte Wort Thurots bedenken: 'Il n'y a pas actuellement à Paris un groupe de gens bien élevés qui puisse prétendre au droit de servir de type de la bonne prononciation.' — Da das konsonantische h überall als 'h bezeichnet wurde, trotzdem es sich in Bezug auf die Aussprache nicht mehr von dem anderen unterscheidet, mufste auch bei Wörtern wie *uhlan* sich die Angabe finden, dafs es *le uhlan* u. s. w. heifst, was von Deutschen oft verfehlt wird.

Und nun zu dem reichen Inhalte des Werkes! Das Wörterbuch will den Schulen und dem gröfseren Publikum dienen. Der Herausgeber suchte daher keineswegs absolute Vollständigkeit in Bezug auf technische und fachwissenschaftliche Ausdrücke. Wohl aber war er bemüht, alles das zusammenzubringen, was ein Schüler oder ein Freund der französischen Sprache bei der Lektüre von Zeitungen und Litteraturwerken zu suchen in die Lage kommen kann. Ich habe bei einer mehrwöchentlichen emsigen Lektüre von Zeitungen und Werken über alle möglichen Gegenstände das Lexikon auf die Probe gestellt und kann nur bestätigen, dafs es sein Versprechen vollständig einlöst und sich durchaus bewährt. Die Anerkennung, dafs ich in den weitaus meisten Fällen ganze und zuweilen unerwartete Aufklärung gefunden habe, schicke ich den verhältnismäfsig wenigen Ausstellungen, die ich zu machen habe, und den Wünschen, die ich für eine neue Ausgabe aussprechen möchte, ausdrücklich voraus.

Seiner Bestimmung entsprechend kann das Wörterbuch sich nicht auf die gegenwärtige Sprache, noch auch auf die Sprache unseres Jahrhunderts beschränken, sondern mufs dem Schüler auch beim Studium wenigstens der bekanntesten Werke des 17. und 18. Jahrhunderts ein Ratgeber sein. Thibaut-Wüllenweber geht der Aufgabe nicht aus dem Wege. Aber in dem gewifs anerkennenswerten Bestreben, den Text nicht durch zu viele Abkürzungen und Zeichen unübersichtlich zu machen, versäumt er es, diejenigen Wörter, Bedeutungen und Konstruktionen, die seit jener Zeit aufgegeben worden sind, besonders, etwa durch Vorsetzung eines

Kreuzes, zu bezeichnen. Dadurch kommt ein falsches Bild zu stande. Warum findet sich bei *dépouiller* = se dépouiller de nicht eine Bemerkung wie bei *heur*: veraltet im Sinne von heutigem *bonheur*? So finden wir ohne die nötige Angabe die veralteten Ausdrücke *se reculer, germer* trans., *plaider q., prétendre qc.* in den Bedeutungen 1 und 2, *consentir qc.* (nur noch in der Rechtssprache), *croître* tr., *contredire* intr. *Ruer* 1. z. B. *des pierres* steht neben dem noch heute gebrauchten 2. *ruer de grands coups. Satisfaire à ses passions,* das (nach Chassang, Nouv. Gramm. frç., 1888, S. 324) veraltet ist, steht neben dem noch gebräuchlichen *satisfaire à son devoir*; *congruent* (in manchen Ausgaben *-ant*) ist nur in dem einen Beispiel, Préc. Ridic., belegt und fehlt im Dict. de l'Ac. — *Répondre* als tr. zu geben, ist wohl trotz der formelhaft gewordenen *lettres à répondre, lettres répondues* nicht angängig. Es müfsten dann des persönlichen Passivs wegen auch die Konstruktionen *pardonner, obéir, désobéir q.* gegeben werden. — Zweifelhaft ist mir, ob *il lui fâche de voir cela* und *bruit* im Sinne von *réputation* noch gebräuchlich sind. Sicher veraltet scheinen mir: *ambigu* 1, *une manière* de bel esprit, *d'abord que* = dès que. — *Départie* 'Abreise und Trennung' sind wohl nur noch aus dem bekannten Liede Heinrichs IV. an die schöne Gabrielle bekannt, *malepeur* aus Saint-Simon, *neige* 4 aus Préc. Rid.: *beau galant* (Bandschleife) *de neige.* Nicht immer wird es ganz feststehen, ob ein Ausdruck veraltet ist: Sachs nennt *pitoyable* 1 'mitleidig' veraltet, und Léon Daudet spricht von der *large et pitoyable humanité de son père. Fréquenter chez q.* (verkehren), das Sachs als aufser Übung gekommen bezeichnet, ist heute sehr häufig; ich finde auch *fréquenter dans* les bureaux de rédaction des journaux. Das Wörterbuch giebt *partir* 'teilen', was dann durch ein Beispiel erläutert wird; es müfste heifsen: *partir* † 'teilen', erhalten noch in der Redensart *avoir maille à partir avec q.* Andererseits fehlt manches, was der Schüler in den von ihm zu studierenden Schriftstellern des 17. Jahrhunderts finden wird: *attenter qc.* (Corn.); *se bouger* (Mol.); *pénétrer un pays* (Bossuet); *inonder* intr. (Id.); *désister* neben se désister de; *évader* st. s'évader; *prononcer* pour q. = se p.; *pousser* le doux, le tendre, le passionné, les beaux sentiments = exprimer avec ardeur (schon in den 'Préc. Rid.' ironisch); *le discours* de sa passion = récit; leurs rabats ne sont pas de la bonne *faiseuse* oder *ouvrière,* was auch heute wieder gebraucht wird; *la salle basse* = Speise- und Ballzimmer im Erdgeschofs; *les honnêtes gens,* das nach Pascal in den Pensées ganz gleich unserem 'die Gebildeten' ist; mettre sa *visée* à q. aufs Korn nehmen; *tel que* im Sinne des heutigen quel que u. a. m. *Bureau* findet sich bei Boileau (Sat. I) in der Bedeutung des heutigen *bure,* aus der sich alle anderen Bedeutungen des Wortes entwickelt haben. Und auch aus späterer Zeit fehlt manches: prends de mes *almanachs* (Piron, Métrom. IV, 1); j'ai été *promener* (Rousseau); ils boivent de l'eau *par air* (Id); *rivaliser qc.* (Mirabeau). *Mièvre, mièvrerie* soll erst seit Balzac die unter 1 gegebene Bedeutung verloren haben und findet sich nun fast nur in der beinahe entgegengesetzten von 3.

Noch schwerer wird es festzustellen sein, wann die heute so zahlreich

auftauchenden Neubildungen sich das Anrecht auf einen Platz im Lexikon erobert haben. Wenn ein Schriftsteller die Form *unedeusser* = 'im Takte (Kommando: une — deux, spr. döss) marschieren' bildet, so ist es bewufst scherzhaft; ebenso wohl: la personne la plus *genreuse* (von genre in der Bed. 5). Zu les jaillissements *arceneielleés* des pièces d'eau fand ich im Sachs bereits die Form *arc-en-ciclant*. Thibaut läfst so etwas mit Recht fort. Ob die Formen eindringen, hängt von manchen Umständen, nicht immer von der Schönheit der Bildung oder dem Empfinden ab, dafs sie einem Bedürfnisse entsprechen. *Grâce à* steht in der Bedeutung 'durch Verschulden von' bereits in dem vorliegenden Wörterbuch, unter 6: *grâce* à votre étourderie. Im allgemeinen hat der Verfasser hier das richtige Mafs zu halten versucht und verstanden. Bei ernsthaften Zeitungen, wie Figaro, Temps, Journal des Débats, genügte das Wörterbuch stets; anderen, wie Journal, Gil Blas, werden mit Recht die abgeschmackten Bildungen nicht entnommen. Oft wird ein Wort aus irgend einem Grunde, z. B. seines Klanges wegen, fälschlich gebraucht (z. B. *compendieusement*, eigentl. = en abrégé, gerade für longuement; revue *bimensuelle* st. semi-mensuelle; *infecter* st. infester und umgekehrt). So ist *truculent* seit den Romantikern riche et plantureux. *Émérite* ist ganz = 'geschickt' geworden, z. B. deux ballerines émérites; die Bedeutungsangabe unter 2 also zu eng. Die Verwechselung von *idiotisme* 'Spracheigentümlichkeit' mit *idiotie* 'Blödsinn', über die schon Voltaire spottet, hat das Wörterbuch sich auch zu schulden kommen lassen. Ist sie wirklich allgemeiner geworden (*idiotie* auslassen durfte das Wörterbuch keineswegs), so müfsten die Bedeutungen 1 und 2 wenigstens die Plätze tauschen. Dafs danach Entstellungen wie coq en *plâtre* statt en *pâte* (in Le Journal) nicht immer aussichtslos sind, ist klar. Schwerfällige und häfsliche Wörter, wie *l'aquilinité du profil, la bleuité du ciel*, sind noch nicht aufgenommen; aber *réglementer, réglementation* st. régler, règlement, *émotionner* st. émouvoir (seit kurzem gebraucht man auch les *émotifs*), *impressionner* st. imprimer (bildlich bei Molière); *concurrencer, solutionner, étatiser* haben schon ihren Platz im Thibaut. Warum sollten *insaeriſiable* (st. inaliénable), das sich Littré in einer Rede gestattete, *inatteignable*, das Brunetière (?) vorgeworfen wird, weniger Glück haben? (s. Deschanel a. a. O.).

Wir kommen nun zu denjenigen Ausdrücken, die man heute teils mit Recht, teils mifsbräuchlich (vgl. Tobler, Litt.-Ztg. 96, S. 493) als Argot bezeichnet. Durch Erzählungen Daudets, Coppées, Theuriets u. a. aus dem modernen Leben sind solche Ausdrücke auch der Schule nahe gebracht worden. Auch hier hat das Wörterbuch eine schwere Arbeit, weil die Grenzen zwischen den aus dem Verkehr anständiger Menschen ausgeschlossenen Ausdrucksweisen und den in familiärer Rede zugelassenen heute sehr schwanken. Gyp läfst in einer ihrer Satiren auf den heutigen gesellschaftlichen Ton die Entschuldigung eines Herrn, dem in Damengesellschaft, allerdings auf dem Rennplatze, das Wort *foutu* entschlüpft, für überflüssig erklären, da das Wort ja von einem Minister im Parlament für zulässig befunden worden sei. Trotzdem aber darf Thibaut die beiden

Redensarten *ficher-moi la paix* und *foutez-moi la paix* nicht durch die gleiche Hinzufügung von 'fam.' als gleichwertig bezeichnen. Er führt dadurch die in die Irre, die über den Wert des Gehörten ein Urteil haben wollen, und auch die, die wissen wollen, was sie selbst sagen können und was nicht. Hier mufsten verschiedene Hinzufügungen, 'Argot, populär, vulgär, familiär' gewählt werden, trotzdem sich über den Wert mancher Wörter die Franzosen selbst nicht einig sind: die dem eigentlichen Rotwelsch angehörigen Ausdrücke, wie etwa *chouriner* = tuer à coups de couteau (= *chourin*), könnten ganz fortbleiben, da die Leser von Bruant, Dans la Rue, und ähnlichen Sachen sich doch noch nach anderer Hilfe umsehen müssen. Die auf gewisse Gruppen des Volkes beschränkten französischen Ausdrucksweisen könnten mit leichter Mühe vermehrt werden. Jeder, der mit Studenten verkehrt hat, kennt *pépin* (Regenschirm), *radrouille, radrouiller* (Bummel, bummeln), *casquer* (bezahlen); *culotter, buriner* (ochsen, büffeln, also gleich den vom Wörterbuch gegebenen *potasser, bûcher*); *type* (Mann); *bécane* (Rad) und viele andere, deren Fehlen ich nicht etwa tadeln will. Diese Wörter, ebenso wie Wendungen gleich *se payer la tête de q.* (verspotten), *faire la tête* (schmollen), *ramasser une pelle* (vom Rad fallen), denen Hunderte hinzugefügt werden könnten, mufsten als 'familiär' gelten. Dann wären 'vulgär' etwa: *boulotter* (futtern = essen) und 'populär': *sapin* (Droschke), *môme* u. ä. *Gosse*, das Cherbuy (Neuere Sprachen V, S. 39) als 'argot de bas étage' bezeichnet, wird als scherzhafter Ausdruck, wie unser 'Jöre', auch wohl einmal von gebildeten Müttern gebraucht. Bei der Abschätzung darf überhaupt nicht vergessen werden, dafs mancher Ausdruck, der im Kreise von Genossen wohl verwandt werden darf, Respektspersonen gegenüber vulgär wäre. Diesen relativen Wert kann kein Lexikon geben. *Être refusé* im Gegensatz zu *être reçu à un examen* ist nicht, wie Thibaut schreibt, 'fam.', sondern der officielle Ausdruck; der familiäre ist *être collé, recalé*. Auch Wörter wie *abasourdir* u. ä. dürften nicht die Bezeichnung tragen.

Auch aus den Dialekten und den fremden Sprachen haben die französischen Schriftsteller zur Bereicherung ihres Wortschatzes und zur Belebung ihrer Schilderung so manches entnommen. In guten Schulausgaben, z. B. von Erzählungen Daudets, werden die Anmerkungen hier Auskunft geben. Aber auch das grofse Publikum würde bei diesen Wörtern und Wendungen, die noch nicht allgemein französisch geworden sind, gern eine Bemerkung wie 'provinz.' oder ähnliches in seinem Wörterbuche finden. *Bouillabaisse* wäre als Marseiller Gericht, *pécaïre* als provenzalische Interjektion, *bastide* (Daudet: *bastidon*) als Ausdruck des Südens anzugeben. *Palabre*, das Wörterb. als Masc. angiebt, Deschanel a. a. O. aber als Fém. gebraucht, bezeichnet V. Hugo (in Les Misérables) ausdrücklich als dem Süden angehörig. Im übrigen ist hier des Guten genug geschehen. Als nichtfranzösisch sind die vielen Ausdrücke zu bezeichnen, die, wie *spahi*, durch die Soldaten und durch Reiseschilderungen aus Afrika und dem Orient gekommen sind. Thibaut giebt eine überraschend grofse Zahl solcher; doch liefsen sie sich leicht, auch aus Schul-

ausgaben, vermehren. So kommen vor *djerbi* Hirtentasche, *slougui* Windhund, *kouba* Türmchen, *fondouck* Verkaufshaus (dies aus dem Ital.), *fantasia* Scheinkampf (ebenso), *djérid* Stock zum Antreiben, *fédjer* die Morgendämmerung u. v. a. (in Fromentin, Un Été dans le Sahara, ed. Nölle), die nicht zu fehlen brauchten, wenn *djerme* Boot, *gandoura* Hemd, *goum* arab. Truppenkontingent gegeben werden. Hingegen sind *giaour, djin, bairam* ja viel bekannter. Aus anderen Sprachen fehlen *hacienda* (Ferry, Schulausgabe) und manches aus Mérimées 'Colomba'. Am meisten ist das Englische, besonders mit Ausdrücken für Sport, Kleidung, gesellschaftliche Sitten, in der heutigen französischen Sprache vertreten, die, wenn sie so fortfährt, alles Mögliche aufzunehmen, unserer deutschen die Fremdwörter bald nicht mehr vorwerfen kann. Zu den vielen schon vom Wörterbuch aufgenommenen, die, wie *snobisme, luncher* (Infin.), *quakeresse,* teilweise mit französischen Endungen versehen sind, hätten noch erwähnt werden können: *leader* (= chef de parti), *tub, yachtman, tompin* (= niais), *cocktail, brandy, teagown, gainsborough* (Damenhut), *paddock, poker* (Herumschnüffler), *lad, pointer* (= chien pointeur), *betting, highlife, five-o'clock, steeple-chaser, squatter, shake-hands, select, yearling, home, garden-party, cob* (= étalon), *banknotes, le at-home,* und mit französischen Endungen: *handicaper, handicapeur, struggleforlifeur* (letzteres bei Daudet, L'Immortel). Vgl. Heller in Zs. f. n. Spr. u. Litt. XIII, S. 242. Etwas anderes ist es, wenn Figuier, Scènes et Tableaux de la Nature (ed. Klingelhöffer und Leidolf für die Schule) Bezeichnungen für Erscheinungen giebt, die von Engländern zuerst gefunden und beschrieben worden sind, und für die er keinen kurzen französischen Ausdruck findet, z. B. *hummocks* = protubérances de glace; *calf* = montagne de glace, en partie submergée; *ice-master* = pilote des glaces, *iceblink* u. ä. (S. 78—83). — Wörter, die ein einzelner sich aus dem Griechischen und Lateinischen oder aus den hieraus schon ins Französische gedrungenen Wörtern bildet, wie *l'hyalinité* (zu dem gegebenen *hyalin*), *le naos, l'ayapemone, génuflexer,* sucht man natürlich vergebens. Eine Anzahl üblicher formelhafter Wendungen dieser Sprachen sind vertreten, so *ab ovo*; es hätten noch hinzugefügt werden können die häufigen *de visu, pro parte virili, lege quæso,* das nach Laurie, Mémoires d'un Collégien (herausgeg. von Konrad Meier) die Schüler vor eine Arbeit setzen, deren ernsthafte Korrektur durch den Lehrer sie wünschen.

Was nun den eigentlichen Vorrat der französischen Sprache an heimatlichen und noch heute allgemein anerkannten und üblichen Wörtern und Wendungen anbetrifft, so ist der Herausgeber mit vollem Erfolge bemüht gewesen, durch Benützung der besten und neuesten lexikalischen Hilfsmittel und durch eigene Lektüre das alte Wörterbuch zu verbessern und zu bereichern. Auch zu weit umfangreicheren Wörterbüchern würde jeder aufmerksame Leser Nachträge zu geben Anlafs finden. Meine Hinzufügungen und einige wenige Berichtigungen möge daher der Herausgeber als bescheidene Vorschläge für die Materialsammlung, die er gewifs gleich für eine spätere Auflage beginnt, in Betracht ziehen.

Ballaster (Halévy, L'Invasion [in der Rengerschen Auflage[1]]) ist sofort klar, da ballastage gegeben ist, *acoquinement* (Daudet) ebenso, da acoquiner dasteht. *Four de recuit* Kühlofen ist aus den gegebenen beiden Einzelteilen leicht zu erklären; ebenso *papier-calque*, *calqueur*; *susénoncé* in der Gerichtssprache wie das gegebene susdit. *Prose* ist auch allgemeiner = Geschriebenes. *Appointer* fehlt in der Bedeutung 'anspitzen' (un épieu); *bouquin* ist fam. für Buch im allgemeinen; *auff* Interjektion der Erleichterung; *croûte* fam. schlechtes Machwerk, nicht blofs für Gemälde (Flaubert in meinen 'Lettres Françaises' S. 98). Für *blague*, *blaguer*, *blagueur* fehlt der passende, im Deutschen vielleicht nicht vorhandene Ausdruck; blaguer bedeutet meinem Gefühl nach auch 'eine ernste Sache leicht abthun, weil man sein tieferes Gefühl nicht zeigen will', also ist 'Unsinn reden' nicht passend. *Le mouvement de translation* (Fortbewegung) steht im Gegensatz zu m. de rotation; *stock* im allgemeinsten Sinne 'Grundbestand' findet sich bei Figuier a. a. O. Ebenda: les *mucédinées* Schimmelpilze; *main, l'ongle du temps* Zahn der Zeit. *Feignant* in der ursprünglichen Form statt des durch Volksetymologie entstandenen fainéant findet sich bei Halévy, L'Invasion (Renger S. 12). Es hätte aufgeführt oder feindre II, 2 erweitert werden müssen. Die angegebenen Bedeutungen von *limbe* passen nicht zu: la géologie n'existait alors que dans les limbes de l'avenir (Figuier S. 61), ils remontent des limbes des cabines, oder zu cette vie encore en les limbes; refrain de limbes (Kinderlied). *Buissière* = buissaie (Daudet); *fédérés* auch für die Communards von 1871; Chauvin dans *son beau* = im vollen Glanze. *Querelle de clocher* leicht zu erklären, da esprit de clocher dasteht; *découper qc. sur* sich abheben lassen von; une flamme *haletante* flackernd; *gourd* von der Stimme gebraucht: klanglos; *monture* d'un stylet Griff (vgl. monter un couteau 'stielen') in 'Colomba'. *Couturier* ist nur Damenschneider, gebildet von couturière. *Toucher* 2 auch beim Schiefsen: le but; *broussaille* im Sing. bei Daudet (S. 69); *impressionner* ist zu eng gefafst; es ist bei Daudet (Renger S. 74) = imponieren. Un front *lunaire* gewölbt; *crémaillère* übertragen = Einzugsschmaus, Einzug: le saint-honoré avec lequel on a fêté la crémaillère; *tout de go* giebt Thibaut nur in übertragener Bedeutung; es ist auch ganz örtlich = geradezu (Theuriet, Princesse Verte, Renger S. 1); les *extras* Nebenausgaben (ib.); *bâtons* Striche bei Schreibübungen (ib.); fées *jeteuses* de sorts (ib. S. 7); *joli-bois* Kellerhals (Pflanze); *senelles des haies* Weifsdorn u. a. Pflanzen (ib. S. 12 f.); *sagouiner* 'versudeln' zu dem gegebenen sagouin 2 (ib. S. 15). Système *palmipède* übertr. = Schaufelradsystem. *Anthélie* ist Gegensonne (nicht Nebensonne, was parhélie ist). *Courre-feu* ist Kavalleriesignal und für Festungen das Signal zum Thorschlufs. Plantes *météoriques* (Figuier) sind Pflanzen, die je nach der Witterung

[1] Ich habe besonders Schulausgaben mit Hilfe des Wörterbuches studiert und führe das nach solchen als fehlend Konstatierte besonders gern an, wie es schon Hummel in 'N. Sprachen' IV, S. 16 ff. gethan hat, wo auch Neues noch für diese Ausgabe des Wörterbuches zu finden ist.

ihre Blumen öffnen und schliefsen; *sonchus* (ib.) = laiteron, laceron. *Justice de ressort* Appellationsgericht gehört zu ressort 5; droit de *lagan* neben d'épave; teint au *kermès* (Scharlachkörner der Schildlaus) in Pigeonneau, Hist. du Commerce de la France, ed. Greif. Ebenda zu *marque* 14: droit de *marques* et de représailles. *Petit lycée* = Vorschule bis Quinta incl.; *admission* au baccalauréat = Bestehen. *Guerre de partisans* ist Guerillakrieg, da guérilla = troupe de partisans erklärt wird. *Secret professionnel* Amtsgeheimnis (steht im deutschen Teil). *Au premier chef* auch = im höchsten Grade. *Mont-de-piété* Leihhaus fehlt; was ist eine *beauté du diable*? *dépêche* oft = lettre. Zu sas 2: *sas éclusé*. Wenn nach Elzévir steht *elzévir* = E.-Ausgabe, konnte es bei *Alde* ebenso gemacht werden. *C'est son tour de bête* (Coppée) nennen unsere Offiziere auch: Beförderung nach der Ochsentour; *perroquet* für Absinth, was ich bei perruche 3 finde. *Mots carrés* Art Worträtsel. Zu *coupe* 9: tirer sa coupe Schwimmbad nehmen. *Trimer* (Coppée) im weiteren Sinne 'sich placken'; *buée* Beschlag an Fensterscheiben; *les trois glorieuses* sind die Tage der Revolution vom 27. bis 29. Juli. Steht Badinguet da als Spottname für Napoleon III., so konnte auch der seiner Anhänger, *badinguesards*, gegeben werden. *Dalle* Wetzstein ist nach Cherbuy a. a. O. nur provinziell, und *réciproquer* soll nach ihm nicht existieren, und ebenso wird die Existenz von *revenger* von Deschanel bestritten. *Quintal* heute = *quintal métrique*, beide gleich 100 kg; zu *aune* mufs, wie es bei anderen Realien in anerkennenswerter Weise geschehen ist, die Erklärung 1,2 m hinzugefügt werden, da unsere deutsche Elle = $^2/_3$ m war. *Grand'garde* ist jede Feldwache aus einem oder mehreren Zügen; *procédé* Leder vorn am Billardqueue; *rater* fam. ist allgemein = verfehlen: il rate un coup tout fait, un «*coup d'épicier*» (beim Billardspiel); *fromage d'Italie* — unserem Prefskopf (= *fromage de cochon*). Zu *quadrillion* müfste es genauer heifsen: 1000 französische Trillionen, d. h. 1000 deutsche Billionen. *Argentier* findet sich wohl nur in *a. du roi* = Intendant der königlichen Haushofhaltung. In grand-maître des *coureurs* bezeichnet das letztere Wort Regierungsboten. *Vers* heifst örtlich auch = in der Nähe, was dem zeitlichen vers le milieu du siècle entspricht, wofür Hummel a. a. O. zahlreiche Beispiele giebt. Sehr erwünscht wäre die Zusammenstellung der wichtigsten Synonyma oder wenigstens Hinzufügung kleiner Erläuterungen, wie bei défaut, gewesen.

Ich habe, ohne irgend eine Ordnung innezuhalten, diese Bemerkungen gemacht, weniger weil ich die betreffenden Sachen sehr vermifst hätte, als weil ich sie in Schulausgaben fand. Nicht ganz genau ist die Erklärung von *agrégation*, wo nur 'aufserordentliche Professur' steht, während agrégé durch 1) 'aufserordentlicher Professor' und 2) 'pro facultate docendi geprüfter Gymnasiallehrer' und *professeur agrégé* durch 'Privatdozent' gegeben wird. Wenn man heute vom *agrégé* spricht, so meint man damit meist den höchsten Grad des Professors am lycée, und die *agrégation* erwirbt dieser sich durch einen concours. Die Lehrer an höheren Schulen sind entweder, wie die *maîtres d'études*, fam. *pions*, nur bacheliers, oder

sie sind, was etwa unserem Lehrergrade entspräche, licenciés, oder sie haben für die neueren Sprachen das 'certificat d'aptitude à l'enseignement dans les lycées et collèges', wie der lange Titel lautet. Die agrégés sind also etwa unsere 'Oberlehrer', soweit sie die bisherige Prüfung von denen schied, die nur das 'Lehrerzeugnis' bekamen. Als Universitätstitel, wo die Professoren entweder professeurs titulaires oder maîtres de conférences (nicht auf die École Normale beschränkt, wie Thibaut sagt) oder professeurs chargés de cours sind, waren die betreffenden Wörter den französischen Freunden, die ich um Rat fragte, nicht bekannt. Vielleicht hat der Titel *agrégé de l'université* irregeführt, wo aber université im französischen Sinne zu nehmen ist = Gesamtheit des Unterrichtswesens. — Auch *vétéran* 4. 'sitzengebliebener Schüler' ist nicht richtig. Es ist nach Tissot in 'Neuere Sprachen' III, S. 179: 'un élève d'élite, déjà bachelier ou même deux fois bachelier, qui retourne un an en rhétorique ou en philosophie, ou successivement dans chacune de ces deux classes.' So bereitet er sich besser für die Staatsanstalten vor, z. B. für die École Polytechnique, in welchem Falle er *taupin* heifst, oder für Saint-Cyr, was ihm den Namen *cornichon* einbringt. Thibaut giebt den ersteren, nicht den zweiten dieser Schülerausdrücke. — *École Normale* giebt 'Normalschule (Seminar für Gymnasiallehrer in Paris)'. Das ist aber nur die sogenannte École Norm. Supérieure in der Rue d'Ulm. Éc. Norm. ist der officielle Ausdruck für die Ausbildungsanstalten der Elementarlehrer: Éc. Norm. d'instituteurs et d'institutrices, deren es in jedem Departement eine giebt. Ferner giebt es für die Ausbildung der Seminarlehrer die Éc. Norm. Supérieure d'instituteurs de St-Cloud und ~ d'institutrices de Fontenay-aux-Roses, wozu noch eine für höhere Lehrerinnen in Sèvres kommt. — So liefse sich noch gerade auf dem Gebiete des höheren Schulwesens manches genauer fassen: *économe, censeur*, woneben *le surveillant général, inspecteur général, inspecteur d'académie* u. v. a. hinzuzufügen wären (vgl. Tissot a. a. O.).

Der deutsche Teil ist ebenso reich wie der französische. Um einen Begriff davon zu geben, wie eifrig der Herausgeber gearbeitet hat, um sein Lexikon auf die wünschenswerte Höhe zu bringen, gebe ich einige Proben aus der Zahl derjenigen Wörter, die die neue Ausgabe vor der alten und vor den anderen bekannten Schulwörterbüchern seines Umfanges, z. B. dem kleinen Sachs, voraus hat: Abteil, Alpenjäger, Arbeiterkolonie, -kolonne, -personal, -viertel, Aussichtsturm, Dreibund, einwandsfrei, Erbschaftssteuer, Fachlehrer, -mann, Fehlbetrag, Feldstecher, Fernsprechamt, Fesselballon, Frauenkongrefs, Frontdienst, Fruchteis, Gasglühlicht, Gigerl, Heilsarmee, Heilserum, keimfrei, Kleinbahn, Kollidieb, kurgemäfs, Kurkapelle, Leichenhalle, Leuchtkraft, Lohngesetz, Machenschaft, Momentaufnahme, Morphiumsucht, -vergiftung, Naturarzt, Nilpferdpeitsche, Normalspur, Notbremse, Panzerturm, Pufferstaat, radeln, Radfahrer, Sanatorium, Scheinwerfer, Schnellseher, Schriftleitung, Schrittzähler, Schutzgebiet, Schwindsuchtskandidat, Sommerfrische, Sonderzug, Spielplan, Stadtmission, Strikekasse, Telephonanschlufs, Thalsperre, überfällig, Ver-

folgungswahnsinn, Vollanstalt, Vorstadttheater, Wachsstreichhölzchen, Wärmehalle, Wellblech, Zweibund, Zweirad u. v. a. Ich bin hier so ausführlich gewesen, um zu zeigen, was man bei der eigenen Sprache nicht immer merkt, wie manche neue Wörter entstehen, wie alte, bisher wenig gebrauchte aus irgend einem Grunde in jedermanns Mund kommen, wie ferner ein emsiger Sucher (wie heifst z. B. 'Lichthof'?) trotz aller Vorarbeiten noch immer Neues in dem Sprachschatze findet.

Das letztere mufs man bedenken, wenn man beurteilen will, was ein Wörterbuch an Idiotismen, an stehenden Wendungen bringt. Der ganze Reichtum der französischen Sprache kann hier nicht erschöpft werden. Thibaut hat sich nicht mit dem begnügt, was an gangbaren und im Umlauf befindlichen Münzen der Dict. de l'Ac. gesammelt hat. Manche glückliche Neuprägung eines neueren Schriftstellers ist aufgegriffen, manche ausdrucksvolle Wendung aus der volkstümlichen Sprache der Beachtung und des Gebrauches für wert befunden worden. Die glücklich gewählten Beispiele leiten zu freierem Gebrauche an: wer z. B. *perdre* le fil de ses idées findet, wird sich *reprendre* le fil de ses idées von selbst bilden; ebenso ergiebt das gebrachte tenue des livres en partie *simple* den Ausdruck für 'doppelte Buchführung'. Da hors de pages dasteht, so ist *sortir des pages* leicht zu erklären. Das familiäre être un candidat pour (auch *de*) Charenton macht jedem die ebenso gebräuchlichen *venir de, être digne d'aller à Charenton, un pensionnaire de Charenton* verständlich. Auch hier möchte ich gern noch einiges beibringen: *enlever* (= retirer) *la parole à q., une citation à l'ordre du jour, être à court d'argent* (neben dem gegebenen *court*), *réclamer pour qc.* (verteidigen, während Thibaut nur contre qc. giebt); *attraper le chaud et froid* (Coppée, Renger S. 1), *être en faute* sich etwas zu schulden kommen lassen, *s'accorder* (zu 3) *à faire qc.*, écouter q. *bouche bée, écrire au hasard de la plume* darauf losschreiben, und ähnlich: *au hasard de la fourchette.* Wie voir trente-six chandelles, sagt man auch: voir *trente-six étoiles, toutes les étoiles du firmament,* was Daudet Veranlassung giebt zu dem Ausdruck *jamais je n'ai vu pareille illumination.* Mérimées 'Colomba' giebt *faire la critique de q.* = kennzeichnen (nicht blofs 'tadeln', S. 109). Nach Lafontaine, Fables VIII, 3 gebraucht man sprichwörtlich *s'enfermer dans un fromage* zu Hause hocken. *Un éloge en 3 points* (Colomba) ist, da point hier den 'Abschnitt' (s. *point* 15), wie in den Reden Bossuets, bedeutet, eine wohlgesetzte, ausführliche Lobrede. Ein hübscher Ausdruck fehlt mit (ce chambertin) *de derrière les fagots,* was den besten, hinter besonderer Schutzwand von Reisig verwahrten Wein bedeutet und oft übertragen gebraucht wird, fälschlich dann auch in *une pensée de derrière la tête. S'en donner à cœur joie* wird auch übertragen gebraucht (meine 'Lettres Françaises' S. 29); *laisser q. libre de faire qc.* ist = es freistellen. Zu *ânon* hätte ich gern erfahren, was sind *des contes de peau d'ânon.* Zu amener 5 ist auch *amener un bon numéro* = 'ziehen' zu setzen. — Familiärere, aber sehr ausdrucksvolle Wendungen scheinen mir zu sein: *tendre la perche à q.* heraushelfen; *passer l'arme à gauche* = der hübsche Ausdruck für

'sterben' in Colomba; *faire ses grands bras* lebhaft gestikulieren; *le prendre de très haut avec q., cela coupa sa colère en deux, faire des misères à q., rogner quelques bocks* = weniger trinken, *camper son feutre en arrière, mangeur de nez* Raufbold. Alle diese Ausdrücke stammen aus Schulausgaben. Freiere wären aus Zeitungen noch viele zu bringen, wie *être affalé dans un fauteuil* räkeln, *arborer les toilettes de printemps*, aber dann gäbe es kein Ende. Selbst bei so hübschen Ausdrücken wie *de ces virtuoses la graine est à peu près perdue* müfste immer der Zusammenhang angegeben werden und der Ton, in dem sie sich gebraucht finden.

Eine nicht minder grofse Mühe als mit der Herbeischaffung des Materials hat der Herausgeber sich mit der Ordnung der Bedeutungen der einzelnen Wörter gegeben. Man mufs Artikel wie z. B. *prendre* lesen, will man die Arbeit verstehen, die aufgewandt wurde, um eine möglichst natürliche Folge und die gröfste Übersichtlichkeit herzustellen. Die geschichtliche Folge ist nicht beobachtet worden. Es hätte sonst *témoin* 3 = 'Zeugnis' (prendre à témoin) vor 1 'Zeuge', traire 2 in der ursprünglichen, aber enger gewordenen Bedeutung 'zu Draht ziehen' vor 2 'melken' stehen müssen; *il m'en souvient* wäre nicht unter *se souvenir* geraten. Dem Herausgeber lag daran, den heutigen Stand der Sprache klar darzustellen und deswegen den heute üblichsten Gebrauch des Wortes voranzunehmen. Nicht immer sind die Entwickelungsreihen streng voneinander geschieden, z. B. bei *déposer*, wo 5 und 6, die auch noch 'an einem Orte niederlegen' bedeuten, vor 4 und 7 stehen mufsten, die auf 'von einem Orte wegnehmen' zurückgehen (entsprechend bei *se déposer*). Manche Präpositionen hätten wohl noch einige Abteilungen mehr vertragen, z. B. *de*, wo unter 3 doch recht Ungleichartiges zusammenkommt. Homonyme scheinen mir nur da getrennt, wo sie verschiedenes Geschlecht haben, z. B. *tour*; sonst nicht, z. B. *longe, louer*. Umgekehrt ist *partir* 'teilen' von *p.* 'abreisen' getrennt, weil der gleiche Ursprung nicht mehr gefühlt wird. Doch ist auch alles, was hier auszusetzen ist, von verschwindend geringer Bedeutung gegen das erstrebte und vollkommen erreichte Hauptresultat. Nicht immer steht die übertragene Bedeutung gleich hinter der ursprünglichen, so *battre q. comme* [*du?*] *plâtre* unter 1, aber *battre du plâtre*, wovon es herkommt, unter 4. Wenn die mir von Franzosen gegebene, mir sehr einleuchtende Erklärung für *un brave à quatre poils* richtig ist, so gehörte dies nicht unter *poil* 3, sondern in ein neu zu gebendes Fach. Danach kommt das Bild vom Sammet her (s. Sachs poil 7: velours à 3 *poils*), dessen Güte durch die Fäden im Rande bezeichnet wird.

Nachdem ich diese Berichtigungen und Verbesserungsvorschläge (dafür halte wenigstens ich sie), zu denen der Herausgeber in der Vorrede auffordert, gegeben habe, mit dem ausdrücklichen Bemerken, dafs man über viele derselben anderer Meinung sein kann, und mit der ebenso nachdrücklichen Wiederholung, dafs diese Kleinigkeiten nichts bedeuten im Verhältnis zu den vielen vortrefflichen Eigenschaften des Werkes, fasse ich mein Urteil über Thibaut-Wüllenweber so zusammen: es ist ein

vorzügliches Hilfsmittel für jeden Freund der französischen Sprache und Litteratur; ein Buch, das die gestellte Aufgabe im vollsten Umfange löst, das mindestens ebenso reich ist, wie jedes Wörterbuch desselben Umfanges, das aber, da es noch viel Neues bringt, auch neben Werken gröfseren Umfanges oft noch mit Nutzen um Rat gefragt wird.

Berlin. Th. Engwer.

Französische Schriftsteller in und von Solothurn. Eine historisch-litterarische Untersuchung von Martin Gisi, Professor. Beilage zum Jahresbericht der Kantonsschule Solothurn 1897/98. Solothurn, Druck der Zepfelschen Buchdruckerei, 1898. VII, 124 S. 8.[1]

Nachdem der leider zu früh verstorbene Litterarhistoriker Dr. Jakob Bächtold schon im Jahre 1874, als er noch an der Kantonsschule von Solothurn wirkte, seine Spezialstudie (Programm) 'Der Minorit Georg König von Solothurn und seine Reisebeschreibungen' mit einem 'Überblick über den Anteil Solothurns an der deutschen Litteratur' eingeleitet hat, wobei er sich aber auf die Zeit vom 13. bis zum 17. Jahrhundert beschränkte und von der jüngeren und jüngsten Litteratur, die nicht ohne Bedeutung und Interesse ist, ganz absah, hat es nun Professor Gisi übernommen, ähnliches für die französische Litteratur zu leisten. Wenn Leonorens Wort: 'Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht,' hinsichtlich der behandelten Dichter und Schriftsteller auch nicht immer zutrifft, so war es doch dem Herrn Verfasser durch seine Studien und einen geläuterten Patriotismus nahe gelegt, zu beweisen, dafs seine Heimatstadt 'mit nichten die Kleinste unter den Fürsten Juda' sei.

Der Gedanke, die litterarischen Beziehungen zwischen Frankreich und der alten Residenz der französischen Ambassadoren in der Schweiz, wozu der zuerst in eine Kaserne verwandelte und in jüngster Zeit in die Kantonsschule umgebaute 'Hof' förmlich einlud, mag auch noch anderen vorgeschwebt haben, um so gröfseren Dank verdient der Verfasser für die gelungene Ausführung desselben. Die Schwierigkeiten, die bei derlei Arbeiten zu überwinden sind, scheinen mir nicht gerade gering zu sein. Wenn sich auch eine chronologische Anordnung der vorhandenen Namen von selbst ergiebt, so kann diese doch nicht immer so strikt eingehalten werden, und dann genügt eine solche im Grunde kaum für die logische Verknüpfung der Arbeit und das Zusammenhalten so heterogener Elemente, die doch auch als Ausdruck ihrer verschiedenen Geschichts-, Kultur- und Litteraturperioden begriffen werden müssen. Und da braucht es dann weisen Takt, um das Zuviel und Zuwenig zu vermeiden und das Notwendige vom Nebensächlichen zu scheiden.

[1] Das Programm ist seither noch als 'Festschrift des Historischen Vereines von Solothurn bei Anlafs der 53. Jahresversammlung der Allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz am 8. und 9. August 1898' mit einem trefflichen Bildnis von P. V. von Besenval erschienen.

Ich glaube nun mit vollem Bedacht mein Urteil dahin abgeben zu dürfen, dafs alle diese Klippen mit grofser Kunst und Sicherheit umschifft worden sind, und dafs sich das Büchlein sehr gut liest. Dann sind aber auch die Anmerkungen (16 S.) mit Angabe der benutzten Litteratur höchst wertvoll und verschaffen uns einen Einblick in die gewissenhafte und gediegene Arbeitsweise des Verfassers.

Nach einem kurzen Vorworte und einigen einleitenden Gedanken behandelt der Autor nacheinander Beat Ludwig von Muralt, Jean de La Chapelle, Destouches, Jean-Baptiste Rousseau und seinen berühmten Namensvetter Jean-Jacques, Voltaire, Delille, Madame de Staal-Delaunay und endlich Pierre-Victor de Besenval. Die Beziehungen dieser Schriftsteller zu Solothurn sind sehr verschiedenartig, oft nicht einmal ganz sicher oder wenigstens nur sehr lose, wie die von B. L. von Muralt, Jean de La Chapelle und Voltaire; einige hielten sich nur vorübergehend dort auf, wie J.-J. Rousseau und der Graf von Tressan, andere längere Zeit, wie Destouches und Delille, insbesondere aber J.-B. Rousseau. Mme de Staal-Delaunay war durch Verheiratung Solothurnerin geworden, Solothurner, wenn auch vollständig französiert, war von Besenval. Die beiden letzteren, die, wie einige andere der genannten Persönlichkeiten, als weniger bekannt vorausgesetzt werden (vgl. Vorwort), werden eingehender behandelt, insbesondere hat sich das über Besenval Gebotene zu einer kleinen Biographie ausgedehnt, die zum Teil auf archivalischen Forschungen beruht.

Es sei mir nun noch erlaubt, hier einige Bemerkungen und Gedanken niederzulegen, die sich mir während der Lektüre aufgedrängt haben.

Da (S. 1) Montaigne Solothurn nie gesehen hat, hätte vorher mit ebenso grofser Berechtigung auf die Reise des hl. Bernhard von Clairvaux in der Diözese Konstanz hingedeutet werden dürfen.

S. 2 ff. Sind einmal der Name und das Hauptwerk B. Ludwigs von Muralt genannt worden, wäre es vielleicht angezeigt gewesen, die Grundgedanken seiner 'Lettres sur les Anglais et les Français' kurz anzugeben, wie es J. Bächtold in seiner 'Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz' gethan hat (s. auch in diesem Archiv XCIX, 460).

S. 8 u. T. Smollet ist der Schwierigkeit einer wörtlichen Übertragung dadurch aus dem Wege gegangen, dafs er '*Impertinent Curiosity*' übersetzt hat.

S. 15, Z. 6 v. u. Über diese Ausgabe ist letztes Jahr von P. Darin eine Monographie erschienen (Notice bibliographique sur les dix éditions des œuvres diverses du sieur Rousseau, publiées sous la rubrique 'Soleure, Ursus Heuberger, 1712, in -12°.' Paris, quai Saint-Michel). In derselben (die aber ins Jahr 1713 verlegt wird?!) mufs auch nach einer Anmerkung in 'Œuvres de J. Racine, T. I, Paris, 1728' (Épigramme VI, p. XXV) das Epigramm über die Judith von Boyer (1695) stehen, das später von M. de la Monnaye (dans ses notes sur le Ménagiana) Racine zugeschrieben wurde (vgl. auch Vapereau, Dictionn. d. litt. unter Boyer). — Eigentümlich und bemühend für das menschliche Gerechtigkeitsgefühl ist es, dafs

die Ansichten über die Schuld oder Unschuld des Dichters noch so weit auseinandergehen. In der Einleitung zu einer Ausgabe (Œuvres choisies à l'usage des Colléges royaux, Paris, 1828) wird z. B. seine Unschuld als ausgemacht angesehen.

S. 21. Rousseau hat dem Prinzen Eugen noch eine zweite Ode gewidmet (après la paix de Passarowits). Den Worten am Ende der Seite 21 läfst sich kaum entnehmen, dafs er wirklich auf kurze Zeit (1738) nach Paris zurückgekehrt war.

S. 32. Hat vielleicht nicht der Name dieses Gesandten Scribe Veranlassung gegeben, seinen Pseudo-Diplomaten im bekannten Lustspiele *Chavigni* zu nennen?

S. 38, Z. 11 v. u. Ebenso wurde Béranger geehrt.

S. 44, Z. 13 v. u. *'Ce vil ramas* etc.' war die berüchtigte 'schwarze' Halbbrigade (s. Geschichte des Schweizervolkes von Otto Henne-Am Rhyn, III, S. 86); von ihr sang Salomon Tobler (der Vater des Herausgebers dieser Zeitschrift) im 1. Gesang seiner 'Enkel Winkelrieds':

'Die Frevler rief, der Krieger Zahl zu mehren,
Von Feinden rings bedroht, das Frankenland.
Froh sprangen sie vom Borde der Galeeren,
Wo sie der Ketten Last ans Ruder band;
Die sind des Kerkers feuchter Nacht entronnen,
Und grüfsen mit Geschrei das Licht der Sonnen;
Wen schwere Schuld auf ferne Inseln stiefs,
Wer knirschend einst das Vaterland verliefs;' u. s. w.

Delilles pathetische Verse fordern geradezu zu einem Vergleiche mit dem leider zu wenig bekannten schweizerischen Epos heraus.

S. 118, Anm. 116. Wenn ich mich recht erinnere, lautete der Name im Volksmunde *'Bö̈·səwald'*, was der französischen Aussprache *'Beusval'* sehr nahe käme: die Stadtbürger mögen (mit nicht gerundetem Palatalvokal) aber *'Bė̈·səwald'* ausgesprochen haben, woraus sich natürlich 'hochdeutsch' 'Besenwald' ergeben hat.

S. 71 u. Es wird erst S. 76 ganz klar, dafs Besenval noch im Dezember 1763 nach Paris abgereist ist; ebenso wäre es vielleicht zur Vermeidung einer Irrung zweckmäfsig gewesen, S. 95, Z. 1 die Jahreszahl 1790 hinzuzufügen.

S. 121, Anm. 166 zu S. 86. Das Dorf Villegruis ist zu finden im 'Dictionnaire universel de Géographie moderne' par A. M. Perrot et Mme Alex. Aragon, Paris 1836; ferner in 'France pittoresque' par A. Hugo, Paris 1835, T. III, auf der Karte des Departements Seine-et-Marne im Ostnordosten von Provins.

Hätte nicht die Gesandtschaftsreise des Marquis de Bouillé nach Solothurn und Bern im August 1792 nach dessen 'Mémoires' (Avec une notice sur sa vie etc., par M. M. Berville et Barrière, Paris, 1821, p. 359 s.) eine Erwähnung verdient?

Druckfehler habe ich sehr wenige bemerkt: S. 11, Z. 15 v. u. sollte 1723 statt 1727 stehen; S. 19, Z. 6 v. u. ist *tandis* von *qu'* zu trennen;

S. 82, Z. 16 l. 'an' für 'von'; S. 83, Z. 9 v. o. 'ausgebrochene' für 'ausgesprochene'; S. 118, Z. 18 v. u. *de 'la' conversation* für *de 'le' c.*

Diese wenigen unwichtigen Bemerkungen sollen nur mein Interesse an dem guten Büchlein und zugleich die Richtigkeit des Wortes von Sainte-Beuve beweisen: *'Tout vrai Suisse a un ranz éternel au fond du cœur.'*

Konstanz. H. Berni.

Julius Voigt, Dr. phil.: Das Naturgefühl in der Litteratur der französischen Renaissance. (Berliner Beiträge zur germ. und rom. Philologie.) Berlin, Ebering, 1898. 130 p.

Le sujet choisi par Mr. Voigt est à la fois heureux et facile: peu étendu, nettement circonscrit, assez nouveau, d'un intérêt général, et ne prêtant pas matière à de difficiles controverses. C'est en un mot un bon sujet de débutant. Il est d'autant plus regrettable que Mr. V. se soit rendu la tâche par trop aisée et ne nous ait livré qu'une étude routinière d'écolier appliqué. — Commençant par les Rhétoriqueurs Crétin, Molinet, et continuant avec Marot, Scève, la Pléiade, pour finir avec Vauquelin, Du Bartas et d'Aubigné, l'auteur fait défiler, d'une façon fort banale, les poètes les plus connus de l'époque, et nous dit tour à tour ce que chacun d'eux a pensé de la nature en général, des bêtes et des plantes en particulier. Aucun souci de composition, ni d'une synthèse quelconque; le résumé de la fin est tout à fait insuffisant. Au lieu de cette ennuyeuse enfilade de noms d'auteurs, combien il eût mieux valu adopter une classification toute diverse, c'est-à-dire prendre pour point de départ le sujet central, la nature elle-même! En pratiquant par exemple le groupement suivant: les plantes, les bêtes, le jour et la nuit, les saisons, le paysage, l'océan, la montagne et le ciel, l'auteur nous aurait dit comment et quand l'âme moderne s'est ouverte successivement à ces genres divers de beauté. Dans une Introduction, il aurait dû résumer nettement le legs du moyen-âge, les clichés littéraires communs à tous les poètes de l'époque, et la part des influences antique et italienne. Il aurait de la sorte allégé son étude d'une quantité de répétitions et de banalités, et en aurait doublé la valeur historique. C'est précisément le sens historique qui semble manquer à Mr. V.; des comparaisons suggestives se présentaient à chaque pas entre les auteurs dont il parle et ceux qui les ont précédés ou ceux qui les ont suivis; il n'en fait pas une seule. Sur le paysage dans la peinture de l'époque, je ne trouve qu'une petite note (page 120), et pourtant ce point méritait un examen plus détaillé.

Pourquoi nous répéter, souvent assez mal, à propos de Ronsard et des autres, des choses connues de tous et qui se trouvent dans tous les manuels? — Prenons un exemple par lequel l'auteur lui-même se convaincra du défaut de sa méthode: comment a-t-on vu et senti la mer, à l'époque de la Renaissance? Pour répondre à cette question, avec l'aide du livre de Mr. V., il faut le feuilleter en cinq ou six endroits divers et

réunir en synthèse ces documents épars et incomplets! Car ils sont incomplets, en dépit de la bonne volonté qu'on devine chez l'auteur; je le soupçonne de citer souvent de seconde main, et s'il était toujours remonté aux sources, il aurait vu que plus d'une fois un seul vers, isolé, est plus sincère, plus éloquent qu'une pièce faite à dessein où la rhétorique vient étouffer l'inspiration. Chez Ronsard par exemple, dans le seul 3e volume de ses œuvres (Franciade, Bocage Royal, Eglogues) j'ai relevé sans peine plus de vingt passages dont Mr. V. aurait pu tirer parti.

Aujourd'hui que les voyages sont si aisés, Mr. V. n'aurait-il pas bien fait d'aller voir lui-même le 'milieu', quelque belle province de France, chantée par l'un de ces poètes? Il en aurait rapporté une fraîche inspiration, des observations personnelles et suggestives, tandis qu'il ne nous parle de la nature que d'une façon vague et souvent froidement sentencieuse.

J'aurais bien des choses encore à observer, des oublis, des injustices à relever (4 pages à Du Bartas et 7 à Vauquelin!), mais il vaut mieux en rester là. Je n'entends nullement décourager Mr. V., mais simplement lui rappeler les conditions indispensables à une œuvre scientifique digne de ce nom. La simple application ne suffit pas; il faut mûrir son idée et son plan avant que de se mettre à écrire. La composition entre pour beaucoup dans la valeur d'un ouvrage; on l'oublie trop souvent en se contentant d'aligner des documents; la science est avant tout une œuvre de conscience; elle est aussi, et particulièrement en histoire littéraire, une œuvre d'art, et ne saurait se passer ni du sens historique, ni du sens philosophique.

Rome. E. Bovet.

T. Combe, Pauvre Marcel. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Franz Wüllenweber, Oberlehrer an der III. Realschule zu Berlin. Leipzig, Freytag, 1898 (Freytags Sammlung frz. u. engl. Schriftsteller).

Einband, Papier und Druck der Bändchen der Freytagschen Sammlung lassen kaum etwas zu wünschen übrig. Der Wettbewerb der Verleger ist nach dieser Seite hin dem Unterrichtsbetrieb in der That zu statten gekommen, mehr, will mir scheinen, als derjenige mancher bei derartigen Unternehmungen mitwirkenden Schulmänner. Dem vorliegenden Bändchen ist aufserdem im ganzen Korrektheit des Druckes nachzurühmen; aufser *répartie* statt *repartie* 7, 32, *A bout* statt *Au bout* 72, 16, *comprend* statt *comprends* 88, 11, *Jl* statt *Il* 90, 8 und einigen Interpunktionsungleichmäfsigkeiten ist mir im Texte Fehlerhaftes nicht aufgefallen; in den Anmerkungen kommen die zahlreichen *oe* statt *œ* hinzu, die in deutschen Drucken französischer Texte nun einmal unvermeidlich scheinen, Thur statt Chur zu S. 100, 12 und einiges andere. Im übrigen aber kann ich nicht sagen, dafs ich durch das von dem Herausgeber Geleistete sonderlich erfreut wäre. Einmal billige ich überhaupt das Ver-

fahren derer nicht, die unter dem Vorgeben, dem Schüler an Stelle von Bruchstücken nur 'Ganzes' bieten zu wollen, aus einem Ganzen zwei Drittel (sehr oft ist es weit mehr) wegwerfen und den Rest immer noch als 'Ganzes' vorsetzen. Es mag in manchen Fällen solche Operation sich ausführen lassen, ohne dafs das Beibehaltene geradezu unverständlich oder ganz ungenielsbar wird. Erlauben aber die Verhältnisse nicht, den Schüler mit einem vollständigen litterarischen Kunstwerke vertraut zu machen, so verzichte man eben unverhohlen darauf: man wähle etwas, was ihm in seiner Vollständigkeit erfafsbar nahe zu bringen möglich ist, oder man gebe Bruchstücke als das, was sie sind, wobei ja nicht ausgeschlossen ist, dafs man des jugendlichen Lesers Phantasie die Anleitung gönne, den Zusammenhang, dem sie angehören, nach Vermögen nachzuschaffen. Die heute beliebte Herausgeberarbeit mit dem Rotstift schafft Ungeheuerliches aus Teilen, die zu dem neuen 'Ganzen' in unrichtigem Verhältnis stehen, verderbt den Geschmack und führt das Urteil irre. — Aber, ganz oder aus Fetzen zusammengesetzt, der *Paurre Marcel* scheint mir zur Schullektüre wenig geeignet. Gewifs ist auch aus ihm Französisch (dafs es schweizerisches ist, wird nur selten spürbar) zu lernen möglich; nebenher erfährt man noch dies oder jenes über Lebensgewohnheiten und -verhältnisse der ländlichen Jurassier; auch ist nicht ohne Lebendigkeit und eine gewisse Anschaulichkeit erzählt. Was aber erzählt wird, ist nicht derart, dafs es eine langsam vorwärts kommende deutsche Schülerschaft, die unter allen Umständen doch nur recht wenig Französisches zu lesen bekommt, Monate lang zu beschäftigen wert wäre. Fern sei von mir, den Preisrichtern des *Institut de Genève* zu nahe zu treten; sie werden gewufst haben, worauf es für sie ankam, und die Bücher, die sie dem des Fräulein Huguenin (Combe) hintanstellten, mögen Besseres nicht verdient haben. Deutschen Jungen aber kommt andere Geistesnahrung zu als die Geschichte dieses weichen Träumers, der zwar im Flötenspiel Erstaunliches erreicht (wie er dazu kommt, wird keiner fassen), der auch die gewifs nicht zu unterschätzende Anhänglichkeit eines dankbaren Hundes im Herzen trägt, dabei aber eine dumpfe Willenlosigkeit bethätigt, wie nur der Held einer weiblichen Feder sie aufweisen kann. Es ist zu fürchten, mehr als dem armen Marcel und derjenigen, die sich ihn schliefslich als (gewifs sehr gefügigen) Gatten aneignet, würde die Teilnahme gesunder Knaben sich den Schmugglern zuwenden, obschon die seltsame Art, wie sie ihr Gewerbe betreiben, die zweispännigen Leiterwagen, womit sie über Bergkämme fahren, die Phantasie weniger anregen als etwa die Erlebnisse von Lotis Ramuntscho.

Das Wörterverzeichnis, das dem Texte beigefügt ist, giebt sehr viel auch an Wörtern, die dem Schüler, wenn er einmal Novellen zu lesen anfängt, bekannt sein sollten: *ouvrage, nommer, obéir, ni .. ni .., lune* u. dgl. in ihrer ersten Bedeutung. Bisweilen ist eine Bezeichnung der Aussprache beigefügt, falsch bei *paie,* das nie *pè-i* lautet. Durchaus irrig wird *allez-y* 48, 1 mit 'genug davon!' übersetzt; es heifst ganz im Gegenteil 'immer drauf los!' 'nur zu!'.

Ganz ungenügend aber scheinen mir die Bemerkungen, die auf S. 117 bis 152 sich dem Texte anschliefsen. Ich weifs wohl, dafs weit verbreitete höhere Weisheit heutzutage Grammatik nur noch an der Lektüre betreiben will, dafs nach neuester Logik ein Gesetz unendlich viel besser aus einer einzigen Beobachtung als durch das Zusammenhalten vieler gleichartigen Beobachtungen gewonnen wird, und dafs nach der Didaktik, die dazu gehört, es weit zweckmäfsiger ist, was man über Sprachgesetze etwa mitzuteilen im stande ist oder nötig findet, zu zerstreuen, wie es der Zufall der Lektüre gerade mit sich bringt, als es zu Gruppen von Zusammengehörigem zusammenzustellen. So halte ich mich denn nicht dabei auf, wenn heutzutage in Kommentaren verzettelt wird, was früher der Schüler in einer kleinen oder grofsen Schulgrammatik an leicht findbarer Stelle hätte lesen können, Bemerkungen über den Unterschied zwischen Perfectum und Imperfectum, über den zwischen Voranstellung und Nachstellung attributiver Adjectiva und ähnliche Dinge elementarster Natur. Dagegen sollte, meine ich, keine Richtung von Pädagogen das Unrichtige lehren, wo bei ernstem Wollen das Richtige zu bieten möglich ist, und keine das vortragen, wovon sie bei der oberflächlichsten Prüfung sich sagen mufs, es könne kein Schüler damit irgend etwas anfangen. Gewifs ist es oft recht schwer, über Dinge des Sprachgebrauchs das Richtige in völlig zutreffender Form (und nur in dieser ist es das Richtige) zu sagen, und denen zu sagen, die richtig Ausgedrücktes richtig zu verstehen erst angeleitet werden sollen. Aber eben darum sollten Lehrer und Schüler sich unablässig darin üben, und weder jene diesen noch diese jenen das Halbrichtige oder vollends das Ganznichtige durchgehen lassen. Vom einen wie vom anderen finde ich in den Bemerkungen zu dem *Pauvre Marcel* viel zu viel. O, nicht mehr als in zahllosen anderen Erzeugnissen der neueren Schulbuchindustrie. Es kann ja auch kaum anders sein: wer die Grammatik mifsachtet, kann eben auch über Grammatisches nicht mehr mit Verständnis reden; und umgekehrt, wer über Grammatisches nichts Anhörbares zu sagen weifs, dem liegt es ungemein nahe, über Grammatik die Achseln zu zucken. Es ist hier nicht möglich, alle die Bemerkungen aufzuführen, in denen der Herausgeber nach meinem Urteil hinter seiner Aufgabe zurückbleibt; ich begnüge mich mit wenigen Beispielen. Zu den Worten *tu es bon musicien* 22, 29 liest man: 'das prädikative Substantiv *musicien* bezeichnet einen Beruf; es kann daher der Artikel fehlen, obgleich dem Substantiv ein Adjektiv vorhergeht.' Mufs da nicht jeder Leser denken, entscheidend sei, dafs es sich um die Bezeichnung des Berufes handle, und es müfste der Satz eine andere Form annehmen, wenn man etwa *Français* oder *chrétien* oder *garçon* an die Stelle von *musicien* setzen wollte? — Gleich darauf zu 23, 10 *ce serait péché que de priver le pays* liest man: 'der Infinitiv *priver* wird durch *c'est que* hervorgehoben', so unzutreffend als irgend möglich. — Zu 59, 21 *de toute la matinée T. ne s'était pas assise* erfährt man, es sei zu übersetzen 'den ganzen Vormittag hindurch', und *de*, temporal, bezeichne den Ausgangspunkt der Handlung, dann, wie hier, die Zeitdauer. Wird ein

aufmerksamer Schüler sich nicht versucht fühlen, bei Gelegenheit zu sagen: *elle resta assise de toute la matinée?* — Zu *tout en achevant son souper* 97, 6 sagt der Herausgeber: *'tout* zur Verstärkung des Gerundivs' (!) und giebt die (falsche) Übersetzung 'als er gerade mit dem Abendessen fertig war'. — Mit *par trop* 113, 30 wird *par chez moi, par où, par là* als gleichartig zusammengestellt. — Ich füge ein paar weitere Bemerkungen hinzu über Fälle, wo die Auffassung des Textes irrig ist oder geradezu Falsches gelehrt wird: 18, 10 *piquer des rhumatismes* heifst nicht 'den Rheumatismus reizen', sondern 'Rheumatismen auflesen'. — 19, 26 *malmener* ist nicht 'in Gefahr bringen', sondern 'schlecht umgehen mit'. — 27, 16 die Auseinandersetzung über die 'Scheunenbrücke' ist unzutreffend. Heu und Garben werden im ersten Stocke der Scheune aufgehoben, und die Brücke dient dazu, beides auf dem Wagen dahin zu schaffen. — *Ah, çà* 29, 12 macht den Angeredeten aufmerksam, dafs er auf etwas achten soll, was man ihm sagen will und wovon im Vorhergehenden noch nicht die Rede war. 'Steht die Sache so?' giebt den Sinn von *ah çà* niemals wieder. Sagt es jemand zu sich selbst, so liegt darin die Aufforderung an sich selbst, einer neuen, unerwarteten Sache die gebührende Aufmerksamkeit zu gönnen; so etwa wie im deutschen 'schau, schau!' — 36, 10 *à qui la faute* ist nicht durch *attribuez-vous,* sondern durch *est* zu vervollständigen. — 51, 21 *je commençais à voir rouge* heifst nicht 'es wurde mir schwarz vor den Augen' (vor Schwäche), sondern 'in der verzweifelten Notwehr wufste ich nicht mehr, wohin ich schlug und ob ich den Gegner tötete'. — 87, 20 Was der *paysan du* (nicht *de*) *Danube* ist, ergiebt sich aus Lafontaines nicht unbekannter Fabel. — 100, 12 Zur französischen Schweiz gehört Graubündten nicht und zur romanischen gehört Tessin mit.

Geht der Kommentar auf so viel grammatische Dinge ein, dafs er dem Lehrer auch die gewöhnlichsten Erscheinungen zu besprechen vorwegnimmt, so begreift man nicht, warum er manches andere unberührt läfst, das dem Schüler eher Schwierigkeit bereiten kann. *nous faisons musique* 6, 28; *le moins du monde* 7, 31; *avoir la repartie prompte* 7, 32; die Aussprache von *de plus* 8, 8; *n'y comptez* (wenn da nicht, wie ich vermute, *pas* blofs durch Druckfehler weggeblieben ist) 19, 10; *d'abord* (was 31, 11 nicht 'zuerst' heifst, sondern 'um das gleich zu sagen'); *Biquette, elle, n'attendit pas* 34, 18; *ne manquait pas d'un certain pittoresque* 38, 23; *cela ne faisait aucun doute* 41, 31; *une espèce de musicien* (nicht etwa 'eine Art Musikant') 46, 14; *où tu veux en venir* 47, 2; *reste à savoir si tu danseras du tout* 56, 1; *encore était-ce* 61, 30; *le plus riant qui se puisse voir* 101, 30; *du diantre si* 105, 18; *quelques minutes plus tard, l'attelage arrivait* 106, 8 verdienten oder forderten eher eine erläuternde Äufserung des Herausgebers, als manches, wozu er eine gethan hat.

Die Vorrede spricht S. VII von Berufenen und Unberufenen, welche spöttisch von einer Fabrikation neusprachlicher Schulausgaben geredet hätten. Vielleicht geht das auch mich an, der ich, wenn auch nicht spöttisch, doch mit unverhohlener Mifsbilligung von 'Schulabdruck-Industrie' gesprochen habe (Archiv XCV, 331) und, da ich nicht selbst Fabrikant

bin, zu den Unberufenen gehören mag. Auch mit Bezug auf Schulbücher, die mir nicht eben notwendig erschienen wären, würde ich den Ausdruck 'Industrie' nicht gebraucht haben, wenn ich sie nach wohlüberlegtem, verständigem Plan und mit der Sachkenntnis und der gewissenhaften Sorgfalt ausgearbeitet gefunden hätte, die die Schule von dem Schriftsteller verlangen darf, sobald er sich in ihren Dienst stellen will. Dafs zu Klagen, wie ich sie vor drei Jahren habe laut werden lassen, heute kein Anlafs mehr sei, steht für mich, auch nachdem ich Herrn Prof. Wüllenwebers Vorrede und was darauf folgt gelesen habe, noch durchaus nicht fest.

Berlin. Adolf Tobler.

Le troubadour Guilhem Montanhagol par Jules Coulet, agrégé des lettres, ancien élève de l'École normale supérieure et de l'École pratique des hautes études. Toulouse, Privat, 1898. (Bibliothèque méridionale publiée sous les auspices de la Faculté des lettres de Toulouse. Ire série, tome IV.) 240 S. 8. 5 Frs.

Die Ausgabe eines der späteren und in jedem Betracht kleineren Trobadors, die unter vorstehendem Titel vorliegt, ist das Werk grofsen Fleifses und rühmlicher Sorgfalt; sie läfst erkennen, dafs der Herausgeber wohl vorbereitet an seine Arbeit getreten ist, dafs er sich in der neueren, natürlich auch der deutschen Litteratur eifrig umgesehen hat, die sich mit den Trobadors beschäftigt, und dafs er es an nichts will fehlen lassen, was auch der anspruchsvollste und unerfahrenste Leser an Auskünften und Erläuterungen wünschen mag.

Die Einleitung beschäftigt sich, nachdem sie mit den Fabeleien des Nostradamus aufgeräumt hat, mit des Dichters Namen, der in sehr verschiedenen Formen überliefert ist. Was zu Gunsten der Form Montanhagol und über den Sinn dieses Wortes (Kind eines der Orte Namens Montanhac), und was über die Irrtümlichkeit des *de* vor dem Zunamen vorgebracht wird, ist gewifs beachtenswert; doch mufs das wiederholte Auftreten des *de* in den S. 21 Anm. 2 beigebrachten Urkundenstellen Bedenken erregen, da diese in der nächsten Umgebung des Sängers ihren Ursprung haben. Was in den vierzehn Liedern Guilhems an Anhaltspunkten für die Erkenntnis der Zeit ihrer Entstehung sich findet, wird sodann mit Bedacht gewürdigt, und mit voller Sicherheit wird des Sängers Wirksamkeit, hier mit mehr, dort mit weniger Spielraum, in Jahre gewiesen, die dem vierten, dem fünften und dem sechsten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts angehören; zugleich damit erfahren wir, zu welchen fürstlichen Personen diesseit und jenseit der Pyrenäen er in freundliche Beziehung trat, und welche geschichtlichen Vorgänge in seinen Liedern einen Wiederhall fanden. Diese Dinge alle hernach in den Anmerkungen zu den einzelnen Liedern zu wiederholen war nicht gerade notwendig. Die Charakteristik des Dichters ist vielleicht etwas zu günstig; gegen seine Sinnesart ist Gewichtiges freilich nicht einzuwenden; er sagt in der That

kaum etwas, was nicht jeder unbedenklich unterschreiben konnte und sehr viele vor ihm gesagt hatten, und seine Auflehnung gegen Geistlichkeit und Inquisition will auch nicht eben viel besagen, wenn, wie Herr Coulet selbst annimmt, der Sänger, einem Drucke von dieser Seite nachgebend, der Minne den Charakter kühler tugendhafter Hochschätzung gegeben wissen will, den sie bei ihm zeigt. Die Anmerkung 4 auf S. 37 lehnt die von Lowinsky vertretene Auffassung des Geleites (es sind vielmehr zwei Geleite, eines von vier und eines von zwei Zeilen) in des Pons Santolh Klagelied auf G. Montanhagol mit einer Entschiedenheit ab, die mir wenig berechtigt scheint. Auch ich halte dafür, dafs, nachdem in der letzten Strophe Pons eine sehr kräftige und viel verlangende Fürbitte für seinen toten Schwager an Gott selbst gerichtet hat, die viel bescheidenere Bitte des zweiten Geleites an die heilige Jungfrau für den lebenden Dichter selbst *(est vostre bendizen)* gethan ist.

Dem von Varianten (auch einer Flut von blofs graphischen) begleiteten Texte jedes Liedes geht immer die genaue Angabe der Fundstellen und, wo dazu Anlafs, der Versuch einer Sonderung der Handschriften nach ihren Verwandtschaften voran; ihm folgt eine kurze Analyse des Stückes mit den nötig scheinenden Erinnerungen an die Einleitung, dann das Erforderliche über den Bau der jedesmal gewählten Strophe und deren etwaiges Auftreten bei anderen Dichtern, endlich ein sehr eingehender Kommentar, der nicht nur bei den (nicht zahlreichen) ernstlichen Schwierigkeiten des Textes verweilt, sondern oft auch Stellen anderer Dichter beibringt, sofern sie nach Sinn oder Ausdruck mit Guilhems Worten sich berühren, und endlich auch auf sehr gewöhnliche Thatsachen der provenzalischen Grammatik zum Besten der Anfänger fleifsig hinweist. Angenehm zu lesende Übersetzungen in französische Prosa folgen auf die Texte, und nach den Texten zweier zu Montanhagol in naher Beziehung stehender Lieder anderer Dichter und dem Passus des Nostradamus bildet ein sorgsames Glossar, das auch die Fundstellen für alles nicht völlig Selbstverständliche angiebt und die begegnenden Eigennamen umfafst, den Schlufs. In den Bemerkungen über den Strophenbau ist natürlich das leider immer noch nicht ersetzte, unter dem Namen Maus gehende Verzeichnis benutzt, oft korrigiert, wie es denn niemand benutzen kann, ohne zu fortwährendem Verbessern genötigt zu werden, oft aber ohne die nötige Kontrole ausgeschrieben, einmal übrigens auch ohne Grund gescholten, nämlich S. 65, wo das bei Maus Nr. 535 Vermifste bei diesem S. 89 Nr. 44, 6 zu suchen und zu finden war (übrigens hat hier Herr Coulet Bertram Carbonel 84 übergangen und Peire Vidal 50 zu Unrecht als gleichreimig aufgeführt). Dafs übereinstimmende Ordnung der Reime bei Ungleichheit des *compas*, wie es die Leys d'amors nennen, ja auch nur bei Ungleichheit des Versgeschlechts an entsprechenden Stellen zweier Lieder absolut gleichgültig ist, sollte man nicht immer wiederholen müssen. Wenn in ein paar Fällen, wo Maus einen vier- und einen sechssilbigen Vers in sein Schema setzt, Coulet dafür einen zehnsilbigen angenommen wissen will, so kann er Recht haben; sicher aber darf der Binnenreim, der jene

andere Auffassung veranlafste, im Schema nicht unberücksichtigt und unbezeichnet bleiben; es wird sich nur darum handeln, sich über eine nicht mifsverständliche Art knappen schriftlichen Ausdrucks für die Sache zu einigen. Man könnte z. B., wenn von zwei zehnsilbigen Versen der zweite mit seiner vierten Silbe einen Reim zum ersten giebt, schreiben 10 a 10 (4 a 6) b. Man könnte sogar, um noch kürzer zu sein, die zweite 10 weg- und die Addition der in Parenthese stehenden Zahlen dem Leser überlassen; dies würde sogar dann thunlich bleiben, wenn der Binnenreim weiblich wäre: 10á (3á6) b, da doch jedem einleuchten mufs, dafs 3á eine Gruppe von vier Silben darstellt. Wäre der Binnenreim von einem Refrainworte gebildet, so liefse sich das durch grofsen Buchstaben anzeigen, also z. B. in Nr. VII: 10a (4A6) b.

Zweckmäfsig wäre gewesen, über Besonderheiten der Sprache, wie Herr Coulet deren mehr bei seinem Dichter wahrnimmt als ich anerkennen kann, Verstöfse gegen die Regeln der Flexion zu Gunsten des Reimes, auffällige Reime wie *plays* (für *plaitz*): *mais* VII 26 im Zusammenhang, statt bei den einzelnen Stellen oder gar nicht, zu sprechen.

Die Feststellung des Textes scheint mir im Ganzen wohl gelungen; der Herausgeber hütet sich vor vielleicht nahe liegenden Konjekturen, wo er mit dem handschriftlich Gegebenen irgend glaubt auskommen zu können, und wenn er einmal anders verfährt, wie z. B. III 12 (*l'aussor* für *lauzor* der Hds.), so sind es triftige Gründe, die ihn bestimmen. Immerhin bleiben einige Stellen, wo, wie mir scheint, sein Text durch Änderungen gewinnen könnte. II 50 möchte ich *d'enveia* mit *muir* verbunden wissen und durch ein Komma von *tan mi destrenh* trennen. IV 19 verlangt die Grammatik unbedingt *se son fait* (nicht *faitz*), und davon, dafs das hinzutretende *emperador* dem Reime zulieb für *emperadors* stehe, kann keine Rede sein (s. Diez III, 99). IV 43 scheint auch mir *de so bel qu'om ve* 'von dem Schönen, das man sieht' sehr auffällig, so sehr, dafs ich die Umstellung *so qu'om bel ve* vorschlagen möchte. V 20 ist *semblans*, das Substantiv, nicht zu dulden, sondern aus *R* das neutrale Adjektiv *semblan* aufzunehmen; eb. Z. 24 ist zu *Tolza* das *s* des Nominativs zu fügen, das vor dem nachfolgenden *s* des Reflexivpronomens in den beiden Hdss. gefallen ist. An sehr zahlreichen Stellen weicht von Herrn Coulets Text derjenige ab, den ich in den Übungen meines Seminars von Nr. VIII in Gemeinschaft mit meinen Schülern zurecht gemacht habe. Die hier allein stehende Hds. U geht meiner Ansicht nach auf eine Vorlage von hohem Werte zurück, ist aber durch ungemein zahlreiche Nachlässigkeiten des Schreibers, besonders oft dadurch fehlerhaft geworden, dafs ein Buchstabe, der am Ende eines Wortes und dann abermals am Anfange des folgenden zu schreiben war, nur einmal erscheint. Diese Fehler, dazu freilich auch Versehen anderer Art, sind in der Hds. so häufig, dafs ihr gegenüber die konservativste Kritik zu fortwährenden Eingriffen genötigt wird. Es seien hier wenigstens einige Verse in der von mir für richtig gehaltenen Gestalt gegeben. 3 *E mas iai[s] so, de[i] iaia chanson far* (wo *mas* 'weil' heifst); 5 *C'a(m) nos plaz jois, can autre son irat;* 9 *El ben el mal merceian non*

cambia (gegeneinander austauscht, ineinander rechnet); 11 *tuit benestar;* 13 *que tornon* (da *amor* weiblich ist, kann das *l* nach *que* nicht ein auf *amor* bezogener Accusativ sein); 16 *E promet lor, si ja l poira tenir;* 24 *Tro que viret;* 26 *Qu'aitals temps cor — que mals es ses falhir — Qu'estiers non vei on pretz trobe gandia;* 29 *Que vol qu'ieu chan per lo[s] seus alegrar;* 31 *E quar ane jorn vas lei ieu non falhi* (wo das *ieu* durch den Gegensatz durchaus erfordert ist); 37 *Mas eu o faz* oder *Mas ieu faz si com fel cers que, quan vi* (bei Herrn Coulet ist der Vers ohne Cäsur); 45 *Mans de plazers qu'amors d'autram daria.* Von der Tornada, aus der ich die unbekannte *Alcaia* ganz beseitige, will ich nicht erst reden. — X 23 das Substantiv *vilimen* ist mir verdächtig, solang ein Verbum *vilir* nicht erwiesen ist; *vilsimen* oder *velsimen* einiger Handschriften hat solches Bedenken nicht gegen sich. XII 24 mit den Hdss. *Tolh als paubres* oder *Tol los paubres;* ebenda 15 wird *il los fai* nur ein Druckfehler für *el l. f.* sein. XII 36 war es ein unglücklicher Einfall, allen Hdss. entgegen und im Widerspruch zu einem lang anerkannten Gesetze vor dem Infinitiv ein tonloses Pronomen einzuschalten, dessen noch dazu der Satz gar nicht bedarf. XIII 17 *Res non es tan grazit* ist mir sehr verdächtig. Nach Z. 34 fehlt ein Punkt. XIV 23 Wenn die Hds. wirklich *peire* giebt (bei Mahn und bei De Lollis liest man *peira*), so wird man *peir'e* schreiben müssen; ein weibliches *peire,* wie es das Glossar verzeichnet, ist gewifs nicht glaublich. Z. 68 kann der Artikel vor *mieus* keinesfalls entbehrt werden; vielleicht darf man die Enklisis an ein konsonantisch auslautendes Wort annehmen, die ja nicht unerhört ist, s. Diez II 100, Levy Poés. relig. 24, 26 und Lit. Bl. 1889, 182.

Die Anmerkungen des Herausgebers gehen kaum einmal an einer wirklichen Schwierigkeit vorüber, treten dagegen mit grofser Sorgfalt dem Leser auch da an die Seite, wo nur der Anfänger der Belehrung bedürfen kann. Je reichlicher sie ausgefallen sind, um so begreiflicher ist, dafs sie bisweilen Anlafs zu zweifeln geben. Ich lasse ein paar Bemerkungen folgen, die teils auf Lücken des Kommentars hinweisen, teils Bedenken gegen seine Aufstellungen Ausdruck geben sollen. Der Lücken sind wenige; man würde davon auch kaum reden, würde nicht im allgemeinen so ausgiebig erklärt. Da *escrim* (3. Sg. Präs.) III 2 neben dem *trazon* der folgenden Zeile doch wohl Indikativ ist, also zu dem Verbum *escremir* (und nicht etwa zu einem wenigstens denkbaren *escrimar*) gehört, so verlohnte es darauf hinzuweisen, dafs es (wie *gan* von *gandir* IX 2) mit nicht inchoativer Flexion erscheint, wozu an Diez II 207 erinnert werden konnte. Eine Bemerkung verdienten auch die Fälle, wo wie in III 31 *ni a,* IV 13 *ti a,* VII 35 *li es,* XII *li un* u. a. auslautendes *i* einsilbiger Wörter mit vokalischem Anlaut zu einsilbiger Artikulation verbunden werden soll, die Hdss. jenes *i* oftmals tilgen. Die in der Anmerkung zu III 37 beigebrachte Stelle durfte nicht mit dem sinnlosen und versstörenden *inois* gegeben werden, das zwar bei Mahn, Ged. 56, 2 steht, aber jedenfalls einem *vois* (oder *mois?*) zu weichen hat. V 30 ist der Sprachfehler *Ni de lun om non es s'entensa* nicht beachtet; man wird ihn nicht einfach hinnehmen,

sondern etwa *Ni d'ome nul non es* einführen. VII 10 bedarf *en amor* (das übrigens in der Hds. J nicht zu stehen scheint) einer Erklärung, die ich nicht zu geben weifs. VIII 39 ist ein *des* für *det se (dedit sibi)* unerhört und verdient mindestens die Beachtung der Leser. Da ich aus dem oben angeführten Grunde der Hds. C gegenüber mir einiges glaube herausnehmen zu dürfen, habe ich *des* in meinem Texte mit *pres* vertauscht. Zu *conoissen* VIII 48 konnte eine Bemerkung ähnlichen Inhalts gemacht werden wie zu *prezan* XI 9; dafs es hier nicht *sage, sensé* bedeutet, wie das Glossar angiebt, ist völlig klar; und dafs es oft 'kund, berühmt, kenntlich' heifst (wie afz. *conoissant*, Verm. Beitr. I 35) ist gewifs und bei Levy erwiesen. Zu der selten begegnenden Redensart *tart o temps* 'früher oder später' konnte auf die auch von Raynouard unter *tart* angeführte Stelle aus Gavaudan, Mahn W. III 22 hingewiesen werden. XI 27 mufs die Wiederholung des Reimwortes der vorhergehenden Zeile befremden; hier wird man sich an die Lesart *fan* (als Verbum vicarium) halten.

Folgendes sind endlich die Stellen, bezüglich deren ich die Richtigkeit der Auslegung bezweifle oder Nachträge zu geben finde. I 18 von *ls* als enklitischem Dativ pl. des Pronomens ist öfter gehandelt, so von Bartsch im grammatischen Anhang seiner Chrestomathie, von Appel zu Peire Rogier 1, 19. Bekanntlich findet man auch afz. *les* oft im Sinne von *lor* gebraucht, s. Verm. Beitr. I 74, Romania XV 130, XVIII 191. — III 3 Dafs *prim* bedeuten könne *serré*, d. h. 'in dichter Folge' ist zweifelhaft; es wird heifsen 'fein, scharf'. — In der metrischen Bemerkung zu IV war Maus zu berichtigen, der bei Gui d'Uisel weder das Mafs noch das Geschlecht der Verse genügend beachtet hat. Der Sinn des Anfangs der zweiten Strophe von IV ist verkannt. Der Dichter sagt: Gott, der ein Mensch geworden ist, verlangt Preis; der nach seinem Bilde geschaffene Mensch soll, wenn er in hoher Stellung sich befindet, sich um Preis ebenfalls bemühen. — V 1 Es ist nicht richtig zu sagen, das Provenzalische brauche das einräumende *per* nicht allein vor Adjektiven, sondern auch vor Substantiven; meines Wissens kommt dieses *per* wie das afz. *por* nur vor Substantiven und erst neufranzösisch *pour* vor Adjektiven vor. — V 39 *esquila* in dem Rätsel der Leys d'amors I 316 ist sicher kein Eigenname. Wie käme sonst der Dichter dazu, von ihr zu sagen *fo liurada A pendezo ses tort?* — VII 15 Das zweite *que* ist Relativpronomen, so dafs von dem Wegbleiben der eigentlich zu erwartenden Konjunktion *e* keine Rede ist. — VII 37 *quais que* im Sinne von *'quoique'* müfste erst nachgewiesen werden; auch Levy, auf den Herr Coulet sich beruft, hat doch gegründete Bedenken, es an den zwei von ihm beigebrachten Stellen so zu verstehen. An den schwer anzunehmenden Sinneswandel zu glauben, geben auch sie keinen Anlafs; an der aus Flamenca heifst *quaisque* 'als ob'; an der anderen wie auch an der uns beschäftigenden 'beinah'. *fraidis* in VII 38 halte ich für eine Nebenform von *frairis*. Dafs *carestia* eb. 49 mit *car* nichts zu thun hat, wenn gleich die Volksetymologie die zwei Wörter in Zusammenhang gebracht haben mag, glaube ich in Gröbers Zts. III 313 gezeigt zu haben. — In der metrischen Bemerkung zu VIII war wiederum

Maus zu berichtigen: in Richaut de Barbezieux 8 ist der Reim *e* männlich; Perdigo 9 und 6 sind identisch; in Daude de Pradas 9 ist *d* weiblich, *e* männlich. Zu VIII 45 *mans de plazers* war auf Diez III 152 hinzuweisen. — *se abandonar* 47 heifst 'sich hingeben'. — IX 14 *derer* ist unter keinen Umständen *'position, dignité'*; Appels Änderung scheint mir wohl begründet. Das *per* in *per ver* 'fürwahr' ist eher dem fz. *par*, dem deutschen 'für', als dem fz. *par* gleichzusetzen. — In der metrischen Bemerkung zu X fällt Bertran d'Alamanon weg. Z. 17 ist ohne Grund zwischen *ben* und *lialmen* ein *e* hinzugedacht. — XI Metrik: Cavaire 1, Peirol 29 haben *a* männlich. 42 kann *a* nicht den Sinn von *ab* haben. — XIII 10 ff. *vir* und *cambi* haben zum Subjekt *om los* aus Z. 8. In 12 und 43 sehe ich keinen Grund unrichtigen Gebrauch der Flexions-formen anzunehmen; *valors* und *vicurs* können sehr wohl Subjekte sein. — XIV 27 für seine Bemerkung, dafs *lui's* Determinativpronomen sein könne, hätte Herr Coulet sich aufser auf Raynouard auch auf Diez III 374 berufen können; ich glaube aber, dafs beide Gewährsmänner Unrecht haben. *lui's* immer nur 'sie', niemals 'diejenige' heifst. Von dem, was Diez zur Erhärtung seiner Ansicht anführt, würde einzig die Stelle aus dem Decameron Gewicht besitzen, wo *lui* allerdings nicht Personalpronomen sein könnte, sondern den Sinn von *colui* haben müfste; *colui* steht dort aber auch in allen Ausgaben, in denen ich die Stelle nachgeschlagen habe, und es sind viele und die besten. Dafs *lui's* vor einem Substantivum jemals im Sinne eines possessiven Genitivs gebraucht worden sei, wie zu 38 gelehrt wird, mufs ich gleichfalls bestreiten.

Es mag scheinen, als habe diese Besprechung an der Arbeit des Herrn Coulet sehr viel auszusetzen gefunden, besonders da es sich doch nur um vierzehn, und zwar nicht eben grofse Schwierigkeiten bietende Lieder handelt. Dem wäre nicht so gewesen, wenn der Herausgeber nicht seinerseits so sorgfältig auf zahlreiche Einzelheiten eingetreten wäre, die mancher andere unerörtert gelassen hätte. Ich wiederhole, dafs ich von dem meines Wissens ersten Versuche des Verfassers einen sehr günstigen Eindruck empfangen habe und mir von seiner Art vorzugehen, die den Pflichten des Philologen nicht minder als denen des Litterarhistorikers voll Genüge zu thun sich bestrebt, weitere tüchtige Leistungen mit Sicherheit verspreche.

Berlin. Adolf Tobler.

Alfred Fouillée, Psychologie du peuple français. (Bibliothèque de philosophie contemporaine.) Paris, Alcan 1898. Deuxième édition. IV, 391 S. 8. Fr. 7,50.

Das neue Werk des bereits durch eine längere Reihe philosophischer und soziologischer Schriften bekannten Verfassers mag manchem, der um des Titels willen danach greift, eine gewisse Enttäuschung bringen. Was man vorzugsweise darin zu finden erwartet, eine ausgiebige Darlegung der geistigen Anlage des französischen Volkes und der Sinnesart, die bei dessen

Durchschnitt die vorherrschende geworden ist, sucht man freilich darin nicht ganz vergebens; es ist davon die Rede, wenngleich nicht mit sorgfältigerem Eingehen auf das Einzelne, nicht mit genug Rücksichtnahme auf die Verschiedenheiten, die bekanntermafsen Ungleichheit der Lebensbedingungen, vielleicht auch der Abstammung, bei den Angehörigen verschiedener Landesteile oder der verschiedenen Stände herbeigeführt haben, nicht unter ausreichender Erwägung der geschichtlichen Vorgänge, welche, dem staatlichen Zusammensein des Volkes die oder jene Gestalt gebend, seines geistigen Lebens Richtung mitbestimmen, in ihm liegenden Keimen das Wachstum verkümmern, anderer Entwickelung dagegen begünstigen mufsten, auch nicht mit der erforderlichen Unbefangenheit des Urteils über das eigene Volk. Dafür nehmen andere Auseinandersetzungen breiten Raum ein, die zum Hauptgegenstande in nur sehr entfernter Beziehung stehen, und, auch soweit ihr Zusammenhang mit diesem nicht zu bestreiten ist, sich doch so nicht behandeln liefsen, dafs dadurch der Verfasser dem näher gebracht würde, was, nach dem Titel des Buches zu schliefsen, ihm als Ziel vorschwebte.

Dagegen soll nichts eingewendet werden, dafs eine Einleitung sich zunächst mit der Frage nach dem Begriffe des Nationalcharakters oder Volksgeistes beschäftigt, als eines Durchschnitts aus dem geistigen Wesen der einzelnen Angehörigen eines Volkes, wie es also durch diese bestimmt ist und zustande kommt, aber hinwieder sie bestimmt, beherrscht und hinreifst und gleichzeitig unter dem Drucke der Überlieferung aus der Vergangenheit steht. In einer Weise, die im allgemeinen zu billigen ist, weist der Verfasser darauf hin, worin diese Sinnesart des Volks sich äufsere, und wie sie ihre Besonderheit empfange durch die leibliche Sonderart des Volksstamms in Bau und Temperament, durch die Verhältnisse, welche steigernd auf die leibliche und die geistige Lebensthätigkeit des Volkes wirken und ihr bestimmte Richtungen geben, insonderheit also auch durch des Volkes Wohnsitz, dann aber auch durch die Formen, die ein Volk seinem Zusammenleben auf längere oder kürzere Zeit giebt oder ihm durch andere geben läfst, endlich durch machtvoll eingreifende Persönlichkeiten oder Ereignisse. Es ist in dieser Einleitung viel Richtiges gesagt, untermischt freilich mit Gewagtem und Unerweislichem und nicht immer in guter Ordnung, nicht immer mit der wünschbaren Schärfe des Ausdrucks. Zu den reichlich genannten Namen von Gewährsmännern vermifst man, wie auch im Verlaufe des Buches fast durchweg, die genaueren Angaben der Stellen, welche der Verfasser im Auge hat.

Im ersten Buche handelt Herr Fouillée von den Stämmen, die bei der Bildung des französischen Volkes beteiligt sind und deren geistige Eigenart demzufolge in derjenigen dieses Volkes spürbar werden kann. Was hierüber vorgetragen wird, ist aus oft einander widersprechenden Quellenschriften ohne eigenes klares Urteil zusammengetragen. Die Aufstellung der Herkunft der Franzosen, die Scheidung der turanischen Keltoslaven (die Allianz oder mehr als das wäre uralt!) von den germanischen Galliern, durch welche übrigens erst die keltische Sprache auf den

Boden des heutigen Frankreich getragen wäre, scheint mir auf höchst unsicherem Boden zu stehen, für die 'Psychologie des französischen Volkes' übrigens auch kaum in Betracht zu kommen, solange man sich darauf angewiesen sieht, was man als geistige Besonderheit der Stammväter und durch Vererbung auf die heutigen Franzosen übergegangen hinstellen möchte, aus dem geistigen Wesen eben der Abkömmlinge erst zu erschliefsen. Damit bewegt man sich doch augenscheinlich im Kreise.

Mit etwas mehr Sicherheit läfst sich von dem reden, was den Gegenstand des zweiten Buches bildet. Über den *caractère gaulois* (letzteres Wort braucht der Verfasser hier in ganz anderem Sinne als im ersten Buche, wo er unter *Gaulois* in Gallien vorgeschichtlich eingewanderte Germanen im Gegensatze zu den Kelten versteht) liegen wenigstens manche alte, freilich nicht sämtlich gleichwertige und bisweilen mehrdeutige Zeugnisse vor, und manche Hauptzüge der gallischen Gesittung sind bekannt und werden mit Hinblick auf germanische Verhältnisse erörtert. Eine Romanisierung der Einwohnerschaft will der Verfasser nicht anders als der Kultur nach anerkennen, eine Mischung des einheimischen mit römischem Blute läfst er kaum gelten. Er handelt zutreffend von den dem Umschwunge günstigen Umständen und dessen Folgen, der raschen Verbreitung der römischen Sprache und der kräftigen Anteilnahme der Gallier an dem römischen Kulturleben. Weit schärfer, als sonst zu geschehen pflegt, sondert er die Romanen Frankreichs von den übrigen; thut er dies hauptsächlich um der Verschiedenheit der Abstammung willen, so sieht er zu einer Trennung von den Iren und von den Schotten den Grund mehr in der Ungleichheit der Kulturentwickelung, wie sie bei diesen unter grundverschiedenen Bedingungen sich ergeben hat. Der fränkischen Eroberung oder 'langsamen Infiltration' schreibt er weniger Einflufs auf die Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse als auf die leibliche Beschaffenheit der Bevölkerung zu, in der durch sie das blonde, langschädlige Element eine wirksame Verstärkung erfahren hätte.

Im dritten Buche, das nur etwa den fünften Teil des Ganzen bildet, kommt endlich zur Sprache, was man dem Titel nach für die Hauptsache halten sollte, der französische Charakter. Man findet darin kaum anderes, als was französische Beurteiler ihren Volksgenossen längst Schmeichelhaftes nachgesagt haben, dagegen sehr vieles nicht, was nicht fehlen sollte, wie z. B. ein schonendes Erwähnen gewisser Schattenseiten, an die erinnert zu werden den Franzosen nicht schaden konnte, also etwa des Zurücktretens des Gewissens neben der Schätzung der 'Ehre', oder jener Neigung zum Theatralischen, der vor Jahren H. von Blomberg einen feinen Aufsatz gewidmet hat, oder eines gewissen Mangels an mutigem Selbstgefühl gegenüber dem, was im Augenblick öffentliche Meinung scheinen mag. Es fehlt die Anerkenntnis der Thatsache, dafs gewisse löbliche Eigenschaften zu Zeiten nur latent bestanden oder bestehen, wie etwa die grofsmütige Gastfreundlichkeit gegen Eingewanderte in den Perioden antisemitischer Orgien, die Schwärmerei für bürgerliche Gleichheit in den Jahren, wo zu Unrecht geführte Adelstitel immer zahlreicher

werden, u. dgl. Es fehlen ferner die sicher beizubringenden Belege aus wahrer Geschichte für manche behauptete Charaktereigentümlichkeit. Es fehlen die Hinweise auf die von keinem Franzosen geleugneten Unterschiede im Volkscharakter, denen man von einer Provinz zur anderen begegnet. Es ist nirgends die Rede von ländlichen Bevölkerungen, ihren Neigungen, ihren Leidenschaften, der Art ihrer Heimatliebe und ihrer Beteiligung am Leben des Gesamtstaates, ihren Vergnügungen, ihrem Familienleben, ihrem religiösen Verhalten. Man sollte fast denken, französisches Volk gebe es nur in den Grofsstädten, und es bestehe blofs aus Litteraten, Künstlern und Politikern. — Mir scheint auch da, wo der Verfasser auf die Kundgebungen des französischen Geistes in Sprache, Religion, Philosophie, Politik, Litteratur und Kunst eingeht, seine Darlegung recht dürftig; überall hier war zu Urteilen von einigem Werte nur auf dem Wege der Vergleichung zu gelangen; man hatte auch die Fragen zu beantworten, was haben die Franzosen vermöge der Besonderheit ihrer geistigen Natur zum Reichtum des europäischen Denkens, Fühlens, Wollens herzugebracht, was begehrt und empfängt heute von ihnen die europäische Menschheit, was ginge ihr mit den Franzosen verloren? Das Kapitel von den Urteilen der Fremden über den französischen Geist, das den Schlufs des dritten Buches bildet, enthält manches Beachtenswerte. Für die Landsleute des Verfassers wäre eine minder summarische Betrachtung tadelnder Äufserungen vielleicht heilsamer gewesen, als das selbstgefällige Verweilen bei günstigen Urteilen, an deren Häufigkeit und Richtigkeit sie so wie so nicht zu zweifeln pflegen. Ein paar seltsame Irrtümer des Verfassers müssen hier erwähnt werden. Die Äufserungen Machiavellis, die er anführt, stehen nicht im Leben Castruccios. Goethe hat im Jahr 1832 keine Campagne in Frankreich mitgemacht, und wenn Kant auf die Franzosen des 19. Jahrhunderts bei seinen Urteilen sein Augenmerk nicht vorzugsweise gerichtet hat, so wird ihm, wer sein Todesjahr kennt, das nicht hoch anrechnen. B. L. von Muralt wird nicht einmal erwähnt.

Die letzten hundert Seiten des Bandes beschäftigen sich mit der Abnahme der Bevölkerung, der Verbreitung des Alkoholgenusses und der Entartung der Einwohnerschaft. Es ist hier viel statistisches Material zusammengestellt, dessen Güte ich nicht zu beurteilen vermag. Die wichtigen Fragen, um die es sich dabei handelt, werden mit Ernst, achtungswerter Gesinnung und, wie mir scheint, mit Einsicht erörtert; den zur Beseitigung vorhandener und drohender Mifsstände vorgeschlagenen Mafsregeln hat man auch früher schon das Wort geredet.

Bei diesem Anlafs mag erwähnt werden, dafs ungefähr gleichzeitig mit Herrn Fouillées Buche ein anderes erschienen ist, das so ziemlich die nämliche Aufgabe auf ganz verschiedenem Wege zu lösen unternimmt; ich meine Demolins' *Les Français d'aujourd'hui*. Hier werden mit grofsem Geschick und auf dem Grunde tüchtiger Studien die sozialen Verhältnisse und die daraus sich entwickelnden Neigungen, Anlagen, Fähigkeiten und Leistungsgebiete des Südens und der Mitte von Frankreich mit der jeweiligen Bodenbeschaffenheit und der dadurch bestimmten

Hauptbeschäftigung der Einwohnerschaft, zuweilen auch mit ihrer Abstammung in Beziehung gesetzt. Hier hat man es, wie sich aus dem Gesagten erschliefsen läfst, vorzugsweise mit den ländlichen Bevölkerungen zu thun; in manchen Fällen aber ist der Verfasser in der Lage gewesen, auch die besondere Art von Tüchtigkeit, in der die hervorragenden Männer der verschiedenen Landesteile sich ausgezeichnet haben (Politik, Feldherrnkunst, schriftstellerische Arbeit), mit jenen ersten Bedingungen des sozialen Lebens ihrer näheren Landsleute in ursächlichen Zusammenhang zu bringen. In dem einzigen bis jetzt vorliegenden Bande ist noch bei weitem nicht ganz Frankreich behandelt und von den grofsen städtischen Mittelpunkten des Volkslebens, deren Verhältnisse schwerer zu übersehen und an denen eine weit gröfsere Zahl von Antrieben wirksam sind, welche Gestalt und Richtung der Menschenthätigkeit bestimmen, ist noch gar nicht die Rede. Aber was bis jetzt vorliegt, ist ein ungemein anregendes Buch, welches auch eine zum Nachdenken geneigte reifere Jugend unseres Landes fesseln, das Verständnis für die Lebensbedingungen des eigenen Volkes bei ihr fördern müfste. Zum Ausschlachten mit der Papierschere will ich es darum unseren Schultextfabrikanten gleichwohl nicht empfohlen haben.

Berlin. Adolf Tobler.

Verzeichnis

der vom 3. August bis zum 24. November 1898 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. Nr. 8—11, August—November.

Modern language notes. XIII, 7, November [J. Matzke, The unity of place in the Cid. — J. B. Fletcher, Spencer and the Theatre of worldlings. — L. Wiener, Adautax Carus. — C. A. Harper, Carados and the serpent. — V. Valentin, Goethes Homunculus. — G. Hempl, The editions of Minna von Barnhelm published during Lessing's lifetime. Reviews etc.].

Le Moyen Âge. XI (II) [In den Comptes rendus: Paget-Toynbee, A historical grammar of the french language from the french of A. Brachet, rewritten and enlarged (L. Brandin)].

Die neueren Sprachen ... herausgegeben von W. Vietor. VI, 4. 5 [G. Wendt, Die reformmethode in den oberen klassen der realanstalten. M. Walter, Schulreform und reformschulen in Deutschland. K. Meier, Die entwicklung des neusprachlichen unterrichts in Frankreich (schluſs). F. N. Finck, Acht vorträge über den deutschen sprachbau als ausdruck deutscher weltanschauung (V). Berichte. Besprechungen. Vermischtes].

Modern quarterly of language and literature. No. 2, July [F. W. Bourdillon, Gaston Paris. — J. L. Weston, 'Ywain and Gawain' and 'Le chevalier au lion'. — G. B. Matthews and F. Spencer, A XIII. cent. Latin-French glossary. — A. Tilley, The authenticity of the fifth book of Rabelais. — H. W. Atkinson, Maurilian Creole. — Reviews etc.]. S. 97—161.

Splettstöſser, Dr. W., Der heimkehrende Gatte und sein Weib in der Weltlitteratur. Litterar-historische Abhandlung. Berlin, Mayer & Müller, 1899. 96 S. 8.

Paris, Gaston, Les vieux chants populaires scandinaves (Gamle nordiske folkeviser). Étude de littérature comparée, par Léon Pineau, agrégé de l'Université. I Époque sauvage. Les Chants de magie. Paris, Bouillon, 1898, in -8° (Extrait du Journal des Savants. Juillet 1898). 17 S. 4.

Mussafia, A., Studien zu den mittelalterlichen Marienlegenden. V. (Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-historische Classe, Bd. CXXXIX). Wien, Carl Gerold's Sohn, 1898. 74 S. 8.

Wechssler, Die Sage vom hl. Gral in ihrer Entwicklung bis auf R. Wagners Parsifal. Halle, Niemeyer, 1898. 212 S. M. 3.

Waitz, Theodor, Allgemeine Pädagogik und kleinere pädagogische Schriften. Vierte durch Beigaben vermehrte Auflage herausgegeben von

Dr. Otto Willmann, Professor in Prag. Mit dem Porträt des Verfassers und einer Einleitung des Herausgebers über Waitz' praktische Philosophie. Braunschweig, Vieweg & Sohn, 1898. LXXXVI, 552 S. 8. M. 5, geb. M. 6.

Voretzsch, Prof. Karl, Die neue Prüfungsordnung für die württembergischen Neuphilologen. In Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 15. Nov. 1898.

von Sallwürk, Dr. E., geh. Hofrat und Oberschulrat in Karlsruhe, Fünf Kapitel vom Erlernen fremder Sprachen. Berlin, Gaertner, 1898. IV, 87 S. 8. M. 1,40.

Zeitschrift für deutsche Philologie. XXXI, 1 [Fr. Kaufmann, Germani, eine Erläuterung zu Tacitus' Germania 2. — Ders., Zur Geschichte der Sigfridsage. — E. Kettner, Die Einheit des Alphartliedes. — R. C. Boer, Die handschriftliche Überlieferung der Grettissaga. — J. W. Bruinier, Untersuchungen zur Entwickelungsgeschichte des Volksschauspiels von Dr. Faust. — Litteratur und Miscellen].

Kluge, F., Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 6. verbesserte und vermehrte Auflage. 2.—4. Lieferung. Strafsburg, Trübner, 1898. S. 65—320.

Maydorn, B., Deutsches Leben im Spiegel deutscher Namen. Zwei Vorträge. Thorn, Lambeck, 1898. 53 S. M. 1.

Liebich, B., Die Wortfamilien der lebenden hochdeutschen Sprache als Grundlage für ein System der Bedeutungslehre. Nach Heynes deutschem Wörterbuch bearbeitet. I. Teil, 1. u. 2. Lieferung. Breslau, Preufs, 1898. 160 S. M. 1,60.

Vietor, W., Die Aussprache im Schriftdeutschen mit dem Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch in den preufsischen Schulen in phonetischer Umschrift, sowie phonetischen Texten. 4. Auflage. Leipzig, Reisland, 1898. VII, 119 S.

Büchmann, Georg, Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des deutschen Volkes gesammelt und erläutert. Fortgesetzt von Walter Robert-tornow. Neunzehnte vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Haude u. Spener, 1898. XXXI, 761 S. 8. (Mit Bildnis des Verfassers.)

Wollmann, T., Zur Quellenfrage von Gotters Erbschleicherin (Programm der Staats-Realschule im I. Bez. Wiens, 1898). 16 S.

Pietsch, O., Schiller als Kritiker. Königsberg, Gräfe, 1898. 147 S. M. 2.

Bachmann, A., Mittelhochdeutsches Lesebuch mit Grammatik und Wörterbuch. 2. Auflage. Zürich, Fäsi, 1898. IV, 274 S. M. 4.

Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht. Leipzig, Freytag, 1898. Geb. à M. 0,60.

W. Shakespeare, Heinrich IV. erster Teil, herausgeg. von F. Ulrich. 128 S.

Dichter der Fridericianischen Zeit und Lessings Philotas, herausgeg. von M. Schmitz. 109 S.

Herder, Abhandlungen, herausgeg. von E. Naumann. 1. Bändchen. 125 S.

Michaelis, C. Th., Neuhochdeutsche Grammatik bearbeitet für höhere Schulen. 2. Auflage. Bielefeld, Velhagen, 1898. VIII, 182 S. M. 1,80.

Krause, K., Deutsche Grammatik für Ausländer jeder Nationalität mit besonderer Rücksicht auf ausländische Institute im Inlande und deutsche Institute im Auslande; neu bearbeitet von K. Nerger. 5. verb. Aufl. Rostock, Werther, 1898. 279 S.

Nerger, K., Karl Krauses Deutsche Grammatik für Ausländer. Auszug für Schüler, nach der 5. verb. Aufl. bearbeitet. Rostock, Werther, 1898. 200 S.

Englische Studien. XXV, 3 [O. Bischoff, Über zweisilbige Senkung und epische Cäsur bei Chaucer. — M. St. Leather, Pope as a student of Milton. — J. Ellinger, Zur sprachlichen Interpretation moderner englischer Prosatexte an höheren Lehranstalten. — Litteratur. Miscellen].

Anglia. XXI (IX), 1. 2 [E. Einenkel, Das Indefinitum. — R. Brotanek, Abraham und Isaak, ein ne. Mysterium aus einer Dubliner Hs. — G. Caro, Das engl. Perfectum und Praeteritum in ihrem Verhältnis zueinander historisch untersucht. — O. Bundt, Akensides Leben und Werke, mit besonderer Berücksichtigung der 'Pleasures of imagination'. III. — R. Brotanek, Noahs Arche, ein Mysterium aus Newcastle upon Tyne. — E. Vollmer, Sprache und Reime des Londoners Horcleve. — F. Boll, Chaucer und Ptolemäus. — F. Holthausen, Zu Sweets Oldest Engl. texts].

Anglia Beiblatt: Mitteilungen. IX, 3—6. August—Oktober.

Klöpper, C., Englisches Reallexikon. 29.—23. Lieferung. Leipzig, Renger, 1898. S. 1793—2048.

Muret-Sanders, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. II. Teil (deutsch-englisch), Lief. 7: Eindruck—Ernährung. Berlin, Langenscheidt, 1898. S. 561—656. M. 1,50.

Beowulf. Mit ausführlichem Glossar herausgegeben von M. Heyne. 6. Auflage, besorgt von A. Socin. Paderborn, Schöningh, 1898. VIII, 298 S.

Steineck, Altenglische Dichtungen (Beowulf, Elene u. a.) in wortgetreuer Übersetzung. Leipzig, Reisland, 1898. 151 S.

Clanvowe, Das me. Gedicht The Boke of Cupide (The Cuckow and the Nightingale). Kritische Ausgabe von E. Vollmer. Berlin, Ebering, 1898 (Berliner Beiträge XVII). 119 S.

Wollmann, T., Über politisch-satirische Gedichte aus der schottischen Reformationszeit (Wiener Beiträge VIII). Wien, Braumüller, 1898. VI, 96 S.

Hahn, G., Lord Beaconsfield's Roman Venetia, ein Denkmal Byrons und Shelleys. Programm der Annenschule zu Dresden, 1898. 29 S.

Collection of British Authors. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1898. Jeder Band M. 1,60:

Vol. 3296. L. Merrick, The actor-manager.
Vols. 3297 and 3298. Mrs. Humphry Ward, Helbeck of Bannisdale.
Vol. 3299. Bret Harte, Tales of trail and town.
Vol. 3300. J. Conrad, Tales of unrest.
Vols. 3301 and 3302. G. W. Russell, Collections and recollections by one who has kept a diary.
Vol. 3303. A. Hope, Rupert of Hentzau.
Vols. 3304 and 3305. R. H. Savage, In the swim.
Vol. 3306. E. W. Hornung, Young blood.
Vols. 3307 and 3308. Z. Z., The world and a man.
Vol. 3309. E. Marshall, The young queen of hearts.
Vols. 3310 and 3311. W. Black, Wild Eelin.
Vol. 3312. M. E. Wilkins, Silence and other stories.
Vols. 3313 and 3314. M. E. Breddon, In high places.
Vol. 3315. W. E. Norris, The widower.
Vol. 3316. H. S. Merriman, Roden's corner.
Vol. 3317. H. Mathers, Bam Wildfire.

Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit, herausgeg. von L. Bahlsen und J. Hengesbach. Berlin, Gaertner, 1898.

27. Ch. M. Mason, The counties of England, erklärt von O. Badke. 188 S.

28. Dickens, Christmas carol, by Th. Hegener. 2. ed. 147 S.
29. Darwin, Whymper and others, Modern travels and explorations, erklärt von H. Krollick. 139 S.
30. The heroes of English literature, erklärt von W. Rost. 134 S.
31. Great English women, erklärt von F. Wershoven. 87 S.
32. Aus Markdams History of England: One century of English literature (1758—1857), erklärt von H. Bahrs. 115 S.
33. English letters, herausgeg. von J. Ellinger. 130 S.
34. G. Smith, A trip to England, mit Anmerkungen versehen von G. Wendt. 119 S.

Französische und englische Schulbibliothek von O. E. Dickmann. Leipzig, Renger, 1897.

25. E. J. Candy, First days in England or talk about English life, herausgegeben von E. Candy. 127 S. M. 1,30.
26. V. S. Dalgleish, Life of Queen Victoria, herausgeg. von C. Klöpper. 162 S. M. 1,30.

CXIII. F. W. Cornish, Life of Oliver Cromwell, mit einer Karte, erklärt von H. Deutschbein. 149 S.

Brückner, A., Talks about English literature from the earliest times to the present day. Appendix: three little plays. A sequel to life in an English boarding school. Bielefeld, Velhagen, 1898. 134 S.

Koch, John, Praktisches Lehrbuch zur Erlernung der englischen Sprache für Fortbildungs- und Fachschulen wie zum Selbststudium. I. Teil: Elementarbuch, 2. Aufl., 168 S. II. Teil, 2. verb. u. verm. Aufl., 303 S., mit Karten und Schriftproben. Berlin, Goldschmidt, 1898.

Boerner, O., und Thiergen, O., Lehrbuch der englischen Sprache. Ausgabe B, für höhere Mädchenschulen, nach den Bestimmungen vom 31. Mai 1894. II. Teil: Stoff für das zweite Unterrichtsjahr. Mit einem Vollbild (Winter) und einer Münztafel; hierzu ein grammatischer Anhang. Leipzig, Teubner, 1898. 205 S.

Western, A., Kurze Darstellung der englischen Aussprache für Schulen und zum Selbstunterricht. Leipzig, Reisland, 1899. 121 S.

Funk, E., Praktischer Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der schwedischen Sprache für den Schul- und Privatunterricht und namentlich zum Selbststudium für Kaufleute. 6. verbesserte Auflage. Leipzig, Brockhaus, 1898. 285 S. M. 3.

Palme, A., Russisches Lesebuch für Deutsche, enthaltend: Leseübungen, Material zu Sprechübungen und eine Einleitung in die Geschichte der neueren russischen Litteratur mit Musterstücken. Berlin, Herbig, 1899. I, 137 S. M. 1,80.

Garbell, A., Leitfaden für den Unterricht in der russischen Sprache. I. Russische Fibel. II. Elemente der russischen Sprachlehre. Berlin, Langenscheidt, 1899. 47, 142 S.

Grundrifs der romanischen Philologie ... herausgegeben von Gustav Gröber. II, 3, 3 (S. 257—384) [Rätoromanische Litteratur von C. Decurtins, Schlufs; Rumänische Litteratur von M. Gaster, Anfang]. M. 2.

Romanische Forschungen ... herausgeg. von K. Vollmöller. X, 4

[K. Vollmöller, Beiträge zur Literatur der Cancioneros und Romanceros. I. Der Cancionero von Modena. G. Baist, *longimanus* und *manilargo*. W. v. Zingerle, Ein Tristanfragment in Tirol. K. Vollmöller, Zur Geschichte des Romanischen Jahresberichtes. A. Eiselein, Darstellung der lautlichen Entwickelung der französischen Lehnwörter lateinischen Ursprungs. P. Marchot, Etymologisches. K. Vollmöller, Zur Richtigstellung. R. Jungbluth, Sprachliche Untersuchung der von Guignard, Dijon 1878, herausgeg. altfranzösischen Cistercienserinnen-Regel. K. Vollmöller, Bibliographie der 'Romanischen Forschungen'. P. Marchot, Etymologisches]. M. 9.

Romania ... publ. par Paul Meyer et Gaston Paris. 107 [P. Meyer, Documents linguistiques des Basses-Alpes. P. Savi-Lopez, Il Filostrato di Boccaccio. — Mélanges: F. Wulff, *andare, andar, amnar, lar, anar, aller*. G. P., *parpaing, perpigner*. G. P., *poulie*. — Comptes-rendus: Chansons et dits artésiens p. p. Jeanroy et Guy (G. P. et A. Mussafia). Périodiques. Chronique].

Revue des langues romanes. 1898 avr.—juin, juillet [A. Restori, Fragments de théâtre espagnol. Mme Lucie-Lary, La *Jerusalen conquistada* de Lope de Vega et la *Gerusalemme liberata* du Tasse. E. Cauvet, Mémoire sur *Adolphe* de Benjamin Constant. J. Ulrich, La traduction du Nouveau Testament en ancien haut-engadinois par Bifrun. Variétés: Nouvelles pièces tirées de la collection Godefroy. Une lettre de Fléchier, évêque de Nîmes. Allocution en provençal d'un curé de Beaucaire (1501). J. Berthelé, Quelques inscriptions campanaires en provençal moderne. Bibliographie].

Ascoli, Graziadio, *Talentum* 'propensione; attitudine dello spirito'. Estratto dai 'Rendiconti' del R. Ist. Lomb. d. sc. e lett., Serie II, Vol. XXXI. 1898. 6 S. 8.

Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur ... herausgegeben von D. Behrens. XX, 4 u. 6 [Referate und Recensionen]. 7 [V. Lowinsky, Zum geistlichen Kunstliede in der altprov. Litteratur (Forts.). C. Friesland, Ein Gedicht zu Ehren Karls V. O. Schultz-Gora, Die *orfraie* und der *alcyon* in der französ. Litteratur].

Revue de philologie française et de littérature ... p. p. L. Clédat. XII, 2 [L. Clédat, Érec et Énide (suite). P. Regnaud, Quelques étymologies françaises. L. P. Betz, Fin du supplément à l'Essai de bibliographie des questions de littérature comparée. F. Pelen, Des modifications de la tonique en patois bugiste (suite). L. G. Pélissier, Textes provençaus modernes recueillis par J.-B. Vallière. Compte rendu. Publications adressées à la Revue]. XII, 3 [L. Clédat, Érec et Énide (fin). L. G. Pélissier, Textes provençaus modernes (fin). E. Huguet, Notes sur le néologisme chez Victor Hugo. Comptes rendus: Lindberg, Les locutions verbales figées (E. Staaff)].

Aucassin und Nicolete. Mit Paradigmen und Glossar von Hermann Suchier. Vierte Auflage. Paderborn, Schöningh, 1899. XI, 122 S. 8.

Gerhards französische Schulausgaben. Leipzig und Wien, Gerhard, 1898. 8.

7. Une trouvaille, nouvelle par Mme Suzanne Gagnebin. Autorisierte Schulausgabe im Auszug herausgegeben sowie mit Anmerkungen und Wörterbuch versehen von Meta von Metzsch, wissenschaftlicher Lehrerin. I. Teil: Text. II. Teil: Anmerkungen u. Wörterbuch. VIII, 164, 33 S. M. 1,30 (geb. 1,50) und 0,25.

Französische und englische Schulbibliothek, herausgegeben von Otto E. A. Dickmann. Leipzig, Renger, 1898. 8.

Reihe A. Bd. CXIV: Lectures historiques. Mit 4 Karten und 2 Plänen.

Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von F. J. Wershoven. 113 S. M. 1,30.

Reihe C. Band XXVII: Sprachstoff zu den Bildern für den Anschauungs- und Sprachunterricht von F. Strübing. Für den Schulgebrauch bearbeitet von M. Altgelt. II. Bändchen. Inhalt: Der Winter. Der Hafen. Die Mühle. Eine Gebirgslandschaft. M. 1,20.

Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit ... herausgeg. von Bahlsen und Hengesbach. Berlin, Gaertner, 1898. 8.

Abteilung I, 34. Bändchen: Souvenirs de jeunesse von Ernest Legouvé für den Schulgebrauch verkürzt und erklärt von Dr. R. Schertfig, Professor am Königl. Realgymnasium in Zittau. XII, 116 S.

Siepmann's French Series. Advanced. London, Macmillan & Co.

Petites âmes par Émile Pouvillon edited by Stéphane Barlet. 1898. XVII, 179 S.

Quayzin, Henri, Premières lectures à l'usage des écoles supérieures de jeunes filles avec un vocabulaire français-allemand et faisant suite aux 'Premiers Essais' du même auteur. Troisième édition. Stuttgart, Neff (ohne Jahr). VIII, 252 S. 8. Geb. M. 2.

Johannesson, Max, Oberlehrer und Professor, Französisches Lesebuch. Unter- und Mittelstufe. Berlin, Mittler & Sohn, 1898. XIV, 388 S. 8. M. 4.

Ploetz, Charles, docteur en philosophie, ancien professeur au Collège français de Berlin, Manuel de littérature française, onzième édition soigneusement revue et considérablement augmentée. Berlin, Herbig, 1898. XLVIII, 808 S. 8. M. 4,50.

Klöpper, Dr. Clemens, Französisches Real-Lexicon. 6., 7., 8. Lieferung. Leipzig, Renger, 1898 (Ballet—Certificat).

Voelker, Oberlehrer Dr. Paul, Über die sprachlich-logische Schulung durch das Französische (Sonderdruck aus der Festschrift des Realgymnasiums zur zweihundertjährigen Jubelfeier der Franckeschen Stiftungen). 23 S. 4.

Plattner, Ph., Ausführliche Grammatik der französischen Sprache. Eine Darstellung des modernen französischen Sprachgebrauchs mit Berücksichtigung der Volkssprache. I. Teil: Grammatik der französischen Sprache für den Unterricht. Karlsruhe, Bielefeld, 1899. XV, 464 S. 8. M. 4,80.

Franke, Edmund, Dr. phil., Regierungs- und Schulrat, Französische Stilistik. Ein Hilfsbuch für den französischen Unterricht. Zweite durchgesehene und verbesserte Auflage. Berlin, Gronau, 1898. XVIII, 344 S. 8. M. 7.

Foerster, W., professeur de philologie romane à l'Université de Bonn, Causerie philologique faite à la Société Ramond. Avec un appendice, l'étymologie du français: *cuistre* (Extrait du Bulletin de la Société Ramond. Année 1898, page 158). Bagnères-de-Bigorre, imprim. Bérot, 1898. 16 S. 8.

Wetzel, K., ord. Lehrer an der Charlottenschule zu Berlin, 45 französische Lieder mit bekannten deutschen Volksmelodien für den Gebrauch beim französischen Unterricht. Ausgewählt und geordnet nebst Wörterverzeichnis. Berlin, Fussinger, 1898. 40 S. 8. M. 1 (Wörterverzeichnis dazu M. 0,30).

Stier, Georg, Causeries françaises. Ein Hilfsmittel zur Erlernung der französischen Umgangssprache. Berlin, Zolki, 1898. XVII, 253 S. kl. 8. M. 2, geb. M. 2,50.

Körting, Gustav, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische für Studierende der neueren Philologie. Paderborn, Schöningh, 1898. IV, 192 S. 8. M. 3,60.

Breymann, Dr. H., Französisches Lehr- und Übungsbuch für Gymnasien. Erster Teil. Zweite Auflage. München und Leipzig, Oldenbourg, 1898. X, 260 S. 8.

Paris, Gaston, de l'Académie française, Études sur la littérature du moyen-âge. Le roman d'aventure. In Cosmopolis, revue internationale, Tome XI. Septembre 1898. S. 760—778.

Paris, Gaston, Un procès criminel sous Philippe-le-Bel. In La Revue du Palais, IIe année, no. 8, 1 août 1898. S. 241—261 (nach Abel Rigault, Le procès de Guichard, évêque de Troyes, Paris 1896).

Cloetta, Wilhelm, Die Enfances Vivien. Ihre Überlieferung. — Ihre cyklische Stellung. Berlin, Ebering, 1898 (Romanische Studien, Heft IV). VIII, 96 S. 8.

Morf, Heinrich, Geschichte der neueren französischen Litteratur (XVI.—XIX. Jahrhundert), ein Handbuch. Erstes Buch: Das Zeitalter der Renaissance. Strafsburg, Trübner, 1898. X, 216 S. 8. (Es sollen 4 Bändchen, jedes ein Jahrhundert umfassend, zum Preise von je M. 2,50 bis M. 3 erscheinen).

Ayer, Charles Carlton, The tragic heroines of Pierre Corneille, a study in french literature of the seventeenth century (Strafsburger Dissertation). Strafsburg, J. H. Ed. Heitz, 1898. 191 S. 8.

Gisi, Martin, Professor, Französische Schriftsteller in und von Solothurn. Eine historisch-litterarische Untersuchung. Beilage zum Jahresbericht der Kantonsschule Solothurn 1897/98. Solothurn, Zepfelsche Buchdruckerei, 1898. VII, 124 S. 8.

Schirmacher, Dr. Kaethe, agrégée de l'Université, Voltaire, eine Biographie. Leipzig, Reisland, 1898. XX, 556 S. 8. M. 8.

Pasqué, Ernst, und von Bamberg, Eduard, Auf den Spuren des französischen Volkslieds, Dichtung und Wahrheit. Frankfurt a. M., Rütten & Loening, 1899. VI, 237 S. 8.

Gesta Karoli Magni ad Carcassonam et Narbonam. Lateinischer Text und provenzalische Übersetzung mit Einleitung von Dr. F. Ed. Schneegans, Privatdozenten an der Universität Heidelberg. Halle a. S., Niemeyer, 1898. 75, 270 S. 8 (Romanische Bibliothek herausgegeben von W. Foerster, Nr. 15).

Levy, Emil, Provenzalisches Supplement-Wörterbuch, Berichtigungen und Ergänzungen zu Raynouards Lexique roman. Achtes Heft (Schlufs des zweiten Bandes, der von *D* bis *Engres* reicht, XIII, 512 Seiten zählt und M. 16 kostet).

Archivio glottologico italiano diretto da G. I. Ascoli. XIV, 3 [Nigra, Note etimologiche e lessicali; Guarnerio, I dialetti odierni di Sassari, della Gallura e della Corsica; Pieri, A proposito d'uno spoglio di nomi locali; Salvioni e Ascoli, Etimologie; Salvioni, Del posto da assegnarsi al sanfratellano nel sistema dei dialetti galloitalici; lomb. *prasi*; Ascoli, Un problema di sintassi comparata dialettale; Ascoli, Due parole d'anticritica. Salvioni, Indici del volume]. l. 6,80.

Supplementi periodici all'Archivio glottologico italiano ... ordinati da G. I. Ascoli. 5[a] dispensa [G. I. A., Parole d'introduzione; Pieri, Toponomastica illustrata delle valli del Serchio e della Lima; Pieri, Di un saggio toponomastico di T. Zanardelli]. l. 11,50.

Rigutini, Gius., e Bulle, O., Nuovo dizionario ecc. fasc. 14. Leipzig, Tauchnitz, 1898 [Ferse—Guckloch].

Biblioteca italiana. Für den Unterricht im Italienischen mit Anmerkungen in deutscher, französischer und englischer Sprache herausgegeben von A. Scartazzini. Zweites Bändchen. Il cane del cieco, racconto di

Vittorio Bersezio. Seconda edizione rifatta e corretta da A. Scartazzini. Davos, Richter, 1898. 56 S. 8. M. 0,80.

Crescini, prof. Vincenzo, Ignoto manoscritto di uno de' poemi italiani sopra S. Margherita d'Antiochia. Padova, tip. Randi, 1898 (Memoria letta alla R. Accademia di scienze, lettere ed arti in Padova, nella tornata del giorno 16 gennaio 1898 ed inserita nel volume XIV, dispensa III degli Atti e memorie). p. 189—203. 8.

Manzoni, Alessandro, I promessi sposi, edizione curata nel testo da Alfonso Cerquetti, illustrata da Gaetano Previati. Milano, Hoepli, 1898. Fasc. 4—12 (p. 73—288). Es sollen 36 Lieferungen (ungefähr 800 Seiten) werden, die je 1 lira kosten. Bei Vorausbezahlung ist der Preis des Ganzen 33 l., nach Erscheinen der letzten Lieferung 40 l.

Kürschner, Federico, professore di lingue moderne e delle scienze commerciali, autore della tachistenografia universale, L'italiano parlato, frasi usuali giornaliere con trascrizione fonetica. Leipzig, Reisland, 1898. X, 73 S. 8. M. 0,80.

Giornale storico della letteratura italiana diretto ... da F. Novati e R. Renier. Fasc. 94—95 [F. D'Ovidio, Sull'origine dei versi italiani a proposito d'alcune più o men recenti indagini. G. Rossi, Il codice X*. 34. — Varietà: S. De Chiara, La luce dell'Inferno dantesco. G. Nicolussi, Alcuni versi tedeschi nel Dittamondo. A. Werner, L''Aspramonte' di Andrea de' Mangabotti ed i suoi rapporti coi 'Reali di Francia'. L. Manzoni, Tommaso Pontano. F. P. Luiso, Due omonimi di Leonardo Bruni nel secolo XV. — Rassegna bibliografica: E. Moore, Studies in Dante, first series (M. Scherillo). E. Coli, Il paradiso terrestre dantesco (U. Cosmo). L. Volkmann, Iconografia dantesca; F. X. Kraus, Dante (C. Morel). V. Cian, Sulle orme del Veltro (U. Renda). A. Moschetti, Due cronache veneziane (F. Flamini). A. Lazzari, Ugolino e Michele Verino (V. Rossi). — Bollettino bibliografico. — Annunzi analitici. Pubblicazioni nuziali. Comunicazioni ed appunti. Cronaca].

Novati, Francesco, L'influsso del pensiero latino sopra la civiltà italiana del medio evo. Seconda edizione, riveduta, corretta ed ampliata. Milano, Hoepli 1899. XIV, 268 S. 8. l. 4.

Sixteenth annual report of the Dante Society (Cambridge, Mass.). May 18, 1897. Accompaning papers: Professor Rajna's critical text of the De vulgari eloquentia (Paget Toynbee). Additions to the Dante collection in the Harvard College library, May 1, 1895 — May 1, 1897 (compiled by Theodore W. Koch). Boston, Ginn & Co., 1897. XVIII, 82 S. 8.

Ebner, Dr. J., Beitrag zu einer Geschichte der dramatischen Einheiten in Italien (Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie. XV. Heft). Erlangen und Leipzig, Deichert, 1898. XXI, 178 S. 8. M. 3.

Maddalena, E., Giuoco e giocatori nel teatro del Goldoni, note (Estratto dal Resoconto annuale dell'Accademia di Commercio di Vienna, 1898). 56 S. 8.

Zumbini, Bonaventura, socio della R. Accademia di archeologia, lettere e belle arti, Il Leopardi a Napoli, discorso commemorativo letto il giorno XXVII giugno MDCCCXCVIII nella Società Reale di Napoli. Napoli, Stab. tipografico della Regia Università, 1898. 31 S. 4 (Estratto dal volume: A Giacomo Leopardi la R. Accademia ... nel centenario del XXIX giugno MDCCXCVIII).

Mugica, Pedro de, Libro de lectura para el primer curso de castellano. Para el uso en la cátedra del Seminario de lenguas orientales. Berlin, Spemann, 1898. 48 S. 8.

Paris, Gaston, La légende des Infants de Lara. Extrait du Journal des Savants, mai et juin 1898. Paris, Imprimerie Nationale, 1898. 28 S. 4.

Paris, Gaston, Les Sept Infants de Lara. In Revue de Paris, 15 nov. 1898. S. 372—395.

Fünfter Jahresbericht des Instituts für rumänische Sprache (Rumänisches Seminar) zu Leipzig, herausgeg. von dem Leiter des Instituts Prof. Dr. Gustav Weigand. Leipzig, Barth, 1898. IX, 370 S. 8 [R. Geheeb, Prosthetisches *a* und *s* im Rumänischen; C. Lacea, Untersuchung der Sprache der 'Viata si petrecerea svintilor' des Metropoliten Dosoftei; G. Weigand, Beitrag zur Kenntnis des Meglen; S. Puscariu, der Dialekt des oberen Oltthales; G. Weigand, der Codex Dimonie; A. Byhan, die alten Nasalvokale in den slavischen Elementen des Rumänischen].

Tiktin, Dr. H., Rumänisch-deutsches Wörterbuch. Auf Staatskosten gedruckt. Lieferung 4. Bukarest, Staatsdruckerei, 1898. S. 193—256. M. 1,60.

PB
3
A5
Bd.101

Archiv für das studium
der neueren sprachen

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY